This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL LIBRARY
MDCCCCX
CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS

Deutſchland

Einſt und Jetzt

im Lichte des Reiches Gottes.

Von

W. Hoffmann,
Dr. der Theologie, Hof- und Domprediger und Schloßpfarrer zu Berlin,
General-Superintendent der Kurmark Brandenburg u. ſ. w.

Berlin.
Verlag von Stilke & van Muyden,
21. Unter den Linden.
1868.

BR
852
.H64
1868

Ueberſetzung in fremde Sprachen wird dem Verfaſſer vorbehalten.

May 5, 1877.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Solidariſche Verbindung von Kirche und Staat als Factoren des Reiches Gottes. Geſchichtliches Verhältniß Beider zu einander bis zur Reformation. Veränderung deſſelben durch die Reformation. Perſönliches Chriſtenthum und Territorialismus. Proteſtantiſirung des Staates. Der ſittliche Staat als höchſtes Ziel. Das Reich Gottes in der Gegenwart. Perſönliche Veranlaſſung dieſer Schrift.

I. **Die Weisſagung des deutſchen Landes** 13

Der „geographiſche Begriff" Deutſchland. Einfluß der Geſtaltung des Landes auf ſeine Geſchichte. Die deutſchen Ströme. Das ſüd- und mitteldeutſche Bergland. Beherrſchung des Tieflandes. Entwicklung des Nationalbewußtſeins. Zug der Geſchichte nach Norden und Oſten. Die Stämme des Südens und Südweſtens. Die ſächſiſchen Herrſcher. Germaniſirung der Slawen des Nordens. Die bairiſche Oſtmark. Konrad I. Repräſentant der Reichseinheit. Dynaſtiſche Entzweiung des Nordens und Südens.

II. **Der erſte Gang zur Erfüllung der Weisſagung** 28

Einheitspolitik Karls des Großen. Grad des vorhandenen Einheitsbewußtſeins. Stammkönigthum. Deutſches Königthum der Karolinger, von der Kirche geweiht. Karl der Große und die kosmopolitiſche Idee des chriſtlichen Kaiſerthums. Trennung Deutſchlands vom Weſtfrankenreich. Deutſches Königthum und römiſches Kaiſerthum Otto's I. Verhältniß zu Italien und der Kirche. Päpſtliche Politik. Zur Kritik der Römerzüge. Kampf mit dem Papſtthum, Gregor VII. Bedürfniß einer kaiſerlichen Hausmacht. Widerſtand der Particularfürſten unter Saliern und Hohenſtaufen. Der Hohenſtaufen Entfremdung vom Reiche. Anſtreben des Erbkaiſerthums. Einmiſchung des Auslandes. Friedrich II. von Hohenſtaufen. Ueberhandnehmen der Fürſtenmacht.

*

Seite

Vernichtungskampf gegen das Papstthum. Keime und Vorläufer der Reformation.

III. Der Bruch mit der bisherigen Geschichte 57
Die Markgrafen und geistlichen Fürsten. Deutschland ein Bundesstaat. Habsburger und Hohenzollern. Kaiser Rudolf. Ludwig der Baier. Emancipation des Reichs und der Fürsten vom Papste. Demokratische Associationen in Kirche und Staat: Conventikel, Stadtbürgerthum. Carl IV. und die goldne Bulle. Huß. Sigismund. Halbe Anläufe zur Reformation in den großen Concilien. Belehnung Friedrichs von Zollern mit der Mark Brandenburg.

IV. Die deutschen Mächte in ihrem Werden 71
Das Markensystem gegen die Slawen. Charakter der germanisirten Lande. Einwirkung des Christenthums auf die unterworfenen Slawen. Die selbstständige Macht der Askanier. Der eingewanderte deutsche Adel, allmählig verwildert, durch die Zollern beschränkt. Gefahr von Polen und Czechen. Das Geschlecht der Hohenzollern in seiner Entwicklung und Ausbreitung, in seiner Stellung zu Reich und Kirche. Kaiser Sigismunds Streben nach Hausmacht; Emancipation Brandenburgs. Aelteste Geschichte der Donauländer, des Hauses Oesterreich und seiner wachsenden Macht. Die Babenberger. Die Habsburger und ihr Charakter. Einigung Oesterreichs unter Friedrich III.; Untergang der ächten Kaiseridee.

V. Die letzte Entscheidung 87
Territoriale Strebungen in Deutschland. Oesterreich und Frankreich. Entsittlichung und Unordnung im Reiche als Folge des Strebens der Fürsten nach Particularfreiheit. Die Zollern in Brandenburg und Franken. Kaiser Maximilian. Wirkung der neuen Entdeckungen. Anbruch einer neuen Zeit: Renaissance, Reformation. Zugeständnisse des hülfsbedürftigen Maximilian an das Reich; auswärtige Politik des Kaisers. Fall des Reichsregiments. Specialverbindungen einzelner Reichstheile; Bauernkrieg. Beginn der Fremdherrschaft über Deutschland; gleichzeitig Anbruch der Reformation. Joachim's von Brandenburg haltlose Politik. Innerliche Natur des deutschen Protestantismus im Gegensatze zum romanischen. Frühere Spuren desselben in der irischen Mission (Schottenklöster), den Gottesfreunden u. A. Hauptsitz Mitteldeutschland. Contact der Reformation mit der Politik; Städte und Bauern ihre Freunde. Entschiedener Bruch mit dem Christenthum der herrschenden Kirche, Wiedererweckung des apostolischen. Persönliches Verhältniß des Einzelnen zu Gott. Papstthum und Kaiserthum zugleich erschüttert, weil eng verbunden,

Seite

und weil das Letztere ſchon ohne nationale Baſis. Karl V., ſeine Abſtammung und Erziehung, ſeine Umgebung. Unzulänglichkeit der ſpaniſchen Klerikalreformation. Feindſchaft Karls gegen die deutſche Reformation. Die Zerreißung des Reichs durch dieſelbe eine Folge des falſchen Verhältniſſes zwiſchen Nation und Kaiſer und der früheren Unterdrückung freier Regungen durch die Kirche. Karls Unzuverläſſigkeit; Luthers Unſicherheit in ſeinem Verhalten gegen den Kaiſer. Territorialismus und Entnationaliſirung. Nationaler Unterſchied der Reformirten und Lutheraner. Unterſchied des ſlawiſch-norddeutſchen und des ſüddeutſchen Lutherthums; ſchroffere Ausbildung im Norden. Verengung des politiſchen und religiöſen Geſichtskreiſes.

VI. **Der Untergang der Einheit** 111

Verderbliche Wirkung des Augsburger Religionsfriedens, namentlich des geiſtlichen Vorbehalts. Entſtellung der evangeliſchen Kirche durch denſelben. Keim eines Religionskrieges und der Zerſplitterung des Reichs. Unduldſamkeit der Proteſtanten unter ſich, namentlich der Lutheraner. Schädlicher Einfluß des Orthodoxismus auf die Sittlichkeit. Proteſtanten und Katholiken (Letztere zuerſt) ſuchen ausländiſche Hülfe. Kurſachſen durch ſeine lutheriſche Intoleranz zum Vaſallen Oeſterreichs geworden; Brandenburg's Herrſcher unzulänglich und unentſchieden. Ueberall territorialer Egoismus. Die Entwicklung des evangeliſchen Bekenntniſſes und damit die Wiederherſtellung der deutſchen Einheit abgeſchnitten durch Unterliegen der melanchthoniſchen Form des Proteſtantismus. Union der Evangeliſchen und Liga. Dreißigjähriger Krieg. Ende des eigentlichen Reiches. Der Grundſatz der kirchlichen Union der Evangeliſchen politiſch anerkannt im Weſtphäliſchen Frieden. Anbahnung eines Verhältniſſes zwiſchen Proteſtanten und Katholiken. Uebervortheilung der Evangeliſchen. Nothbiſchöfe. Unhaltbarkeit des Geſchaffenen.

VII. **Der Dualismus** 125

Die Habsburger durch auswärtigen Erwerb und Gegenreformation Feinde Deutſchlands. Gegen die Verſuche einer Weltmonarchie erhebt ſich die europäiſche Einmiſchung (zweite Hälfte des dreißigjährigen Krieges). Außerdeutſche Politik Oeſterreichs. Verluſte des Reichs im Weſten. Wachſen Brandenburgs durch Erbſchaft. Johann Sigismund reformirt und der weiteren Entwicklung zugethan, Georg Wilhelm ſchwankend. Wallenſteins Reichsideen; Guſtav Adolf's Entwurf einer großen proteſtantiſchen Nordmacht. Der große Kurfürſt. Seine Jugendeindrücke in den Niederlanden. Sein Wirken für Union der Bekenntniſſe und Gründung eines

Seite

neuen Deutſchlands. Hebung der brandenburgiſchen Macht. Aufruf „an den ehrlichen Deutſchen". Untreue Oeſterreichs gegen das treue Brandenburg. Aufnahme der Hugenotten. Leopold I. von Oeſterreich und Friedrich I. von Preußen. Friedrich Wilhelm I. Zeitweilige Milderung des Gegenſatzes zwiſchen Habsburg und Zollern. Aufnahme der Salzburger. Wiederholte Perfidie Oeſterreichs. —

VIII. Der Antagonismus 141

Friedrich der Große. Erwachen des deutſchen Nationalgeiſtes durch ihn. Der preußiſche Staat eine Verkörperung der neuen Zeit. Vergebliche Bemühungen Joſephs II. für die Regeneration Oeſterreichs. Die Theilung Polens, ein unvermeidlicher Schritt. Bairiſcher Erbfolgekrieg; Fürſtenbund. Ein Reich im Reiche. Gedanke einer deutſchen katholiſchen Nationalkirche. Verflachung des Proteſtantismus. Ueberhandnehmen des Aberglaubens neben äußerlichem Orthodoxismus (Friedrich Wilhelm II.). Häuffer's Urtheil. Allianz Preußens (Herzberg) mit dem Papſte wider Joſephs Bemühungen um eine deutſche Nationalkirche. Herabſinken der Kraft Preußens. Religionsedict Friedrich Wilhelms II. Franzöſiſche Revolution. Coalitionskriege. Neue Treuloſigkeiten Oeſterreichs, deren Folge der Basler Friede. Erſtes Auftauchen der Mainlinie. Bonaparte's Siege. Preußens wie Oeſterreichs Haltung Frankreich gegenüber ſchwach, Deutſchland gegenüber ſelbſtſüchtig. Friedrich Wilhelm III. und Franz II. (I.). Verſchwinden der geiſtlichen Fürſtenthümer. Emporkommen der Mittelſtaaten. Schlacht bei Jena. Rheinbund. Franz II. Abdankung. Scheitern der politiſchen Unionsbeſtrebungen Preußens.

IX. Deutſchlands neue Erhebung 165

Preußens innere Umkehr. Auch im übrigen Deutſchland Wiederaufleben des Nationalſinns. 1813. Oeſterreich ſäumig und hemmend; Preußen der Vorkämpfer Deutſchlands, ſpäter zurückgedrängt durch die Diplomatie, weil revolutionärer Tendenzen beſchuldigt. Stärkung des Ultramontanismus in Italien und Spanien. Verfügung fremder Mächte über Deutſchlands innere Angelegenheiten. Erneuter Antagonismus Preußens und Oeſterreichs; mit Letzterem die Mittelſtaaten. Polen und Sachſen. Geheimer Kriegsbund der bisherigen Alliirten gegen Preußen. Metternichs Frivolität. Preußens Uebervortheilung und geographiſche ſowie confeſſionelle Zerſtückelung. Falſche Richtung der öſterreichiſchen Politik nach Italien. Niebuhr über Sachſens Einverleibung. Stein verdrängt. Deutſchland von Frankreich nicht entſchädigt. Unklarheit über die Zukunft. Das Legitimitätsprincip. Die deutſche Bundes-

Seite

verfaſſung. Allgemeines berechtigtes Mistrauen gegen dieſelbe. Die verheißenen Conſtitutionen der Einzelſtaaten; das ſtändiſche Element in denſelben (Würtemberg). Die Sehnſucht nach Frieden von lähmender Wirkung.

X. Preußens Beruf in Deutſchland ſeit der Erhebung 187

Das Aufraffen des preußiſchen Staats ein Beweis ſeiner Lebenskraft. Der ſcheinbar eingeſchlummerte confeſſionelle Gegenſatz regt ſich wieder; Preußen der Hort des Proteſtantismus. Freiere Stellung der evangeliſchen Kirche; Union von 1817. Unzufriedenheit wegen der langſamen Entwicklung der Verfaſſungsangelegenheit; Gegenſatz des ſtändiſchen und des modernen Repräſentativ-Syſtems. Vorzüge des Aufbaues auf ſtändiſcher Grundlage. Möglichkeit, die wahren Stände der Neuzeit allmählig zu finden. Repreſſion der liberalen Strömung durch die heilige Allianz (Aachen, Carlsbad), über das Ziel hinaus in kleinlicher Weiſe durchgeführt. Hardenberg. Schuld der Regierungen. Reaction in Oeſterreich und von Rußland her; durch dieſelbe Preußen vollends gelähmt und in ſchiefe Stellung zu Deutſchland gebracht. Carlsbader Beſchlüſſe; Mainzer Commiſſion. Steigen des Mistrauens gegen die Bundesverfaſſung; die Hauptſchuld auf Preußen geworfen. Das Gute in Preußen. Görres' Uebertreibungen. Bedeutung des preußiſchen Beamtenthums. Vorwiegend negative Haltung der Büreaukratie. Rückblick auf die ſtändiſche Entwicklung in Preußen. Die Geſetzgebung. Provinzialſtände. Vielfacher Umſchlag der Stimmungen; Cultus Napoleon's, romantiſcher Katholicismus. Vorbereitung des Zollvereins. Entfremdung Oeſterreichs. Die polniſche Revolution ein Werk des Adels, die belgiſche ein Werk der Prieſter. Aſſimilationskraft und Bewegungsfähigkeit des preußiſchen Staates (Rheinlande, Weſtphalen, Sachſen, Poſen) im Gegenſatze zu Oeſterreich; trotzdem Preußen im Schlepptau des Kaiſerſtaats. Der Zollverein und ſeine politiſche Bedeutung. Oeſterreich nicht mehr deutſch, ein magyariſch-ſlawiſcher Staat. Verkehrte Richtung ſeiner Politik nach Weſten; Mangel an Kraft zur Germaniſirung des Oſtens. Oeſterreichs Streben nach Erhaltung des Beſtehenden, nicht mit Conſequenz durchführbar. Hemmung der Einigung Deutſchlands aus Furcht. Verwendung des Bundestages zu dieſem Zwecke. Stagnation der Verwaltung im Innern Oeſterreichs. Nach dem Tode Franz I. Verſuche zum Anſchluß an Deutſchland (Metternich), die mislingen; einzelne Conceſſionen im Innern nach preußiſchen Impulſen. Revolution von 1848; plötzlicher Sturz des Alten, Metternich's Fall. Freiere und feſtere Stellung der Monarchie in Preußen. Macht des Gedankens der heiligen Allianz über Friedrich Wilhelm III.; ſein

Seite

Festhalten am Bündnisse mit Oesterreich. Hegel's Staatsphilosophie. Paul Pfizer über das damalige Preußen. Preußens Wirken für die Wehrhaftigkeit des Bundes; Hemmungen von Seiten der Mittelstaaten. Friedrich Wilhelm IV. Seine historische Anschauung und sein Verständniß der Gegenwart; seine Neigung zum Frieden. Scheinbare Inconsequenz seines Charakters. Seine Ansicht vom richtigen Verhältnisse zwischen Fürst und Volk. Der vereinigte Landtag. Des Königs Bemühungen um Einheit Deutschlands. Seine zu günstige Meinung von Oesterreich und den Mittelstaaten (Bundeskriegsverfassung). Radowitz über Oesterreich. Antrag auf Publicität der Bundesverhandlungen und eine neue Preßgesetzgebung. 1848. Plan eines Fürstencongresses auf den März 1848, durch die Ereignisse durchkreuzt.

XI. Der nationale Umschwung 242

Einfluß der Februarrevolution auf Deutschland. Oesterreichs Schwäche. Fremde Elemente in der Bewegung. Friedrich Wilhelms IV. Gedanken durch die Revolution überholt, nicht geändert. Seine Uneigennützigkeit gegenüber Oesterreich und den deutschen Fürsten. Das Vorparlament. Das Frankfurter Reichsparlament. Oesterreichs Unfähigkeit zur Führung Deutschlands durch den Umsturz aufgedeckt. Wohlfeile Urtheile in Frankfurt über Preußens Verhalten in der Herzogthümerfrage. Preußen für Deutschland überall unentbehrlich. Ministerium Brandenburg-Mantenffel. Octroyirte Verfassung. Ueber Repräsentativverfassung. Geschichte des englischen Parlamentarismus. Gefahren einer Verpflanzung desselben auf deutschen Boden. Der französische Constitutionalismus; die Gegenüberstellung von Rechtsstaat und Polizeistaat. Der sittliche Staat (Ungedrucktes Manuscript). Unbrauchbarkeit des französischen Musters. Friedrich Wilhelm IV. weicht, weil er allein steht, den übereilten Forderungen der Zeit. Seine Worte bei Annahme der Verfassung; sein Vorbehalt. Preußen als Wiederhersteller der Ordnung in Deutschland. Die Ablehnung der Kaiserkrone, ein Beweis für den hellen Blick des Königs. Die Kämpfe in der Paulskirche; Feindseligkeit Oesterreichs. Erfurter Bündniß; Eifersucht der Mittelstaaten. Wiedererweckung des Bundestages; Plan des Siebzigmillionenreiches. Olmütz. Die conservative Partei in Preußen. Rußlands Anmaßung. Stahl über Liberalismus und Conservatismus. Prüfung seiner Staatsidee. Staatsidee Friedrich Wilhelm IV. Die „Misregierung." Wesen der Demokratie. Preußens Aufgabe, die rechte deutsche Verfassung zu finden. Der Krimmkrieg. Richtige Stellung Friedrich Wilhelms IV. in demselben; seine Wahrung der Interessen Deutschlands. Unverständige Urtheile über dieses Verhalten. Die evan-

Seite

gelische Kirche und ihre Haltung gegenüber den Folgen der Revolution. Friedrich Wilhelms IV. Krankheit und Tod. König Wilhelm I. „Neue Aera.“ Oesterreichs Eifersucht und Falschheit (Villafranca). Stellung des Adels in Preußen. Reorganisation des Heeres. Conflict. Herr von Bismarck. Seine politische Laufbahn und die Entwicklung seiner Ansichten. Seine Stellung zu den Parteien und zur Verfassung. Das preußische Abgeordnetenhaus. Der Fürstentag von 1863 und die versuchte Täuschung Preußens.

XII. Der letzte Befreiungskrieg 344

Die Herzogthümerfrage und der Prinz von Augustenburg. Oesterreich im Schlepptau Preußens; dänischer Krieg. Bewährung der Reorganisation. Die Februarbedingungen. Augustenburgerthum der Mittelstaaten; Entzweiung zwischen Preußen und Oesterreich. Verkennung Preußens bei seinen Gegnern. Die Thorheit derselben des Grafen Bismarck bester Bundesgenosse. Beiderseitige Vorbereitung zur Entscheidung. Aufschub des Zusammenstoßes durch die Gasteiner Convention. Kurzsichtigkeit des preußischen Landtages. Der dänische Krieg in seinen Folgen ein Befreiungskrieg von österreichischer Fremdherrschaft. Der Bundesbeschluß vom 14. Juni 1866. Kriegslust der Mittelstaaten. Verschiedenheit der Stimmung in beiden Lagern. Der Bettag vom 22. Juni. Oesterreichs Heuchelei. Herr von Gerlach. Die „Berliner Theologen.“ Innere Gründe der Niederlagen Oesterreichs. Preußens Bestimmung für Deutschland unzweifelhaft klar geworden. Die Einverleibungen und Preußens gutes Recht zu denselben. Niebuhr über Sachsen (1814). Herr v. Hodenberg. Bischof v. Ketteler. Wirkungen des Sieges auf Preußens innere und äußere Verhältnisse. Die Kleinstaaterei. Zersetzung der Parteien. Preußens Verfahren in den neuen Provinzen. Der deutsche Charakter der Hohenzollern. Die „berechtigten Eigenthümlichkeiten.“ Nothwendiges Aufhören des specifischen Preußenthums. Die Norddeutsche Bundesverfassung. Die Unglückspropheten. Neue Pflichten Preußens. Nothwendigkeit der Herstellung eines echten ständischen Princips für die Vertretungen der einzelnen Lande (Interessenvertretung). Gliederung der wahren Stände der Gegenwart. Organisation des Volkslebens. Einwände gegen das neu Errungene; Haltlosigkeit derselben.

XIII. Deutschland in Nord und Süd 399

Ursachen der Trennung von Ober- und Niederdeutschland. Preußens Verdienste um den Süden. Der schwäbische Stamm. Die norddeutsche Eigenart. Würtemberg. Baden. Unwissenheit im

Seite

Süden über Preußen. Phantom eines Südbundes. Verſchiedene Stellung ſüddeutſcher Parteien zum Anſchluß an den Norden (Römer, Mohl, Planck). Baiern und ſeine Selbſtändigkeitsverſuche. Oeſterreich und ſeine wahrſcheinliche Zukunft. Seine Schwächen. Die unumgänglichen Heilmittel. Die Finanzfrage. Die Nationalitätenfrage. Der Dualismus. Selbſtüberſchätzung der Magyaren. Die Czechen. Nothwendigkeit freier Germaniſirung. Das Concordat. Unerläßlichkeit ſeiner Aufhebung im Intereſſe des nicht mehr katholiſchen Staates und der Kirche ſelbſt. Die ſocialen Verhältniſſe Oeſterreichs und deren nothwendige Regeneration. Forderung des Aufgebens aller Träume von Herrſchaft über Deutſchland und eines engen Anſchluſſes an Preußen.

XIV. Das deutſche Chriſtenthum 439

Der confeſſionelle Gegenſatz von jeher eine Haupturſache der politiſchen Spaltung. Abſchwächung deſſelben namentlich im achtzehnten Jahrhundert, Wiederaufleben im neunzehnten. Bedürfniß einer Verſöhnung auch aus politiſchen Gründen. Stellung der römiſch-katholiſchen Kirche zu Deutſchland; ihre Anſprüche auf Alleinherrſchaft. Nach kurzer Annäherung der Confeſſionen Steigerung des katholiſchen Selbſtbewußtſeins durch die Reſtauration. Gedanke einer deutſchen katholiſchen Kirche. Möglichkeit einer nationalen Kirche. Die Wurzeln und Kräfte des heutigen Papſtthums (Romanismus). Sein unausbleiblicher Verfall; Biſchöfe und Concilien die Kirchenleitung der Zukunft. Febronius. Vorſchläge zu einer Reformation innerhalb der katholiſchen Kirche (Befreiung der deutſchen Kirche vom Romanismus). Conföderation des erneuten Katholicismus mit den Evangeliſchen. Anknüpfung des deutſchen Chriſtenthums an die iriſchen Miſſionen. Preußens Förderung katholiſcher Intereſſen. Kurfürſt Friedrich II.; Albrecht Achilles; Herzog Albrecht in Preußen. Aufgabe der Hohenzollern für Herſtellung der deutſchen Kirche. Die Univerſalität des Chriſtenthums verträglich mit nationalen Unterſchieden. — Die evangeliſche Kirche. Weſen und Vorgeſchichte der Reformation. Deutſcher Charakter der lutheriſch-melanchthoniſchen Form derſelben. Der Boden ihres Wirkens. Die außerdeutſche Reformation. Kampf beider Richtungen und Uebergänge zwiſchen beiden. Unionsgedanken ſeit dem 16. Jahrhundert. Der Pietismus. Die preußiſche Union Friedrich Wilhelms III. Die Hinderniſſe ihrer Einführung; ihr wahres Ziel und ihr Grundgedanke. Ihr hiſtoriſches Recht und ihre Unzerſtörbarkeit. Der ſogenannte „lutheriſche" Kirchenbegriff. Denkſchrift des Evangeliſchen Oberkirchenraths von 1867. Der Proteſtantenverein. Die bibelgläubige Union eine nothwendige Frucht der Reformation. Aufgabe der preußiſchen

Seite

Kirche, dieſelbe zu zeitigen. Nothwendigkeit einer deutſchen evangeliſchen Nationalkirche mit Biſchöfen. Luthers und Melanchthons Stellung zur Kirchenverfaſſung. Summepiscopat. Anfänge einer Befreiung der Kirche unter Friedrich Wilhelm III. Friedrich Wilhelms IV. Ideen über Kirchenverfaſſung. Berliner Synode von 1846. Die Kirche in ihrem Verhältniß zum conſtitutionellen Staate. Der Evangeliſche Oberkirchenrath (1850); ſeine Aufgaben, ſeine Thätigkeit. Schwierigkeiten der Herſtellung einer Selbſtverwaltung der Kirche. Die Kreisſynoden. Verpflichtungen des Staates. Die Landesſynode. Recht des Landesherren in der Kirche. Rückblick auf das Wirken des Evangeliſchen Oberkirchenraths. Wiedertrauungsfrage. Die kirchliche Leitung der neuerworbenen Provinzen. Verſchmelzung ſynodaler und conſiſtorialer Verfaſſung mit episcopaler unter dem summus episcopus. Plan Friedrich Wilhelms IV. Kritik deſſelben. Union auf Grund der Augustana. Conföderation der deutſchen Chriſtenheit.

XV. **Das Reich Gottes** 516

Bedeutung des Gottesbewußtſeins in der Entwicklung der Menſchheit. Das Chriſtenthum als geoffenbarte Religion. Das deutſche Chriſtenthum. Die Perioden der Culturentwicklung und ihre Aufgaben. Die Volkskirche des Evangeliums Ziel der germaniſchen Entwicklung. Die Familie. Die Ehe. Erziehung und Unterricht auf allen Stufen. Bedürfniß einer chriſtlichen Centralwiſſenſchaft. Die Geſammtaufgabe des deutſchen Volkes.

Einleitung.

Was mich dazu veranlaßt, mit einer Schrift, welche es nicht vermeiden kann und will, auch politiſche Fragen und Zuſtände zu ihrem Gegenſtande zu machen, in der gegenwärtigen bewegten Zeit mich an die deutſche Welt zu wenden, warum ich dieſe Schrift mit dem Reiche Gottes als ihrem Zielpunkte bezeichne, darüber iſt es billig, einige Rechenſchaft ihr vorauszuſenden.

Alle ernſteren Glieder unſeres deutſchen Volkes haben es längſt erkannt, daß die Zeit der todten Abſtractionen vorüber iſt, in welchen der Staat ſeinen Weg gehen und ſeine Zwecke verfolgen konnte, ohne ſich um die Kirche und die Folgen, welche für ſie ſeine Bewegung hat, zu bekümmern, und daß es ſich ebenſo, wie mit der Kirche, auch mit der Wiſſenſchaft und der geſammten geiſtigen Bildung verhält. Alle Veränderungen und ſtärkeren Bewegungen auf dem Staatsgebiete finden ihren Wiederhall und ihre Gegenwirkung, freundliche oder feindliche, auf dieſen Gebieten des gemeinſamen Lebens, welche ſich ſogar als die Vorausſetzungen des Staatslebens erweiſen und daſſelbe entweder fördern oder ſtören. Die Kirche iſt überall nicht mehr blos als ein Theil oder ein blos dienendes untergeordnetes Glied im Staate betrachtet, ſondern ihre beſonderen und ſelbſtändigen Aufgaben ſind erkannt, ausgeſprochen, als Gegenſtand bewußter Thätigkeit in Anſpruch genommen. Nicht etwa nur bloße Grenzbewahrung zwiſchen ihr und dem Staate liegt ihren Gliedern und Leitern ob, ſondern es handelt ſich um neue Geſtaltung oder reinere Ausbildung ihrer bisherigen Geſtalt, um innere Ordnung, Organiſirung, Bewegung, und wenn dazu eine vorüber-

gehende Zurückziehung vom Staate nöthig wird, damit sie Zeit und Ruhe und ungehemmten Gebrauch ihrer Glieder habe, so ist es nur Schwäche des Urtheils, darin eine feindliche Trennung zwischen Kirche und Staat zu sehen. Vielmehr ist es dabei der Natur der Sache nach auf eine viel förderlichere Verbindung zwischen beiden abgesehen, als sie bisher stattfinden konnte. Kirche und Staat werden so oft zugleich mit einander genannt, daß eine Wechselbeziehung zwischen ihnen nothwendig stattfinden muß. Dieselbe hat sich in den letzten Jahrzehnten in so mächtiger Weise kundgegeben, daß mehr als einmal die Zurückdrängung einer Richtung auf dem Boden des Staates dieselbe veranlaßt hat, in der Kirche oder vielmehr gegen sie sich geltend zu machen. Ja man hat es nicht mit Unrecht früher der Bureaukratie in den deutschen Staaten, besonders den kleineren, vorgeworfen, daß sie die Kirche und neben ihr auch die Schule fahrlässig den Experimenten eines falschen Liberalismus überlassen habe, um nur diesen lästigen Gegner im Staatsleben los zu werden. Mit einem derben Ausdruck hat man gesagt, sie seien die Knochen, mit welchen man die beißenden Gewalten augenblicklich zufriedengestellt habe. Wenn auch dies übertrieben genannt werden kann, so läßt sich doch kaum leugnen, daß dieselben Staatsmänner und Beamten, welche im Staate sich die Kritik, die wohlfeile Weltverbesserung allen Ernstes verbaten, dieselbe dennoch selbst in dem Nachbarfelde, der Schule, und noch lieber in der Kirche zur Anwendung brachten. Der bureaukratische Staat selbst hat auf diese Weise in der Kirche und Schule unsäglich viel Schaden angerichtet, von welchem sie bis heute noch nicht überall geheilt sind. Und wer kann es vergessen, auf den lichtfreundlichen Rednerbühnen vor 1848 gerade dieselben Helden der Phrase erblickt zu haben, welche seit diesem Jahre sich ein, wie es schien, noch erfolgreicheres Feld ihrer Thätigkeit in den politischen Volksversammlungen eröffnet sahen. Auch als die Erschütterung des heftigen Stoßes von 1848 wieder allmählich beruhigt war, ließ sich diese Wechselwirkung wieder in dem Auftauchen kirchlicher negativer Secten und Strömungen leicht erkennen.

Woher diese Erscheinung noch in einer Zeit, da Kirche und Staat sich jeder auf sein eigenes Wesen besannen, indem sie aufhörten, Einer den Andern zu knechten und in sein eigenes Wesen zu verwandeln,

ſeitdem die Kirche nicht mehr als ſtaatsbeherrſchende Macht auftreten konnte, wie dies ſeit Jahrhunderten nicht mehr in großem Maßſtabe und auf lange Zeit möglich war, und der Staat nicht mehr an allen Orten die Kirche nur als ein Anhängſel ſeines eigenen Weſens mit ſich fortzog, weil in der neueſten Zeit da und dort die Kirche von den Feſſeln der Cäſareopapie befreit wurde? Nirgends anders her, als aus der weſentlichen Verwandtſchaft beider, in welcher ſie als Factoren des Reiches Gottes auf Erden ſtehen. Denn wer kann es leugnen, daß die Kirche in ihrer äußeren Geſtalt, in ihrer Verfaſſung, zuletzt vom Staate herkommt? Der römiſche und der byzantiniſch-griechiſche Staat, das antike Kaiſerthum, war der älteſte Grundtypus für die Geſtaltung der Kirche, ſobald ſie aufhörte, eine Conföderation von Gemeinden zu ſein, in deren jeder der ganze urſprüngliche Begriff der Kirche ſich erſchöpfte, alſo von da an, als die Kirche eine allgemeine (katholiſche), ein organiſirter Inbegriff der Chriſtenheit zu werden anfing. Das römiſche Reich wurde in der Kirche in höherer Stufe und bei ihrer geiſtigen Natur zugleich in ihrem innerſten Weſen widerſprechender und auf die Dauer unmöglicher Weiſe wiederholt, zugleich aber eben um ihrer Geiſtigkeit willen auch in durchgreifenderem Organismus dargeſtellt, dem die rohen Maſſen der Nationen mit ihrem geſchichtlichen Gepräge kein ſo ungefügiger Bauſtoff waren, wie dem politiſchen Kaiſerreiche. Gerade aber dieſe Organiſationskraft, die ſich an denſelben Gegenſtänden (Nationen, Stämmen, Perſonen) übte, welche auch die Gegenſtände der weltlichen Herrſchaft wurden, wirkte auch wieder auf den Staat und ſeine Gliederung und Ausgeſtaltung, ſo daß die Kirche demſelben zurückgab, was er von ihr empfangen hatte, nämlich die ausgearbeitete Geſtaltung. Wir vergeſſen dabei nicht, daß dieſer neue Geſtaltungs-Proceß, der des Staates durch die Kirche, in langſamerem Gange ſich vollzog, als der erſtere, die Organiſirung der Kirche nach dem Muſter des Staates. Denn dieſe geſchah nicht durch die im Staate herrſchenden Mächte, wenigſtens nur dem kleineren Theile nach durch dieſe, ſondern durch das Bedürfniß und den Willen der Kirche ſelbſt. Die alte morgenländiſche und abendländiſche Kirche war durch ihre Biſchofsſitze und Patriarchate dieſem einheitlichen Typus raſch entgegengetrieben. Dem ſtarken Einfluß der Kirche

auf den Staat aber begegnen wir zuerſt im fränkiſchen Reiche, wo das antike Kaiſerthum und das moderne Volksthum zuerſt durch das Band der Kirche geeinigt wurden. Durch das ganze Mittelalter hindurch geht die Arbeit, beide zu verſchmelzen, ohne daß es jemals gelang. In dieſem Kampfe der kräftigen Volksſtämme gegen die Machtherrſchaft der Kaiſer konnte die im Weſentlichen fertig geſtaltete Kirche nur maßgebend und überwiegend werden. Aber in demſelben Maße, als dieſer Kampf nachließ, als ein ſpecifiſch-nationales Königthum in Frankreich, ein durch Eroberung gewonnenes in England und Spanien, als zugleich in Deutſchland das Stammfürſtenthum in neuer, dem Kaiſerthum nachgemodelter Geſtalt ins Daſein trat, drängte ſich auch auf dem kirchlichen Gebiete das Bedürfniß der nationalen Kirchenverkörperung hervor. Die Böhmen waren davon das heftigſte und ſchroffſte, die Deutſchen mit ihrem Epiſcopalismus im 15. Jahrhundert ein milderes, die Franzoſen ſpäter mit ihrer gallicaniſchen Kirche das zahmſte Beiſpiel.

Erſt das ſechszehnte Jahrhundert brachte mit ſeiner Reformation die entſchiedene Umänderung. Die Kirche des Proteſtantismus war nicht mehr der nach Centraliſation ſtrebende geiſtliche Staat, ſondern die Gemeinde oder Gemeinſchaft der Gläubigen, die auf das erſchloſſene und verſtandene Wort Gottes geſtellt waren. Die Perſönlichkeit, der Chriſtenmenſch in ſeiner Freiheit und Unabhängigkeit, nur durch den ewigen Gott in Chriſto gebunden, war die herrſchende Triebkraft in der evangeliſchen Kirche. Eine ſolche im vollen Sinne war noch nicht da, nur als werdende war ſie aus dem Glauben erſtanden, in der Zukunft lag noch ihre befriedigende Geſtaltung. Der Staat übernahm diejenige Seite ihres Lebens, welche man Verfaſſung, Regierung zu nennen pflegt.

Es iſt eine oft wiederholte Klage, daß im Jahrhundert der Reformation die Innerlichkeit, im nachfolgenden die im Kampfe unerläßliche Kryſtalliſirung der Lehre und in dem dritten ſeit der Reformation die Schmelzung der zu hart und unlöslich gewordenen Kryſtalle zu einer das Leben durchdringenden und erneuernden Flüſſigkeit die kirchlichen Kräfte ſo ganz in Anſpruch genommen, daß ſie für die wirkliche Ausgeſtaltung der Kirche weder Sinn noch Zeit gehabt, ſich vielmehr begnügt haben, für das durch die Macht der Geſchichte Gewordene die rechtfertigenden Theorien zu ſchaffen. Aber

die Klage iſt unbegründet, ſo wahr auch die von ihr angeführten Thatſachen ſind. Der Territorialismus, ſo ein Schreckenswort er auch heute geworden iſt, war unerläßlich, wenn einmal die Verfaſſung nicht zum Dogma der Kirche gehörte, ſondern in ihrer Wandelbarkeit und ſelbſt Zufälligkeit, beſonders aber in ihrem Zuſammenhang mit der nationalen Natürlichkeit der Völker und Stämme erkannt war. Damit waren ja die „Landeskirchen“ gegeben, und wie hätten ſie beſtehen mögen, wenn nicht in Zeiten, wie der ſchmalkaldiſche, der dreißigjährige Krieg, und in den jämmerlichen Zuſtänden nach dem letzteren die ganze Kraft der weltlichen Landesherrſchaft auch der Kirche zu ſtatten gekommen wäre? Hatte doch überdieß Luther ſchon mit klarem Bewußtſein eine mehr aus dem Ganzen der Kirche und Gemeinde ſich geſtaltende Verfaſſung für verfrüht erklärt, weil unſer Herr Gott erſt rechte Chriſten machen müſſe! Waren doch die in den reformirten Kirchen vorhandenen ſynodalen Verfaſſungen in derſelben Zeit, da in der lutheriſchen Chriſtenheit der Territorialismus herrſchte, der lebloſen Verſteinerung verfallen oder es hatte dieſelbe Cäſareopapie in Republiken (der Schweiz, den Reichsſtädten Deutſchlands) ſich der Kirche bemächtigt, wie in den monarchiſchen Staaten. Freilich war es ein unerquicklicher Anblick, die Hunderte von Landeskirchlein in Deutſchland, alle mit ihrem summus episcopus an der Spitze. Aber dieſe Kahlheit und Armſeligkeit lag nicht im Weſen der Kirche oder der lutheriſchen Lehre, ſondern im Verkommen des Kaiſerthums und Reiches, das ſeine wirkliche Baſis verloren hatte, ſeitdem es auf Deutſchland allein beſchränkt war, und noch mehr ſinnlos geworden war, als die ſpaniſchen Habsburger und ihre Nachkommen die Reformation in ihren Landen gewehrt und die kirchliche Zerklüftung Deutſchlands als Erbe der Nachwelt hinterlaſſen hatten. Wäre die Reformation, wie ſie dazu angelegt war, als deutſche Bewegung durchgedrungen, hätte man ſie nur ungehindert ihrem eigenen nationalen Gange überlaſſen, ſtatt die Gegenreformation mit allen Mitteln durchzuſetzen, ſo hätte ſich die Kirche viel früher als eine wirkliche Organiſation ausgeſtaltet. Denn die „rechten Chriſten“ würden gekommen ſein, wenn nicht der dreißigjährige Krieg Deutſchland um zweihundert Jahre geſunder Geſchichte gebracht hätte.

Aber gleichwohl, trotz dieſes Mißgeſchickes, welches die prote-

ſtantiſche Kirche in ihrer Zerſplitterung und Kleinkircherei zum Geſpötte der römiſch-katholiſchen Kirche in ihrer größeren Maſſe und organiſirteren Geſtalt werden ließ, hat doch dieſe verachtete proteſtantiſche Kirche ein Werk gethan, ſo groß oder größer noch, als das Werk des antiken Kaiſerthums, das zuerſt der Kirche ſeinen Typus aufdrückte. Durch die proteſtantiſche Kirche wurde der Staat proteſtantiſirt. Die Staaten der Neuzeit, ob in Frankreich oder in England, ob in Oeſterreich oder in Preußen, ſie tragen alle daſſelbe beherrſchende Lebensprincip in ſich, auch die ſtärkſte Macht der Centraliſation konnte es nicht erdrücken, nur aufhalten, das Princip der Nationalität und der Perſönlichkeit. So ſehr auch in dem Kanzleiſtyl aller Staaten, bis nahe an die Gegenwart heran, nur von Herrſchaft und Unterthanen die Rede war, es kamen doch allmählich immer weitere Kreiſe als Stände zur politiſchen Beachtung und Anerkennung. Mochte die franzöſiſche Revolution mit ihrem dritten Stande auch auf dem Boden eines römiſch-katholiſchen Landes entſtanden ſein, das in Scheiterhaufen und Dragonaden die gläubige, von Menſchenauctorität unabhängige Perſönlichkeit vertilgt hatte, ſie war doch nur das Zerrbild deſſen, was in der Reformation geſund und wahr hervorgetreten. Es war ein nicht etwa nur in den Schulen und Lehrſälen der Proteſtanten wiederholter Satz, daß der einzelne Menſch in ſeiner auf Gottes Wort ruhenden Ueberzeugung, als Perſönlichkeit, mit Gott in Gemeinſchaft treten könne und müſſe, daß durch die Taufe und das heilige Abendmahl das Glied der Kirche nicht etwa nur dieſer einverleibt werde, ſondern das Individuum als Perſon in einen Wechſelverkehr mit Gott in Chriſto trete. Kein Orthodoxismus, kein Territorialismus hatte den leuchtenden Glanz dieſer neu erſtandenen chriſtlichen Wahrheit vernichtet. Es war mit dem Proteſtantismus eine Entdeckung in der geiſtigen Welt zum Gemeingut gemacht, welches nicht verfehlte, in den Gebieten der Rechtswiſſenſchaft, der Staatslehre und in dem ſchwer zu beſchreibenden Product aus unzähligen zuſammenwirkenden Kräften, welches man die allgemeine Bildung oder den Geiſt einer Zeitepoche nennt, ſeine Wirkung weit über die Grenzen der Kirche und über die des proteſtantiſchen Staates hinaus zu thun. Am gewaltigſten waren die Kämpfe um dieſes neue Lebensprincip und

ſeine Anwendung auf Staat und Kirche in England und in den Niederlanden. Aus dieſen Landen herüber wirkte es in Deutſchland und Frankreich mit ſtiller, aber unwiderſtehlicher Macht. — Man hat ſchon oft geſagt, der Proteſtantismus ſei das Princip der Revolution, aber man hat eben ſo oft eine unſinnige Behauptung ausgeſprochen. Der religiöſe, der kirchliche Proteſtantismus, welcher evangeliſch war, ehe er proteſtantiſch wurde, iſt das nicht und kann es nicht ſein, gerade weil ihm ſogar die Verfaſſung der Kirche nicht zu den Glaubensartikeln gehört, noch viel weniger die richtige Verfaſſung des Staates. Es wäre ebenſo thöricht, der römiſchen Kirche dieſen viel gemißbrauchten Vorwurf zurückzugeben und zu ſagen, ihre Lehre von dem Staat als dem geringeren, als der Welt im Gegenſatze des Reiches Gottes, welches die Kirche ſei, alſo auch von der Pflicht der Kirche, den Staat in ſich zu verwandeln, ihn zu erobern und zu beherrſchen, ſei die Quelle aller Revolution. Vielmehr iſt dieſe nur in ihren mächtigſten Erſcheinungen der Neuzeit, im 17. Jahrhundert in England, im 18. in Frankreich zugleich auf beiden ſich ſo innig verwandten Gebieten, dem des Staates und der Kirche, aus Spannungen hervorgebrochen, die verbieten, eine einzige Urſache anzunehmen, wo ſo viele zuſammenwirkten. Aber wahr iſt es, daß dieſe Revolutionen einen wahren, dem Proteſtantismus gleichfalls innewohnenden, ja in ihm centralen Gedanken ausgeſprochen haben, das Recht der Perſönlichkeit auch im Staate. Mögen dabei krankhafte Uebertreibungen, mögen ſogar unſinnige Verkehrungen dieſes Gedankens die tiefe Schattenſeite der heftigen Bewegung geweſen ſein, kein Menſch hat es noch zu leugnen vermocht, daß ſeit ihnen kein Culturſtaat der Anerkennung gewiſſer Menſchenrechte ſich hat entziehen können und daß der Staat auch in ganz katholiſchen Ländern nicht minder von dieſem treibenden Agens bewegt wird, als in proteſtantiſchen. Nur aber vergeſſe man dem Proteſtantismus nicht, daß er nie und nirgends von einem abſoluten Rechte der Perſönlichkeit redet, ſondern immer die aus dem Worte Gottes neugeſchaffene, alſo die göttlich erleuchtete, in Demuth und Buße und Glauben erneuerte Perſönlichkeit als die den Menſchen gegenüber vollberechtigte, durch keine Auctorität, aber auch durch keine Majorität zu knechtende im Auge hat, daß alſo nicht die zufällige Perſönlichkeit, nicht die willkür-

Einleitung.

Was mich dazu veranlaßt, mit einer Schrift, welche es nicht vermeiden kann und will, auch politische Fragen und Zustände zu ihrem Gegenstande zu machen, in der gegenwärtigen bewegten Zeit mich an die deutsche Welt zu wenden, warum ich diese Schrift mit dem Reiche Gottes als ihrem Zielpunkte bezeichne, darüber ist es billig, einige Rechenschaft ihr vorauszusenden.

Alle ernsteren Glieder unseres deutschen Volkes haben es längst erkannt, daß die Zeit der todten Abstractionen vorüber ist, in welchen der Staat seinen Weg gehen und seine Zwecke verfolgen konnte, ohne sich um die Kirche und die Folgen, welche für sie seine Bewegung hat, zu bekümmern, und daß es sich ebenso, wie mit der Kirche, auch mit der Wissenschaft und der gesammten geistigen Bildung verhält. Alle Veränderungen und stärkeren Bewegungen auf dem Staatsgebiete finden ihren Wiederhall und ihre Gegenwirkung, freundliche oder feindliche, auf diesen Gebieten des gemeinsamen Lebens, welche sich sogar als die Voraussetzungen des Staatslebens erweisen und dasselbe entweder fördern oder stören. Die Kirche ist überall nicht mehr blos als ein Theil oder ein blos dienendes untergeordnetes Glied im Staate betrachtet, sondern ihre besonderen und selbständigen Aufgaben sind erkannt, ausgesprochen, als Gegenstand bewußter Thätigkeit in Anspruch genommen. Nicht etwa nur bloße Grenzbewahrung zwischen ihr und dem Staate liegt ihren Gliedern und Leitern ob, sondern es handelt sich um neue Gestaltung oder reinere Ausbildung ihrer bisherigen Gestalt, um innere Ordnung, Organisirung, Bewegung, und wenn dazu eine vorüber-

ſein der Menſchheit, nämlich das wirkliche, lebendige Bewußtſein derſelben erlebt. Iſt es nicht Gott, ſo iſt es die Welt oder ein Stück der Welt, immer ein unüberſchaubares Ganzes, was ihnen das Einzelne tragen und erklären muß. Dieſe atheiſtiſchen Unphiloſophen können mich daher nicht hindern, den Gottesgedanken in der Wirklichkeit der Dinge feſtzuhalten und daher von einem Reiche Gottes zu ſprechen. Nur iſt Gott nicht blos in ſeiner Höhe und Heiligkeit, wie ihn die Kirche als den geoffenbarten kennt, ſondern auch Gott in ſeinem dem Naturleben zugewendeten Schöpferwillen, alſo in ſeinem Wohnen durch die Welt ſeiner Creaturen Gegenſtand meines gläubigen Ergreifens. Darum iſt er mir nicht zu hoch, um auch im Staate, der den Menſchen in ſeinem Naturleben zuerſt erfaßt und über daſſelbe emporführt, ſein Wirken und Walten zu haben. Die ewige Harmonie aber ſeines Wollens und Seins ſchließt zur Einheit zuſammen, was hier auf Erden geſondert ſich bewegt. Nicht blos Staat und Kirche, auch Wiſſenſchaft und Kunſt, auch Bildung und Geſellſchaft, wie ſie ja nicht blos einzelne Sphären im Staate ſind, ſondern auch über ihn hinausgreifen und wieder ihn bedingen, gehören dem Reiche Gottes an, das keineswegs erſt werden ſoll, ſondern iſt und lebt und wirkt, aber erkannt und gefunden ſein will.

Mit dieſen allgemeinen Anſichten könnte ich mich begnügen, um mein Reden auch über Politiſches zu rechtfertigen. Aber ich habe noch anderes zu berühren. Als evangeliſcher Theologe, Geiſtlicher und Kirchenmann muß ich ja Manches in dem weiten Weltgebiete, auch im Staate und in den Staaten etwas anders anſehen, als ich dies thun würde, wenn ich eine überblickende Stellung in der römiſch-katholiſchen Kirche einnähme. Dieſe Kirche kann und darf ja nicht anders, als erwarten und verlangen, daß alle Kirchen dieſer Welt ihr ſelbſt zufallen, und muß alle Bewegungen der Zeit darauf anſehen, ob ſie dieſem Ziele entgegentreiben. Es haben hochbegabte und kraftvolle Männer dieſer Kirche ſich über die politiſchen Bewegungen und über die Lage der Zeit und beſonders unſeres deutſchen Vaterlandes ausgeſprochen. Warum ſollte von evangeliſcher Seite kein Laut in dieſen Fragen vernommen werden? Ich kann jene Stimmen der Wächter in der katholiſchen Kirche nicht tadeln, vielmehr muß ich ſie als berechtigt anerkennen, weil

ihre Angehörigen ein Recht haben, nach jenen Männern aufzublicken und leitende Gedanken über die Gegenwart und Zukunft von ihnen zu fordern. In derſelben Lage befinde ich mich keineswegs, auch möchte ich nicht meine Kirche für die Ueberzeugungen verantwortlich gemacht ſehen, die ich ausſprechen werde. Aber ich habe ein privates Recht, meine Gedanken über die alle Deutſchen bewegenden Fragen der Gegenwart laut werden zu laſſen. Nichts davon zu ſagen, daß man von einer Seite her, der ich eine Virtuoſität des Mißverſtehens zuerkennen muß, meine Predigten über Obrigkeit und Unterthan, obwohl ſie zur Zeit der ſogenannten „neuen Aera“ gehalten worden waren, als Ermuthigungen der preußiſchen Regierung zu einer Politik gedeutet hat, welche in der Partei des ſogenannten Fortſchritts heftige Bekämpfer fand, daß ich alſo wohl thue, auch mein politiſches Denken, welches in meinen Predigten ſeine Stelle nie gefunden hat, nicht heimlich zu halten, ſo hat das letzte Jahr (1866) mir ſo viele namentliche und namenloſe ſchriftliche Anregungen in dieſer Richtung gebracht, daß ich genöthigt wurde, mir ſelbſt über vieles Rechenſchaft zu geben, was ich ſonſt hätte, als nicht zu meinem eigentlichen Berufe gehörig, zur Seite liegen laſſen können. Ich bin in Briefen aus anderen Theilen Deutſchlands über die Politik der preußiſchen Regierung zur Rechenſchaft gezogen worden, als wäre ſie mein eigenſtes Werk, ich bin über Krieg und Kriegsrüſtungen, über Frieden und Friedensbedingungen, denen allen ich ſo fern ſtand, als die Schreiber der Briefe, vor den ewigen Gerichtshof Gottes gerufen worden, ich habe mit meinen Amtsgenoſſen den Strom von verurtheilenden, höhnenden und bitteren Reden über mich ergehen laſſen müſſen, der uns als falſche Propheten, als zur Unzeit Schweigende, ja als Heuchler und als Solche brandmarken wollte, die den Dolch eingeſegnet, welchen der Räuber in das Herz ſeines Opfers ſtoße, und zwar das Alles wegen der öffentlichen Gebete, die wir angerathen und deren Abhaltung wir geordnet und ſelbſt mit vollzogen haben. Wir haben das Alles gerne zurechtgelegt und verziehen, aber es muß mir darum nicht verdacht werden, wenn ich wünſche, daß die Ankläger richtig ſehen lernen. Zwar hat die Zeit und der Umſchwung der Dinge das Seine an dieſen heftigen Beurtheilern gethan und ſie haben trotz ihrer Proteſte gegen den Schluß aus dem

Erfolge auf das Recht doch auch der Macht des Erfolges ihren Tribut bezahlt, und es ist unnöthig, jene bitteren Gefühle auch nur in der Erinnerung wieder wach zu rufen, aber es ist doch gut, um der gemeinsamen Zukunft willen, wenn dieselben nicht blos vergessen, sondern auch wirklich beseitigt werden und nicht bei jedem neuen Anlaß wieder hervorbrechen können.

Doch alle diese persönlichen und privaten Beweggründe hätten mir niemals die Feder in die Hand gegeben, zumal mit Unterbrechung anderer, von diesem Felde weit abliegender Arbeiten, wenn nicht die Gedanken, welche ich auszusprechen mich gedrungen fühle, das Ergebniß eines langjährigen Denkens über diese Fragen des öffentlichen europäischen Lebens wären. Daß sie nicht gerade neue Aufschlüsse geben, sondern mit einer jetzt — Gott sei Dank! — nicht mehr ganz schmalen Strömung gehen, benimmt ihnen nichts, und daß sie mit den Aufgaben der Kirche und den in diesem Augenblicke viel bewegten und auch mich bewegenden Angelegenheiten der preußischen Landeskirche sich überall berühren, welche nicht mehr seitab von den allgemein deutschen liegen, verstärkt eher mein Recht zum Reden. Daß ich überall das Politische vom Kirchlichen nie ganz zu trennen, wohl aber die einer Partei in Preußen so oft vorgeworfene Vermischung von Religion und Politik als mir ganz fremd und widrig zu vermeiden weiß, das wird man mir nicht zum Tadel anrechnen, wenn man erst aufmerksam gelesen hat.

I.

Die Weiſſagung des deutſchen Landes.

Der Mann, welcher das vernichtende Wort geſprochen hat: „Deutſchland iſt nur noch ein geographiſcher Begriff“, hat, wie der Hoheprieſter Kaiphas, ohne ſein Wiſſen geweiſſagt oder vielmehr die Weiſſagung nur ausgeſprochen, welche längſt vor ihm mit mächtigen Zügen, nämlich den geographiſchen Grundzügen des Baues unſeres deutſchen Vaterlandes geſchrieben war. Ein geographiſcher Begriff nämlich iſt Deutſchland allerdings, ein Inbegriff, wie ihn die ſchöpferiſche Allmacht und Weisheit hingeſtellt hat, um ſeine Deutung dereinſt in ſpäter Zeit zu geben und ſeine Bedeutung zu offenbaren. Ein ſolcher geographiſcher Begriff iſt ſtets die Wurzel der politiſchen und kulturgeſchichtlichen Begriffe, die für jenen Kaiphas-Propheten die einzigen realen waren. Es iſt wahr, ein Land kann durch Unglück und Unterdrückung, es kann auch durch eigene Schuld auf dieſe bloße Wurzel zurückgedrängt werden, wenn der aus ihr erwachſene Stamm austrocknet, hohl und morſch wird und am Ende zerbröckelt, weil Niemand ihm den Dienſt des Abhauens erweiſt. Daß es ſo weit mit Deutſchland zu irgend einer Zeit gekommen geweſen, hat wohl noch Niemand geglaubt. Vielmehr hat es zu allen Zeiten wenigſtens Einige gegeben, welche die Weiſſagung leſen konnten, wie ſie mit mächtigen ſteinernen Buchſtaben von den Alpen bis ans deutſche Meer, „vom Fels zum Meere“ geſchrieben war. Dieſe Wenigen waren beſſere Propheten der deutſchen Zukunft, als der Diplomat mit ſeinem „geographiſchen Begriff“, der eben nur die diplomatiſche Geographie, nicht die deutſche

Erdkunde nach Alexander v. Humboldt und Karl Ritter kannte, jene, die blos die farbigen Striche auf den Karten beachtungswerth findet, die Grenzen, welche durch hinfällige Friedensſchlüſſe und kurzlebende Vereinbarungen geſchaffen ſind. Was es mit einem wirklichen geographiſchen Begriffe auf ſich hat, darüber hat längſt die engliſche und franzöſiſche Geſchichte Aufſchlüſſe gegeben, die ſelbſt den Männern der rothen, blauen, gelben und grünen Linien auf der Kartenfläche nicht mehr fremd ſind.

Im Allgemeinen belehrt uns die Weltgeſchichte, daß Länder durch fremde Anſiedlung beherrſcht werden, wenn ſie in glücklicher Zone gelegen, dazu einladen, wenn ſie als Inſeln oder weit in's Meer geſtreckte Halbinſeln gleichſam die Hände ausſtrecken nach den Anſiedlern, welche die See ihnen zuführen ſoll oder wenn ſie in den Mündungen großer tief hinein ſchiffbarer Ströme die Pforten gaſtlich aufthun, durch welche Wanderluſt, Handel oder die Sendboten einer höheren Geſittung eingehen. Griechenland, Italien, Spanien, Egypten, Oſtindien, Nord- und Süd-Amerika, aber auch England, Weſtindien, der indiſche Archipelagus ſind die erdkundlichen und geſchichtlichen Beweiſe dafür. Ferner ſagt uns die Geſchichte, daß reiche, warme, von Lebensfülle ſtrotzende Tiefländer, in welchen die Adern des Verkehrs kaum je fehlen, oder auch weitgedehnte Hochländer, von welchen aus die letzteren erreichbar ſind, zu großen Einheiten der Herrſchaft (Reichen) ſich eignen, wie uns Meſopotamien, Hochaſien, Rußland die geſchichtlichen Beweiſe liefern. Alles dies iſt nicht der Charakter des deutſchen Landes. Von den Alpen bis zum Harz und zur ſächſiſchen Schweiz iſt es ein Land mäßig hoher Bergzüge und dazwiſchen liegender, kleinerer Hochebenen, von Flußthälern durchfurcht und ſo recht ſichtlich in Kammern getheilt, zwiſchen welchen die Treppen und Gänge die Verbindung, wie in einem altdeutſchen Familienhauſe, erhalten. Fremde Anſiedlungen hat es zwar gehabt, aber ſie vermochten ſich nicht zu halten, weil das Land ſie nicht hielt, weil ihr Daſein nicht im Bedürfniſſe des Landes wurzelte. — Sehen wir unſere deutſchen Ströme, die Donau, welche von Weſt nach Oſt durch die niedrigen Tafelländer am Fuße der Alpen ſich ihren Weg bahnt, und von der Quelle bis zur Mündung den Charakter der Landſchaft ſo weſentlich ändert. Vom Hochland zum Tiefland, vom

ſcharfen Binnenklima zum ſüdlich milden Littoralklima, vom rauhen Alpland zum marſchigen weichen Lande üppiger Behaglichkeit geht ihr Scenenwechſel, während ſie dazwiſchen ſtolze Städte deutſcher Kraft und Bildung durchwogt und auf ihrem Wege überall den friſchen Alpenſtrömen, wie den läßigeren Flüßchen der mitteldeutſchen Berge ſich öffnet. Hier iſt eine Pulsader deutſchen Landes, deren letzter Lauf dieſes einer alten Verſäumniß anklagt. Daß hier noch die Ueberreſte der Türkenmacht in den rumäniſchen Fürſtenthümern uns begegnen, iſt ein Beweis, daß das deutſche Oeſterreich an der Donau ſeinem Beruf nicht völlig genügt hat, in welchem es gelegen hätte, die Mündung des deutſchen Stromes in deutſche Gewalt zu bringen und durch Germaniſirung zum deutſchen Lande zu machen. Warum es dieſer Aufgabe nicht gewachſen war, darüber ſpäter. Der größte deutſche Hauptſtrom, der Rhein, deſſen Quellen nicht im eigentlich deutſchen, ſondern rhätiſchen Lande liegen, geht in ſeinem ganzen Mittel- und Unterlauf durch deutſches Land und nimmt deutſche Flüſſe auf. Er iſt die große Straße Deutſchlands zum Meere und verbindet Nord- und Süddeutſchland und beide mit den inneren Landſchaften. Allerdings iſt er politiſch an einer Strecke ſeines Laufes der Grenze Frankreichs genath und auch dieſer Umſtand läßt eine Verſäumniß deutſcher Pflicht in einer früheren Zeit nicht verkennen. Sie liegt im 17ten und 18ten Jahrhundert, in derſelben Zeit, in welcher auch Oeſterreich an der unteren Donau ſeine Aufgabe unerfüllt gelaſſen hat. Sein Mündungsland iſt ein deutſches, nämlich Holland. Auch hier aber tritt uns in der Entfremdung des niederdeutſchen Stammes gegen das gemeinſame Vaterland, die eine ſelbſtſtändige undeutſche Staatenbildung dort werden ließ, ein Zeugniß früherer Schwäche und Selbſtverkennung entgegen, welcher Deutſchland in den Freiheitskriegen der Niederländer ſich ſchuldig gemacht hat und welche theilweiſe auf die Nichtdurchführung der deutſchen Reformation im geſammten deutſchen Volke, theilweiſe auf die confeſſionelle Trennung des deutſchen Proteſtantismus und auf die Ueberſchätzung des Unterſchieds zwiſchen lutheriſcher und reformirter Auffaſſung des Proteſtantismus fällt. Die übrigen deutſchen Ströme, zum Theil aus ſlaviſchen Quellländern kommend, ſind erſt im Laufe der Zeit bis an ihre Mündung deutſchen Beſitzes geworden. Weſer und Elbe waren es theils

immer, theils ſchon ſehr lange, ſo daß man ſie als die vollkommen deutſchen Ströme betrachten kann, Oder und Weichſel ſind erſt in den letzten Jahrhunderten feſt und dauernd mit ihren Mündungen an Deutſchland gekommen. Sie treten aber in der Reihe nothwendig zurück, da die Oſtſee, welcher ſie ihre Waſſer zuführen, nicht im vollen Sinne des Wortes Meer, ſondern faſt nur ein rieſiger Binnenſee iſt, noch überdieß lange von den ſcandinaviſchen Mächten beherrſcht. Dieſe Ströme alle ſind die Ausgänge des deutſchen Landes zu andern Nationen auf dem leichteſten Verbindungswege, dem zu Waſſer. Damit iſt auch jetzt noch in eine unerfüllte Zukunft hinausgewieſen, die, wenn auch in dieſem Augenblicke ein deutſcher Fürſt an der unteren Donau herrſcht, doch noch nicht zur Gegenwart geworden iſt. Es wäre thöricht, anzunehmen, daß hiermit irgendwie deutſcher Eroberung der Weg gewieſen ſei, vielmehr iſt der friedliche und geiſtige Bildungs- und Verſchmelzungs-Prozeß der dem deutſchen Weſen entſchieden gemäßere, wie denn die öſtlichſten Ströme Deutſchlands von dieſem Proceſſe noch ganz andere Thaten geſehen haben, als von der Gewinnung der Lande mit Gewalt der Waffen. —

Sehen wir von dieſen Aus- und Zugängen Deutſchlands nunmehr in ſein Inneres hinein, ſo iſt klar, daß die eigentlichen Quellen deutſcher Kraft im Süden und in der Mitte lagen. Es iſt wenigſtens nicht zu überſehen, daß die Kaiſergeſchlechter, welche Deutſchland löblich und ſtark regiert haben, das fränkiſche und ſchwäbiſche (hohenſtaufiſche), wie das ſächſiſche, alle dem deutſchen Berglande angehört haben. Die Hohenzollern ſind ein ſchwäbiſch-fränkiſches Geſchlecht, und auch die Habsburger waren deutſche Oberländer. Die Alpenthäler, ſoviel ſie von deutſchem Volke bewohnt ſind, und die Ebenen am Fuße der Alpen, alſo die Lande der Oeſterreicher, der Baiern, Schwaben und Alemannen tragen in ihrer Natur ſo ſehr das Gepräge einer einheitlichen Länderform an ſich, daß es einer ausgeſucht unglücklichen Geſchichte bedurfte, um ſie auf längere Zeit zum Wohnplatz getrennter Stämme und kleiner Herrſchaften zu machen. Es iſt wahr, die Schwaben und Baiern haben ſchon in alter Zeit als verſchiedene Stämme auch ihre eigenen Führer und Herrſcher gehabt. Das war aber die Wirkung des alten Stammfürſtenthums, welches von dem Bau des Landes

unabhängig war, wie denn auch die Franken ſich als ein Keil zwiſchen ſie und die Thüringer hineintrieben, freilich von den Thälern des Main und Neckar dabei begünſtigt, weil dieſe in's fränkiſche Rheinthal ſich öffneten, aber doch noch mehr auf Grund und im Zuſammenhange der Abſtammung. Die Naturgrenzen waren dabei ſehr untergeordnet. Daß die Frankenkönige auch über dieſe Schwaben- und Baiern-Gaue ihr Scepter ſtreckten, rührte dagegen ſchon auch von der Einheit der Landesnatur her. Die Franken ergoſſen ſich durch das Rheinthal hinab und hinauf und von dieſem in die Thäler hinein, welche zu demſelben ſich öffneten. Jenſeits der Bergkämme ſaßen denn die Schwaben, die Heſſen, die Thüringer, die Sachſen. Daß die letzteren auch in die nördliche Ebene hinab ſich breiteten und an den einzelnen Berglandſchaften, wie denen am Rhein und der Ruhr und an dem Harze, nur die feſten Burgen ihrer Macht, die Zufluchtsſtätten ihres heidniſchen Cultus (Brocken, Kyffhäuſer, Harzburg u. A.) hatten, iſt leicht faßlich. Aber auch über dieſe Naturſchranken griff der ſtarke Frankenarm hinweg und ſie huldigten alle dem großen Carl zu Aachen. Nichts kann daher oberflächlicher ſein und mehr ein gänzliches Nichtverſtehen des Naturbaues der Lande verrathen, als die Anſchauung des Rheinthales als einer Völkergrenze.

In der Einſamkeit der Bergthäler Thüringens, in dem Rauſchen der deutſchen Eichen- und Buchenwälder war der Sitz der alten deutſchen Kraft, die ſich hernach den ſlaviſchen Stämmen an der Nieder-Elbe und jenſeits des Elbſtromes mächtig fühlbar machte. Es war nicht anders denkbar, als daß dieſe See- und Flußmenſchen von den eichenen Bergmännern überwältigt wurden, und daß auf dieſem Wege Deutſchland der Herrſchaft über ſeine nördlichen Strommündungen entgegenſchritt, ſo daß die Sachſen endlich auch kühne Meerhelden wurden. Je mehr in dieſer Weiſe dieſelben Stämme Hochland und Tiefland umfaßten, deſto energiſcher mußte die Natur des Landes von dem Willen der Bewohner abhängig werden. Die Einheit der Herrſchaft brachte das Bewußtſein von der Zuſammengehörigkeit der Landſchaften. Nur der ganz rohe Naturmenſch iſt auch den geringeren Verſchiedenheiten der Erdoberfläche gegenüber unmächtig und ganz abhängig. Die kleinen Horden der Bewohner der Pfahlbauten waren an ihren engen Bezirk gebannt und ſtanden näher dem Thier und der Pflanze in der

Abhängigkeit von der Natur. Die deutſchen Stämme aber waren ſchon aus Aſien mit dem Bewußtſein herübergekommen, daß der Manneswille ſich der Natur trotzig entgegenſtellen kann, und für ſie waren daher Schranken, wie ſie Deutſchlands Gebirgswelt darbot, keine trennenden Wände, ſondern nur Reiz, die darin angebrachten Pforten zu ſuchen und durch ſie zu den Nachbarn zu kommen. So wurde allmählig das deutſche Land ein geographiſcher Begriff, nemlich eine Einheit im Bewußtſein des deutſchen Volkes.

Es überblicke einmal der Deutſche den Bau ſeines Landes und frage ſich, was aus einem vielſtämmigen Volke gemeinſamer Abſtammung und Sprache werden mußte, wenn ihm dieſes Land zum Wohnſitze gegeben war. Er wird ſich müſſen in die Vogelſchau verſetzen und herabſchauen auf dieſe Höhen und Niederungen. Der erſte Blick wird ihm ſagen, daß die neue Welt dieſes Landes im Norden und Oſten liegen mußte. Denn rückwärts ſchloſſen ihm die Alpenketten die alte Welt, die nicht einmal ſeine alte Welt war. Italien war nnr durch unwegſame Päſſe zu erreichen, auf welchen zwar im Nothfalle ein Kriegsheer, aber nicht leicht Nationen wandern konnten. Es war ein gewaltiges Stück, daß die Cimbern und Teutonen, ſpäter die Gothen, Heruler und Longobarden ſolche Wanderung doch vollbrachten. Sie alle ſagten ſich damit vom deutſchen Volkskörper los und wurden ſüdeuropäiſche Mächte, ſofern ſie nicht überwunden und in die alte Bevölkerung verarbeitet wurden. Nach Süden hin kehrte nur die Kirche den deutſchen Blick, und dieß nur erſt in Folge des römiſchen Kaiſerthums Carls des Großen. Sonſt ging der Zug deutſcher Geſchichte durch die Landesnatur von Süden nach Norden. In Aachen ſchlug ſchon Kaiſer Carl den Hauptſitz ſeiner Herrſchaft auf, freilich auch, weil er den fränkiſchen Weſten mit dem Oſten dieſſeits des Rheins zuſammen zu halten hatte. Da oben in den Landſchaften, welche wie große Mulden oder Betten zwiſchen den Bergwänden liegen, in dem Lande, welches zwiſchen Alpen und Jura (die Schweiz), und welches zwiſchen dem Jura und Schwarzwald (Schwaben) von da an gebreitet liegt, wo beide Gebirge ſich ganz nahe rücken, um Donau und Neckar zu entſenden, kann man wohl Völkerwiegen erkennen, die auch als Herrſcherwiegen (Hohenſtaufen, Hohenzollern, Habsburg) für die deutſche Geſchichte Bedeutung hatten. In dieſen

engen und doch nicht zu engen Bezirken wuchs die Kraft heran, die ſpäter den weiteſten Raum zu füllen vermochte. Weniger brachte es zu ſolcher Ausweitung die eintönigere Hochebene, die den größeren Theil Baierns bildet, daher der Charakter des baieriſchen Stammes auch nur da, wo er in den enger werdenden Flußthälern im Alpenlande eine andere Ausbildung erhielt, der der geſchloſſenen in ſich gefaßten Kraft wurde, aber in zu kleinem Verhältniſſe, um je größeres zu ſchaffen, als dem Thale des Hauptſtromes, der Donau, und ſeiner Nebenflüſſe gegen Oſten zu folgen und dort die fremden Völker zurückzudrängen. Betrachten wir dieſe ſüdweſtliche Partie von Deutſchland näher. Die Stämme der Schweizer freilich ſind nicht rein deutſche, ſondern das celtiſche Element waltet darin noch ſtärker. Mit der Natur des Landes, das enge Thäler, feſt umpanzert von Eiswällen und Granitmauern, zum Wohnſitz kleiner Gemeinſchaften ſtempeln, war es dieſer Celtencharakter, der die Verfaſſung des Volkes, ſeine Theilung in Cantone und deren lange unſichere Bündniſſe beſtimmte. Die erſte Arbeit der aufeinander folgenden germaniſchen Völkerſtröme war die Ueberwältigung der celtiſchen Völkermaſſe und Vernichtung der in ihrer Mitte gepflanzten römiſchen Colonieen. Dieſe Arbeit betrachten wir als gethan und haben alſo auch in der Schweiz, der Herrſchaft nach, deutſches Land vor uns. Die Alemannen und Burgunder, die Schwaben und die ſie umfluthenden und in ſie hineingreifenden Franken, daneben die Baiern, die wieder mit den celtiſch gebliebenen Rhätiern im Hochgebirge und mit den durchs Mainthal heraufluthenden Franken in Berührung kommen, ſie zeigen uns einen ähnlichen Anblick, wie die Bergmaſſen jener Länder mit ihrer Hebung, Verſchiebung, Durchbrechung der Schichten durch die Kraft der mächtig emporgequollenen plutoniſchen Felsmaſſen. Aber die Kämpfe ſind hier wie dort beruhigt, die Grenzen der Stämme ſind feſt geworden. Wie viel von dem Ueberreſt römiſcher Cultur, wie viel von alter Celten-Natur in das neue germaniſche Leben noch hineinwirkte, man muß es der an einzelne Orte geknüpften Unterſuchung (wie z. B. in der römiſchen Colonie Abnoba mit den Altären der alten celtiſchen Göttin Abnoba, die zur römiſchen Diana Abnoba geworden war, zu Badenweiler im ſüdlichen Schwarzwald und ſo an vielen andern Orten) überlaſſen. Genug,

daß die Stämme in ihrer Eigenart da waren, die celtiſch-alemanniſchen und die rein alemanniſchen in der Vorderſchweiz, der ſchwäbiſche im Norden von ihnen zwiſchen Schwarzwald und Alb, der ſchwäbiſch-alemanniſche im Süden dieſes Landrückens bis zum Bodenſee, der burgundiſch-fränkiſch-alemanniſche im Rheinthal von Baſel hinab, dann der fränkiſche von Offenburg an, endlich im niedriger werdenden Schwarzwald (Pforzheim, Calw u. ſ. w.) die Miſchung von fränkiſchem, ſchwäbiſchem und alemanniſchem Weſen, tiefer hinab (Pfalz) das reine Frankenthum, das denn wieder durch das Main- und untere Neckarthal hinaufſteigt und dort mit den Thüringern und Baiern, hier mit den Schwaben in Nachbarſchaft geräth. Damit iſt die Folge und die Wirkung ſowohl der inneren Kämpfe um feſte Wohnplätze, als der unglücklichen äußeren um Unabhängigkeit von den weitherrſchenden Franken ausgeſprochen. Die Landſchaften ſind verwandt, aber verſchieden, die Stämme ebenſo, der Gegenſatz von Hochland und Niederland, wenn auch dieſes noch hoch liegt, übt ſeine bildende Macht, Hinterwäldler und Ackerbauer miſchen ſich allmählig, der Ackerbau ſteigt in die Höhe (z. B. im Odenwald und auf der Alb). Die Nachbarſtämme begegnen ſich auf der Höhe der Bergrücken, zu welchen ſie mit ihrer Arbeit in Wald und Feld von entgegengeſetzten Seiten heraufgeſtiegen ſind. Die gemeinſame Arbeit und der Austauſch bringen ſie einander näher. —

Man thue noch einen Blick auf die Karte und ſehe, durch welche Pforten dieſe Landſchaften unter ſich zuſammenhängen.*)

Wie eng iſt die Pforte, mit welcher die ſchweizeriſche Mulde zwiſchen Alpen und Jura im Rheinthal nach Weſten hinaus ſich öffnet, kaum eine Pforte zu nennen; wie ganz anders ruft der Lauf der Aar und ihrer Zuflüſſe hinunter nach dem Rheinthal oberhalb Baſels. Und wie klar und weit öffnet ſich bei dieſer Stadt, an „jener Ecke des Rheins“, wie Görres ſagt, „wo die fromme Baſiliskenſtadt ihre Schätze hütete, dieſes obere Rheinthal nach dem mittleren, das zwiſchen Schwarzwald und Vogeſen hinabzieht. Hier freilich iſt eine weite Pforte auch nach Weſten, in dem

*) Die Stieler'ſche Fluß- und Bergkarte von Deutſchland (Handatlas, neueſte Ausgabe, Nr. 18.) genügt hierzu.

alten Burgunderland, hier fließen Frankreich und Deutſchland in einander; aber kein mächtiges Stromthal, nur das Bette des kleineren Doubs weiſt den Weg da hinab zu dem wichtigeren Thale der Saone. Es iſt hier der Orte einer, wo das alte Frankenreich ſeine Theile leichter mit einander verband. Hier griff nämlich Burgund, welches ſonſt jenſeits des Rheines lag, in das diesſeitige Thal herüber. Eine viel geringere Scheidung als die Vogeſen war, wie ſchon bemerkt, der Schwarzwald, deſſen niedrigere Höhen und tief eindringende Thäler den Verkehr der Stämme förderten. Am wenigſten waren die Schwaben und Baiern unter ſich natürlich geſchieden, dieſe von den Franken eben ſo wenig, während die Alemannen und die Baiern nur wenig verkehrten. Das Rheinthal und das Donauthal ſind für dieſe Südweſtecke Deutſchlands die großen Straßen des Völker- und Herrſchaftsverkehrs. Die Städte Baſel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz und weiter hinab Cöln ſind die großen Sammelpunkte. Die fränkiſche Gau- und Stamm-Verfaſſung gab den Bewohnern der Landſchaften ſowohl ihr beſonderes Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit, als ihren Ausblick über die nächſten Grenzen ihres Volkslebens. Aber ſo lange der große Carl noch lebte, waren auch die Alemannen und Schwaben in ſeiner Heerfolge gegen die Sachſen und noch mehr mit den Baiern zuſammen gegen die Awaren, und ſie lernten daher das norddeutſche und das öſtliche Niederland als das Land der Zukunft betrachten. Als nachher die Scheidung zwiſchen dem weſtlichen und öſtlichen Frankenlande ſtattfand und ein deutſcher Kaiſer neben dem franzöſiſchen und dem lothringiſchen Herrſcher ſtand, da erſt recht mußte der Blick der oberdeutſchen Stämme nach Norden und nach Oſten gezogen werden. Denn der Norden wurde, jenſeits des Sachſenlandes, noch nicht als untheilbares Zubehör zu Deutſchland betrachtet, blieb alſo ein Land, dem ſich der deutſche Erweiterungstrieb zuwenden konnte; im Oſten aber hauſten jetzt nicht mehr verwandte Stämme, ſondern die Magyaren hatten an der unteren Donau das Land beſetzt und beunruhigten Deutſchland. — Als Konrad der Erſte (911) das Kaiſerthum erlangte, mit ihm der letzte Sproß des karolingiſchen Stammes auf dieſem hohen Throne ſaß, wurden nicht allein dieſe ſchwäbiſch-alemanniſch-bairiſchen Gebiete feſt in die Einheit des Reiches eingebunden, ſondern es kam auch das

mittlere Deutſchland erſt zu ſeiner vollen Bedeutung. Denn dieſer Konrad betrachtete ſich als einen Oſtfranken, der in der Mitte zwiſchen Nord und Süden ſeinen Hauptſitz und den Mittelpunkt hatte. Damit wird der Blick auf dieſe Lande gelenkt.

Um den Mittelrhein, den Main und durch die heſſiſchen und oberſächſiſchen Berglandſchaften war der Kern Deutſchlands jener Zeit zu ſuchen. Die ſächſiſchen Fürſten und Grafen waren jetzt faſt die wichtigſten Hüter des Reichs. Mit ihnen verband ſich der fränkiſche Kaiſer auf's Mannigfachſte. Sehen wir den Bau dieſes Landes an, ſo müſſen wir uns ſagen, daß es in ſeinen ſchönen Thälern und mäßig erhöhten Bergzügen, in kleinen niederen Hochflächen, alſo im Heſſen- und Thüringerlande, keine Gelegenheit zu ſcharfer Ausprägung von Stammeseigenthümlichkeit und beſonderer Herrſchaft gab. Dort mußten vielmehr durch den lebendigen Verkehr die Stämme weit leichter in einander zerfließen, als im Südweſten. Die Einheit in der Vielheit konnte nirgends ſo raſch ſich herausbilden als eben dort. So ſehr auch noch der fränkiſche Charakter vom ſächſiſchen abſtehen mochte, zwiſchen beiden lag räumlich und als nationale Schattirung der thüringiſche, und es konnte nicht fehlen, daß hier gerade recht feſt und verſchmolzen das Deutſche als Deutſches hervortrat. Man kann hier nicht von Pforten großer durch die Natur abgetheilter Landgebiete zu einander reden. Nur in ſehr untergeordnetem Maßſtabe wiederholt ſich dieſer Bau. Wenn dort große Kammern und Säle, durch Gänge und Treppen verbunden, das Wohnhaus des Deutſchen charakteriſiren, ſo ſind es hier die kleinen heimlich trauten Cabinette, die ſtillen Winkelchen, die zuſammenhängenden inneren Gallerien, die Erker und Vorbaue, welche das Haus höchſt behaglich und intereſſant machen. Man ſtelle ſich auf die Höhe über der Schmücke oder auf den Inſelberg in Thüringen, oder man beſteige die hohe Rhön und ſchaue ſich nach allen Seiten um, oder man wandle durch die reizenden Thäler der Schwarza und der Katze, der Ilm und der oberen Werra und Fulda, der beiden Saalen und der Orla, überall wird einem, der ſonſt von dem Rigi oder vom Blauen oder der Horisgrinde, vom Hohenſtaufen und Rechberg oder vom Katzenbuckel im Odenwald aus die Landſchaften überblickt hat, dieſer Eindruck werden. Der Hinausblick in die weite Ebene, wie er vollends vom Harze aus oder vom

Petersberg dem Wanderer wird, muß ihn in die Zeiten zurückdenken laſſen, da der Deutſche ſich fragte: wohin wird zunächſt der Schritt der Herrſchaft gehen? — Nur im öſtlichen Theile Mitteldeutſchlands mußte eine Schranke an den Gebirgsmaſſen begegnen, welche die „böhmiſche Granitſchale“ als hoher Rand umbauen.

Die deutſche Geſchichte mußte von Süd nach Norden weiter ſchreiten, und Heinrich der Sachſe (ſeit 919) war der nächſte Kaiſer, eigentlich der erſte rein deutſche, den karolingiſche Träume nur etwa in ſchwacher Stunde verſuchen und plagen konnten. Man darf nur einen Blick auf die Regierungsgeſchichte dieſes Helden werfen, um ſich ſofort von dieſem Gange zu überzeugen. Sein Vorgänger Conrad in ſeinem Ringen um Niederhaltung der wiedererſtandenen Herzogsmacht in Schwaben, Baiern, Lothringen, konnte den weiteren Wegen deutſcher Politik nicht folgen, obwohl Italien dem weſtfränkiſchen Könige Carl die Sorgen auferlegte, welche ſonſt der deutſche König hätte tragen müſſen. Seine kurze Regierung iſt mehr nur ein karolingiſcher Nachklang, wie er ſelbſt in ſeiner Abſtammung, als die eines Mannes, der die Natur des Landes frei in Thaten und Ziele umſetzte. Aber Heinrich der Sachſe war ſchon während ſeiner Herrſchaft als der Mann der Zukunft erſchienen. Das Ueberraſchendſte für die an karolingiſche Anſchauungen Gewöhnten wurde zur Wirklichkeit, der Fürſt der noch erſt ſeit einem Jahrhundert unterworfenen Sachſen ſtand an der Spitze Deutſchlands.*) Ihm fügen ſich raſch die oberdeutſchen Stämme und Herzoge, und auch der Weſtfranke; und das in ſeine Schranken gewieſene Lothringen kommt wieder zum Reiche. Die wahre Richtung der deutſchen Macht tritt hervor. Die Ungarn freilich ziehen ſie durch ihre Einfälle, die bis über den Oberrhein reichen und bis in's Herz Thüringens gehen, nach Oſten. Ihre Zurückdrängung und der Schutz größerer Städte (Augsburg, Regensburg, Erfurt, Merſeburg u. A.) und vieler Klöſter durch Mauern, waren Heinrichs Werk, aber ein poſitives Wirken nach Oſten tritt uns nur in dem berühmten Sieg über die Ungarn entgegen, den die Sage

*) Die Mühe, welche ſich die karolingiſchen, weſtfränkiſchen Erzähler geben, dieſes Ueberraſchende durch eine karolingiſche Uebertragung ſelbſt der Herzogs-Gewalt an Heinrich zu erklären, läßt eben wahrnehmen, wie wenig ſein Emporkommen dem gewohnten Gange entſprach. — Siehe Waitz, Jahrbücher des deutſchen Reichs unter Heinrich I. (Berlin 1863) S. 27. ff.

ſo reich ausgeſtaltet hat, daß man wohl ſieht, wohin Jahrhunderte lang die Blicke Deutſchlands gerichtet waren und von wo dieſe Blicke ausgingen. Es ſind lauter norddeutſche Chroniken und Gedichte, in welchen ſich die mannigfach geſchmückten Erzählungen finden.*) Mag dieſem großen Siege die Wahrung der Grenzen durch Burgen gefolgt ſein, es blieb doch bei dieſen Anfangsſchritten. Am entſchiedenſten aber war der Gang der deutſchen Macht nach Norden hinab in die weite Ebene, wo die Slawenſtämme ausgebreitet lagen. Sie waren zum Theil ſeit Carl dem Großen unterworfen, aber die zunehmende Schwäche der karolingiſchen Herrſchaft gab ihnen Anlaß, das Joch abzuſchütteln. Erſt mußte Sachſen dem Reiche mit vollem Willen angehören, ehe dieſen Waſſer- und Sumpfmenſchen ihre Stunde ſchlagen konnte. Sowohl nach Oſten, nach dem jetzigen Anhalt und Königreich Sachſen, als nach Nordoſten bis Brandenburg an der Havel, wurden die Slawenſtämme in hartnäckigem Kampfe niedergeworfen; die Böhmen in Prag mit ihrem König Wentzel kamen demnächſt an die Reihe; ihnen folgten die nördlichen Wenden an der Niederelbe und in Mecklenburg, die in furchtbarem Gemetzel beſiegt wurden. Die Vernichtung von Hunderttauſenden und die Fortſchleppung noch mehrerer brach die Macht dieſer Nation. Die Grenzburgen und die Grenzgrafen hielten den Ueberreſt ſtreng im Zaume. Hier iſt der Anfang der Germaniſirung der jetzigen Kernprovinzen Preußens. Das Chriſtenthum, das in Böhmen ſchon eingetreten war, that ſeine erſten Schritte zu den Wenden. Noch weiter nach Norden griff aber die deutſche Königsmacht aus (934 n. Chr.). Die Dänen waren aus ihrer Halbinſel hervorgebrochen, hatten den fränkiſchen feſten Grenz-Wall überſtiegen, Hamburg zerſtört, Frieſen- und Sachſenland angefallen. Heinrich ſchlug ſie nicht blos in ihr Land zurück, er eroberte auch die Halbinſel bis zur Schlei und ſetzte dort einen deutſchen Markgrafen als Wächter ein. Hier in dieſem Niederlande waltete fortan die ſächſiſche Kraft der Ottonen. Zwar wurden dieſe mächtigen Herrſcher wieder in die karolingiſche Bahn gezogen, ſofern ſie Heerzüge nach Italien unternahmen und die Kaiſerkrone erwarben, aber die von der Natur des Landes gewieſene Bahn

*) Waitz a. a. O. S. 244—60.

gegen Norden wurde dennoch von ihnen ſtets verfolgt. Die Ottonen kann man recht eigentlich die geiſtigen Ueberwinder der nordiſchen Slawen und die Schöpfer des deutſchen Volksthums im Oſten der Elbe nennen. Denn ſie nahmen das alte karolingiſche Syſtem der Marken mit ihren Grafen und zwar jetzt recht mit Bewußtſein als Mittel zur Pflanzung deutſcher Bevölkerung, des Anbaues und des Chriſtenthums auf. Es galt neue nationale Elemente durch Umbildung der Slawen zu ſchaffen, die um ſo leichter gelang, als die Deutſchen und die Wenden nahverwandte Nationen aus derſelben Wurzel ſind, und wie ein geiſtreicher Hiſtoriker ſagt, „wie Bruder und Schweſter ſich verhalten, die doch grundverſchieden ſind, weil der eine eben ein Mann, das andere eben ein Weib iſt und von Anfange an war. Wie aber dieſer Unterſchied erſt in dem Alter voller geſchlechtlicher Entwickelung am ſchärfſten hervortritt, wie man einen Bruder und eine Schweſter, die einander ſehr ähnlich ſehen, allenfalls im Kindesalter, wenn man ihnen die Kleider wechſeln läßt, ſelbſt mit einander verwechſeln kann, und wie ſie in ihrem embryoniſchen Zuſtande nach der Seite, die ſie ſpäter ſcheidet, noch gar nicht auseinander zu kennen ſind, ſo tritt auch die Verwandtſchaft von Deutſchen und Wenden immer ſchlagender hervor, in je ältere Zeiten man zurückgeht und die Aeußerungen ihres damaligen Lebens mit einander vergleicht“*). Das Erzbisthum Magdeburg mit ſeinen ſechs Biſchofsſitzen unter den Slawen that ſeine mächtige Wirkung. Die ſtattlichen Markgrafen bekamen durch Erweiterung der Marken die Stellung von Herzogen, wie der Markgraf der ſächſiſchen Neumark in dem jetzigen Brandenburg, der Markgraf der Lauſitz, der Markgraf von Meißen. Der weſtliche Theil der deutſchen Niederlande gehörte damals unzweifelhaft dem deutſchen Reiche an und war ganz deutſch bewohnt, nur die oft ſchwankenden Verhältniſſe Lothringens riſſen auch ihn mit in die Unſicherheit.

Noch bleibt uns der Südoſten Deutſchlands zu betrachten. Der Nordoſten hängt mit der ſichern und unaufhaltſamen Ausbreitung der Sachſen ſo zuſammen, daß, wäre die Herrſchaft

*) H. Leo, Vorleſungen über die Geſchichte des deutſchen Volkes und Reiches. Bd. II., S. 86, f.

Deutſchlands bei dem ſächſiſchen Fürſtenſtamme geblieben, die deutſche Bevölkerung höchſt wahrſcheinlich längſt aus Polen gemacht haben würde, was ſie aus Pommern und Schleſien gemacht hat. — Der Südoſten hatte ſeit Carls des Großen Zeit eine gefährliche Einfallspforte an dem Donauthal gehabt. Unterhalb der Verengung deſſelben, im jetzigen Ungarn, konnten ſich die wilden Nationen der Steppen, die aus Aſien nach dem ſüdlichen Rußland herüber und von da an die Donau-Mündungen gekommen waren, in behaglicher Lagerung ausbreiten, und in gedrängten Maſſen konnten ſie in das Stromthal heraufſtürmen. Dies thaten die Awaren und nachher die Magyaren oder Ungarn. Auf dem Lechfelde unter Otto I. war der gewaltige Schlag gegen ſie geſchehen, der ſie an die untere Donau zurückverwies. Lange hatten die ſchwer gerüſteten Reiter und das harte Fußvolk Deutſchlands zwar gegen die Slawen und Dänen und Normannen, auch in Kriegen mit Frankreich und in Italien Großes leiſten können. Jetzt erſt hatte Otto eine leichte, geflügelte Reiterei den ſonſt unüberwindlichen öſtlichen Pferdemenſchen gegenübergeſtellt. Aber nun galt es auch hier, durch feſte Marken vorzurücken. Die Nordmark, der böhmiſchen Grenze entlang bis in das Fichtelgebirge, wo ſie der thüringiſchen Südmark die Hand reichte, und die Oſtmark, deren Biſchofsſitz Paſſau war, wurden den kräftigen Bambergern (Babenbergern) vertraut, und von hier ſchob ſich nunmehr das Markenſyſtem an die Enns (die Oſtmark, Oeſterreich), nach Mähren, nach Stirien (Steiermark), Kärnthen und Friaul vor. Die Richtung der deutſchen Politik nach Oſten trat erkennbar hervor. Es war der baieriſche Volksſtamm hier, wie dort der ſächſiſche, der ſeine Reichspflicht in trefflicher Weiſe erfüllte. Es waren die karolingiſchen Reichsmarken wiedergewonnen, ja die Grenze weiter hinausgeſetzt. Die Stamm- und Sprachengrenze war nicht mehr ganz auch die Reichsgrenze. Es lagen ſlawiſche Wohnſitze auch hier innerhalb des Reiches und ſollten germaniſirt werden. Der Fortſchritt in dieſer Oſtmark iſt ein ſtetigerer und deshalb milderer, als der im Norden; darum eben war hier eine ſolche Zerſtörung von Menſchenleben, eine ſolche Erſetzung der Bevölkerung durch Coloniſten, eine ſolche Verſclavung der Ueberwundenen, eine ſolche Miſchung derſelben durch Heirathen nicht eingetreten, wie dort. Auch war der Oberdeutſche

dem Slawen doch fremder und abſtechender als der Sachſe des Niederlandes ſeinem ſlawiſchen Nachbar.

Wir haben genug in die Schatzkammern deutſcher Geſchichte gegriffen, um die weiſſagenden Züge hervortreten zu laſſen, welche die Geſtalt des deutſchen Landes in Bezug auf den Gang ſeiner Macht enthält. Wir haben die ſächſiſche Nordmacht und die baieriſche Südmacht geſehen, wie ſie als nordöſtliche und als ſüdöſtliche in der Zukunft lagen. Was wir jetzt Preußen und Oeſterreich nennen, beide ſind auf dem Wege des Eroberns und zugleich des geiſtigen Erwerbens auf fremdem und doch nicht fremdem Boden in Entſtehung begriffen, aber was aus ihnen werden ſollte, lag im Jahre 1000 nach Chriſto noch in der dunkelen Zukunft. Wie aber ſo der Sachſenſtamm und der Baiernſtamm dem werdenden Reiche dienten und eine Zukunft ſich bereiteten, ſo mußten inzwiſchen die übrigen Stämme die begabten Geſchlechter bereiten, durch deren Auftreten erſt, durch die Habsburger in Oeſterreich, durch die Hohenzollern in Brandenburg, dieſe Zukunft zur machtvollen Gegenwart wurde.

Kehren wir in die inneren Reichsgebiete vom Main zu den Alpen, vom Rhein zu der Baierngrenze zurück, Schwaben und das deutſche Franken umfaſſend, ſo begegnet uns hier die erſte freie volle Königswahl. Konrad, im Rheingebiete anſäſſig, dem Geſchlechte der ſächſiſchen Kaiſer und dem Stamme des Volkes der Karolinger angehörig, vereinigte Ober- und Niederdeutſchland in ſeiner Perſon und in der Lage ſeiner Heimath. Die Befeſtigung ſeiner Herrſchaft brachte ihn mit allen deutſchen Landen in perſönliche Berührung, und die Einheit des deutſchen Volkes und Reiches wurde von Neuem feſtgeſtellt. Er war ein Mehrer des Reiches nach Nordoſten, indem er die empörten Wenden und abgefallenen Polen demſelben neu unterwarf. Den Dänen konnte er nichts Weiteres abgewinnen; auch ihm, dem ſo beſonnenen politiſchen Rechner, der nicht farbigen Träumen nachging, wurde Italien das größte Hinderniß. Mit Heinrich III. trat, weil er Herzog von Schwaben und Baiern geweſen, noch mehr als mit ſeinem Vater Konrad, das obere Deutſchland als die Spitze der Nation hervor. Feſt und ſtark ſtand er dem Reiche vor, nur Sachſen und die fernen Slawenländer traten jetzt mehr zurück, ja in Heinrichs IV.

durch den Kampf mit dem Papſtthum ſo unglücklicher Regierung erhoben ſich die Sachſen in bewaffnetem Aufſtand gegen das Oberhaupt des Reiches. Damit begann der langjährige Kampf zwiſchen Ober- und Niederdeutſchland, der die ganze Zeit der hohenſtaufiſchen Kaiſer noch erfüllte, Welfen und Waiblinger ſtanden ſich von Meſſina bis Hamburg gegenüber. Es war dies aber nicht mehr der Kampf der beiden Hauptformen deutſcher Natur, der oberdeutſchen und der niederdeutſchen. Er war aus dieſem Naturleben ſchon herausgetreten, die Weiſſagung des Landes wurde noch nicht erfüllt, ſondern verwirrt, weil menſchliche Leidenſchaft und Berechnung gegen die Weiſungen der Natur anſtrebte. Von nun an iſt es nicht mehr der Schwabe und der Sachſe, die ſich gegenüberſtanden, denn der Sachſe war auch der Baier, und der Brandenburger ſtand zu dem Schwaben. Albrecht der Bär war nämlich jetzt der um ſich greifende Markgraf dieſes äußerſten deutſchen Nordoſtlandes.

Der Gang der Dinge ſelbſt nöthigt uns, vom Lande Abſchied zu nehmen, obwohl es noch immer dabei bleibt, daß das Oberland die Herrſcher der Zukunft bereitete, von welchen die Hohenſtaufen ſchon mächtig walteten, die Baiern (in Oeſterreich) ſchon im Vordergrunde ſtanden, die Habsburger und Hohenzollern noch im Dunkel ruhten. Die Politik der Landesnatur und des derſelben eingelebten Stammes wich der Politik des Gedankens, aber auch der Leidenſchaft.

II.

Der erſte Gang zur Erfüllung dieſer Weiſſagung.

Hier haben wir es ganz allein mit der Geſchichte des deutſchen Reiches zu thun. Es gilt vor Allem dem Reichsgedanken ſelbſt, dem Kaiſerthum und den Mächten, mit welchen es zu rechnen hatte. Es fällt uns dabei nicht ein, zu überſehen, daß auch ſchon im An-

fange oder nach den erſten Schritten des Kaiſerthums die Beweggründe und Ziele mitwirkten, welche ſpäter als die beherrſchenden hervortraten, aber ſie waren eben im Anfange noch nicht die vorwaltenden und konnten es nicht ſein, weil die Nation als ſolche noch nicht vorhanden war, ſondern erſt werden ſollte, weil der einzelne Stamm, noch an ſeine Sitze feſtgebunden, in ſeinem beſonderen Charakter dieſe Natur reiner abſpiegelte, als dies ſpäter der Fall war. Wir reden daher nur von dem, was in der Hauptſache den Handlungen und Beſtrebungen ihre ſtärkſten Impulſe gab. Und hier iſt nun gewiß nicht in Abrede zu ſtellen, daß Carl der Große die deutſche Welt in einem Zuſtande vorfand, der ſo nicht bleiben durfte, ſollten nicht ſchon bald fremde Mächte, wie die im Oſten vorgedrungenen Slawen und Awaren, ihrem Daſein ein Ende machen und die Schrecken der Völkerwanderung unter viel ungünſtigeren Umſtänden ſich wiederholen, indem die aus ihren Sitzen gedrängten Stämme auf andere ſich warfen, die aber nicht mehr die alten verweichlichten oder gelähmten Populationen des römiſchen Kaiſerreichs, ſondern neue, ihnen an Kraft und Zähigkeit ebenbürtige, weil gleichfalls germaniſche, Stämme, und zwar längſt in ihren Sitzen feſtgewurzelte waren. Ihr Zuſammenſtoßen im Kampfe um das Daſein hätte ein furchtbares, jeden Reſt der Civiliſation verſchlingendes, alles menſchliche Wohlſein vernichtendes werden müſſen. Der Gedanke, die deutſchen Stämme unter Ein Haupt zu faſſen, ihnen Eine ſtarke Spitze und eine ſie zuſammenhaltende Verfaſſung zu geben, wurde daher dem erſten Franken-Könige, der dazu die Hände frei hatte, durch die Lage der Dinge aufgenöthigt. Er war auch nicht ſo völlig neu, wie man ihn ſchon dargeſtellt hat. Ob der Gedanke und das Bedürfniß der nationalen Einheit uranfänglich in dem deutſchen Volke lag, iſt eine viel beregte Frage. Es war ſchon vieltheilig aus ſeinen aſiatiſchen Urſitzen ausgezogen und in die neue Heimath gekommen. Weder ein gemeinſamer Name, wie ihn die Römer dieſen Stämmen aus dem Munde der Kelten geben (Germanen), noch ein Gehorſam gegen einen gemeinſamen Führer tritt uns in der früheſten Zeit entgegen, vielmehr begegnen uns nur die Stämme wie die Gothen, die Suewen, die Sachſen, oder auch in dieſen wieder abgetheilt die Hermionen, Ingäwonen, die Chatten, Cherusker u. ſ. w. und nur innerhalb

der Abtheilungen des einzelnen Stammes eine wirkliche bewußte Einheit. Richtiger ſagen wir, daß dieſe großen germaniſchen Nationen (Suewen, Sachſen, Franken) ſchon Zuſammenwüchſe von verwandten Stämmen waren, die alſo nur ſchließen laſſen, daß früher die Fremdheit der einzelnen Theile der germaniſchen Abtheilung des ariſchen Grundſtammes noch größer geweſen ſei, als ſpäter. Eine Einheit und einen Einheitsgedanken trugen dieſe älteſten Glieder der deutſchen Familie um ſo weniger in ſich, als auch das, was ſie am meiſten einigen konnte, ihre gemeinſame religiöſe Anſchauung, in den Umbildungen ſich bewegte, als deren Ergebniſſe wir die Verſchiedenheit des germaniſchen, des ſcandinaviſchen und angelſächſiſchen Heidenthums bei aller inneren Wurzelgemeinſchaft erkennen. Die Einheit des deutſchen Volkes war alſo zu der Zeit, als die Römer es kennen lernten, nicht vorhanden, auch nicht als Wunſch und Streben. Wie hätte ſonſt ein ſolches oft vernichtendes Aufeinanderſtoßen dieſer Nationen ſtatthaben können, wie es uns doch die Geſchichte meldet?

Aber allerdings war dennoch auch vor Carl dem Großen etwas von dieſem Einheitsſtreben vorhanden, und zwar in ſeinem eigenen, dem fränkiſchen Volksſtamme. Laſſen wir einen Mann reden, der ſich dieſen Unterſuchnngen ſorgfältig gewidmet hat*): „Außer „Wanderung, Krieg und Gewaltſamkeit jeder Art mag häufig auch „Erbſchaft die Verſammlung mehrerer Bezirke unter Eine Hand „bewirkt haben: die Könige der gothiſchen, alamanniſchen, fränki„ſchen Bezirke waren häufig verwandt und verſchwägert. Bald „aber genügte auch der Stamm nicht mehr den Anforderungen „einer ſturmbewegten Zeit, in welcher kleinere Körper zertrümmern „und nur größere die Widerſtandskraft, ſich zu erhalten, beſitzen. „Auch die Stämme verſchwinden allmählich mit Namen und Weſen „und ganze Gruppen von Stämmen, Völker, treten freilich oft

*) Dahn, Die Könige der Germanen. München 1861. Abth. 1. S. 35 f. Die Anſichten und Unterſuchungen von Eichhorn (Deutſche Rechtsgeſchichte, Bd. 1). H. Leo, a. a. O. Bd. 1. G. Waitz, Deutſche Verfaſſungs-Geſchichte, Bd. 1. W. Gieſebrecht, Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit, Bd. 1. Wachsmuth, Geſchichte der deutſchen Nationalität, Bd. 1. H. von Sybel, Die deutſche Nation und das Kaiſerreich. Düſſeldorf 1862. — führen weſentlich alle zu dieſer ſelben Auffaſſung.

„noch in lockerer Zuſammenfügung als politiſche Einheit auf. Eine „ſolche Zeit mußte die alten republikaniſchen Verbände abſchütteln; „das Bedürfniß einheitlicher, feſter, dauernder Führung mußte „überall das Emporkommen des ohnehin nicht fremdartigen König„thums begünſtigen. Die longobardiſche Königsſage, die weſt„gothiſche Geſchichte zeigen, daß es für ruhmvoll, für angemeſſen „der kriegeriſchen Energie eines Volkes galt, eigene Könige zu ha„ben: wenn die Stämme ſinken, büßen ſie das Königthum ein, „wenn ſie ſteigen, richten ſie es auf. Schon von Mitte des erſten „Jahrhunderts ab treffen wir häufig Spuren von Verſuchen, ſtatt „der Republik oder des Bezirkskönigthums ein Stammkönigthum zu „gründen. Erſt ſpäter gelingen dieſe Verſuche und führen noch „ſpäter zur Bildung von Völkergruppen. Eine Zeit lang erhalten „ſich innerhalb dieſer noch beſondere Stammkönige, aber der Zug „und Drang der Zeit neigt zur Beſeitigung aller ſolcher Sonde„rungen und bald erſcheint an der Spitze der Franken, der Ala„mannen, der Baiern nur Ein Heerführer, bis zuletzt der Franken„könig, wie die Stammkönige und Bezirkskönige der Salier und „Ripuarier, ſo die Volkskönige der Alamannen, Thüringer, Baiern „beſeitigt und dieſe ganze Entwickelung in dem Reichskönigthum „der fränkiſchen Monarchie ihren großartigen Abſchluß findet.“ Der Verfaſſer will damit nicht leugnen, daß auch andere Stammkönige, ſo die der Oſtgothen, ſchon unter dem Einfluſſe des Romanismus, im Lande des römiſchen Kaiſerthums, in Italien ſelbſt, zu einer Herrſchaftsform gelangt ſeien, welche über das urſprüngliche Stamm-Königthum hinausragte. Aber es waren ja nicht viele oder gar die meiſten deutſchen Stämme, welche hier zuſammengefaßt waren, und es hat dieſes Herrſcherthum nur einen kurzen Beſtand gehabt*). Das fränkiſche Reich unter den Merowingern trug den einheitlichen Charakter wirklich in ſich, und der König Chlodwich war in der That ein Herrſcher, der in dem alten Gallien als Erbe des Kaiſerthums und ſomit Herr der Kelten und Romanen, zugleich aber über ſein eigenes Volk in deutſcher Art, als Volkskönig, nicht als Landesherr, auftrat. Aber dieſe Einheit war eben nur ſein Be-

*) Er ſchildert ſelbſt: Die Könige der Germanen. Abthl. 3. Würzburg 1866. S. 254—319. — dieſes römiſch-deutſche Scheinbild eines Reiches.

ſtreben, nicht das der Nation, denn ſein Reich beſtand ja nur zum Theil aus Stämmen derſelben Nation. Es hatte etwas von der Natur des römiſchen Kaiſerreichs an ſich, als Herrſchaft über verſchiedenartige Nationen. Auch hielt ſeine Einheit zunächſt nicht vor; nach ſeinem Tode kam die Theilung, und wenn auch noch zweimal unter Chlothar I. und II. die Einheit äußerlich durch Tod oder Beſeitigung der Mittheilhaber hergeſtellt wurde, ſo wuchs daraus doch keineswegs ein unbewußtes Volksſtreben nach Reichseinheit hervor*). Vielmehr mußten während der Kriege der Theilfürſten im weſtlichen Franken die Romanen und Kelten wieder gegen die Deutſchen in den Vordergrund gelangen, weil man ihrer zu den Kriegen bedurfte, und das romaniſche Element mußte ſo ſehr hervortreten, daß die ſpätere Theilung zwiſchen dem rein deutſchen Oſtfranken und dem romaniſchen Weſtfranken ſich von ſelbſt ergab**). Es war doch erſt den Karolingern vorbehalten, dem Gedanken der Einheit näher zu kommen. Als Hausmaier erkannten ſie den Schwerpunkt des Reiches in dem mit römiſcher Bildung und Entſittlichung ungemiſchteren Auſtraſien, dem öſtlichen Reichstheile, der nachher Deutſchland hieß. Aber freilich ſie ſelbſt waren am alles geltenden Hofe des Frankenkönigs groß gewordene Staatsbeamte; des Königs Anſehn gab ihnen ihre ganze Gewalt, und die an die Herzoge und Grafen zur Ausübung übergebenen Rechte der Volksgemeinde vereinigten ſich zuletzt in ihrer Hand. Auch darf nicht vergeſſen werden, daß ihre Gewalt meiſt über Stämme geübt wurde, die durch das Recht der Eroberung unterworfen waren. Dagegen war ein neuer Einfluß mächtiger geworden, der dem merowingiſchen Reiche ſeit Chlodwich nicht ganz fehlte, aber noch nicht ſehr ſtark wirkte, der des Chriſtenthums. So mächtig auch die großen Hausmaier waren, ſie erreichten doch nicht mehr, als ein herrſchendes Uebergewicht des deutſchen Frankenlandes Auſtraſien, während ſie im weſtlichen (Neuſtrien) noch immer als

*) Die Theilungen und Wiedervereinigungen in klarer Ueberſicht ſiehe: H. E. Bonnell: Die Anfänge des karolingiſchen Hauſes. Berlin 1866. S. 195 ff.

**) G. Bornhak, Geſchichte der Franken unter den Merowingern. Bd. 1. Greifswald 1863. S. 251 ff. — Vergl. auch Waitz, a. a. O. Bd. 2. S. 87 ff.

die eigentliche Königsgewalt bedrohende Große betrachtet wurden, die in einer Art von beſtändiger Uſurpation lebten. Die Pipine und Carl Martel blieben dennoch oben, und der Zug der Politik ging auf die Herſtellung der alten Reichseinheit und auf Ausdehnung derſelben als Herrſchaft über die benachbarten freien Stämme des deutſchen Niederlandes. Es iſt ein neues, durch den Papſt kirchlich geweihtes Königthum, welchem wir hier begegnen. Das deutſche, aber nicht blos deutſche Stämme, ſondern auch romaniſche und keltiſche Bevölkerung beherrſchende Königthum hatte ſich mit dem Chriſtenthum, deſſen Verbreitung in die nahen Heidenlande ihm oblag, verbunden und ſo mit der Annahme des Titels: „Von Gottes Gnaden König“ mehr als eine bloße ſchöne Form gefunden, es hatte ſich als die rechte Geſtalt der von Gott gewollten Herrſchaft der Deutſchen über Deutſche und Nichtdeutſche aufgepflanzt. Aber immer noch lag der Drang nach der Reichseinheit blos oben in der mächtigen Spitze. Zum völligen bewußten Erſcheinen kam dieſe Vereinigung von Herrſchermacht und Chriſtenthum durch den Kaiſer Carl. Auch er ſoll von mütterlicher Seite und durch die Lage ſeiner Geburtsſtätte dem oberen Deutſchland angehören, während ſeine Familienſtellung im Ganzen eine univerſalere war. Der Erbe der fränkiſchen Hausmaier-Politik konnte weder den Südweſten (Aquitanien und Spanien), noch den Süden (Italien), am wenigſten aber den Oſten (Baiern und das jenſeits gelegene Gebiet der Awaren und Slawen), den Nordoſten (Sachſen und Slawen) und den Norden (Dänen und Normannen) aus den Augen laſſen. Aber um nach allen dieſen Seiten mit Nachdruck wirken zu können, mußte er, was deutſch war, in eine mächtige Einheit zuſammenſchweißen. Franken, Alemannen, Burgunder, Schwaben, Baiern, Thüringer und hernach Sachſen und Frieſen waren die lebendig pulſirenden Glieder dieſes Einen Leibes, dem ſich die Romanen diesſeits und jenſeits der Alpen mit den romaniſirten Gothen und Longobarden freilich nie ſo einverleiben konnten, daß ſie ebenſo das Einheitsgefühl haben konnten, wie jene. Aber für dieſe Lockerung des Bandes half der chriſtliche Kaiſergedanke aus. Das Kaiſerthum trug freilich in ſeinem Namen einen altrömiſchen, heidniſchen Klang, ob Cäſar oder Auguſtus oder das Imperium darin gehört wurde. Aber die Namen der chriſtlichen Kaiſer, eines Conſtantin,

Theodoſius, Juſtinianus breiteten einen höheren Glanz über den Gedanken des Reiches, das nun nicht mehr eine von römiſcher Willenskraft und Waffenmacht unterdrückte Völkerwelt, ſondern ein von chriſtlichen Herrſchern, die ſich als Biſchöfe der äußeren Angelegenheiten der Kirche betrachteten und ihren Sitz in der Kirche unter dem den Chor (Raum des Klerus) und das Schiff (Ort der Gemeinde) theilenden Triumphbogen nahmen, weil ſie halb geiſtlich, halb weltlich waren, in Einheit der Lehre und des Cultus zuſammengehaltene Chriſtenheit aus allen „Nationen und Zungen“, die aber mit ihrem Gott nur in der Einen Reichsſprache (griechiſch und lateiniſch) gottesdienſtlich verkehrte. Als Schützer der Chriſtenheit gegen die Heiden und als Bekämpfer und Bekehrer der barbariſchen Völker wurde der Kaiſer verehrt. An der Stelle des abendländiſchen Kaiſers, deſſen Krone als ruhend gedacht wurde, thronte der erſte Biſchof der Chriſtenheit in der heiligen Stadt Rom und galt als der Bewahrer dieſer Krone. Das Kaiſerthum konnte kein König blos fränkiſcher, blos deutſcher Stämme ſich aneignen. Wer aber Romanen und Germanen, und mit den erſteren die Völker alle, welche ihnen verſchmolzen waren, unter den letzteren die Stämme alle oder doch deren meiſte beherrſchte, die den Geſammtumfang des germaniſchen Namens füllten, der war Kaiſer, ſobald nur die Weihe der heiligen Krone über ſein Haupt kam.

So lange Rom noch als ein Theil des Exarchats (der Statthalterſchaft) von Ravenna dem griechiſchen Kaiſer gehörte, war daran nicht zu denken. Als aber der römiſche Biſchof den Frankenfürſten Pipin zur Hülfe gegen die das Gebiet erobernden Longobarden herbeigerufen hatte und dieſer die Hülfe nicht nur geleiſtet, ſondern auch das eroberte Gebiet dem Papſte geſchenkt hatte, als zum Danke dafür und wohl auch aus Gründen der Zukunft der Papſt den Hausmaier zum König der Franken mit Zuſtimmung des Volks und der Großen erklärt, ja als ſolchen geſegnet und geweihet hatte, da war der erſte Schritt zu einer Verfügung auch über die Kaiſerkrone der abendländiſchen Welt durch dieſen Bewahrer derſelben gethan. Als eine Art Kaiſer betrachtete der Papſt die fränkiſchen Könige, wenn er ihnen wiederholt die Unterwerfung aller barbariſchen Nationen anwünſcht*). Die Siege Carl Mar-

*) Waitz, a. a. O. Bd. 3. S. 77.

tels über die Saracenen wurden als eine kaiſerliche That angeſehen, und ihm bot der Papſt bereits die Herrſchaft über Rom an. Das Brechen des letzten Stammherzogthums in deutſchen Landen, des baieriſchen, durch Carl den Großen, war mehr eine That des Frankenkönigs, die aber zur feſten Einigung der deutſchen Völker führte, nicht anders ſeine Unterwerfung der Gothen in Spanien, ſeine Ueberwindung Aquitaniens und der Kelten in der Bretagne, während ſeine langen und ſiegreichen Kriege gegen Sachſen, Frieſen, Dänen, Slawen und Awaren nebſt den Siegesthaten gegen die Saracenen in Spanien wieder echt kaiſerliche Thaten genannt werden konnten. Die deutſchen Stämme waren nun ſämmtlich unter ſeinem Scepter geeinigt. Jetzt war die Stunde des neuen Kaiſerthums mit deutſcher Macht-Grundlage gekommen. Die ſcheinbar plötzliche Inſpiration des Papſtes, als er, für Carl überraſchend, am Weihnachtsfeſte des Jahres 800 in der St. Peterskirche zu Rom ihm die Kaiſerkrone aufſetzte und das Volk ihm durch Zuruf als Auguſtus und Imperator huldigen ließ, war eine in der Sachlage ſelbſt wohl vorbereitete, auch wohl im Ganzen vorhergeſehene. Kaiſer Carls Regierungsweiſe war aber nach der Kaiſerkrönung genau dieſelbe, die ſie vorher geweſen war*). Etwas von der kaiſerlichen Bedeutung hatte Carl, wie ſeine Vorfahren Pipin und Carl Martel, auch ſchon durch die ihnen ertheilten Titel des römiſchen Patriciers oder Conſuls beſeſſen**). Dem deutſchen Volke allerdings ſtanden dieſe Beziehungen ferner. Ihm traten mehr die von Kaiſer Carl geſtifteten Bisthümer und Klöſter vor Augen, in denen ſich klarer für das Volksbewußtſein die kaiſerliche Fürſorge für das höchſte Wohl der Chriſtenheit kundgab. Ebenſo hatte das Wirken des Bonifacius unter dem Schutz der Frankenherrſcher die Volkseinheit zum Bewußtſein gebracht, wie ſie durch die Glaubens-Gemeinſchaft ſtärker hervortrat. Der Huldigungseid, welchen ſich Carl durch ſein ganzes Reich als Kaiſer leiſten ließ, kann dieſes Bewußtſein nur verſtärkt haben***). Wenn aber irgend etwas

*) v. Lancizolle: Die Bedeutung der römiſch-deutſchen Kaiſerwürde nach den Rechtsanſchauungen des Mittelalters. Berlin 1856. S. 13.

**) Niehues, de stirpis Karolinae patriciatu s. consulatu romano. Monasterii. 1864.

***) Dieſer Eid iſt mitgetheilt bei Waitz. Bd. 3. S. 190 f.

die Neigung zu der Reichs-Einheit in den verſchiedenen Stämmen erhöhen konnte, ſo war es Carls wahrhaft großer Gedanke, dem Recht und den Geſetzen der einzelnen Stämme der Nation ihren freien Wirkungskreis zu laſſen, ja denſelben durch Aufzeichnung erſt recht zu ſichern und nur durch das Recht der Kirche (kanoniſches Recht) und die ergänzenden und ausgleichenden Erlaſſe der Kaiſer und Könige (capitularia regis) die beſonderen Rechte in Beziehung zu einander zu ſetzen. Daß das ſeit Juſtinian geſammelte römiſche Recht dennoch die bedeutendſte Macht behauptete, iſt allbekannt. In wieweit die Reichs- und Volksverſammlungen zu dem Einheitsgefühl mit beigetragen, muß dahingeſtellt bleiben. Denn man iſt darüber noch bis heute im Streite, ob Carls Geſetzgebung und Regierung einer wirklichen Theilnahme des Volkes an der Leitung des Staates mehr günſtig oder ungünſtig geweſen ſei.

Es kann uns genügen, hier zu bemerken, daß der karolingiſche Hauptgedanke, der noch eine Zeit lang maßgebend und durch das ganze Mittelalter unvergeſſen blieb, immer etwas kosmopolitiſches, alſo über die beſtimmte deutſche Nationaleinheit hinausgehendes war, nämlich der des imperium (Reichs), der Einheit aller abendländiſchen chriſtlichen Völker unter dem Einen Scepter, alſo der Weltmonarchie. Verwirklicht war der Gedanke nie, denn England und Irland, Scandinavien und Spanien gehörten dem Reiche nicht an, ja das Letztere war von den Muhamedanern beherrſcht. Die Einheit von Kirche und Staat, oder vielmehr der chriſtliche Staat, welcher die Kirche in ſich aufgenommen hatte, war in Carls Kaiſerreich vollzogen, aber es lag die zukünftige Trennung beider ſchon vorbereitet. Die Abgeſchloſſenheit der Stämme war aufgehoben, aber durch die beſondere Verwaltung der großen Stammgebiete (regna) durch die kaiſerlichen Beamten war einem neuen Stammherzogthum der Weg bereitet und ſomit die Zerklüftung in der beſtehenden Einheit als ihr lauernder Feind vorhanden. Nur ſo lange ein Herrſcher von Carl's Allgegenwart, Einſicht, Beweglichkeit und raſcher Thatkraft an der Spitze ſtand, konnte ſich das Einheitsgefühl halten, nach ſeinem Hinſcheiden mußte es in dem Maße dem Stammgefühle weichen, in welchem der Kaiſer nicht der Mann für Alle war. Auch der Kaiſer ſelbſt ſcheint ſo gedacht zu haben, da er weder einem ſeiner drei Söhne das Kaiſerthum, noch

allen dreien dieſe höchſte Würde hinterließ. Erſt Ludwig hat dies gethan und die Brüder mit ihren beſonderen Herrſchaftsgebieten unter den Kaiſer geſtellt. Es kam zuletzt zum Kampf um die Einheit, und die Theilung erfolgte. Der Vertrag von Verdun ſchuf ein deutſches Reich und in ihm ſchloſſen ſich die in Sprache und Sitte gleichartigen, nicht erheblich romaniſch gemiſchten Stämme zu feſterer Einheit zuſammen. Auch jetzt war noch nicht der deutſche Name an die Stelle des fränkiſchen für immer getreten und der Franke dem Deutſchen untergeordnet. Als es geſchah, war die Thatſache von weittragender Bedeutung.

Wir haben oben die von der Natur des Landes beſtimmte Politik vom neunten bis zum elften Jahrhundert betrachtet und geſehen, daß die Kraft der Stämme und die Einheit des Reiches mit einander lebten, ſo jedoch, daß der Stamm, welcher den König oder Kaiſer aus ſich hervorgebracht, ſein Stammesgefühl noch über ſein Reichsgefühl vorwalten ließ. Das deutſche Kaiſerthum oder, wie der amtliche Ausdruck lautete, das römiſche Kaiſerthum deutſcher Nation beſtand in voller Wirklichkeit ſeit der Krönung Otto's I. im Jahre 962. Es iſt nicht zufällig, daß zu ſeiner Zeit auch zuerſt der Name „deutſch“ von der Nation gebraucht wurde*). Allein es blieb das Kaiſerthum als ſolches ein überſchwenglicher Gedanke, und er ging ſeit der Abtrennung des Weſtfrankenreichs von Deutſchland noch viel mehr über die Wirklichkeit hinaus, als zuvor. Der Anſpruch der Weltmonarchie des Kaiſerreichs war eigentlich nur unter Carl dem Großen einer Verwirklichung näher gekommen. Dieſes konnte alſo das eigentliche Band deutſcher Einheit nicht ſein, weil es den deutſchen Stämmen doch nur in einer und derſelben Stellung gegenübertrat, wie auch den nicht-deutſchen, den übrigen chriſtlichen Königreichen des Abendlandes. Italien blieb, abgeſehen noch von dem Zuſammenhange mit Rom, deſſen das römiſche Kaiſerthum bedurfte, der Repräſentant der außerdeutſchen Welt, die des Kaiſers Arm umſpannen ſollte. Auf den Verhältniſſen mit Italien, mit Rom, mit dem Papſt und der von ihm

*) Wachsmuth, Geſchichte deutſcher Nationalität. Bd. 1. Braunſchweig 1866. S. 87. und Gieſebrecht, Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit. Bd. 1. S. 29 f.

immer abhängigen Kirche, die unter Carl dem Großen und ſeinen nächſten Nachfolgern faſt noch mehr vom Kaiſer als vom Papſt regiert worden war, beruhte die kaiſerliche Würde. War dieſer Zuſammenhang geſtört, ſtand die Kirche gar dem Kaiſer entgegen, ſo wurde das ganze Kaiſerthum, ſofern es über das deutſche Königthum hinausging, eine hohle Geſtalt ohne innere Kraft. Aber man nehme nicht an, daß dieſer innere Widerſtreit der Idee und der Wirklichkeit ſofort dem deutſchen Volke zum Bewußtſein kam. Vielmehr legte dieſes in den deutſchen König immer mehr den ganzen Werth, welchen eigentlich nur der römiſche Kaiſer hatte. Mit Recht hat man bemerkt, daß dem Mittelalter die kirchliche und die allgemeine culturgeſchichtliche Einheit und Gemeinſchaft weit über die Einheit und Gemeinſchaft im Bereiche der einzelnen Nationalität ging, daß das deutſche Königreich ſelbſt viele Millionen ſlawiſcher Bewohner umfaßte, daß ſogar zur höchſten fürſtlichen Stellung, nächſt der des Kaiſers ſelbſt, ein ſlawiſcher Fürſt, der König von Böhmen, gelangte, daß vielmehr das Kaiſerthum, über den Nationalitäten ſtehend, ihre Conflicte und Gegenſätze ausgleichen, ihre Divergenzen und Freundſchaften in Zaum und Zügel halten ſollte. Der Wahn aber, ein auserwähltes Volk, das neue Volk des Bundes zu ſein, blieb dem mittelalterlichen Reiche fremd**).

Die Kriege der Kaiſer gegen die Magyaren und auch die gegen die Slawen, jene mehr von den Baiern und Schwaben, dieſe mehr von den Sachſen und Thüringern geführt, wurden doch als Nationalkriege gefaßt und gefühlt. Sie brachten Erweiterungen über das bisherige deutſche Sprachgebiet hinaus. In Otto's I. Zeit trat daher ein nationales Selbſtgefühl der Deutſchen hervor. Aber ſeine Zeit war auch ſchon der Anfang der Verderbniß. Mit Recht redet ein Hiſtoriker von „dem böſen Dämon der Nation", der nach dem Sirenenlande Italien gelockt habe. Die Longobarden waren keine Deutſchen mehr, ſie hatten die Wege der Wälſchen und Byzantiner längſt betreten, wie auch die Normannen thaten. „Luſtgier, Argliſt, Sinnen auf Nachſtellung und Verrath, Giftmiſcherei waren im Gange." Ueber die Deutſchen wurde als rohe Freſſer und ſchwerfällige Dummköpfe hoch herab geurtheilt**). An dem

*) Lancizelle a. a. O. S. 20 f.

**) Wachsmuth a. a. O. S. 90 ff.

Kaiſerthum haftete das Wälſchthum. Es iſt nicht übertrieben, wenn Wachsmuth ſagt: „Als Otto die lombardiſche Königskrone und „noch weit mehr, als er die Kaiſerkrone annahm, ward der Schwer„punkt des Reichs aufs Unheilvollſte verrückt. Es war ein Kai„ſerthum deutſcher Nation genannt, aber über deren Grund„weſen hinausgerückt und nicht im deutſchen Boden wurzelnd, eine „Hoheit, die ohne feſten Grundſtein hoch in die Lüfte rankte, in „unſeliger Abhängigkeit von der Idee, daß es auf römiſchem Boden „hafte, ſtatt altrömiſcher Gewalthaberſchaft nun in das kirchliche „Gebiet und in die Clientel des Papſtthums hinübergezogen, kurz „ein Phantom, das weder in Italien, noch in Deutſchland Segen „haben oder bringen konnte; es hat gleich einem Vampyr der „Deutſchen Herzblut ausgeſogen .... Ob die Deutſchen jener „Zeit das kaiſerliche Hoheitsgefühl ihres königlichen Hauptes theil„ten und ſich gehoben fühlten als Kaiſermannen, iſt wohl nur „von einer geringen Zahl anzunehmen, die Menge befand ſich nicht „in dem Horizonte des myſtiſchen Gradmeſſers der Hoheit. Mag „auch zugegeben werden, daß die Nation eine dunkle Vorſtellung „von der Erhabenheit des Kaiſerthums hatte, indeſſen war die „Hinneigung ihres Königthums nach Italien und der Aufenthalt in „dieſem Lande ihr widerwärtig.“

Es iſt keine unberechtigte Frage, die man neuerdings aufgeworfen hat, wozu denn eigentlich die Erneuerung des abendländiſchen Kaiſerthums nöthig und nützlich geweſen ſei? Die übliche Antwort mit Hinweiſung auf Gefahren, die der deutſchen National-Einheit im Frankenreiche von Seiten der Muhamedaner, der Frieſen und Sachſen, des Kaiſerreichs zu Byzanz gedroht habe, iſt längſt widerlegt, denn dieſe Gefahren drohten theils gar nicht, theils hatte in der That das Frankenreich ohne Kaiſerkrone ſich ſtark genug gegen ſie erwieſen. — Nichts Anderes hat hier gewirkt, als der Wunſch des Papſtes, ſeine longobardiſchen Feinde und die unſichern Beſchützer (die griechiſchen Statthalter) los zu werden und womöglich ein Ländergebiet zu erwerben, andererſeits aber der in allen germaniſchen Nationen wirkende Zauber Italiens und der Ehrgeiz der karolingiſchen Familie. So urtheilt der politiſche Geſchichtſchreiber, dem die idealen Düfte um die Thatſachen nur Dünſte ſind. Sein Urtheil iſt ſchwerlich das der Zeitgenoſſen

gewesen, obwohl diese auch kaum die Strahlenkränze geflochten haben, welche erst eine spätere Zeit dem Kaiserthum erschuf*). Wenn dabei die Zersplitterung und politische Anarchie Italiens als Folge des Kaiserthums genannt wird, so bleibt die nahe liegende Frage unerledigt, in welcher andern Weise denn die Einheit Italiens zu erreichen gewesen wäre? Man wird sagen: wenn man es der Eroberung der Longobarden überlassen hätte. Allein diese vermochten ja nicht, Unteritalien ihrem Reiche einzuverleiben, sie waren ja romanisirt und geschwächt, der Zerfall in verschiedene Herrschaftsgebiete, welche einen Oberherrn gesucht hätten, wäre doch unausbleiblich gewesen. Und dann vergesse man die Grundmacht nicht, die von Deutschland nach Rom nöthigte, die den Einheitsdrang hervortrieb, das Christenthum in seiner damaligen Gestalt. Will man mit den Vorwürfen weiter gehen, so muß man die Geschichte der Kirche anklagen, welche es zu einer Mißgestaltung, wie das Papstthum war, gebracht hatte, die Veräußerlichung der Kirche und nicht am wenigsten zugleich den germanischen Nationalgeist, der dieser Veräußerlichung diente. Wenn der Eine als die größeste Herrlichkeit deutscher Nation preist, daß sie durch die kirchliche Einheits-Ordnung von Bonifacius an erst zur Nation geworden sei**), so mußte der Andere dies als den höchsten Schaden beklagen und man wäre dann versucht, in dieser Klage den Gedanken zu finden: so hätte ich die Geschichte der Jahrhunderte nicht gemacht. Allein diese Geschichte wird eben nicht nach einem politischen Zweck-Schema verfertigt, sondern sie entsteht mit ihren Licht- und Schattenseiten durch die Gesammtheit der wirkenden Kräfte, die nicht alle dem Gebiete des freien überlegten Willens angehören.

Berechtigter, obgleich auch diesem Schulmeistern der Weltgeschichte nicht fremd, ist die Behauptung, das Kaiserthum sei der Feind der Einheit des deutschen Volks gewesen, weil es die Kaiser nach Italien, ins Ausland, gezogen, der Heimath entfremdet und den Stammesherzogen, die aus den karolingischen Grafen und Herzogen neu erwachsen waren, die Gelegenheit, ja die Nöthigung

*) Daß wir hier auf H. v. Sybel: Die deutsche Nation und das Kaiserreich. Düsseldorf 1862. hindeuten, wo S. 9 ff. diese Fragen besprochen sind, wird der kundige Leser sogleich bemerken.

**) H. Leo a. a. O. Bd. 1. S. 448. 467 ff.

gegeben habe, ſich als die eigentlichen deutſchen Fürſten zu erweiſen, die mit Land und Volk verwachſen, deſſen Noth und Freuden theilten. So habe das Kaiſerthum gerade ſeinem Zweck entgegen den Sondergeiſt gefördert, der ſich dann in die Splitter der größeren Stammesgebiete übergepflanzt habe und der Vater des noch bis auf dieſe Stunde wirkſamen Partikularismus geworden ſei*). Hier wird dann wenigſtens gefragt, ob es nicht beſſer geweſen wäre, wenn Carl der Große die noch freien deutſchen Stämme gar nicht überwältigt hätte, ſondern es dieſen überlaſſen geblieben wäre, irgend einmal in der Zeit der Noth oder durch einen bedeutenden Mann ſich freiwillig zu einigen? Auch da wird vergeſſen, daß dann auch die Chriſtianiſirung der Sachſen und Frieſen erſt das Werk von längeren Zeiträumen geworden wäre, daß kein Sachſenfürſt Otto an der Spitze der baieriſchen und ſchwäbiſchen Schaaren auf dem Lechfelde geſiegt hätte, vielmehr das ſüdliche Deutſchland die Beute der Ungarn geweſen, die Eroberung der Slawenländer aber wahrſcheinlich unterblieben wäre, noch mehr aber, daß das geeinigte Frankenreich dem getheilten Deutſchland ſein Joch beſtändig aufgelegt und es in die weitere Entwickelung des fränkiſch-welſchen Lebens hineingezogen hätte. — Die Einheit Deutſchlands auch nur in dem Maße, wie ſie am Ende des erſten chriſtlichen Jahrtauſends vorhanden war, iſt dennoch das Werk des Kaiſerthums, und aus dieſer vielfach geſtörten Einheit erwuchs doch zuletzt das nationale Bewußtſein und Bedürfniß einer wirklichen und vollkommenen Vereinigung. Aber allerdings war das Kaiſerthum auch die Quelle des Wettſtreits und Rangſtreits nicht nur, ſondern des wirklichen Kampfes um die Herrſchaft, welchen die weltliche und die geiſtliche Macht zu kämpfen hatten; allerdings iſt es ſeiner Richtung nach Italien zuzuſchreiben, daß die früher kraftvollen Fortſchritte nach Oſten in Stillſtand geriethen, ſoweit nicht die Stammesfürſten noch in dieſer Richtung thätig waren. Es iſt eine Frage, wohl der Erwägung werth, ob nicht Eroberungen über

*) M. Wirth's Deutſche Geſchichte. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1862. S. 246 ff. Auch Souchay, Geſchichte der deutſchen Monarchie. Frankf. a/M. 1861. Bd. 1. S. 150. iſt ſichtlich geneigt, in das verwerfende Urtheil einzuſtimmen.

die Slawen, ſo weit immer die deutſche Kraft tragen mochte, weil ſie zugleich deren Germaniſirung und alſo die Erweiterung Deutſchlands waren, von größerem Ertrag für die deutſche Geſchichte hätten ſein mögen, als die in Italien, welches eher die Deutſchen verwälſchte, als die Wälſchen verdeutſchte. Aber man kann auch entgegenſtellen, daß die Fortſchritte nach Oſten keine natürliche Grenze gehabt hätten, daß ihre Verfolgung mit der ganzen Kraft der Nation eher deren Einheit und innerſte Natur würde abgeſchwächt und dem deutſchen Hochland ein zu weit gedehntes Tiefland würde zugegeben haben, daß dann der Oſtdeutſche ein eben ſo ſtarkes Element im deutſchen Nationalleben würde geworden ſein, wie jetzt der Nord- und der Süddeutſche, deren wirkliche Einigung ſchon eine ſo gewaltige Arbeit war und iſt*). Wir werden uns daher mit der Geſchichte, wie ſie Gott gelenkt hat, zufrieden geben müſſen.

Wir haben im vorigen Abſchnitte geſehen, in welcher Weiſe die Einheit Deutſchlands unter den fränkiſchen, ſächſiſchen und ſaliſchen Kaiſern beſtand. Unter Heinrich IV. und dem Papſte Gregor VII. bekam der ſchon längſt herangewachſene Widerſtreit zwiſchen Papſtthum und Kaiſerthum einen klaren, ſchärfer umgrenzten Ausdruck. Das Kaiſerthum und das Papſtthum konnten, ſofern ſie beide Weltmonarchie ſein und jenes auch die Kirche, dieſes auch den Staat beherrſchen wollte, nicht in die Länge ungeſchwächt neben einander beſtehen. Wie übertrieben noch in ſo ſpäter Zeit, wie das 15. Jahrhundert, die Kaiſerwürde wenigſtens im Kanzleiſtyl aufgefaßt wurde, zeigt das Adelsdiplom, welches Kaiſer Sigismund dem Grafen Caspar Schlick ausſtellen ließ. Da heißt es**): „Als „der allmächtige Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, durch „ſeine unausſprechliche Weisheit und wunderbare Ordnung das „oberſte Firmament, den Lauf der Planeten, Satzung des Geſtirns „und der Elemente geſchickt und jeglichem ſeine Handlung und Amt „zugeeignet hat, doch mit ſolcher Schickung, daß alle Klarheit, die „ſie haben, von ihrem Urſprung komme, d. i. von der Sonne, die

*) Hierin liegt das Maß unſeres Einverſtändniſſes und Widerſpruchs gegenüber von H. v. Sybel's Urtheil über die Ausdehnung des Reiches in den Slawenländern. S. a. a. O. S. 37. 47.

**) Lanczolle a. a. O. S. 41 f.

„ihnen jeglichem ſein Licht reichet und doch an ihrem Glanze und „Schimmer keine Minderung empfindet, alſo zu Ebenbilde und „Gleichniß hat auch ſeine göttliche Vorſehung auf Erden eine „oberſte Gewalt alleine geordnet, d. i. die kaiſerliche Majeſtät, die „unter allen Gewalten der Welt die Höhe behält und allen anderen „Geſetze, Würdigkeit und Ehre handlanget, alſo daß von dem Throne „kaiſerlicher Majeſtät aller Adel kommt und Urſprung nimmt, „gleich wie von der Sonne der Glanz.“ — Wenn auch ſolcher Bombaſt den früheren Kaiſern fern blieb, ſo war er doch nur der ungeſchickte Ausdruck eines Anſpruches, welchen das Kaiſerthum machte. Der Kampf mußte dieſen Anſprüchen gegenüber, ſobald ſie im einzelnen Falle an der Kirche ſich verwirklichen wollten, entbrennen, und er entbrannte in heftigſter Weiſe. Auch die Päpſte wußten den Sternhimmel mit ſeinen zwei großen Lichtern geltend zu machen, aber ihnen war der Kaiſer nur der Mond.

Dieſer Kampf war es hauptſächlich, der auf die Einheit Deutſchlands, auf das Gefühl für dieſelbe und die Erkenntniß ihres Werthes einen weitreichenden Einfluß geübt hat. Als derſelbe ſich erhob, da war es den Kaiſern, die ihn führten, nicht mehr möglich, in der alten Weiſe über die ſtarken deutſchen Herzogthümer zu gebieten, auch ohne daß der Kaiſer ſelbſt eine überlegene, ihm näher angehörige Macht beſaß. Die Kraft der Karolinger war ihre fränkiſche, die Kraft der Ottonen ihre ſächſiſche Hausmacht geweſen. Entweder durfte kein Kaiſer mehr gewählt werden, der nicht durch ſolche ſchon das Uebergewicht hatte, oder, wenn die Fürſten gerade die Wahl eines ſolchen gerne vermieden, weil ihre eigene Macht durch ihn vermindert werden mußte, ſo hatte er ſeine kaiſerliche Stellung zur Erwerbung einer ſolchen zu verwenden, und ſomit das Reich zu beſchädigen, um das Kaiſerthum zu feſtigen. Und welche andere Wirkung konnte dies haben, als die Fürſten gleichfalls zu möglichſter Steigerung ihrer beſonderen Macht zu drängen, theils um ſich des Kaiſers zu erwehren, theils um ſelbſt Hoffnung auf die glänzende Reichskrone zu haben. Und wie nahe lag es dann, daß ſie auf die Seite des Papſtes und der Kirche gegen den Kaiſer traten und ſo Eigennutz mit wohlfeiler Frömmigkeit verbanden! Aber was mußte aus der Einheit des Reiches in ſolcher Zerſtoßung werden? es waren nicht die Stämme mehr mit dem eingeborenen

Eigengefühl, ſondern die Dynaſten waren es, die gegen einander geſchleudert wurden. Das Ringen der Dynaſtengeſchlechter nach Beſitz, Macht, Hoheitsrang tritt in den Vordergrnnd, das Volk in ſeinem eigenartigen Stammesgefühl macht nicht mehr die Geſchichte. Dies war der Charakter der Kämpfe unter dem ſaliſchen Kaiſerhauſe, deſſen erſter Kaiſer Conrad II. mit Recht als der geſunde, vollkräftig praktiſche Mann geſchildert wird, dem das Volk in ſeiner ſtrotzenden Lebens- und Kraftfülle kein bloßes Mittel für den Krieg und die Finanzen, ſondern ein lebendiger Hebel der Herrſchaft war. Ihn ließen die würzigen, berauſchenden Düfte kalt, welche aus Italien ſtets emporſtiegen und die Herrſcherköpfe deutſcher Kaiſer benebelten. Hier können wir nur den muſterhaften Zügen mit Freuden folgen, mit welchen H. von Sybel uns die Kaiſergeſtalten vor Augen ſtellt*). Nach ihm war der Sieg des Papſtthums über das Kaiſerthum entſchieden und zwar um ſo mehr, als die Machthaber, welche ſich gegen den Kaiſer Heinrich IV. wehrten und ihn dem Papſt als Büßer zu Füßen warfen, kirchliche Fürſten, Biſchöfe waren, welche die harte Frömmigkeit ſeines Vaters zu ſo keckem Gebahren ausgerüſtet hatte. Noch einmal zwar trat in den Hohenſtaufen die Kaiſerkraft mächtig entgegen, aber der oben geſchilderte Zuſtand ſchlimmer Rückwirkung ihres Kampfes mit Rom auf die Einheit des deutſchen Volks- und Reichslebens trat in ihrer Geſchichte kraftvoll und lebendig hervor. Als das ſaliſch-fränkiſche Kaiſerthum zu Ende neigte, war es ein ganz natürlicher Gedanke, daß entweder der Erbe der ſächſiſchen Herrſcher oder ein oberdeutſches Geſchlecht die Hand nach der Krone ausſtrecke. Schon bei der Wahl des erſten Saliers, Conrad I., war der Name des Billungers Benno, Herzogs von Sachſen, mit genannt, aber zu ſeinem Verdruß weit überwogen worden. Die ganze Salierzeit war von Kämpfen mit den Fürſten durchzogen, die ſich dem Kaiſer nicht beugen wollten. Herzog Ernſt von Schwaben, der eigene Stiefſohn des Kaiſers, erhob die Fahne des Aufruhrs, Herzog Welf von Baiern that desgleichen. Unter Heinrich IV. war es wieder ein Welf und Herzog Magnus von Sachſen, die dem Kaiſer das Regiment wieder entreißen wollten. Es gab Gegenkönige, einen Rudolph von

*) a. a. O. S. 57. ff.

Schwaben, einen Hermann von Salm aus dem Lützelburger Geſchlecht. Hier traten die Hohenſtaufen auf der Seite des Kaiſers als ein neues, kraftvolles und kluges Geſchlecht hervor. Schwaben, deſſen Herzogthum ſie erlangten, trat zum erſtenmal in die erſte Reihe der deutſchen Fürſtenmächte. Sachſen und Schwaben ſtanden ſich gegenüber. Die Hausmacht der Hohenſtaufen, als der Erben der letzten Salier, war ſchon bedeutend, noch durch Verwandtſchaft mit Baiern und Oeſterreich verſtärkt. Dennoch ſiegte vorerſt Sachſen in der Perſon Lothar's, und von nun an war der Wettſtreit und Gegenkampf Sachſens und Schwabens entſchieden. Auch die Stellung der Hohenſtaufen zu den kirchlichen Gewalthabern kennzeichnete ſich gleich bei der Königswahl, indem der Erzbiſchof Adalbert von Mainz ihr heuchleriſcher Gegner war*). Der Krieg brach aus, und die Hohenſtaufen mußten für diesmal nachgeben. Aber wie es mit der Einheit des Reiches ſtand, war ſchon jetzt klar. Als Lothar, dem ſich die Hohenſtaufen unterworfen hatten, ohne Söhne ſtarb, ſtanden dieſe dem mächtigen Heinrich von Sachſen und Baiern gegenüber, dem welfiſchen Fürſten, deſſen Ländermacht ohne Zweifel die erſte in Deutſchland war. Aber gerade dies bewog die Fürſten, ihn nicht zu wählen. Liſt und Energie der fränkiſch-ſtaufiſchen Partei drang durch; Konrad III., der Hohenſtaufe, ward gewählt. Heinrich der Stolze mit dem Herzog von Zähringen erhob ſich, aber ſein Tod endete den Streit, Welf und Waiblinger ſtießen auf einander, die Hohenſtaufen ſiegten. Die Kreuzzüge, welche alle Theile nach Oſten zogen, ließen in Deutſchland verhältnißmäßig Ruhe eintreten, Italien nahm wieder die Kräfte in Anſpruch. So ſtand das Reich, als Friedrich Barbaroſſa, ein junger Held und Mann von ungewöhnlicher Geiſtes- und Willenskraft, zum König gewählt wurde. Ihm gegenüber ſtand ſein Vetter, der welfiſche Heinrich der Löwe, nicht minder ein Held und bedeutender Mann.

In dem Kampfe mit dieſem und dem Papſte, der ſich dem Welfen anſchloß, lag von nun an das Schickſal der deutſchen Ein-

*) Souchay, Geſchichte der deutſchen Monarchie. Bd. 2. Frankf. a/M. 1861. S. 299 ff. v. Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen. (Reutlingen.) Bd. 1. S. 275 ff.

heit. Niemand, der ſich nicht durch die geiſtige und Charakter-Größe der hohenſtaufiſchen Kaiſer blenden läßt, wird die Gerechtigkeit des harten Urtheils in Abrede ſtellen können, welches vom Standpunkte der National-Einheit und der einheitlichen Kraft Deutſchlands über die Periode der Staufenherrſcher ausgeſprochen worden iſt*). Als ſie leuchtend auf dem Schauplatz ſtanden, was ſehen wir da? Noch Kaiſer Konrad wirkte weit überwiegend in Deutſchland. Aber Friedrich I. brachte von den 38 Jahren ſeiner Regierung nicht weniger als zwölf ganze Jahre in Italien und im Oriente zu, wo er auch ſtarb, Heinrich VI. war von ſieben Regierungsjahren ganze drei Jahre außerhalb Deutſchlands, Otto IV., obgleich kein Staufe, konnte ſich dieſer Lebensart auch nicht entziehen und hielt ſich in zehn Jahren drei Jahre in Italien auf, Friedrich II. widmete von 32 Jahren ſeiner Kaiſerherrſchaft nicht mehr als vier Jahre perſönlicher Anweſenheit dem deutſchen Lande**). Wenn ſomit außer Deutſchland das meiſte Wirken dieſer Kaiſer lag, ſo war ihre Heldenkraft dem deutſchen Volke und ſeiner Einheit verloren. Daß der Kampf gegen die Kirche und ihre Anmaßung oberſter Herrſchaft zuerſt aufgenommen wurde, war ein vernichtender Fehler der hohenſtaufiſchen Staatsweisheit. Um ihn aufzunehmen, mußte ſich der Kaiſer eine treibende Macht, in welcher Zukunft lag, das Bürgerthum der Städte, entfremden, er mußte ſich den gefährlichſten Feind, die Macht der Einzelfürſten, ſtatt ſie mächtig zu brechen, durch Zugeſtändniſſe verbünden und ſie ſo ſelbſt zu künftiger Ueberwindung des Kaiſerthums ſtärken. Heinrich der Löwe war der gewaltige Typus dieſer Macht. Ihm war Baiern und Sachſen und in letzterem das Recht, Biſchöfe einzuſetzen und zu belehnen, überantwortet und dieſer thatendurſtige Held darauf gewieſen worden, im Norden auf Koſten der Slawen ſich ein zweites deutſches Königthum zu ſchaffen. Da war der in neuerer Zeit ſo bedeutſame Dualismus des Kaiſers und des norddeutſchen Königreichs, Oeſterreichs, welches die Hohenſtaufen darſtellten, und Preußens, welches in Heinrich dem Löwen vorgebildet war, ſchon einmal in die deutſche Geſchichte hineingeſchaffen. Auch

*) H. v. Sybel. S. 64 ff.
**) v. Raumer. Bd. 2. S. 455 ff.

darin iſt die Parallele zu erkennen, daß das Kaiſerthum mit ſeinen ſüddeutſchen Wurzeln ſich mehr jenſeits der Alpen zu verwirklichen ſtrebte und doch von ſeinen deutſchen Intereſſen nicht laſſen konnte. Aber Heinrichs des Löwen Herrſchaft war kein preußiſcher Staat, ſie war auf das Mißtrauen der geiſtlichen Fürſten gegen den Kaiſer, auf deſſen Kämpfe in Italien und die Freundſchaft des Papſtes mehr gebaut, als auf ihre innere Kraft und Einheit. Als der Kaiſer (Friedrich I.) mit den Städten Frieden ſchloß, ihre Freiheit anerkannte und nun dieſe ſelbſt auf ſeine Seite traten, der Papſt ſich mit ihm ausſöhnte, da ſchlug Heinrich's Stunde. Sein Reich war ſchnell gelöſt, da es keine lebendigen Bande zuſammenhielten.

Das Kaiſerthum feierte im Sturze des Löwen nur einen ſcheinbaren Triumph. Denn er fiel durch die Feindſchaft der Fürſten und Biſchöfe, die er beleidigt hatte, und der Kaiſer entledigte ſich mit ſchwerem Herzen eines Gegners, den er liebte, um Freunde zu gewinnen, die ihn nicht liebten. Die Fürſten hatten den meiſt fernen Kaiſer erhoben, um einen nahen Gebieter los zu werden und ihrerſeits in kleinerem Maßſtabe das Spiel des trotzigen Löwen zu günſtiger Zeit nachahmen zu können. Die Mehrung der Hausmacht wäre jetzt auch dieſſeits der Alpen dem Kaiſer leicht geweſen; daß er ſie großmüthig verſchmähte, war edel, aber nicht ſtaatsklug. Den großen Beſitz des Doppel-Herzogs theilte er im Norden unter geiſtliche Fürſten und die Askanier, im Süden unter kleinere Dynaſten und Otto von Wittelsbach, der nun als Herzog von Baiern ſich erhob. Daß Heinrich VI. noch mehr als ſein Vater im Süden den Schwerpunkt ſeiner Pläne ſuchte und eher ins Weite ſchweifte, als ſich in den deutſchen Zuſtänden zum feſten Mittelpunkt hinſtellte, kann Niemand verkennen, der die charakteriſtiſchen Züge ſeiner kurzen Regierung überblickt. Der Löwe Heinrich kam wieder und mit ihm der Krieg, aber er konnte nicht wieder dem Reiche gefährlich werden. Die Gräuel Heinrich's VI. in Italien gegen die Normannen konnten ihm in Deutſchland die Herzen nicht gewinnen. Er blieb ein Fremder. Dennoch war dieſer Fremdling nahe daran, Deutſchland eine ganz andere politiſche Geſtalt zu geben, als es ſeither und nachher gehabt hat. Er wollte die Erblichkeit der Kaiſerwürde, aller Herzogthümer und Lehne einführen, dem Anſpruch an den weltlichen Beſitz der geiſtlichen Fürſten

entſagen und damit, unter Einverleibung von Süditalien in das Reich, einen deutſchen Staat herſtellen, in welchem es kräftigen Herrſchern möglich geweſen wäre, in der Weiſe die Einheit der Nation herbeizuführen, wie es in Frankreich geſchah. Ob man im Intereſſe deutſcher Einheit das Mißlingen dieſes Planes beklagen, oder im Intereſſe deutſcher Nationalbildung ſich deſſelben freuen ſoll, braucht heut zu Tage nicht mehr erörtert zu werden. Aber er ſcheiterte, nachdem inzwiſchen Heinrich der Löwe eines frommen Todes geſtorben und ſein Sohn mit einer hohenſtaufiſchen Tochter vermählt war, an dem Ehrgeiz und Particularismus der ſächſiſchen Fürſten, die ſich die Freiheit, welche ein gewählter Kaiſer gebe, und die Ausſicht auf den Kaiſerthron nicht wollten verſchränken laſſen. Am ſchädlichſten war aber der Widerſpruch des erſten geiſtlichen Fürſten, des Erzbiſchofs von Mainz und des Papſtes, die beide bei dem Streite von Wahlkaiſern mit ihren Fürſten nur eine Gelegenheit zur Machtübung erhielten und die den kaiſerlichen Anſpruch auf die weltlichen Güter der Kirche im Princip verwarfen. — Deutſchland blieb alſo ein Wahlreich, und es war durch dieſen Verſuch den Fürſten ihre Stellung zum Kaiſer noch ſchärfer zum Bewußtſein gekommen. Heinrich's weitfliegende Plane im Sinne der Weltherrſchaft des Kaiſers endete ſein früher Tod.

Sowie dieſe feſte Hand erſtarrt war, zeigte der ausbrechende Kampf um die Krone die bitteren Früchte der Gedanken und Wünſche, an denen ſein Plan geſcheitert war. Der Sohn des Kaiſers war ein Kind; ſein Bruder, Herzog Philipp von Schwaben, auch erſt einundzwanzigjährig, trat mit gewiſſenhafter Treue als Vormund auf. Aber Welfen und Hohenſtaufen ſtanden bereits, die Hand am Schwerte, ſich gegenüber. Die geiſtlichen Fürſten mit dem Papſt wollten die ſtaufiſche Herrſchaft loswerden. Da die ihr ergebenen Fürſten von der Herrſchaft des Kindes unter Vormundſchaft Philipp's nichts wiſſen wollten, ſo mußte dieſer nachgeben und ſelbſt die Krone annehmen (1198). Aber ein Welfe, der jüngere Sohn Heinrich's des Löwen, Otto, wurde als Gegenkönig von den geiſtlichen Fürſten gewählt. Der Krieg zerriß das Reich acht Jahre lang. Geld und abermals Geld war damals die Loſung. Rom und die Erzbiſchöfe von Köln und Trier (der Mainzar war in Paläſtina) erhielten von Otto große Summen und es wurde bald

kein Bisthum mehr ohne ſolche Beſtechung beſetzt. Ernſte deutſche Männer fingen an, Rom als einen Pfuhl der Ungerechtigkeit zu verabſcheuen*). Das Ausland wurde in die inneren Händel gezogen. England war mit Otto, Frankreich und Böhmen, welches dafür die Königskrone erhielt, mit Philipp verbündet. Richard Löwenherz hatte alle Urſache, die Staufenkaiſer zu haſſen, war auch Otto's Oheim. Aber der Papſt trat entſchieden auf Otto's Seite, und welch ein Papſt! Es war der neugewählte Innocenz III. Otto gab deutſche Königsrechte der Kirche und dem Auslande Preis, und der Papſt machte höhere Anſprüche der Weltherrſchaft, als ſelbſt Gregor VII. Da mußte Philipp's Stern ſinken; aber er hob ſich wieder und ſein Sieg wurde als unausbleiblich betrachtet, als Philipp zu Bamberg auf dem biſchöflichen Schloſſe von Otto von Wittelsbach, einem wilden Baiernfürſten, aus unbekannter Urſache meuchlings erſchlagen wurde. Die Krone fiel nun zweifelsohne dem Welfen Otto zu. Deutſchland erholte ſich etwas von dem wilden Kriege, der faſt keine Landſchaft verſchont, der Brand und Plünderung, auch an Kirchen und Klöſtern, und eine entſetzliche Verwilderung des Volkes herbeigeführt hatte.

Aber bereits ſchien Friede und Eintracht in Deutſchland unmöglich zu ſein. Auch Otto blieb nicht im ruhigen Beſitz der Krone. Was trieb ihn nach Italien? die Eitelkeit der Krönung und der Durſt, auch die dortigen Beſitzungen der Hohenſtaufen, ob er wohl mit des ermordeten Philipp Tochter Beatrix ſich verlobt hatte, zu erwerben. Dieſer Zug gab den deutſchen Fürſten und Philipp Auguſt von Frankreich Zeit gegen ihn. Als er heimkehrte, fand er einen ſtarken Feindesbund, gegen den er ſtürmend losfuhr. Aber bei aller Heldenkühnheit und energiſchen Kraft vermochte er nicht, ſich ruhigen Beſitz zu erkämpfen. Er ſtarb mitten im Kampfe auf der Hartzburg (1218).

Friedrich II., der Sohn Heinrich's VI., war ſchon vor ſechs Jahren, mit dem Rufe: Chriſtus herrſcht! nach Deutſchland gekommen und von den meiſten Fürſten als König angenommen. Er hatte von Konſtanz am Bodenſee an, wo das ſtaufiſche Schwaben ihm entgegenjauchzte, von Baſel an, wo die Böhmen und

*) S. die Urlſperger Chronik bei Souchay, a. a. O. S. 443.

Mähren zu ihm traten, vom Elſaß an, wo alle Herrſchaften ihm zufielen, bis nach dem nördlichen Deutſchland ſeinen tapferen Gegner beſiegt. Er hatte ſich zu Aachen die Königskrone aufgeſetzt. Aber er blieb nicht hier, er zog nach ſeinem geliebten Unteritalien zurück und ließ das deutſche Reich für ſeinen kleinen Sohn Heinrich verwalten. Es war auch wenig zu ſehen, das etwa hätte Neigung zum Herrſchen in Deutſchland einflößen können. Die kaiſerliche Macht war faſt ein Schatten, die Fürſten ſchalteten unabhängig, in hundertfacher Durchkreuzung bewegten ſich zwiſchen ihnen, den weltlichen und geiſtlichen, die Plane des Eigennutzes, die Fehden und Vereinbarungen, alle geeignet, den Kaiſer als einen wirklichen Factor des deutſchen Volks- und Staatslebens zu beſeitigen. Friedrich's Regierung vollendete dieſen Zuſtand. Der Kaiſer wurde als eine ſchädliche Laſt des Landes gefühlt. Als Papſt Gregor IX. drohte, die Kaiſerwürde einer anderen Nation zuzuwenden, antwortete Herzog Ludwig von Baiern: „Wollte Gott, daß dem deutſchen Volke dieſe Erlöſung zu Theil würde; wie gern wollte ich auf meine beiden Wahlſtimmen verzichten“ *). Wie man ſchon beim Tode Heinrich's VI. geurtheilt hatte, zeigt der Marbacher Annaliſt in den Worten: „Der ganze Erdkreis gerieth in Verwirrung, denn viele Uebel und Kriege erhoben ſich, die dann lange Zeit andauerten“, und der Zwiefalter Mönch in Schwaben, der ausruft: „Der Kaiſer ſtirbt, ſeitdem flieht der Friede und der Streit wird wieder gerüſtet.“ Sogar der alte Volksheld Dietrich von Bern ſollte hoch zu Roſſe erſchienen ſein, um Deutſchland viel Unheil zu verkünden **). Es war gekommen. Im Volke ſelbſt lebte die Liebe und Ehrfurcht zum Kaiſer, weil es in ihm den Schützer gegen Fürſten und Pfaffen erkannte, die das Volk drückten und ausplünderten. Wo des Kaiſers ſtarke Hand waltete, da athmete das arme Volk auf. So gab es doch tief im Herzen der armen Bauern und der Bürger der Städte einen Wiederhall für die Reichseinheit, und Kaiſer Heinrich's Hohenſtaufen-Gedanken hätten auf das Zujauchzen der unteren Claſſen rechnen

*) v. Sybel. S. 73.

**) Th. Toeche, Jahrbücher des deutſchen Reiches. Heinrich VI. (Leipzig 1867.) S. 480 f.

dürfen. In dieſem Erdreich hätte der Kaiſer als Erbkönig von Deutſchland ſeine tiefen Wurzeln gehabt. Aber daß die Entſcheidung über die großen Einheitspläne in den Händen der Fürſten lag, die ein deutſches Königthum ohne römiſchen Imperatorenglanz nicht ertragen hätten, und denen die Einverleibung der außerdeutſchen Hausmacht es erſchwert hätte, gegen die Hohenſtaufen aufzukommen, das war die Urſache des Mißlingens.

Friedrich hatte die Wahl ſeines Sohnes Heinrich zum deutſchen König mit Zugeſtändniſſen erkauft, die ihm die Erreichung des Zieles, welches Heinrich VI. verfolgt, noch weiter erſchweren mußten. Etwas Unnatürliches blieb es, daß er die deutſchen Kirchenfürſten durch Erhöhung ihrer Macht als Werkzeuge gegen die zu große Unabhängigkeit der weltlichen Fürſten gewann*). Denn zu dem Gedanken einer deutſchen katholiſchen Kirche, mit dem Kaiſer als Haupt, war doch die Zeit noch lange nicht reif, der Kaiſer auch dazu viel zu wenig Deutſcher, um ſie zu leiten, und die Biſchöfe viel zu ſehr Römer, um nicht ſtets wieder mit dem Papſte ſich zu verbünden. Darum konnte die Wiederausſtattung der großen Biſchofsſitze mit verlorenen Gütern und Rechten ſchließlich blos die Macht des Hauptgegners in Rom ſtärken und eben dadurch den weltlichen Fürſten gegen den Kaiſer aufhelfen. Wie ſtark ſie wurden, kann nichts erſchreckender zeigen, als daß ſie den Sohn Heinrich gegen den Vater Friedrich zum Empörer machen konnten. Und wie es in Deutſchland ausſah, davon geben die Meuchelmorde Kunde, unter deren Dolchen die Mächtigen fielen, der Erzbiſchof Engelbert von Cöln auf dem Gevelsberg bei Schwelm, der Herzog Ludwig von Baiern auf der Brücke von Kelheim, beide die ſich folgenden Vormünder des jungen, jetzt ſchon tief gefallenen Königs Heinrich. Und dieſe blutigen Thaten traten aus einem verworrenen Knäuel von Verweltlichung des Klerus, von Fehden, Brand, Mord und Kirchenraub, von falſchen Bündniſſen und treubrüchigen Löſungen derſelben nur als die Zeichen hervor, daß „kein König in Iſrael war, ſondern Jeder that, was ihm recht dünkte.“ Zwar unterwarf ſich Heinrich dem nun auch mit der Krone Je-

*) F. W. Schirrmacher, Kaiſer Friedrich II. Bd. 1. (Göttingen 1859.) S. 120 ff.

rusalems geſchmückten kaiſerlichen Vater von Neuem, aber die Urkunde der Vermittlung*), welche die deutſchen Biſchöfe übernahmen, der Patriarch von Aquileja (Aglei), die Erzbiſchöfe von Magdeburg und Salzburg, die Biſchöfe von Bamberg, Regensburg, Würzburg, Worms, Freiſingen, der Abt von St. Gallen und neben ihnen die Herzoge von Sachſen, Meran und Kärnthen, ſie läßt erkennen, wie auch dieſer Schritt eine Erhöhung der Fürſtenmacht wurde. Sie ſagen von ſich in derſelben: „Der kaiſerliche Thron, dem wir wie dem Haupte die Glieder verbunden ſind, ruht dergeſtalt auf unſern Schultern und wird durch unſeren Beiſtand gekräftigt, daß ſowohl das Reich durch eine herrliche Majeſtät hervorleuchtet, als auch unſer Fürſtenſtand von ihm zurückſtrahlt.“ Der Kaiſer ſelbſt mußte dieſe Stellung der Fürſten anerkennen; ſie waren die Richter zwiſchen Vater und Sohn, zwiſchen Kaiſer und König geworden. Der hohe Preis war überdies umſonſt bezahlt, der unbändige Sohn brach die Treue nochmals und frevelhafter, indem er geradezu Verſchwörer wurde. Da ließen ihn die Fürſten fallen und ſein verdientes Loos war der Kerker, erſt in Deutſchland, dann in Apulien, wo ein Sturz vom Pferde ihn tödtete.

Bei der Wahl ſeines Bruders Konrad nannten ſich die Fürſten die Väter und Leuchter des Reiches, die des römiſchen Senates Stelle einnehmen. Ob ſie dabei an den mächtigen Senat der Republik oder an den unmächtigen des Kaiſerreichs dachten?

Welcher Widerſpruch der Wirklichkeit gegen die hohe Idee des Kaiſerthums, wie ſie Carl der Große, Otto I., Heinrich III., Friedrich I. und ſelbſt der gedemüthigte Heinrich IV. ſtets ausgeſprochen hatten! Und doch darf nicht vergeſſen werden, daß die Politik Friedrich's II. eine edle genannt werden muß. Er will über den Parteien ſtehen, er will trotz aller Sorge für ſeine Hausmacht dieſſeits und jenſeits der Alpen, doch Niemanden berauben, Keinen bedrücken; er will den Gegenſatz zwiſchen Süddeutſchland, ſeiner Heimath, und Norddeutſchland, dem Sitze ſeiner Gegner, verſchwinden ſehen; er giebt, was er behalten könnte, in Anderer Hände, er vertraut ſein Beſtes dem Edelſinn der Fürſten, die er erhöht. Er verlangt die Weltherrſchaft, aber nicht die deſpotiſche

*) Schirrmacher. Bd. 1. S. 206.

der alten Kaiſer Roms, ſondern die Herrſchaft des Freien über die Freien; er ſucht ein Gleichgewicht in den deutſchen Fürſtengewalten zu begründen, wofür er ſelbſt Opfer bringt*). Wäre die Kirche vor Allem fähig geweſen, ſeinen hohen Sinn zu begreifen, wären ihre Diener in Deutſchland und ihre Herrſcher in Rom auch nur von ferne von dem edlen Gewächſe ſeines Geiſtes geweſen, wäre der eigene Sohn dem Hochſinn ſeines Stammes treu geblieben, wie anders hätte der große Staufenkaiſer Deutſchland hinterlaſſen. Freilich Italien und gar der Orient in den Kreuzzügen! Wir dürfen wohl zugeben, daß für Deutſchlands Kraft und Einigung hier die ſchlimmſte Klippe lag. Der Kaiſer war für Deutſchland nicht da. Aber vergeſſen wir auch nicht, daß Deutſchland nicht der einzige Zweck der Weltgeſchichte, ſondern daß es auch mit ſeinen Bedürfniſſen und Wünſchen zuletzt doch auch ein dienendes Glied im Ganzen war und iſt. Wenn mit Recht gegen eine Betrachtung des Kaiſerthums als eines bloßen Mittels für die römiſche Kirche proteſtirt wird**), die ſelbſt auch nur Glied des Ganzen ſein darf, wenn man die ſchädlichen Folgen der Kreuzzüge und der Römerzüge der Deutſchen zur Steuer der Wahrheit nicht verhüllen darf, ſo iſt auch wieder die Geſammtbildung Europas und die beſondere geiſtig nationale Bildung des deutſchen Volkes nicht aus den Augen zu laſſen. Der Orient und ſeine Anſchauung, das Mislingen der Feſthaltung heiliger Orte durch Waffengewalt und das Scheitern der Verſuche aus ihrer Ueberſchätzung, das Erkennen des Gegenſatzes zwiſchen dem wälſchen entarteten Kirchenthum und dem Chriſtenthum, ſind ſie denn nicht mächtige Elemente in der germaniſchen Entwicklung geworden? Wenn es einmal der welthiſtoriſche Gang iſt, daß am Alten, Claſſiſchen und Romaniſchen die Selbſterkenntniß des Deutſchen ſich vollzieht, ſo wäre es lächerlich, blos zu murren und zu tadeln und den Hohenſtaufen nach Jahrhunderten ſagen zu wollen, wie ſie es hätten machen müſſen, um rechte deutſche Kaiſer zu ſein, zumal man ihnen dann eigentlich ſagen müßte, ſie hätten gar keine Kaiſer ſein ſollen.

---

*) Ebendaſ. Bd. 2. S. 320 f.

**) Wie H. v. Sybel in ſeiner oft angeführten Schrift ſo mannhaft gethan.

Und ohne einen Friedrich II., ſo viel auch vom blos deutſchen Standpunkte an ihm zu tadeln ſein mag, wie hätte ſich Deutſchland unter Päpſten wie Innocenz und Gregor IX. auch nur in dem Grade kirchlicher Freiheit erhalten, deſſen es ſich erfreute. Nichts zu ſagen von der Gefahr, die ihm von den Mongolen-Schwärmen drohte und die für's Erſte durch die heldenmüthigen Herzoge Schleſiens in der Schlacht von Wahlſtatt abgewendet war. — Es iſt hier der Ort, des Reiches Gottes zu gedenken, das in den Weltreichen und ihren Bewegungen ſeinen großen heiligen Gang geht, und das wie die ideale höhere Welt über den wilden Erſchütterungen der Völker und den groben Erſcheinungen des materiellen Lebens ſchwebt. Bekanntlich hat der erbitterte Papſt den Kaiſer als Ketzer vor der Kirche verklagt und ihm das blasphemiſche Wort von „den drei Betrügern“ (tribus impostoribus), nämlich Moſes, Chriſtus und Muhamed, als ſein Wort vorgeworfen, der Kaiſer aber hat feierlich erklärt, eine ſolche Läſterung nie in ſeinem Herzen oder Munde gehabt zu haben, er hat höchlich betheuert, an Jeſum Chriſtum als den Gottmenſchen, an ſeinen Tod und ſeine Auferſtehung treulich zu glauben. Aber wahr iſt es, daß er bei den Muhamedanern im Orient mehr Rechtlichkeit, mehr Treue und Glauben gefunden hatte, als bei dem Statthalter Chriſti zu Rom und ſeinen Genoſſen, wahr iſt es, daß jenes grauenhafte Wort in jener Zeit leicht demjenigen entfahren konnte, der die Kirche und das Chriſtenthum nicht zu unterſcheiden vermochte, der im damaligen Judenthum den Moſes ſah. Aus dem an den Kaiſerhof gelangten arabiſch-ſpaniſchen Unglauben, dem Pantheismus der Schule des Averroës kann es wohl ſeine Abſtammung gehabt haben. Sicher iſt aber auch, daß der Kaiſer es nicht zu ſeinem Bekenntniß gemacht hat. Wie hätte er ſonſt gegen die Ketzer (Katharener oder Katharer) in Italien auftreten und ſelbſt Geſetze erlaſſen können? Daß er ihre Verſuche, ihn zu ſich heranzuziehen, ausdrücklich zurückwies, iſt urkundlich feſtgeſtellt. — Aber bei dem Allem iſt er doch der Vertreter einer freien Weltanſchauung, einer nicht blos politiſchen, ſondern auch religiöſen Oppoſition gegen die verdorbene Papſtkirche geweſen. Seine Aeußerungen über den Papſt als den Widerchriſt und großen Drachen waren unmißdeutbar. An den König von Böhmen ſchrieb er: „Erkennt man nicht den römiſchen Sinn an ſeinen Werken?

„Wird nicht der am meiſten geſchätzt und erhoben, der am meiſten „bezahlt? Verkauft man nicht Alles, Kleider, Pallien, Röcke, Mützen, „Ehen, Gottesdienſt, ja das Himmelreich? Deutſchland allein „fürchtet man noch in Rom, darum ſtrebt der Papſt, die Deutſchen, „das tapferſte, alle Völker durch Muth, Tüchtigkeit, Ordnungsliebe „und Gottesfurcht übertreffende Volk, in Bruderkriege zu verwickeln, „damit die Ermüdeten, Erſchöpften, durch Beute Verweichlichten oder „durch Zuchtloſigkeit Entarteten auch ihren Nacken feige, dumm oder „verzweifelnd unter das römiſche Joch beugen möchten.“ Und an die deutſchen Fürſten: „Weil ich ſeine (des Papſtes) alleinige unbe„dingte Herrſchaft nicht anerkenne, ihn nicht höher als Gott ehren „will, darum verketzert er, ſelbſt der Antichriſt, mich, den treueſten „Verehrer Chriſti. Wer wünſcht mehr als ich, daß das chriſtliche „Gemeinweſen ſeine alte Majeſtät, Einfachheit und ſicheren Frieden „wiedergewinne; aber dies kann nie geſchehen, ſo lange das Grund„übel, der Ehrgeiz, Stolz und Aufwand des römiſchen Biſchofs „nicht — — ausgetilgt ſind. Ich bin kein Prieſterfeind, ſondern „ehre den Geringſten wie einen Vater, wenn er ſich von weltlichen „Dingen entfernt hält; dennoch ſchreit der Papſt: ich wolle das „Chriſtenthum mit Gewalt und Waffen ausrotten. Wie thöricht! „Nicht durch Waffen und Gewalt kann das Reich Gottes unterdrückt „werden; aber durch böſe Lüſte, durch Geiz und Habſucht', dieſe „Wurzeln alles Uebels, wird es geſchwächt, verunreinigt und ver„derbt. Hiergegen mit aller Macht aufzutreten, ja mit dem Schwerte „raſtlos zu wirken, das iſt der mir von Gott verliehene Beruf. „Ich will der Heerde ihren Hirten, dem Volke ſeinen Biſchof, der „Welt ihren geiſtlichen Vater wiedergeben; ich will dem wölfiſchen „Tyrannen ſeine Heuchlermaske vom Angeſichte reißen, ihn zwingen, „daß er die weltlichen Geſchäfte und den irdiſchen Glanz bei Seite „ſetze und in Chriſti heilige Fußtapfen trete, ſtatt ſich als deſſen „Nachfolger in frevelhaftem Stolze zu brüſten. Keineswegs iſt der „Papſt über jede Verantwortlichkeit erhaben, vielmehr ſoll er uns „von dem Ungöttlichen, von dem Heilloſen, ſo in ihm iſt, ſchon „auf Erden Rechenſchaft ablegen und nicht mehr jede Liſt, jede „Täuſchung, jede Nichtswürdigkeit als tadelloſe, unfehlbare, göttliche „Offenbarung hinſtellen.“*)

*) Fr. v. Raumer, Geſch. d. Hohenſtaufen, Bd. 1. S. 767.

Hier ſpricht nicht mehr eine Abwehr, wie ſie auch Heinrich IV. und andere Kaiſer haben laut werden laſſen, ſondern es ſind reformatoriſche Klänge, die den ſittlichen Ernſt des Chriſtenthums der apoſtoliſchen Zeit und der apoſtoliſchen Schriften dem entarteten Afterchriſtenthum des Papſtes gegenüberſtellen. Welchen Widerhall mußten ſie, vom weltlichen Haupte der Chriſtenheit ausgehend, bei zahlloſen Genoſſen ſeiner Zeit finden, die ſeit bald hundert Jahren durch die wirklichen und die ſogenannten Ketzer vielfach aufgeregt und auf die Mängel und Krankheiten der herrſchenden Kirche hingewieſen waren. Die Albigenſer und die Waldenſer, in Verbindung mit ſehr verkehrten Anſichten auch die Katharer in ihren verſchiedenen Abtheilungen, die Beguinen und Begarden, ſie alle waren theils in einzelnen Landſchaften, wie in der Gegend von Albi und in den Hochthälern Savoyens, theils unter dem Schutze der lombardiſchen Städte in ihrer freien und ſelbſtändigen Verfaſſung ſeit Jahrzehnten und länger aufgetreten, und je mehr ſich außer der verfolgenden Kirche auch die weltliche Kaiſermacht gegen ſie wendete, deſto mehr mußten ſie ſich Formen ſuchen, hinter welchen ſie ſich verſtecken mochten. Die ſich bildende Zunftverfaſſung der Städte und die zunehmende Zahl der Orden und Klöſter, die Bruderſchaften der Mönche, boten dazu die Mittel. In mehr oder weniger heimlichen Vereinen verbreitete ſich dieſer Proteſtantismus auch in die oberdeutſchen und rheiniſchen Städte und der Kaiſer duldete, was nicht als Verläugnung chriſtlicher Wahrheit hervortrat, er wurde unfehlbar von dem nicht wirklich ketzeriſchen Proteſtanten-Häuflein als ihr Schutzherr und wirkliches Haupt betrachtet, das mit ihnen gegen den Widerchriſt zu Rom kämpfe. Hier iſt der noch lange nicht genug aufgehellte fruchtbare Boden, in welchem Jahrhunderte ſpäter die Samenkörner der Reformation aufgingen.*) Die Weiſſagungen des calabriſchen Abtes Joachim von einem Kaiſer, der den Papſt vernichten und eine neue Kirche ſchaffen werde, und dem er ſogar den Namen Friedrich gab, waren bei dieſen Parteien ein Gemeingut geworden.**) Wenn auch Kreuzzug und Inquiſition ſie nieder-

*) Ueber die Ketzer dieſer Zeit und ihre mannigfachen Abſchattungen giebt ein Bild v. Raumer a. a. O. Bd. 3, S. 228 ff., Bd. 6, S. 249 ff. Flathe, Geſchichte der Vorläufer der Reformation. Leipzig 1855, 2 Bde.

**) ſ. Mosheim, Unparteiiſche Ketzerhiſtorien S. 261 ff., wo auch S. 362 von den geheimen Zuſammenkünften der Ketzer die Rede iſt.

ſchlug, wenn auch der Kaiſer ſelbſt ſein Schwert gegen die wirklich ketzeriſchen Haufen kehrte, ſo blieben doch die ſtillen Häuflein zurück und unter wechſelnden Namen bewahrten ſie die heilige Kunde des auf die heilige Schrift gegründeten Glaubens für eine noch ferne Zukunft. Ein Jahrhundert nur liegt zwiſchen den geheimen Bünden der Zeit Friedrichs II. und den Gottesfreunden und Lollarden, nicht lange Zeit hernach trat das Verborgene ans Licht und wurde in Böhmen zur Sache der Nation. Den Zuſammhang mit dem großen Umſchwunge des ſechszehnten Jahrhunderts kennt die Welt.

III.

Der Bruch mit der bisherigen Geſchichte.

Wenn wir auch das Ringen der Hohenſtaufen nach einem großen Ziele, das über die Einheit Deutſchlands hinauslag, unter die Haupturſachen der mangelnden Einheit zählen müſſen, wenn wir anzuerkennen haben, daß durch ihr außerdeutſches Wirken dem oberdeutſchen Herrſcherhauſe das Scepter des Reiches entfiel, wenn wir die Erbſchaft, welche ſie vom Schauplatze abtretend hinterließen, vom Geſichtspunkt nationaler Einheit nur als eine troſtloſe bezeichnen können, ſo iſt doch durch ihre Geſchichte die Zukunft vorbereitet worden, in welcher ſich die Weiſſagung des deutſchen Landes allmählich erfüllte. Es gährten im deutſchen Volke, ſeinem innerlichen, ernſten Weſen gemäß, Gedanken der Zukunft, die lange zu arbeiten hatten, bis ſie den Punkt fanden, an welchem ſie ſich zu feſter, auch ſtaatlicher Geſtalt kryſtalliſiren konnten. Dieſer Punkt war nicht das Kaiſerthum und der Kaiſer, er lag vielmehr im Umkreiſe, der um dieſes Centrum, ganz beſonders durch Friedrichs II. Entgliederung des Reichs, ſich gezogen hatte. Wir haben ſchon vernommen, daß den Askaniern ein Theil vom Erbe Heinrichs des Löwen zugefallen war. Ihnen blieb die Aufgabe, gegen die von den Kaiſern zu ſehr vergeſſenen Slawen mit Schwert und Kreuz ſich zu wenden und eine feſte Mark, ein ganzes Markenſyſtem aufzu-

bauen, von welchem, wie von feſter Burg aus, der Blick ſich auch rückwärts in die Reichslande werfen ließ.

Friedrich II. iſt vom Schauplatz abgetreten, Schleſien iſt in voller Verdeutſchung begriffen, Preußen durch den deutſchen Orden gewonnen, Pommern und Mecklenburg, obwohl unter ſlawiſchen Herrſchern, ſind in den Kreis der chriſtlichen Länder gezogen. Aber die alten Reichslande, wie ſtanden ſie vereinzelt da! Baiern war das geſchloſſenſte Herzogthum von allen, das aber auch bald getheilt wurde, Oeſterreich mit Steiermark, Kärnthen und Krain war ein ſtattliches Ganzes aus vier Herzogskronen geworden, aber von dem mit dem Königstitel zum Reiche gehörigen Böhmen und Mähren bedroht, auch bald überwältigt. Es war wie ein Rückſchlag der Slawen im Süden gegen ihre Unterwerfung im Norden. Wie armſelig war das alte Sachſen-Herzogthum zerfetzt, ſein Ueberreſt noch in Sachſen-Wittenberg und Sachſen-Lauenburg, in Braunſchweig und Lüneburg getheilt. Hier war keine Ausſicht mehr, die Kaiſerkrone durch entſprechende Ländermacht zu ſtützen. Ein ſächſiſcher Kaiſer der alten Art war unmöglich geworden. Die Herzogthümer Schwaben, Franken, Zähringen, ſie waren verſchwunden, nur Teck blieb noch eine Weile, faſt nur als Titel. Dagegen beſtand ein Herzogthum Ober-Lothringen, Brabant und Limburg. Der Herzog von Franken ſteckte im Biſchof von Bamberg. Es beſtanden die Markgrafſchaften von Meißen, Brandenburg, die von Burgau, Namür, Antwerpen, die Pfalzgrafſchaften zu Tübingen und am Rhein, die Landgrafſchaften in Thüringen, Heſſen, Elſaß, Leuchtenberg, die Burggrafſchaften von Nürnberg, Altenburg, Meißen, das Vogtland des Reiches, die zahlreichen Grafſchaften, aus dem Erbe der Herzoge entſtanden, aus Sachſen (Aſchersleben, d. h. Anhalt, Brena, d. i. Wettin, Mansfeld, Oldenburg, Tecklenburg, Arensberg), aus Schwaben (Hohenlohe, Eberſtein, Würtemberg, Hohenzollern, Helfenſtein, Calw, Uroch, Montfort, Achalm, Nellenburg), aus Franken (Naſſau, Henneberg, Hanau, Katzenelnbogen), woneben Holland, Geldern, Seeland, Luxemburg, Jülich, Cleve, Berg, Altena, d. i. Mark, Holſtein, Schwerin u. a., wobei der Schweiz und Tyrols und des ſüdlichen Burgunds und Savoyens noch nicht edacht iſt. Noch waren es alles Grafen und Herren des Reiches, er es ſtiegen immer neue freie Herren in dieſen Stand der Un-

abhängigkeit empor, ſo daß die Zahl der freien Regenten Deutſchlands bald faſt nicht mehr zu zählen war. Und noch haben wir der geiſtlichen Herren nicht gedacht, an welche Friedrich II. ihr Reichsgut als eigenes für immer abgetreten hatte. Sie hatten die ſchönſten Theile Deutſchlands im Beſitz. Da ſtanden Mainz, zugleich der Primas deutſcher Kirche und der Kanzler des Kaiſers, Würzburg, Bamberg in den herrlichſten Landſchaften. Jenem zunächſt Trier im herrlichſten Theile des Rhein- und Moſelthales, dann Cöln am Niederrhein. Sie waren durch das Gut des Reiches groß geworden und kehrten die Mittel, die ihnen das Kaiſerthum gegeben, gegen die Einheit der Nation; ſie waren dem Papſt gegenüber deutſche Fürſten, dem Kaiſer gegenüber die Vertreter des Papſtes, und eine Liſt und Unwahrheit, die den deutſchen Namen ſchändete, führte beſonders in ihren politiſchen Verhandlungen das Ruder. Nicht durchaus eben ſo ſchlimm waren die kleineren geiſtlichen Fürſten, die Erzbiſchöfe von Bremen, Magdeburg, Salzburg, die Biſchöfe von Würzburg, Bamberg, Osnabrück, Minden, Verden, Münſter, Paderborn, Hildesheim, Halberſtadt, Brandenburg, Havelberg, Camin, Schwerin, Ratzeburg, Utrecht, Lüttich, Metz, Toul, Verdun, Speier, Worms, Straßburg, Baſel, Conſtanz, Chur, Lauſanne, Genf, Beſançon, Eichſtädt, Regensburg, Freiſing, Paſſau, Brixen, Trident, die Aebte von Fulda, Corvey, Hersfeld, Reichenau, St. Gallen, Kempten, Einſiedeln u. a., aber auch ſie waren Beſitzer unabhängiger Herrſchaften. Der beſte Theil des Reiches waren noch die reichsunmittelbaren Städte, nach dem Vorbild der lombardiſchen verfaßt und theilweiſe wie dieſe verbündet. In ihnen erhielt ſich der Sinn für die Einheit um ſo mehr, als ſie von den benachbarten Fürſten und Herren ſich ſtets bedroht oder geſchädigt ſahen. Sie waren auch die Träger der Proteſtationen gegen den inneren Zerfall der Kirche und die Heger der Zukunftsgedanken. Wir nennen die Namen: Aachen, Cöln, Lüttich, Soeſt, Dortmund, Bremen, Hamburg, Lübeck, Braunſchweig, Magdeburg, Hildesheim, Mühlhauſen, Nordhauſen, Erfurt, Frankfurt, Mainz, Speier, Worms, Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Colmar, Baſel, Freiburg, Zürich, Bern, Eßlingen, Reutlingen, Regensburg, Ulm, Wien*).

*) Die obigen Zuſammenſtellungen ſ. Wachsmuth, Geſchichte deutſcher Nationalität. Bd. 1. S. 102 ff.

In dieſem vielhäuptigen Deutſchland erhoben die Einen Den die Andern Jenen zum Oberhaupte. Heinrich Raſpe in Thüringen erlag nach kurzem Streit um den Thron, den er nach Kaiſer Friedrichs Abſetzung durch den Papſt Innocenz IV. von den Erzbiſchöfen empfangen hatte. Er war jener rohe, geldſüchtige thüringiſche Landgraf, der aus der Geſchichte der heiligen Eliſabeth mit Schande bedeckt iſt. Er war mit Geld zum Aufruhre beſtochen, wie überhaupt der Papſt keine Schande zu groß fand, auch die nicht, den Sohn Konrad zum Aufruhr gegen den kaiſerlichen Vater verführen zu wollen. Wilhelm von Holland, als zweiter päpſtlicher Gegenkönig nach Friedrichs Tode, ſtritt mit Friedrichs Sohn, dem König Konrad, um Deutſchland. Dieſer hatte Ober-Deutſchland, Jener Nieder-Deutſchland auf ſeiner Seite. Der frühe Tod Konrads (1254) ließ dem Gegner noch faſt zwei Jahre Zeit, die er aber nicht zu nutzen verſtand. Auch er-ſtarb 1256, von den Frieſen erſchlagen. Eine neue ſchmachvolle Geldſache, bei welcher die rheiniſchen Erzbiſchöfe mit unvergänglicher Schmach ſich bedeckten, war die Wahl der beiden Gegenkönige Richard von Cornwall, Bruder des Königs von England, und des Aſtronomen Alfons von Caſtilien, von welchen der Erſtere nur ſo lange in Deutſchland blieb, als er Geld zu vertheilen hatte, der Andere es nie betrat. Achtzehn Jahre nach Friedrich II. Tode erloſch der Name der Hohenſtaufen auf dem Blutgerüſt in Neapel. In dieſer ganzen Zeit war Deutſchland der Rohheit, dem Raube, den Schandthaten der Großen und Kleinen überliefert. Nur die Städte hielten ſich einigermaßen über dem allgemeinen Sumpf und verſicherten ſich des verdorbenen Raubadels und der verwilderten Fürſten durch Bündniſſe, wie der rheiniſche Städtebund und der der Hanſa.

Deutſchland war von der Königsmonarchie zum Bundesſtaat ſchon unter den Hohenſtaufen geworden, nach ihnen war es ein Staatenbund. Aber auch als ſolcher blieb Deutſchland unmächtig, weil durch das Unweſen der Erbtheilungen die Fürſtenländer immer kleiner, die Familien immer ärmer, durch das Reichwerden kleiner Herren die Zahl der freien Herrſchaften gemehrt wurde. Aber in dieſer politiſch ſo troſtloſen Zeit war die geiſtige Stellung Deutſchlands der Art, daß ihr Glanz noch heute fortſtrahlt. Nicht die Politik der Kaiſer war es allerdings, nicht das Streben der Hohen-

ſtaufen nach Herſtellung der Weltmonarchie, wie Carl und Otto der Große ſie angeſtrebt hatten, was in dieſen Jahrhunderten des allmählichen politiſchen Herabſinkens die Slawen und Pruthenen, die Liwen und Eſthen bis hoch hinauf in den Norden germaniſirte, was den fürſtlichen Glanz der Handelsſtädte hervorzauberte, was die gewaltigen Dome und herrlichen Rathhäuſer und Klöſter, Paläſte und Burgen emporſteigen ließ, was der Poeſie Feuer und Schwung und der Sprache muſikaliſchen Wohllaut einhauchte. Aber an wie Vielem davon hatten ſchon die ſtaufiſchen Kaiſer ſelbſt Theil genommen! Sollte nicht gerade die durch ihr Vorangehen ermöglichte Befreiung des Volksgeiſtes von dem bloßen Geplärr der Mönche und dem eintönigen Takte der kirchlichen Liturgie und ſeine Erhebung zu mächtigen Gedanken der Wahrheit, ſeine Verinnerlichung in edler Myſtik, ſeine Ausbreitung zu umfaſſenderem Erkennen der Welt, wenn ſie auch erſt nach dem Hinabſinken der kaiſerlichen Sonnen recht hervortrat, doch ihrem warmen Strahle mit zu verdanken ſein? Selbſt der ſtrenge Verurtheiler der deutſchen Kaiſer entwirft davon ein glänzendes Gemälde*), vergißt aber dem Walter von der Vogelweide zuzuhören, wenn er ſeine Staufenherrſcher anſingt und in ihrer Königsmacht den Schutz der Poeſie und aller edlen Künſte verehrt.

Deutſchland mußte ſich ſelbſt zu helfen ſuchen, wenn etwas aus ihm werden ſollte. Die Königswahl war ihm unbedingt zurückgefallen, weil kein Königsgeſchlecht mehr auf dem Plane ſtand. Die Carolinger, die Sachſen, die Salier und die Staufen waren durch erbliche Glieder Eine fortlaufende Kette geweſen. Rudolph von Habsburg wurde gewählt und gekrönt, ein oberdeutſcher Graf, der den mächtigen Fürſten keine Gefahr drohte, während ſie einander von der Krone fernzuhalten ſuchten. Denn jetzt herrſchte in Deutſchland die Fürſten-Ariſtokratie. Mit Rudolph von Habsburg hatte in den Reihen der kaiſerlichen Heere unter Friedrich II. ſein Freund und Verwandter Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, gekämpft. Beide hatten, als die Wagſchale der Hohenſtaufen ſo hoch hinaufſtieg, mit den Gegnern ſich verſtändigt, beide gehörten zu den reichſten und angeſehenſten Grafen im Süden Deutſchlands.

*) v. Sybel, S. 74 f.

Aber wie verſchieden an Geiſt und Charakter die beiden Grafengeſchlechter! „Der derbe praktiſche Schweizer, der ſich ſelbſt ſein Wams flickte, hat nie den Geiſt und die Art der nördlichen Deutſchen verſtanden, während der fränkiſch verfeinerte Hohenzoller mit ſeiner edlen Bildung ſich in die ſpätere Beherrſchung der märkiſchen Junker mit ihren Lederhoſen und Lehmbaracken trefflich zu ſchicken wußte.“*) Jetzt half der Hohenzoller den Habsburger erheben. Die ſieben Kurfürſten traten hier zum zweitenmal hervor und von jetzt an galt ihr alleiniges Wahlrecht ohne Geſetz darüber. Die Ariſtokratie fand darin ihren vollen Ausdruck. Brandenburg hatte wegen der Größe und Wichtigkeit ſeiner Lande eine Wahlſtimme, Böhmen konnte man ſie nicht verſagen, Sachſen und Baiern verſtanden ſich wie die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe von ſelbſt. Das Volk war von der Königswahl natürlich himmelfern, und dennoch bildete ſich das nationale Selbſtgefühl auf dem Grunde der eignen freien Königswahl, die immer mehr auch als Kaiſerwahl betrachtet wurde, ſo daß nicht mehr der Beſitz Italiens und Roms als Vorbedingung des Kaiſertitels erſchien. Der römiſche Kaiſer trat heute vor dem deutſchen König zurück. Dieſer aber war in Rudolph für die Wiedererhebung der kaiſerlichen Macht glücklich gewählt. Zwar war er nicht mächtig genug, um nicht für ſeine Erhebung den geiſtlichen Kurfürſten ſich durch Reichsgut dankbar erweiſen zu müſſen, aber eben dieſe machte ihm klar, daß die Hausmacht für die würdige Behauptung des Anſehens im Reiche unerläßliche Forderung ſei. Sein Beſtreben ging daher unabläßig in dieſer Richtung und die Würde und Stellung des Reiches mußte hiefür beſtens ausgenutzt werden. Man kann ſagen, daß er den Weg der Hohenſtaufen verfolgte, nur war der nüchterne Schweizer von den Träumen der italiäniſchen Macht frei, welche das Kopfkiſſen jedes Staufers umringten. Vor Allem erwarb er auf dem Wege der Eroberung und der kaiſerlichen Belehnung Oeſterreich mit Steiermark, Krain und die wendiſche Mark für ſein Haus. Dies war und blieb der Kern ſeiner Macht. Seine Beſitzungen in Alemannien d. h. der vordern Schweiz und Oberſchwaben wurden durch die Zurücknahme

*) Foß: Zeitſchrift für preußiſche Geſchichte und Landeskunde. Bd. 4. Berlin 1867. S. 464.

verſchleuderter Hohenſtaufengüter verſtärkt, Reichsgut wurde aus den unrechten Händen zurückgeholt. Rudolph konnte dieſe Schritte thun, weil zwiſchen ihm und dem Papſt, der, jetzt von Frankreich bedrängt, zur Nachgiebigkeit geneigt war, gutes Einvernehmen herrſchte. Italien begehrte er nicht, und der Papſt beſaß es nicht. So blieb ihm der Arm frei, um in Deutſchland zu ſchalten. Der bedrohlichſte Gegner, der Böhmiſche Ottokar, dem er Oeſterreich abgewonnen, wurde nochmals gebeugt und endlich in der Schlacht getödtet. Jetzt fing Rudolph an Frieden zu ſtiften, Einigungen zu ſchließen, die älteſten Mißbräuche bald mit milder, bald mit ſtarker Hand zu löſen, wobei ihm der Umſtand half, daß die rein weltlichen Kurfürſten ſeine Schwiegerſöhne geworden. Ein ſo kluger Herr, wie dieſer Rudolph war, wußte die verſchiedenen Mittel zur Stärkung ſeiner Macht ſo zu nutzen, daß er zwar nicht Erblichkeit der deutſchen Krone in ſeinem Hauſe, aber doch die höchſte Wahrſcheinlichkeit der Wahl ſeines Sohnes als Nachfolger erzielen konnte. Nur die ſchlimmen Zuſtände des Zwiſchenreichs erklären die Lobgeſänge, welche über den Frieden Deutſchlands unter ſeinem Walten erſchollen, denn beſſer war es allerdings geworden, aber lange noch nicht gut. Noch immer war das Land voll Fehden. Aber die Thätigkeit war doch jetzt auf Deutſchland allein gerichtet. Gleichwohl hatten die Kurfürſten keine Luſt zu ſeinem Sohne Albrecht, der ſich bis jetzt nur durch rückſichtsloſe aber mißlungene Verſuche für Rechnung ſeiner Hausmacht hervorgethan hatte; auch hatten dieſelben, insbeſondere die drei geiſtlichen, die freie Wahl ſo vortheilhaft für ihre immer durſtigen Caſſen gefunden, daß ihnen der Meiſtbietende der liebſte, und jeder Vorzug zu Gunſten der Kaiſerfamilie zuwider war. Adolph von Naſſau konnte ſeine Wahl nicht bezahlen, er mußte verkehrt handeln, um Geld zu erwerben. So brach er zuſammen. Er fiel ehrenvoll, von der Hand ſeines Gegners Albrecht wie man meint, in der Schlacht. Dieſer war unbeſtrittener König, aber ſeine Ermordung gab den Kurfürſten von Neuem Gelegenheit, ihren Grundſatz der freien Wahl geltend zu machen. Sie fiel auf den Luxemburger (Lützelburger) als Heinrich VII. Er war der Mann, um das Reich wohl und kräftig zu verwalten, aber ihn ergriff der Gedanke, der dem Kaiſer Rudolph fern geblieben, Italien unter ſeine Flügel

zu nehmen. Im Reiche brachen bei ſeiner Abweſenheit allenthalben die Fehden wieder los, und er ſelbſt erlag in Italien dem ſittlich und politiſch verkommenen Zuſtande der Städte und Herrſchaften wie dem Klima. Die Fürſten, die ſich ſo ſehr als Herren in Deutſchland fühlten, ſteuerten den Unruhen, die beſonders in den Städten ausbrachen, nur wenig und nicht mit der Unparteilichkeit, womit der Kaiſer es gethan haben würde.

Ludwig der Baier folgte, dem Friedrich von Oeſterreich als Gegenkönig gegeben und zuletzt von ihm als Nebenkönig behalten wurde. Unter ſeiner Herrſchaft traten Wirkungen der Hohenſtaufen-Zeit in Deutſchland hervor, theils Beſtätigung der kaiſerlichen Ideen der Hohenſtaufen, theils Entwicklung der von ihnen ſtammenden Samenkörner. Eine politiſche Lehre wurde in Deutſchland laut, welche Staat und Kirche in ihrer Bedeutung einander entgegenſtellte und die Sphären beider gegen einander abgrenzte. Die ſtaufiſchen Kaiſer hatten wohl erkannt, daß die Kirche ſich über ihr Weſen hinaus fremde Rechte anmaßte, vielleicht hatten ſie ihrerſeits die Grenzen des Staates auch nicht ſtreng eingehalteu. Jetzt wurde der evangeliſche Grundſatz: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt und Gotte, was Gottes iſt“ in einer Weiſe laut, die nicht mehr als ketzeriſch betrachtet wurde. Das Volk, als die von Gott geſchaffene Quelle der Herrſchergewalt, wurde geltend gemacht und ihm ein eigenes Recht, ſich ſeine Leiter und Gebieter zu wählen, zugeſprochen. Der Fremde, und wäre es auch der Papſt, hätte dabei zu ſchweigen.*) König und Volk wurden im Unterſchied vom hohen Adel (Fürſten) und Klerus als zuſammengehörig betrachtet. Dieſe Lehre hätte, zur Zeit Friedrichs II. ausgeſprochen, zum Scheiterhaufen geführt. Nunmehr wurde ſie ruhig angehört. — Weniger öffentlich, aber doch weit verbreiteter, bewegte ſich in ſeiner Zeit, die überhaupt die der Aſſociationen, der geheimen und öffentlichen Bünde war, die kirchliche Oppoſition. Die Städte waren ihr Hauptſitz, aber auch die Kurfürſten und Fürſten erklärten, der Papſt habe in weltlichen Dingen nichts zu gebieten, ſei vielmehr ſelbſt dem allgemeinen Concilium der Kirche unterworfen, ja ſelbſt

*) v. Sybel, S. 80. Vergl. Eichhorn, deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. Bd. 3. § 398.

Franziskaner und Dominikaner Mönche mißachteten das päpstliche Interdict und feierten den Gottesdienst trotz desselben fort*) und predigten auf öffentlicher Kanzel die Lehre vom selbständigen Rechte der weltlichen Obrigkeit. Wenn die Männer des Geistes und der Wahrheit wie David von Augsburg, wie Mönch Berthold, wie Tauler von Straßburg die Kanzel bestiegen, so faßten die großen Dome die Zuhörer nicht mehr. Es war ein Umschwung der Geister nach dieser Seite eingetreten. Die Verlegung des Papstsitzes nach Avignon, wo der Statthalter Christi ein Werkzeug französischer Politik wurde, die Aufstellung zweier Päpste zugleich, in Rom und in Avignon, mußten auf die Entwerthung des Papstthums ganz anders wirken, als der Streit von Gegenkaisern auf die des Kaiserthums. Die Gottesfreunde wurden nunmehr neben ihren ursprünglichen mystischen Vätern durch Waldenser und andere sich an das Wort Gottes in deutscher Sprache haltende Protestanten verstärkt, und ihre Conventikel in den Städten, besonders den oberdeutschen und rheinischen, fanden Schutz an dem freisinnigen Bürgerthum, welches auch die innere Verfassung der Städte dahin änderte, daß nicht mehr blos die „Geschlechter" der städtischen „Ritter" (Patricier) allein das Regiment hatten. Hier war etwas Volksthümliches unverkennbar. Die um ihre Freiheit von dem Landadel gebrachten Bauern flüchteten mit dem Rest ihres Besitzes hinter die festen Mauern der Städte, wurden „Neubürger" und brachten den Groll gegen den räuberischen Adel mit. Die Städte wurden demokratischer, und von dort aus verbreitete sich wieder der Geist der Association gegen die Anmaßungen der kleinen Gewaltherren auch über ihre Mauern hinaus.**) Während der Geist der Dichtung von dem verwilderten Adel wich, ließ er sich in der Werkstätte des städtischen Handwerkers nieder und der „Meistergesang" trug die freien Worte ins Land hinaus. Auch dies war eine Nachwirkung der hohenstaufischen Gedanken und Plane, und wir sehen nochmals dieses hochbegabte Kaisergeschlecht in seiner geistigen und politischen Einwirkung auf Deutschland. Hätte Ludwig es verstanden, sich an die Spitze besserer Ideen zu stellen, er hätte mit seiner bairischen

*) Souchay, a. a. O. Bd. 3. S. 231 f.

**) Eine gute Darstellung dieses Herganges gibt Souchay, Bd. 3. S. 206 ff.

Hausmacht, als durch Johann des Luxemburgers Tod auch Böhmen wieder frei wurde und von ihm vergeben werden konnte, mit den Städten und dem ghibellinischen Theile des Adels und des Volkes eine feste Machtregierung erzielen können. Aber ihm fehlte der helle Blick, der politische Schwung und die Kraft des Charakters, und abermals ging eine günstige Zeit für Deutschlands innere Einigung ungenützt vorüber. Vielleicht wohnte ihm noch zu viel aristokratisches Gefühl bei, um auf die Volkskräfte sich auch politisch zu stützen, wie er es kirchlich doch thun mußte. Das Volk sah noch in ihm seinen Hort gegen die kleinern Machthaber und hätte ihm jeglichen Beistand geliehen. Aber das allgemeine Streben ging auf festere Sicherung der Landeshoheit, und Ludwig hatte sich den Besitz Brandenburgs zu erwerben gewußt, genug, um darüber den Verlust Burgunds für das Reich zu ertragen. Er nahm an den gemeinsamen Bestrebungen Theil und schwächte die Königsmacht.

Ein neuer Stern schien aus dem luxemburgischen Hause mit der Wahl Carls IV. (1346) aufzugehen, dem gegenüber der Gegenkönig Günther von Schwarzburg gleich verschwand. Er besaß Böhmen und erwarb die Lausitz, Schlesien, die Oberpfalz und Brandenburg. Dieses war eine nordische Macht und hatte als solche eine Kurstimme, wie auch Böhmen. Zwei derselben waren in seiner Hand und er bedurfte nur der Gewinnung zweier, um seinem Hause die Krone zu sichern. Auf die baierische konnte er nicht zählen, darum schloß er sie aus und setzte die Rheinpfalz allein in ihre Rechte, auf die sächsische eher, weil er Sachsen-Wittenberg von der Mitwirkung Lauenburgs befreit hatte, die geistlichen Herren waren mit Geld zu gewinnen. — Darum konnte er es wagen, die Königswahl, nachdem schon der päpstliche Einfluß durch die Erklärung sämmtlicher Kurfürsten für immer zurückgewiesen war, fest zu ändern und dadurch dem Collegium der sieben Wahlfürsten eine dauernde Verfassung zu geben. Es geschah durch die sogenannte goldene Bulle, in welcher zugleich die Kurfürsten als völlige Landesherren eingesetzt wurden. Durch dieses Actenstück war das Wahlreich in der höheren Stufe der Fürsten-Aristokratie abgegrenzt und doch zugleich das Erbreich möglich gemacht, wenn der Kaiser die Stimmenmehrheit für sein Haus sicherte. Dies wurde ihm um so leichter, je größer sein Besitz war. Die Vergrößerung war daher das allgemeine

Streben der Großen und Kleinen. Das bei der Königswahl zurückgesetzte Haus Habsburg bereitete sich in dieser Weise für eine glänzende Zukunft vor, um dereinst die Luxemburger wieder zu verdrängen. Es besaß nach Carls IV. Herrschaft außer Oesterreich, Steiermark und Krain auch Kärnthen, Tyrol, Feldkirch und Pludenz, Breisgau, Oberschwaben und Grafschaft Pfirt im Elsaß, eine zusammenhängende Länderkette von der Grenze Ungarns bis an die Burgunds. Baiern war mehrfach getheilt, in Ober- und Niederbaiern und in die Rheinpfalz, zu welcher die Oberpfalz am Main kam, bis diese an Böhmen vergeben ward. Dies waren neben Böhmen und Brandenburg die mächtigsten Ländercomplexe; die ihnen am nächsten stehenden deutschen Landesfürstenmächte waren die geistlichen Fürstenthümer Cöln, Trier, Mainz, dazu dann Osnabrück, Hildesheim, Fulda, Bamberg, Würzburg, Speier, Bonn, Straßburg und viele andere, sie alle von kleinern reichsfreien Grafschaften, Herrschaften, Städten in buntester Weise durchwirkt. Die Besitzthümer des Hauses der Grafen (Herzoge) von Meran in Ostfranken (Anspach, Baireuth, Kulmbach) hatten die Burggrafen von Nürnberg, welche auf der dortigen Reichsburg als Vögte der Kaiser und als Landrichter walteten, die Grafen von Hohenzollern inne, ein weises, kluges, sparsames und durch Bildung und Energie hervorragendes Geschlecht, das, wie früher mit Rudolph von Habsburg, so jetzt mit Carl IV. fest zusammenging. Daneben wuchsen durch gleiche Mittel die tüchtigen Grafen von Würtenberg, durch den Verfall des Staufenhauses bereichert, zu Herzögen heran. Diesen benachbart die Zähringischen Theilerben in Baden, welche von der Mark Verona (einem Reichsamte der Zähringer) den Markgrafentitel behalten hatten. Burgund ging zu dieser Zeit dem Reiche fast ganz verloren und kam an Frankreich, Lothringen hielt sich kaum. Die niederländischen Herrschaften (Luxemburg, Limburg, Brabant, Geldern, Seeland, Cleve, Jülich, Berg und Mark) waren getheilt in verschiedenen Händen, Hessen, Henneberg und die niederdeutschen Stifter besaßen das jetzige Westphalen und Hannover, zwischen Weser und Elbe lagen Braunschweig und Lüneburg, an diese schloß sich die sächsische Herrschaft von Wittenberg, zu der das ferne Lauenburg als Nebenzweig gehörte, wurde aber von der höheren Macht der Markgrafen zu Meißen überragt, diesem Herr-

ſchaftsgebiete der Grafen von Wettin, welche mit der meißniſchen Mark auch die Oſtmark ſowie die beiden thüringiſchen Marken vereinigt hatten. Früher hatte das anhaltiſche fürſtliche Haus (Askanien, Aſchersleben) Brandenburg beherrſcht, es war aber ausgeſtorben, und nun waren die Anhalter zu Landgrafen herabgeſunken. Nördlicher lag Holſtein, ein deutſches Land, neben den nordiſchen Herrſchaften der mecklenburgiſchen und pommerſchen Herzöge.*) Die Beſchränkung auf Deutſchland war der herrſchende Zug der Politik Carls IV., wobei allerdings zu Deutſchland alles germaniſirte oder in Verdeutſchung begriffene Slawenland gezählt wurde. Waren doch die Lande ſeiner Hausmacht ſämmtlich dieſer Art.

Aber der neue Stern war bald von zweifelhaftem Lichte. Seine Vorliebe für Böhmen, das er wohl zu regieren ſuchte, ſeine Unbeſtändigkeit und Unfeſtigkeit bei den Fehden, Räubereien, Bündniſſen im Reiche, ſeine unnöthige Devotion gegen den Papſt, ſeine unerleuchtete Frömmigkeit, ſein ſchwungloſes Trachten nach Beſitz und Geld wendeten ihm die deutſchen Herzen ab. Er verzehrte ſeine Zeit in halben Schritten und erfolgloſen Verſuchen, nur das Eine glückte ihm, ſeinen Sohn Wenzel zum König wählen zu laſſen. Daß dieſer weder das Geld ſparte, noch ſich an die Pfaffen und die Fürſten hielt, wie ihm ſein ſterbender Vater gerathen, ſondern lebensluſtig dahinbrauſte, lieber den czechiſchen Prediger Huß als die römiſchen Biſchöfe hob, mehr den Städten als den Fürſten ſich anſchloß, konnte ihm perſönlich eher die Herzen gewinnen, war aber für das Reich ein Fehlgriff, weil die Huſſiten den Deutſchen feindlich, die Städte den Fürſten nicht gewachſen waren. Er hätte 50 Jahr früher mit dieſer Politik kommen und nicht der Trunkenheit verfallen müſſen. Der Kampf des Adels und der Städte entſchied ſich während ſeiner Regierung zum Nachtheil der letzteren. Mit ihm verband ſich ein Bauernkrieg gegen Adel und Klerus. Es drohte Alles aus den Fugen zu gehen oder wie Sybel ſchön ſagt: „Der Boden des mittelalterlichen Daſeins erzitterte in ſeinen Fundamenten.“ Wie ſehr noch immer die römiſche Kirche zu dieſen Fundamenten gehörte, zeigte ſich in dem allgemeinen Ruf nach Reformation derſelben. Als Mittel erſchien je länger je mehr, beſon-

*) Eichhorn, Bd. 3. § 399.

ders als gar drei Päpſte Anſpruch an die Kirchengewalt machten, ein allgemeines über dem Papſt ſtehendes Concilium, bei welchem der Kaiſer und die Fürſten ebenſo bedeutend wären, als die Biſchöfe und Doctoren.

Wycliff's Angriffe und Lehren in England, Johann Huß's Wirken in Böhmen trafen freilich das Papſtthum nicht ins Herz aber doch in wichtige Organe. Sie konnten es gefährlich verwunden aber nicht tödten. Der Uebergang der höchſten Kirchengewalt an das weltliche Regiment oder gar an eine nur zuweilen tagende Kirchenverſammlung vermochte bei der Geſtalt der Kirche, wie ſie nun einmal war, nicht zu helfen. Wenzels Zeit war vorüber, der Kurfürſt Ruprecht von der Pfalz wurde von ſeinen Collegen gewählt, aber er galt nichts und bekam einen Gegenkönig an Sigismund von Brandenburg und Ungarn. Soweit hatte doch Carl's Bulle gewirkt, daß ſein Geſchlecht auf dem Throne blieb. Denn Sigismund, ſein zweiter Sohn, wurde Ruprechts Nachfolger (1411). Er war durch Heirath König von Ungarn geworden. In demſelben Jahre, da er die deutſche Krone erlangte, unterlag in Preußen der deutſche Orden dem König von Polen und ſchien damit der Rückſchlag der Slawenmacht gegen die deutſche Ausbreitung zu beginnen. Dies war die traurige Wirkung davon, daß dort im Nordoſten die deutſche Kraft längſt vernachläſſigt worden. Der Heldenſtamm der Askanier in Brandenburg war ausgeſtorben, die Baiern, die Luxemburger hatten das Land erworben, Sigismund hatte es an Jobſt von Mähren verpfändet, dieſer es blos als Geldquelle behandelt. Jetzt traf der Schlag, der hätte abgewendet werden können. Wie Carl IV. an Frankreich, ſo überließ Sigismund an Polen wichtige deutſche Gebiete, die freilich zum Reiche nicht gehörten.

Der entſetzliche Zuſtand der Kirche drängte ſich als die Hauptfrage ſeines Lebens ihm entgegen. Die Päpſte waren verworfene Creaturen geworden, Muſter aller gemeinſten Laſter und Schandthaten. So Alexander VI. und Johann XXIII., gleich als ob ſie das Gegentheil der zehn Gebote in ihrer Perſon und in ihrem Leben exemplificiren ſollten. Mit der bloßen Abſetzung dieſer Scheuſale (wie auf dem Concil zu Piſa 1409) war nichts geholfen. Denn die Cardinäle wählten aus ihrer Mitte nur ähnliche wieder.

Die böhmiſchen Prediger wieſen auf einen anderen, gründlicheren Weg. Aber leider! waren ſie zugleich Vertreter der ſlawiſchen Nationalität gegen die Deutſchen und ihr Sieg darum im Intereſſe aller germaniſirten Lande nicht zu wünſchen. Sigismund aber war nicht der Mann, um ſolchen Gegenſätzen ausgleichend durch eine großartigere Auffaſſung und Behandlung zu begegnen. Die Verbrennung der Doctoren Huß und Hieronymus auf dem Concil zu Koſtniz (Conſtanz) konnte nur die Hoffnung auf wahre Abhülfe benehmen und die Böhmen zu fanatiſcher Wuth ſteigern. Das Concil zu Baſel (1431 ff.) verglich nach elfjährigem die ſächſiſchen Länder und andere Nachbarlande Böhmens furchtbar verödendem Kriege mit den Huſſiten die Sache durch halbes Nachgeben, und die gründliche Reformation unterblieb. Das Einzige, was Sigismund, der die Schweiz für das Reich verlor, für Deutſchland Wichtiges gethan, beſtand in der Belehnung Friedrichs von Hohenzollern, des Burggrafen zu Nürnberg, eines Mannes, der ſelbſt der Kaiſerkrone nahe ſtand, mit dem Kurlande Brandenburg (1411). Mit Sigismund ſtarb der luxemburgiſche Stamm (1437) aus und Habsburg trat mit Albrecht II. (1438) und Friedrich III. (1440) wieder in die Kaiſererbſchaft ein, um ſie nie wieder auf lange zu verlieren. Habsburg und Hohenzollern war von nun an in ſteigendem Maße der innere Reichs-Gegenſatz, wie früher Welf und Waiblingen, obwohl für längere Zeiten noch das meißenſche Fürſtenhaus in Sachſen neben Brandenburg gleich mächtig da ſtand. Ehe wir der Reichsfrage weiter folgen, gebührt es ſich, die beiden Häuſer und ihre Stellung ins Auge zu faſſen.

IV.

Die deutſchen Mächte in ihrem Werden.

Die nordöſtliche Mark gegen die Slawen entwickelte ſich unter den ſächſiſchen und ſaliſchen Kaiſern ebenſo zu einem ganzen Markenſyſtem, wie es die ſüdöſtliche und die öſtliche Mark thaten. Man kann die Zeit der Hohenſtaufen als den Abſchluß dieſer Bildungen betrachten. Dort war Brandenburg, in der Mitte Sachſen und Baiern, im Süden Oeſterreich das Ergebniß derſelben. Man kann mit Recht ſagen, daß in dieſen Schöpfungen, wie in denen anderer deutſcher Staatenanſätze, eine überquellende Kraft deutſchen urſprünglichen Lebens hervortrat, welche zu bewältigen und in die Einheit zu binden das Kaiſerthum nur in geringem Grade vermochte. Ueberall war hier die Verſchmelzung der ſo nahe verwandten deutſchen und ſlawiſchen Nationalität die beſtändige Aufgabe. Aus ihrem Gelingen erwuchs eine Volksart, deren durchaus deutſches Gepräge doch einen beigemiſchten fremdartigen Zug behielt. Gründlicher zwar und eindringender war die Verſchmelzung in dem nordöſtlichen und öſtlichen, als in dem ſüdöſtlichen Markenland, daher dort der Charakter völliger deutſch als hier. Die ganze ernſte Sprödigkeit und Innerlichkeit der deutſchen Art, das energiſche Feſthalten an väterlicher Sitte und Lebensordnung, der Argwohn gegen Neues, der Fleiß und die Sparſamkeit wurde herrſchend in den Markenbauern, während ſich die ſlawiſche Biegſamkeit und Zähigkeit, die ſlawiſche Neigung zur Annahme fremder Sitten und Formen, das Mistrauen der Unterjochten gegen die ſiegreichen Beherrſcher, dabei die Neigung zu ſinnlicher, luſtiger Ungebundenheit und zu heftigen Erregungen, z. B. durch Getränke, auch an den deutſchen Coloniſten heranſchlich. Selbſt der zum Edelfreien emporgeſtiegene Beſitzer konnte ſich der weichen und gewandten Rohheit nicht in die Länge erwehren, die dem Slawen aller Stände eignet. Nur zu der harten, anhaltenden Arbeit der Deutſchen konnte ſich der Slawe nicht bequemen und wollte lieber fiſchen und ſchiffen und als Händler umherziehen oder der Schweine-

zucht obliegen. Er blieb gutmüthig beim Alten, indeß der Deutſche unruhig drängte und verdrängte. Je völliger aber die gegenſeitige Durchdringung der beiden Arten vollzogen wurde, wenn es dabei gelang, die ſchlimmſten Charakterzüge und ſittlichen und ökonomiſchen Verſuchungen der ſlawiſchen Seite zu überwältigen, ein deſto tüchtigerer Volksſchlag mußte aus dieſer Arbeit der Geſchichte hervorgehen*). Dabei hatte das Chriſtenthum, welches mit den Eroberern zugleich kam, einen bedeutenden Theil der Leiſtung zu übernehmen. Ob es in der Zeit, in welcher es in den verſchiedenen Slawenländern zuerſt auftrat, dazu die volle Macht beſaß, iſt eine noch nicht genug erwogene Frage. Die karolingiſche Eroberung war mit dem Zwange zur Religionsänderung verbunden geweſen, die Bekehrung als politiſche Bürgſchaft verlangt worden. Dies wurde maßgebend auch für die weitere Coloniſirung. Je ſpäter dieſelbe ſtattfand, deſto mehr war die Urgeſtalt des Chriſtenthums den Bekehrern fremd geworden. Denn Niemand wird läugnen wollen, daß das Chriſtenthum, welches der deutſche Orden nach Preußen trug, welches Otto von Bamberg den Pommern brachte und welches die Schule des Bonifacius im Sachſenlande predigte, recht bedeutende Unterſchiede zeigte, wenngleich das Kirchenthum nach dem Einheitsmaße von Rom daſſelbe war. Das Chriſtenthum brachte den Slawen zunächſt fremde Herrſchaft und kirchliche Abgaben (Biſchofszins), daher es nicht ſofort tief ins Herz des Volkes drang. Der Gegenkampf blieb nicht aus, und was die ſächſiſchen Kaiſer gewonnen, das verloren die ſaliſchen wieder. Die Elbe war faſt wieder die Slawengrenze geworden, als der Askanier Albrecht der Bär die Mark erhielt und Schritt für Schritt nach Oſten und Süden vordrang, bis er das Aeußerſte der früheren Marken (die Neumark und die Landsberger Mark) hinter ſich gelaſſen.

Die Coloniſirung, wie ſie von ihm und ſeinen Nachkommen gehandhabt wurde, ſchob zwar die Slawen in die Wälder und

*) Es war daher im vorigen Jahre ein recht thörichter Mißgriff, wenn ein Schriftſteller, der ſeine Laufbahn vor bald 40 Jahren mit geographiſchen Arbeiten eröffnet hatte, es dem preußiſchen Staate als Schmach vorwarf, daß ſein Stammvolk aus germaniſirten Sorben, Wenden und Obotriten, beſtehe, alſo nicht recht deutſch ſei.

Bruchländer zurück, oder nöthigte ſie, in eigenen Dörfern zu wohnen, oder machte ſie zu Tagelöhnern. Aber vernichtet wurden ſie von ihnen nicht, wie in ſo furchtbarem Maße von Heinrich dem Löwen. Die zahlreichen Städte (über 100), welche die Aſkanier gründeten, waren eben ſo viele Mittelpunkte der Germaniſirung. Durch die Zeit der Hohenſtaufen hindurch wuchs die Macht und der Beſitz des Heldengeſchlechtes, und während der ärgſten Zerrüttung Deutſchlands blühte die Herrſchaft ſeiner Nachkommen, wie keine ſonſt. „Es gab der Zeit kein deutſches Fürſtenthum von größerem Umfange, von geſchloſſenerem Gebiet, keines, das eine ſo bedeutende Sphäre ſelbſtändiger Politik gehabt hätte; es entriß dem Dänen die Suprematie über die Südküſten der Oſtſee“*). Der Markgraf war hier alleiniger Herr, wohl dem Kaiſer und Reich verpflichtet, aber ohne mit Land und Leuten ihm verfangen zu ſein. Es gab hier keine Reichsſtädte, Reichsdomänen, keine Reichsgrafen und Reichsritter, ſondern ungeſtörten Beſitz des Markgrafen, nachdem er einmal, wie die anderen Reichsfürſten, Landesherr geworden. Es war eine Beſatzung und ihr Befehlshaber Herr des Bodens. Daher in dieſen Fürſten und ihrem Volke ein Schwung und ein ſtolzes Kraftbewußtſein, wie kaum irgendwo in Deutſchland. Das Ritterweſen, welches jeden Ritter dem andern gleichſtellte, ließ dieſe militäriſche Landesherrſchaft bei aller Straffheit des Waltens von Seiten der Markgrafen doch als eine Art Republik erſcheinen. Die Dienſtmannen des Fürſten und die freien Edlen auf ihren Gütern waren einander weſentlich gleich. Eine große Zahl ſolcher kleinerer Herren durch die Marken und auch im jetzigen Sachſen bis nach Weſtphalen diente den Markgrafen. Daher die große Zahl der adlichen Gutsherren noch heute in dieſen Landen. Sie unterſchieden ſich bei ſonſtiger Verwandtſchaft durch die Ortsnamen, und es mußten ſlawiſche Ortſchaften in unzähligen Fällen auf dieſe Art die Familiennamen deutſcher Männer hergeben. Die Kriegsmacht der Markgrafen beruhte auf der Geſtellung von Mannſchaft und Pferden auf Grund der Lehenshufen. Burgen durfte nur ein freier Ritter haben, aber in der Zeit der baieriſchen und luxem-

*) J. G. Droyſen: Geſchichte der preußiſchen Politik. Bd. 1. (Berlin 1855). S. 25.

burgiſchen Herrſchaft wurde viel Mißbrauch getrieben, und die Raubjunker bauten ſich ihre feſten Neſter, von wo aus ſie die Dörfer und die Handelszüge der Städte plünderten. Tief herabgekommen, verarmt und in allen Beziehungen zerrüttet fand Friedrich von Hohenzollern die Marken. Aber er übernahm dennoch ein Land und Volk, aus dem Tüchtiges ſich geſtalten ließ. Er brachte das Motto mit: „Vom Fels zum Meere“, die kürzeſte Formel für die Weiſſagung des deutſchen Landes über ſeine Geſchichte. Noch hatten die Slawen die Strommündungen inne, aber das Geſchlecht war auf dem Plane, welches ſie für Deutſchland gewinnen ſollte, und es war aus dem obern (Schwaben), durch das mittlere (Franken) in das nördliche Deutſchland (Brandenburg) gewandert. Es war der allgemeine Zuſtand des Reichs, der ſich auch in den Marken wiederſpiegelte. Die Kleinherren waren vereinzelt und in regelloſer Unabhängigkeit. Nur vorübergehendes Abkommen oder das Recht des Stärkeren gaben die Grenzen des willkürlichen Thuns. Geiſtliche und weltliche Herren, Biſchöfe, Aebte, Grafen und Barone waren ihre eigenen Obrigkeiten, auch der Landesherr konnte nur durch Verträge das ſichern, was ihm kraft ſeines Amtes gebührte; aber freilich er betrachtete ſeine Stellung nicht mehr als Amt, ſondern als Beſitz, und die Kaiſer ſelbſt, von den Hohenſtaufen an, hatten ihr Siegel auf dieſe Betrachtung gedrückt. Die Städte waren jede für ſich nicht minder ſelbſtändig, aber in ihrem Innern in feſtere Ordnung verfaßt, eigentlich kleine Vorbilder des modernen Staates. Ihre Bündniſſe machten ſie zur gewaltigen Macht. — Dieſer Zuſtand war jedoch unter den liederlichen Herrſchaften der Luxemburger zum Gräuel ausgeartet, zum Kriege Aller gegen Alle. Dazu kam, daß ſeit dem Erliegen des Deutſchordens in Preußen das ſlawiſche Polen machtvoll heranblühte, in Böhmen die Czechenwuth gegen Deutſche aufflammte. Es bedurfte eines deutſchen Mannes, der ſelbſt als Fels dem anſtürmenden Meere entgegenſtand. Ein ſolcher war Friedrich.

Die Grafen von Hohenzollern in mehreren Linien kommen ſeit der Zeit Heinrich's IV. als tüchtige Männer vor, deren Stammburg, der Hohenzollern in der Nähe von Tübingen, ebenſo eine der aus der ſchwäbiſchen Alb vortretenden Kuppen iſt, wie der Hohenſtaufen weiter nach Nordoſten und wie die Teck zwiſchen beiden.

Ihre Güter lagen theils dort in der Nähe, theils weiter ſüdlich dem Bodenſee zu, theils weſtlich im Elſaß. Ueberall finden wir ſie als fromme Ritter, die Klöſter und Kirchen begünſtigten und begabten, als tapfere Krieger, die auf der Seite der Kaiſer, Heinrichs IV., Heinrichs V., Lothars, der Hohenſtaufen ſtanden, ebenſo aber auch als kluge Männer im vertrauten Rathe Friedrichs I. und Heinrichs VI. und Philipps von Schwaben. Unter dem Kaiſer Rothbart war es der Graf Friedrich III. von Hohenzollern, der mit der einzigen Tochter des Grafen von Raabs in Oeſterreich, des Burggrafen Conrad II. zu Nürnberg, vermählt war. Er folgte dieſem in der Burggrafſchaft der kaiſerlichen Reichsburg, an deren Fuße die Kirche des heiligen Sebald, eines Bekehrers der Franken, und ein Schottenkloſter zu St. Aegidien beſtand und durch Heinrichs III. Verleihung der Stadtrechte die Stadt Nürnberg ſich blühend entwickelt hatte. Er hieß als Burggraf Friedrich I. und war durch ſeine Schwiegermutter Erbe fränkiſcher Grafengüter (wahrſcheinlich der Grafen von Abenberg).*) Sie lagen theils in der Gegend von Nürnberg, Heilsbrunn und Anſpach, theils im Baireuther Lande; überdieß beſaßen die Burggrafen Erbgüter in Oeſterreich (von den Grafen von Raabs ererbt), welche noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts ihnen gehörten und die erſten Geſchlechter Oeſterreichs an Brandenburg lehenspflichtig erhielten. Wir nehmen davon hier Kenntniß, um die mehrfache Verflechtung der nunmehr niederdeutſch werdenden Hohenzollern mit Oberdeutſchland in Erinnerung zu bringen. Merkwürdig muß uns ſein, daß dieſelben Hohenſtaufen-Kaiſer, welche die Aſkanier in der Erwerbung der Markenherrſchaft begünſtigten, auch ſchon ihre ſpäteren Nachfolger emporgebracht haben. Wenn das hohenſtaufiſche Kaiſerthum für die Fürſtenhäuſer Brandenburgs ſo ſehr zur eigentlichen Wurzel ihres Daſeins als ſolcher gehörte, wenn Friedrich I. mit den hohenſtaufiſchen Herrſchern ſo vertraut erſcheint, ſo iſt wohl die Vermuthung erlaubt, daß er auch an den Anſchauungen dieſer Kai-

*) Dieſe Notizen und mehreres Nachfolgende ſind vollſtändig begründet in: A. F. Riedel, Die Ahnherren des preußiſchen Königshauſes bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Berlin 1854. Hier iſt zum erſtenmale der Beweis unwiderſprechlich geführt, daß die Burggrafen von Nürnberg wirklich die Nachkommen der ſchwäbiſchen Hohenzollern waren.

ſer ſich geiſtig betheiligt haben werde. Ihre großartigen Reichsgedanken, ihre Stellung zu dem Zerrbild, welches die Päpſte aus der Kirche gemacht hatten, ihre nahe Verbindung mit dem Schottenkloſter zu Nürnberg, welches der Vertreter einer nichtrömiſchen, echt chriſtlichen Lehre, wenigſtens durch die Erinnerung an die früheren ſchottiſchen (iriſchen) Glaubensboten war, läßt Raum für die Vermuthung, daß dem Hohenzollernſtamm ſchon ſeit lange her eine höhere Auffaſſung von Staat (Kaiſerthum und Reich) und Kirche eigen war, als die herrſchende.

Die Burggrafen von Nürnberg, Conrad II. und Friedrich II. (der letztere ſpäter alleiniger Beſitzer der ſchwäbiſchen Stammgüter), wandten ſich zwar nach Philipps von Schwaben Ermordung dem König Otto IV. zu, weil für den Kaiſerſohn Friedrich II. nichts zu hoffen ſchien, aber auch entſchieden wieder zu dieſem, als er in Deutſchland erſchien. Conrad iſt ſein Begleiter, Rathgeber und Kampfgenoſſe in Deutſchland und Italien, bis die Berathung des Knaben Heinrich VII. ihn nach Deutſchland ruft. Gleichſam als zweiter Vormund (neben Herzog Ludwig von Baiern) ſteht er dieſem unglücklichen Kaiſerſohn zur Seite, vermag aber deſſen thörichte zweimalige Empörung nicht zu hindern, iſt Zeuge der Verzeihung und des nochmaligen Gerichts über den abtrünnigen Sohn, wirkt wieder in der unmittelbaren Nähe des Kaiſers ſelbſt. Schwerlich aber reichte die Geiſteskraft und Geiſtesfreiheit des alternden Mannes weit genug, um noch den furchtbaren Anklagen der Apoſtaſie und der Gotteslästerung gegenüber, welche der Papſt gegen Friedrich ſchleuderte, bei dieſem auszuharren. Dem angedrohten Bannfluche weicht er und hilft Heinrich Raspe wählen, während die ſchwäbiſchen Zollern hohenſtaufiſch bleiben. Die Beichte Conrads*) vor ſeinem Tode läßt dieſen religiöſen Grund ſeines Abfalles vermuthen. Auch Wilhelm von Holland wendet er ſich zu, und erſt als Conrad IV. an Kaiſer Friedrichs II. Stelle trat, hielt er wieder treu und feſt zum Hohenſtaufen-Hauſe. Dies erlaubt uns, an Gewiſſenhaftigkeit des welterfahrenen, aber auch um das Ewige beſorgten Mannes als Urſache ſeines Zurücktretens vom Kaiſer Friedrich zu denken. Sein Anſehen hob das burggräfliche

*) Riedel. S. 108. 110.

Haus, das ſich durch Ankäufe überdies vergrößerte, über ſeinen Rang hinauf an die Seite der Fürſten des Reiches, und es war Rudolph von Habsburg eine Ehre, mit ihm verwandt zu ſein.

Burggraf Friedrich III., ſein Sohn und Nachfolger, ſcheint die weltlichen Eigenſchaften des Vaters, Conrad IV. die geiſtlichen geerbt zu haben. Der Letztere verſchenkte faſt alle ſeine Güter zu Stiftungen, ſeine Söhne wurden Ordensritter. Friedrich aber vermählte ſich mit der Herzogstochter von Meran, einem der glänzendſten Fürſtenhäuſer der Zeit, das nach allen Seiten große Verbindungen hegte, ein Beweis, wie dieſe Burggrafen ſchon als hohe Fürſten galten. Dieſe Vermählung führte dem Burggrafen reiche Güter und reiche Geldentſchädigung für andere nach langem kriegeriſchem Streite zu. Baireuth wurde ſein Eigenthum. Er war ein Haupthebel für die Erwählung Rudolphs von Habsburg und der treueſte Rath und Freund dieſes Kaiſers bis an deſſen Tod. Die öſterreichiſche Hausmacht hat Wenigen ſo viel zu verdanken, wie dieſem Hohenzollern. — Auch er ſcheint in Hinſicht der Religion nicht nach dem gewöhnlichen Sinne geweſen zu ſein. Wenigſtens hielt er ſich zu den Minoriten, die damals die Träger ernſteren und reineren Chriſtenthums waren und Elemente der Reformation in ſich trugen. Die herrſchende Geiſtlichkeit war ihm abhold, weil er ſein Verhältniß zu Gott nicht hauptſächlich durch reiche Schenkungen an die Kirche vermitteln wollte, obgleich er auch ſolche nicht ganz unterließ. Durch Kauf und Geſchenke des Kaiſers mehrte er ſeinen Beſitz. Der König Adolph von Naſſau verheirathete einen Sohn mit einer ſeiner Töchter, „um ſich im Reiche zu ſtärken“, während der andere die böhmiſche Königstochter freite. Friedrich war der Schiedsrichter vieler geiſtlichen und weltlichen Großen des Reiches. Mit dieſen ausgezeichneten Männern war das Geſchlecht bis ans Ende des 13. Jahrhunderts gelangt.

Burggraf Friedrich IV., des Vorigen Nachfolger, war für Heinrich VII. ganz, was ſein Vater für Rudolph von Habsburg geweſen, für Ludwig von Baiern aber, dem man ſo viel gar nicht ſein konnte, ein Retter, da er durch ſeinen Zuzug und ſeine Tapferkeit die Schlacht von Mühldorf entſchied und dadurch die Krone für Baiern gegen Oeſterreich gewann. Auch er wuchs an Reichthum und Landbeſitz durch das Vertrauen und den Dank des Kaiſers. Seine Vettern

in Schwaben zerkämpften ſich inzwiſchen um die für jetzt verlorene Sache Oeſterreichs. Aber auch Baierns Sache wurde eine verlorene, und der nächſte Burggraf Johann (II.) wandte ſich von ihr der luxemburgiſchen Macht zu, als Carl IV. gewählt wurde und Alles anwandte, um dieſes Fürſtenhaus an ſich zu ketten.

Der Sohn Johanns, Friedrich V., abermals ein bedeutender Herr, ließ einen ſeiner Söhne eine Schweſter Wenzels heirathen und eine Tochter, die aber ſpäter ins Kloſter trat, mit dem andern Sohne des Kaiſers, mit Sigismund, ſich verloben; die älteſte heirathete ſtatt Wenzels deſſen ſpäteren Gegenkönig Ruprecht von der Pfalz. Zu gleicher Zeit wurden die Burggrafen als Fürſten förmlich anerkannt. In dieſen unſicheren Zeiten des Reiches bedurfte es ſo klarer Köpfe und feſter Arme, wie dieſe Burggrafen ſie beſaßen. Friedrich V. mehrte ſein Hausgut in ſtattlicher Weiſe. Der Kaiſer glaubte für die Zukunft ſeines eigenen Hauſes zu ſorgen, wenn er den Burggrafen bereicherte. Es war eine denkwürdige Fügung, daß die hohen Heirathen, auf welche der Burggraf, weil ihm das Glück ſeiner Kinder das Erſte war, nur zögernd einging, ſtets zu ſeinem Vortheil ausſchlugen und der kalt berechnende, eigenſüchtige Kaiſer das Nachſehen hatte. Alle dem Burggrafen gegebenen Verſprechungen mußten bei verabredeter hoher Geldſtrafe gehalten werden, alle vom Kaiſer ſo ſicher erwarteten Vortheile gingen verloren, weil — dem Burggrafen ſeine Gemahlin noch ſpät zwei Söhne gebar. Dieſe Söhne, Friedrich VI. und Johann III., traten früh der eine zu Wenzel, der andere zu dem verwandten Herzog von Oeſterreich, ſpäter folgten beide dem jungen Ungar-König Sigismund in den Türkenkrieg, und einer von ihnen ſoll nach der unglücklichen Schlacht von Nikopolis der Lebensretter des Kaiſers geweſen ſein. — Bald hatten ſie zwiſchen ihren beiden Schwägern Wenzel und Ruprecht von der Pfalz ſich zu entſcheiden. Ihr beiderſeitiger Charakter zeigte ſich in ihrer Wahl. Johann folgte dem Stamme Wenzels, Friedrich ſchloß ſich an Ruprecht an, auf deſſen Seite Alles ſtand, was Deutſchlands wahre Wohlfahrt ſuchte. Seine Vermählung mit Eliſabeth von Baiern-Landshut zog Friedrich in die baieriſchen Streitigkeiten. In ihnen wie in anderen erwies er ſich als ein Mann kraftvoller That, entſchloſſenen Muthes und zugleich als friedliebenden Herrn. Sein

Schwager Ruprecht ſtarb, ohne ſeine Hoffnungen für das Reich erfüllt zu haben. Sigismund erlangte, unter Friedrichs Mitwirkung, den Thron. Dieſem war er von nun an ein treuer Rathgeber*).

Zu Ofen in Ungarn war es, im Jahre 1411, als König Sigismund auf die durch Abgeordnete der Mark Brandenburg ihm gegebene Schilderung der dortigen faſt verzweifelten Zuſtände Friedrich von Hohenzollern-Nürnberg zu ſeinem oberſten Landeshauptmann für Brandenburg erwählte. So allgemein war ſchon der Ruf der Nürnberger Burggrafen und auch Friedrichs, daß ſchon dieſe Nachricht in den Marken wie ein friſcher Wind in der Trocknis wirkte. Helfen konnte freilich nur ſein Kommen mit fränkiſcher Mannſchaft und Hülfe benachbarter Fürſten. Er kam, aber nicht, um ſofort mit Waffengewalt die widerwärtigen Schloßgeſeſſenen und Adlichen, die abholden Landſchaften zu ſtrafen, ſondern um mit gewinnender Milde und unſäglicher Geduld Schritt für Schritt ſich das Land zu erobern, ſelbſt die geradezu aufſtändiſchen Raubgeſellen auf andere Wege zu bringen. Erſt als ihm das meiſte Land gehuldigt und er mit den meiſt günſtigen Nachbaren in Sachſen, Magdeburg, Pommern, Mecklenburg u. ſ. w. gute Freundſchaft erlangt hatte, griff er die abermals und immer wieder zu ihrem Raubhandwerk zurückgefallenen Edlen mit Macht an und brach ihnen den trotzigen Nacken. Erſt als die Marken gewonnen und geordnet waren, konnte er ſich den Reichsaufgaben an Sigismunds Seite wieder zuwenden. Es thut weh, den edlen Fürſten vor Huſſens Scheiterhaufen in Gottlieben bei Conſtanz zu ſehen. Aber es erhebt das Gemüth, in ihm noch einmal den Hort einer feſten monarchiſchen Reichsgeſtaltung zu erblicken. Freilich mußte dieſe an dem ſchwankenden, kernloſen Träger der Reichsgewalt ſcheitern. Sigismund, der, ſo lange er dieſem hohen Ziele nachſtrebte, den Burggrafen immer höher hob, zum Markgrafen zuerſt, dann zum Kurfürſten von Brandenburg, endlich zum Reichsverweſer, mit der Abſicht, ihn zum römiſchen König und Nachfolger in der deutſchen Krone zu machen, fiel von dieſem Wege ab, hielt

*) S. Riedel, Geſchichte des preußiſchen Königshauſes. Berlin 1861. Bd. 1. S. 807 ff.

ſich an ſeine ungariſch-böhmiſchen Lande und Oeſterreich, verfolgte dort ſeine Machtpläne und ließ das Reich ohne Haupt, während er auch dem Reichsverweſer ohne Kündigung einen Nachfolger ſetzte, den die Fürſten nicht anerkannten. Als die Kurfürſten zuſammentraten, um keine Anarchie einreißen zu laſſen, konnte Friedrich, der aus ſeinen Marken wußte, zu welchem Elend es in Deutſchland durch ſchwache, leichtſinnige Regierung kommen konnte, nicht zurückbleiben. Der charakterloſe Sigismund verargte ihm dies bitterlich, er fing an, ihm überall feindlich entgegenzutreten und wollte ihm ſogar Brandenburg wieder mit Gewalt nehmen, undankbar auch ſeiner neueſten Hülfe gegen die Huſſiten vergeſſend.

Aber die Zeit kam, da der Kaiſer, freilich für eine Rückkehr zu den alten edleren Zielen zu ſpät, einſah, wie ſehr er den trefflichen Fürſten verkannt hatte, und wie er in die Garne einer ihn beherrſchenden öſterreichiſch-baieriſchen Hofpartei gerathen war. — Er ſtarb und dieſe Partei war Erbin ſeiner Gewalt. Brandenburg aber erhielt dadurch ſeine Kurfürſten als dauernde Herren, ohne daß ſie genöthigt waren, ihre beſten Kräfte dem eigenen Lande zu entziehen. Dies wäre die ſichere Folge einer Königswahl Friedrichs geweſen. Es war noch zu viel für den eigenen Heerd zu thun, um jetzt ſchon an die Spitze Deutſchlands zu treten. Er ſelbſt war beim Tode Sigismunds (1437) wohl ſchon zu alt, aber einer ſeiner Söhne hätte wohl die Reichskrone tragen mögen. Schwerlich hätte Friedrich dieſer Wahl entſagt, auch wäre ſeine Hausmacht der öſterreichiſchen mindeſtens gleich und noch günſtiger gelegen geweſen. Aber es wurde kein Hohenzoller gewählt, ſicherlich, weil alle Kurfürſten die Richtung ihres Collegen auf ſtarke einheitliche Reichsgewalt genau kannten, weil noch in Menſchengedenken die Erhöhung der Burggrafen zu Reichsfürſten, Markgrafen, zur Kurwürde, und Friedrichs zur Reichsverweſerſchaft lag.

Die eine der beiden Mächte war ſomit gebildet und ſtrebte einer wichtigen Zukunft entgegen. Friedrichs Theilung der Länder unter ſeine Söhne zerſplitterte die Kraft nicht, ſie waren genöthigt, Alle für Einen und Einer für Alle zu ſtehen. Als echter deutſcher Fürſt erwies ſich der Markgraf, indem er ſofort nebſt ſeinen Söhnen mit aller Treue zu dem erwählten Albrecht von

Oeſterreich ſtand. Nochmals gab er nach deſſen frühem Tode den Beweis, daß ſein Wunſch eines kraftvollen Reichs-Regiments noch lebte, indem er den Landgrafen Ludwig von Heſſen vorſchlug, aber auch die Kurfürſten bewieſen, daß ſie ein ſolches Regiment nicht wollten, indem ſie ſich auf Friedrich (III.) von Oeſterreich vereinigten. Der alte Fürſt ſtarb, als eben nur durch Intrigue ſeine Wahl zum Böhmenkönig unterblieben war, 1440 auf der Kadoltzburg in Franken. Ueber den Nachkommen dieſes „Fürſten hoher Art“, wie ein zeitgenöſſiſches Lied ihn nennt, ſchwebte ſein Bild als das eines echt deutſchen Fürſten, der für die Einheit und Kraft des Reiches und für deutſche Sprache und Bildung ein warmes Herz hatte, als eines frommen und doch nicht den Pfaffen ergebenen Herrn, als eines demüthigen und einfachen, ſparſamen und gewiſſenhaften Mannes. Ja man kann ſagen, er habe die Dinge der Welt, wie es die Art ſeiner Zeit zuließ, im Lichte des Reiches Gottes betrachtet*).

Wir müſſen weit zurückgehen, um das Entſtehen der anderen deutſchen Macht, die ſo lange die übermächtige blieb, zu begleiten. Ihr Land lag auf der großen Völkerſtraße von Oſten nach Weſten, die Thäler der Donau und ihrer Zuflüſſe hinauf. Dorther waren, ſeit die Pforte zwiſchen dem Ural und kaſpiſchen Meere durch Abtrocknung der Steppen geöffnet war, die älteſten indogermaniſchen Einwanderer, die Kelten, gekommen. Von ihnen waren nur in den Hochländern kleinere Völkergruppen langſam vorgedrungen. Dorthin kamen nun auch die Hauptwogen der germaniſchen Völkerfluth. Zuvor waren die Kelten, unter ſich uneinig, von den Römern unterjocht und die Donau zur nördlichen Grenze des Reichs geworden. Die feſte Grenze zerbrach von dem Anprall der neuen Wogen. Gothen, Hunnen, Heruler, Rugier, nochmals Gothen, Longobarden, Awaren waren nach einander die Herrſcher dieſer Lande. Carl der Große nahm den Awaren das Land von der Enns bis zur Raab. Unter ſeinen nächſten Nachfolgern bildete ſich das mähriſche Reich bis nach Böhmen, die Markgrafen aber walteten in Oeſterreich, das die Magyaren überflutheten, die endlich Kaiſer Otto I. in ihre unteren Donauländer zurückwarf. Jetzt

*) Riedel, Bd. 2. S. 573 ff.

wurde der Babenberger (Bamberger) Leopold als Markgraf bestellt. Christlich waren die Lande schon längst, wohl bis ins erste Jahrhundert zurück. Jetzt kam der Name Oesterreich auf. Leopold, Adalbert, Ernst, welcher für Kaiser Heinrich IV. als Sieger an der Unstrut starb, Leopold der Schöne und der Heilige folgten sich bis 1136. Die Macht wuchs unter ihnen. Leopold IV. war, als Heinrich der Stolze von Baiern und Sachsen durch die Hohenstaufen fiel, der Erbe Baierns, welches sein Nachfolger Heinrich (Jasomirgott) behauptete. Er mußte Baiern an Heinrich den Löwen abgeben, erhielt aber die Mark ob der Enns zurück und wurde Herzog von Oesterreich ob und unter der Enns (1156). Die Untheilbarkeit des Herzogthums und seine Freiheit von Reichsgütern, also seine Geschlossenheit, gehören zu den wichtigsten Erwerbnissen dieses hohen Fürsten. Leopold V. erwarb die Steiermark, die zu dem alten Herzogthum Korantanien (Kärnthen) gehört hatte, durch Erbschaft. Er war es, der im Kreuzzuge durch Richard Löwenherz beleidigt, an diesem Rache nahm, ihn festhielt, an den Kaiser verkaufte. Sein Sohn Friedrich regierte kurz, dessen Bruder Leopold VI. (seit 1198) hatte eine unruhige Zeit. Mit Ungarn war er vielfach verwickelt; als Kreuzfahrer zog er nach Palästina und Aegypten, nach Spanien gegen die Araber; in dem Streit zwischen Kaiser (Friedrich II.) und Papst trat er vermittelnd auf. Krain und Kroatien hat er erworben und hinterließ (1230) seine Länder blühend dem Sohne Friedrich, welchem sein beständiger Kampf mit seinen empörten Unterthanen und den Fürsten von Ungarn und Böhmen den Namen des Streitbaren erwarb. Mit 20 Jahren hatte er schon die dritte Gemahlin. Auch mit Kaiser Friedrich II. überwarf er sich, hielt zu dem empörten Sohne Heinrich. Wiederholt setzte er sich mit dem Kaiser in Streit, verlor seine Lande, eroberte sie wieder, erlag den Ungarn und Böhmen; nach seinem erblosen Tode und bei dem Herabsinken der Hohenstaufen war das Land der Gegenstand des Kampfes jener beiden, Ottokar von Böhmen blieb Sieger. Der Stamm der Babenberger war erloschen; da wurde Rudolph von Habsburg zum Kaiser erwählt.*) Oesterreich, Krain,

*) F. v. Mailáth: Geschichte von Oesterreich (Hamburg, 1834) Bd. 1. S. 1—30.

Kärnthen und Steiermark beſaß der Böhme, Tyrol hatte eigene Herzoge, in Ungarn walteten eingeborne Könige. Die Slawen, welche in den öſterreichiſchen Landen Krain, Kärnthen, Steiermark und in Kroatien, Dalmatien, Illyrien wohnten und, ſeit der Völkerwanderung geblieben, mit den Baiern unter den fränkiſchen Herrſchern in Berührung und zur Unterwürfigkeit gekommen waren, hatten das abendländiſche Chriſtenthum angenommen.*) Salzburg war der Biſchofsſitz und Lorch das Kloſter, von wo aus ſie geiſtlich und geiſtig geleitet und geſittet wurden. Eine Zeitlang kämpften hier die griechiſche weltliche Herrſchaft und Kirche mit der römiſchen, letztere blieb aber ſiegreich. Die ungariſchen Slawen und die Mähren wurden durch Conſtantin (Kyrill) und Methud (Methodius), die zu römiſchen Biſchöfen geweiht waren, bekehrt (865—885), nur daß ſie den Gottesdienſt in ſlawiſcher Sprache hielten. — Aber in den öſterreichiſchen Landen blieb die ſlawiſche Nationalität ungeſtörter, als im Norden Deutſchlands.

Die Habsburger ſtammen ebenſo wenig von Hektor und Scipio als die Hohenzollern von Troja und Rom ab, wie von beiden behauptet wurde, wohl aber vielleicht von den Zähringern oder Lothringern. Sie werden von derſelben Zeit an genannt, wie die Zollern, ihre Nachbaren und Verwandten; wie dieſe von den Hohenſtaufen erhoben wurden, ſo ſtand der Kaiſer Friedrich II. als Pathe an der Wiege Rudolphs von Habsburg. Er kämpfte unter den Fahnen dieſes Kaiſers und wurde in der Schweiz und Elſaß ein mächtiger und begüterter Herr, durch edlen Sinn, Tapferkeit und viele ritterliche Thaten bekannt. Seine ghibelliniſche Geſinnung bewog den gleichgeſinnten Erzbiſchof von Mainz, ihn zum Kaiſer vorzuſchlagen. Friedrich von Hohenzollern, der Burggraf von Nürnberg, verkündigte ihm im Feldlager vor Baſel ſeine Wahl. Rudolph forderte vor Allem von Ottokar von Böhmen die Rückgabe Oeſterreichs mit Steiermark, Krain, Kärnthen, der wendiſchen Mark und allem Zubehör. Damit war der Krieg erklärt. Fünfjähriger Kampf, und Ottokar war in der Schlacht gefallen, der Friede geſchloſſen, Oeſterreich für Deutſchland gerettet und die Habsburgiſche

*) H. J. Wetzer und B. Welte, Kirchen-Lexica (Freiburg im Breisgau, 1858.) B. 10. S. 22 ff.

Hausmacht begründet. Sie reichte, wiewohl unterbrochen, bei Rudolphs Tode von Ungarns Grenze bis jenseits des Rheins. Albrecht, sein Sohn und Nachfolger als Kaiser, reizte durch Härte und Hochmuth überall gegen sich auf, daher Aufruhr in Oesterreich, Kampf nach allen Seiten, endlich seine Ermordung. Seinen Sohn Rudolph hinterläßt er auf dem Throne Böhmens. Friedrich der Schöne war nur Mitkönig, der Baier Ludwig aber Kaiser, und Oesterreichs Stern schien nicht wieder steigen zu können. Welch ein Gegensatz dieser Fürsten gegen die Hohenzollern auf dem Nürnberger Reichsschloß! Die Habsburger immer vorne an auf dem lärmenden Markte, wo die Macht erworben wird, jene immer in zweiter Linie, aber still anstrebend, jene immer das höchste Ziel im Auge, diese erst nähere Ziele verfolgend, die zu Trittsteinen auch für das Höchste werden konnten. Albrecht, sein Sohn, folgte ihm in Oesterreich, konnte aber die Belehnung mit Kärnthen nicht erlangen. Seine innere Verwaltung war löblich. Er war trotz seiner Lahmheit durch Vergiftung ein Mann ähnlichen Charakters, wie die Burggrafen zu Nürnberg. Er erwarb dennoch Kärnthen. Er war ein gemüthvoller, hellblickender Fürst, thatkräftig und milde, der den Namen des Weisen nicht als leere Schmeichelei trug. Mehr Männer wie er, und Oesterreich stand bald an der Spitze der deutschen Fürsten. Aber sein Sohn Rudolph (der Stifter) war kleinlich und eitel, schuf sich lange Titel, wie den eines „Pfalzerzherzogs", und konnte deshalb den großen Entwürfen, die er hegte, nicht gewachsen sein. Er erwarb Tyrol und reichte so schon den schwäbischen Herrschaften seines Hauses die Hand. Er richtete Vieles ein und auch Gutes, aber der Anspruch war doch zu hoch in seinem Lande „Papst, Erzbischof, Bischof und Dechant" zu sein. Man kann ihn nicht gering schätzen, ohne doch seine Tüchtigkeit anzuerkennen, nicht loben, ohne doch seine lächerlichen Fehler wahrzunehmen. Einen solchen hatten die Hohenzollern nicht. Die Theilung der Lande zwischen Albrecht und Leopold, seinen Söhnen, war gegen das habsburgische Hausrecht, aber Kaiser Carl dem IV. willkommen, daß Oesterreich durch sie sich selbst schwächte; die Vergrößerung wurde dennoch fortwährend angestrebt. Freiburg im Breisgau kam zum Besitze hinzu. — Leopold war es, der den unglücklichen Schweizerkrieg führte, in der Schlacht bei Sempach

fiel, Albrecht aber, ſo ſehr das Land darauf drang, hatte nicht einmal die Kraft, die Theilung des Landes nunmehr aufzuheben. Er war nachgiebig, ſanft, ein frommer Mann. Was man von den beiden Zöpfen denken will, in die er ſeine Haare geflochten trug, bleibt frei. Unter Albrecht IV., ſeinem Sohne, kam es gar zu dreifacher Theilung. Seine Ketzergerichte gegen Leute, welche mit dem Chriſtenthum des Neuen Teſtamentes Ernſt machten, ſeine Wallfahrt nach Jeruſalem in dieſer Zeit, obwohl er Staatsgüter verpfänden mußte, um ſie zu zahlen, ſeine ungeſchickte Politik in den Sachen Sigismunds und Wenzels laſſen ihn neben den Hohenzollern als einen geringen Mann erſcheinen, obgleich die Zeit ihn das Weltwunder nannte. Er ſtarb frühe an Gift, obwohl ein berühmter Arzt ihn an den Füßen aufhängen ließ, um das Gift zu entfernen. Mit Albrecht V. beginnt Oeſterreich wieder zu ſteigen. Das Land war durch Theilung ſchwach, von Raubrittern aus Böhmen, Mähren, Ungarn verheert und unſicher, im Innern Alles voll Fehden, dazu Mißwachs und Hungersnoth und der Herrſcher ein Knabe. Was konnte anders kommen, als Zerrüttung, Streit, und ſelbſt über die Vormundſchaft kam es zwiſchen den Oheimen zum Krieg. Einer der Habsburger ſuchte das Gut des anderen an ſich zu reißen, und als Friedrich von Oeſterreich-Tyrol durch kaiſerlichen Spruch zu Conſtanz (1414) Gefangener wurde, da ſuchte ſein Vater ſich Tyrols zu bemächtigen. Oeſterreich verlor ſeine ſchweizeriſchen Beſitzungen, aber Albrecht gewann die Hand der Kaiſerstochter und damit die Ausſicht, Sigismunds Nachfolger zu werden, in deſſen böhmiſchen Kriegen er ſich ſtattlich hervorthat. Er entſchied ſich in der Sache des Conciliums zu Baſel gegen dieſes und für den Papſt. Bei der Kaiſerwahl ſtanden ſich zum erſtenmale Habsburg und Hohenzollern gegenüber, und erſteres ſiegte. Albrecht II. war deutſcher Kaiſer, zugleich König von Ungarn und Böhmen und Herr von Mähren. Die Hausmacht Oeſterreichs bedurfte nur noch des Aufhörens der ſchädlichen Theilung in drei Herzogthümer. Bereits aber hatte das langdauernde Leiden der Türkenkriege in Ungarn begonnen. — Friedrich von Steiermark war Albrechts Nachfolger als Kaiſer (Friedrich III.)*), zugleich der Vormund ſeiner Kinder mit

*) Wenn man den Nebenkaiſer Ludwigs des Baiern zählte, ſo war er Friedrich IV.

vielen Andern und Vormund über den jungen Herzog von Tyrol. Aber Ungarn und Böhmen konnte er nicht erben, die wählten ſich ihre Könige. Ob viel Troſt für dieſe Machtverminderung in dem neugeſchaffenen Titel Erzherzog für den öſterreichiſchen Herzog lag? Eine dreiundfünfzigjährige Regierung führte dieſer nicht eben bedeutende Fürſt in fortwährender Unruhe durch den inneren Zwiſt um die Theilung Oeſterreichs, durch Empörungen im Lande, das ſich unter ſeinem Scepter nicht glücklich fühlte. Aber die vorausſichtliche Einigung ganz Oeſterreichs erlebte er, weil die Erben vor ihm kinderlos hinwegſtarben. Als Kaiſer hatte er nur das geleiſtet, daß er der deutſchen Nation die Ueberzeugung gab, von dem kaiſerlichen Throne ſei weder für die Kirche noch für den Staat die erſehnte Erneuerung und Befreiung zu erwarten. Welcher Art das Gebet geweſen ſein mag, das in den letzten Jahren viel von ſeiner Zeit einnahm, läßt ſich denken, wenn man weiß, daß es mit Alchimie und Aſtrologie ſich in ſeine Seele zu theilen hatte. Die Fürſorge für ſein Haus aber vergaß er nicht. War er nicht kräftig genug, durch erfolgreiche Thaten im Krieg es zu bereichern, ſo war er doch klug genug, ſeine Kinder ſo zu verheirathen, daß Oeſterreich Erbſchaften einzunehmen bekam.

Bella gerantalii; tu, felix Austria, nube.

Als er ſtarb (1493), ſtand ſein Sohn Maximilian mit den größten Ausſichten da. Die Lobredner Oeſterreichs konnten ſchon mit A, E, J, O, U in Hoffnung den Spruch bezeichnen:

Alles Erdreich Iſt Oeſterreich Unterthan,

und alte Kaiſergedanken konnten aufwachen, wobei aber der Inhaber derſelben vergeſſen mußte, daß der Boden ſelbſt, auf dem er ſtand, unter ſeinen Füßen zerbröckelt war. Man konnte ſich in die Karolinger-Zeit zurückträumen, wenn von Niederland, Burgund, Spanien und Lombardei als Beſitzthümern des Habsburgiſchen Hauſes, in die Hohenſtaufenzeit, wenn von Neapel und Sicilien als ſolchen die Rede war, ja hoch hinweg über dieſe wiedererwachten Bilder alter Zeit ging der Flug, wenn Vasco de Gama's und Chriſtoph Columbus' kühne Segelſchiffe mit in den Geſichtskreis traten; der Staat, in welchem die Sonne nicht untergeht, dämmerte vor den entzückten Blicken herauf. Was konnte es bei ſo berauſchenden Ausſichten zu bedeuten haben, daß ſchon vor mehr als funfzig

Jahren der letzte Mann die Augen geſchloſſen hatte, in deſſen Haupte die echte Kaiſeridee, die einer kraftvollen monarchiſchen Beherrſchung Deutſchlands von Einem Geiſte aus, eine Heimath hatte? Von nun an war durch die Königswahl aus dem Habsburgiſchen Hauſe darüber entſchieden, daß dieſer Gedanke aufgegeben war, daß aber dagegen die Unabhängigkeit der Reichsfürſten vom Kaiſer den Proceß der monarchiſchen Ausgeſtaltung ihrer Sonderherrſchaften weiterführen mußte. Ob den einzelnen Kurfürſten und Herzogen und Mark- oder Landgrafen im Kleineren gelingen werde, was dem Kaiſer mit den Reichsfürſten nicht gelungen war, das war die Frage an die Zukunft. Innerhalb derſelben aber verhüllte ſich die zweite, ob aus den ſo entſtandenen kleineren Monarchien eine ſich hervorarbeiten werde, die ſtark genug ſei, um das den Habsburgern entglittene Steuer mit kräftiger Fauſt zu faſſen, mit hellem Kopfe daſſelbe zu lenken und in veränderter Geſtalt das verlorene Reich wieder herzuſtellen?

V.

Die letzte Entſcheidung.

Es war die territoriale Zeit in Deutſchland, wenn ſie nach Innen bezeichnet werden ſoll*), welche jetzt anbrach, oder der Kampf zwiſchen Frankreich und Oeſterreich um die Weltherrſchaft, wenn ſie nach europäiſchem Maßſtabe ihren Namen erhalten darf. — Maximilian war der Gemahl der Maria, einzigen Tochter und Erbin Carls des Kühnen, Herzogs von Burgund, in deſſen Reiche ſich die Niederlande mit dem alten Nieder- und Ober-Burgund und der vorderen Schweiz verbanden. Es war das letzte Reich, das ſich der franzöſiſchen Königsherrſchaft gegenüber machtvoll aufthürmte,

*) So bezeichnet ſie Droyſen: Geſchichte der preußiſchen Politik. Bd. 2. S. 1 ff.

zugleich aber Deutſchland feindlich bedrohte. Es ging durch den Tod Carls in der Schlacht von Nancy (1477) in Trümmer, indem Frankreich den wichtigſten Theil, Burgund, an ſich riß. Es blieben aber die Niederlande und, als ſpäter Maximilians Sohn Philipp mit Johanna, der Erbin von Caſtilien und Neapel, ſich verband, die ungeheure Ausſicht.

Während der Regierung Friedrichs III. ſprach man am lauteſten im Reiche von der „Freiheit", und an ihr ſcheiterten alle Verſuche, der Einheit ſich zu nähern. Dieſe Freiheit beſtand aber in einer unüberſehbaren Menge und Verſchiedenheit von Freiheiten, nämlich Selbſtändigkeiten, Unabhängigkeiten, Immunitäten. Sie mußten nach der Anſicht ihrer Inhaber, der Fürſten, vor allen Dingen geſichert werden. Aber zugleich ſollte doch die unerträgliche Unſicherheit des Beſitzes und Daſeins gehoben, dem Fehdeweſen und der rohen Selbſthülfe Einhalt gethan werden. Daher das Verlangen nach einem Reichsgericht, welches die ſtreitenden Parteien auf würdigerem Wege mit einander ſetzen ſollte. Man verlangte aber auch nach einer Sicherheit gegen Außen. Ueberall kamen die Nationen, in England, in Frankreich zumeiſt, zum Selbſtbewußtſein, und ſchloſſen ſich kraftvoll zuſammen, dadurch eine Gefahr für das getheilte Deutſchland. Dieſer Gefahr gegenüber wünſchte man ein wohlgeordnetes Reichsheer und, um dieſes zu erhalten, ordentliche Reichsfinanzen (Steuern). Anläufe dazu wurden genommen. Endlich galt es die Reichsverſammlung, die mit dem Kaiſer regieren ſollte. Aber wo dieſe Bedürfniſſe mit der „Freiheit" ſich ſtießen, da war ihnen die Thür verriegelt. Der Kaiſer ſelbſt aber hatte die Hände in den öſterreichiſchen Händeln und das Herz in den Plänen der ſtolzen Zukunft. Wo ſollte die moraliſche Kraft herkommen, in einer Zeit, da vom päpſtlichen und vom Kaiſerhofe (unter Sigismund) durch die Fürſten, Grafen, Biſchöfe hindurch bis zum kleinen Edelmann herab das Laſter ſich offen brüſtete?*)

Nur einige Fürſten, darunter an erſter Stelle die Brandenburger, hielten ſich rein von dem Schlammſtrome, der ſich über Deutſchland wälzte. Wenn ſowohl die weltliche Obrigkeit als die

*) Ebendaſelbſt. S. 7 f.

Kirche machtlos war, ihn zu dämmen, so ist es leicht zu ermessen, daß auch die Asyle reinerer Zucht, die Bürgerschaften der Städte, allmählich in den Pfuhl versanken. Wir kennen aus den Reden und Schriften der Reformatoren und ihrer Vorgänger diesen Zustand allgemeinen Verderbens und wissen, daß in ihm die deutsche Nation hätte untergehen müssen, wenn nicht ein göttliches Salz sie noch eine Weile erhalten hätte.

Was der Deutsche noch unter allen Verderbnissen bis dahin festgehalten, seine Kriegsehre, das war schon 1431 an den Hussiten, wie früher an den Schweizern, zu Schanden geworden und hatte sich noch nicht wieder erholt. Die ganze alte Weise des Krieges war in Umbildung begriffen.

Es war Niemand mehr, der helfen konnte, wenn es die Fürsten des Reiches nicht thaten. Aber auch sie konnten nur dann im Ganzen helfen, wenn Ein Wille sie leitete, Eine Erkenntniß sie durchleuchtete. Wie sollte das aber kommen ohne das rechte Oberhaupt? So konnte nur im Einzelnen geholfen werden, es konnte nur die bunte Zerstückelung auch durch die Hülfe wachsen. Wohin man blickte, war eine Unmöglichkeit zu sehen, der mächtige Wuchs der Geschichte hatte selbst den Baum in die Bewegung hineingetrieben, in der ihm das Leben ausgehen mußte, nicht blos obgleich, sondern auch weil er aus der gesunden Wurzel von der Lebensfülle seiner Säfte strotzte. Auch die Hohenzollern hätten in die Luft gebaut, wenn sie dem emsigen Schaffen der Habsburger und der meisten Reichsfürsten gegenüber ihre Hausmacht fest zu unterbauen und mächtig nach Innen zu verklammern versäumt und dafür unpraktische Reichsgedanken gezimmert hätten. Die Söhne lebten von der Erbweisheit ihres Geschlechts. Sie schickten sich in ihre Zeit. Sehen wir Friedrich II. in den Marken walten, wie er die Selbstherrlichkeit der Städte bricht, dem Adel in der Stiftung des Schwanenordens edlere Ziele giebt, nämlich das Christenthum bei würdigem sittlichem Wandel mit der That zu bekennen, wie er die Heiligung des Sonntags einschärft, Dome stiftet und Klöster reformirt und mit stetigem Fleiß eine wohl geordnete Herrschaft anstrebt, während sein Bruder Albrecht Achilles in Franken von Kampf zu Kampf stürmt, aber in aller Wildheit der Kriegslust

doch den Nutzen des Hohenzollern'ſchen Gutes beſtändig im Auge behält.

In dem politiſchen und Geiſteskampfe des Jahrhunderts um Papſt oder Concil (zu Baſel) war Friedrich als deutſcher Fürſt auf die Seite des Concils getreten und hatte mit den Kurfürſten ſich gegen Roms Herrſchaft in Deutſchland vereinigt. Hätte der Habsburgiſche Kaiſer vermocht, ſeinem hohen Amte zu genügen, ſo war mit dieſen Fürſten viel zu gewinnen. Aber der Kaiſer verließ die Fürſten, und Rom ſiegte nochmals. Der Beweis war geliefert, daß das Kaiſerthum in Habsburgiſchen Händen auch im günſtigen Augenblick nichts für das Reich vermöge. Der Kurfürſt Friedrich dankte (1470) ab und ſein Bruder, der im Reiche hochberühmte Achilles, trat in die Regierung und Kurwürde. Zwei Königskronen, die polniſche und böhmiſche, waren nahe an den Hohenzollern vorübergegangen. Albrecht aber trat die Herrſchaft als Greis an, nachdem ſeine großen fränkiſchen und deutſchen Pläne meiſt an der Unfähigkeit des Kaiſers geſcheitert waren. Das Land war nach Oſten, Süden und Norden gewachſen, aber in der Unſicherheit Deutſchlands war auch dieſer Beſitz ungewiß. Die letzte That des alten Helden war eine Erbbeſtimmung, welche Brandenburg für immer vor den unſeligen Schwächungen der Macht durch Theilung der Länder bewahrte. Er ſtarb auf dem Reichstag in Frankfurt (1486), der mit Kaiſer Maximilians Wahl wie ein Pochen der neueren Zeit an das alte Reichsthor war. Ihm folgte ſein Sohn Johann Cicero, der an den Reichsgedanken ſich nicht abmühte, ein ruhiger Mann, recht um auch einmal einen Hohenzollern neben einem glänzenden Habsburger in den Schatten treten zu laſſen.

Ein glanzvolles Geſtirn ſtand mit Maximilian am deutſchen Himmel. Es war der Abendſtern nach einer untergegangenen Sonne, nicht, wie Viele wähnten, der Morgenſtern einer neuen Zeit. Dieſe dämmert freilich herauf, aber der Glanz des Sternes wird matter in ihren Gluthen. Sie kommt von ganz anderer Seite her, nicht von der Hofburg zu Wien, auch nicht von dem Schloſſe an der Spree; nicht Habsburg, nicht Hohenzollern ſind ihre Schöpfer. Was aber that der glänzende, ritterliche Maximilian, der ſo ſehr an die hohen Geſtalten der vergangenen Kaiſerzeit erinnerte? Er

war umbrauſt von den Sturmwogen einer neuen Zeit. Amerika war entdeckt, der Seeweg nach Indien war gefunden. Durch die Thore Spaniens und Portugals drangen neue Gedanken, ungewohnte Erſcheinungen in das erſtaunte Europa, ein mächtiger Gold- und Silberſtrom ergoß ſich, Genüſſe, die man zuvor nicht geahnt, verbreiteten ſich, aber auch die Buchdruckerkunſt war erfunden und die Ideen älterer und neuerer Zeiten flogen auf Windesflügeln, Leſen wurde eine wichtige Kunſt, das Schießpulver wurde längſt für Kriegszwecke in Anwendung gebracht, die Waffenart und die Kampfweiſe änderten ſich, die Heere wurden größer, die Ritterburgen werthloſer. Den Glanz der alten Hanſeſtädte ſah man von den Niederländern und Engländern bedroht. Es war ein Umſchwung in allen Gebieten. Die Wiſſenſchaft und Kunſt der Alten fluthete wie ein reinigendes Waſſer über die klöſterliche Schulweisheit, und die Reformation, nach der man gerufen und geſeufzt, ohne ſie machen zu können, brach wie eine höhere Gewalt brauſend herein. Der alte Kaiſer Friedrich hatte ſich ſein behaglich Träumen auf dem Thron durch alles dies kaum ſtören laſſen. Sein helläugiger Sohn Max aber konnte ſich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß jetzt mit anderen Mitteln zu arbeiten ſei, als vordem. Als glücklicher Erbe Burgunds hatte er es mit Frankreich und deſſen hinterliſtigem König Ludwig XI. zu thun, der mit der Kraft eines einheitlichen Reiches auftreten konnte, weil er ſeinem ſtolzen Adel den Nacken gebeugt hatte. Ob das Geld jenes neue Mittel war? Maximilian hatte nach dem frühen Tode ſeiner burgundiſchen Maria eine Sforza und mit ihr Schätze geheirathet. Aber auch den Reiz, ſich in italiäniſche Händel mit weit geringeren Kräften zu miſchen, als die Hohenſtaufen ſie beſaßen, hatte er damit erworben, er, der mit den Türken, Ungarn, den Franzoſen, den Niederländern Arbeit genug hatte und — mit dem deutſchen Reiche. Aber, wenn er in Italien nichts that, ſo gewann Frankreich dort Boden und umfing ihm eine Seite ſeines Herrſchergebietes, wie es daſſelbe auch an der anderen in Niederland verſuchte. Dagegen bedurfte der König der Hülfe Deutſchlands; um dieſe zu erlangen, mußte er den praktiſchen Forderungen genügen, welche dieſes als Frucht zweihundertjähriger Erfahrung geſtellt, nämlich Reichsgericht, Reichsſteuer und Reichsverſammlung. Zu Worms (1495) ließ ſich der Kaiſer Zugeſtändniſſe entreißen,

ein Landfrieden wurde aufgerichtet, deſſen Bruch auch durch Fürſten vom Reichskammergericht zu beſtrafen wäre, deſſen Räthe das Reich, deſſen vorſitzenden Richter (zuerſt den Grafen Eitel Friedrich von Hohenzollern) der Kaiſer zu wählen hätte. Es war im Grunde die Wahl zwiſchen dem bisherigen hülfloſen Zuſtande und einer feſten, wenn auch halb ariſtokratiſchen Reichsgewalt. Der Kaiſer wählte das Erſtere*). Zwar mußte er ſich einen Augenblick der ihm widerwärtigen, von Erzbiſchof Berthold von Mainz, einem echten Deutſchen, vorgeſchlagenen Niederſetzung eines Reichsregiments aus den ſechs Reichskreiſen fügen, aber es hielt dies nicht lange vor**). Eine beſſere Anordnung war der ſchwäbiſche Bund, der nicht blos die Fürſten, ſondern auch Adel und Städte ſchützte. Die Schweizer, die ſich dieſer Ordnung nicht anſchließen wollten, trennten ſich eben damit vom Reiche, und Maximilian mußte es dulden, da ihm die Türkenfrage und der Krieg mit Frankreich um ſein Erbland Burgund noch wichtiger war. Auch eine Steuer auf etliche Jahre, „der gemeine Pfennig“, wurde eingeführt, aber wie ſchwer ſie beizutreiben war, zeigen die Klagen von allen Seiten an den Kaiſer***). Er ſelbſt aber hatte damals Herz und Geiſt mehr in fernen Landen, als in Deutſchland. Er warb für ſeinen Sohn Erzherzog Philipp, der in den Niederlanden ihn vertrat, um die Erbin von Caſtilien und Neapel, von Weſt- und Oſtindien, Johanna, die ſpaniſche Königstochter. Er ſtürzte ſich in die ausländiſchen Kriege. All ſeine Ritterlichkeit im Zweikampfe, ſeine Kühnheit in der Gemsjagd konnte ihm, auch wenn er Geld hatte, woran es ihm ſo oft fehlte, im Kriege nicht zu bedeutenden Erfolgen verhelfen. Er unterlag in Italien und er konnte ebenſowenig die Schweizer wieder zum Reiche zurückzwingen, als die Dänen um jene Zeit die Frieſen zu unterjochen vermochten. Die Reichsfürſten hatten wenig Neigung, Geld und Blut der Nation in dieſen ihr fremden Händeln zu opfern. Der Kaiſer aber zeigte nicht wenig Luſt, Deutſchland als bloßes Mittel für ſeine Kämpfe um Ver-

*) v. Sybel, S. 86 ff. Eichhorn, Bd. 3. §. 409.

**) Eichhorn, ebendaſelbſt.

***) J. Chmel, Urkunden, Briefe und Actenſtücke zur Geſchichte Maximilians I. (Stuttgart 1845.) S. 81. 86. 95.

größerung ſeiner Hausmacht zu behandeln und dennoch im Innern keine Opfer an ſeiner Herrſchergewalt den nun ſchon zu ſelbſtändigen Fürſten zu bringen. Vielmehr wollte er das Reichsregiment, das zu Nürnberg ſeinen Sitz hatte (Friedrich, Kurfürſt von Sachſen, vertrat dabei den Kaiſer), am liebſten an ſeinen Hof nach Wien ziehen. Es kam auch wirklich zum Kampfe, und hier ſiegte zum Unglücke des Reiches Maximilian. Das Reichsregiment war geſprengt und aufgelöſt. Der Kaiſer wollte ein kräftiger Herrſcher ſein, aber er benahm ſich ſelbſt dazu die Mittel; die Kurfürſten wollten Ordnung im Lande haben, doch nicht durch einen kräftigen Kaiſerarm. Ihre „Freiheit“ war und blieb das Erſte. Berthold war geſtorben, und Friedrich von Sachſen wollte nur im Verein mit den Kurfürſten ſtehen. Sie aber verbanden ſich, als ob kein König über ihnen wäre. Wie unter dieſen Kriegen und Streiten die deutſche Nation ſich fühlte, ſehen wir aus den Unruhen und Fehden der Städte, der Ritter, wie Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen, Hans von Selbiz, aus dem Benehmen von Fürſten, wie Herzog Ulrich von Würtemberg, und daraus, daß die Erbitterung bis in die unteren Schichten hinabgedrungen war, wie der arme Konrad und der Bundſchuh, dieſe ſchwäbiſchen Bauernaufruhre, zeigten. — Man kann nur ſagen: das Reich war zu Ende. Denn auch die Wahl zwiſchen Franz I., der inzwiſchen auf Ludwig XII. in Frankreich gefolgt war, und Carl, dem Enkelſohne des Kaiſers, die um die deutſche Krone ſich bewarben, ja ſogar zwiſchen dem Polenkönig und dem Könige von England, denen Maximilian ſie verſprochen, war nur die Wahl zwiſchen verſchiedener Fremdherrſchaft. So ſehr die franzöſiſche Nation ſchon in ſich abgeſchloſſen war, ſo ſtand ſie doch den Deutſchen noch geiſtig näher, als die ſpaniſche, deren Krone Carl zuerſt mit der deutſchen vereinigte. Kaiſer Maximilian erlebte noch, daß ſein Haus die Anwartſchaft auf die ungariſche Krone erlangte, wenn ihm auch die polniſche entging, obwohl er ihr das deutſche Ordensland Preußen geopfert hatte. Als der alte Max (1519) ſein Haupt niederlegte, war bereits die neue Macht aufgetreten, die hinfort in der Geſchichte des Reiches, ſofern es noch ein ſolches gab, ein bedeutender Factor iſt, der Proteſtantismus. Ihn hatte der Kaiſer nicht mehr zu verſtehen geſucht. Auch Anderen ging das Licht nicht ſogleich auf.

Im Hauſe Hohenzollern, das unter Kaiſer Max zwar dem großmächtigen Herrn ſo vieler Länder dienſtwillig und zugethan geblieben, weil Johann Cicero ein Mann des Friedens war, blieb die alte Ueberlieferung dennoch, denn Cicero trat den Vorſchlägen des Erzbiſchofs Berthold unter der Führung Friedrichs von Sachſen bei. Aber er legte ein ſtarkes Gewicht nicht in die Wagſchale. Sein jugendlicher Sohn Joachim hatte zunächſt um ſich her aufzuräumen (1499). Vergeblich war es aber dennoch nicht geweſen, daß Johann ſich den aus Italien nach Deutſchland gewanderten wiſſenſchaftlichen Studien eifrigſt gewidmet. Denn eine Zeit brach an, in welcher geiſtige Waffenrüſtung etwas galt. Ein idealer wiſſenſchaftlicher Schwung war in Joachim und ſeinem Bruder Albrecht, aber nicht in romantiſcher Verſchwommenheit, ſondern namentlich in dem erſteren praktiſch, nüchtern, zum klaren, bewußten zweckvollen Regiment führend. Aber die territoriale Monarchie war ſein Strebeziel, viel mehr als das verlorne Reich. Als er für Ruhe und Sicherheit mit ſtrenger Hand gegen den Raubadel geſorgt, die Städte zur Ordnung genöthigt, dem unwiſſenden und verdorbenen Klerus Zügel angelegt hatte, mußte er gleichwohl ſehen, daß er mit Mitteln arbeitete, die auf die Dauer nicht mehr wirkten. Seine geiſtige Welt war dem rohen Märker fremd, ſeine Anhänglichkeit an die alten Ordnungen der Kirche, mit welchen er durch ſeinen Bruder Albrecht, den Erzbiſchof von Magdeburg und Mainz zuſammenhing, und die er einer Reformation ohne weſentlichen Bruch mit den innerſten Grundgedanken fähig hielt, ſtellte ihn ſowohl den Verfechtern der verdorbenen Kirche als denen feindlich gegenüber, welche an einer ſo lange gehofften, wiederholt verſuchten und immer mißglückten Reformation verzweifelten.

Gleichwohl galt es bei der Kaiſerwahl dem Reiche ſeine ganze Kraft zuzuwenden. Joachim ſtand nicht mit Oeſterreich, er ſah zu wohl das Verderben des Volkes in den auf Weltherrſchaft gerichteten Planen des verſtorbenen Kaiſers, der doch nicht in ſeiner Nähe kraftvoll zu herrſchen vermocht hatte. Am ungernſten hätte er den jüngeren Enkel Maximilians, den Erzherzog Ferdinand, gewählt geſehen, der, wenn Carl die fernen Reiche beherrſchte, in Deutſchland bleiben und ſo die Verbindung der Kaiſerkrone mit Oeſterreich befeſtigen konnte. Den franzöſiſchen Lockungen widerſtand er nicht,

wie Friedrich von Sachſen. Denn die Kaiſerwahl war großentheils Geldſpeculation geworden. Dem Ulrich von Hutten erſchien die Wahl eines Fremden als „ſchmählich, undeutſch, hochverrätheriſch.“ Es iſt nicht klar, ob Joachim im Ernſte dieſe Wahl begünſtigen, oder vielmehr durch ihre ſcheinbare Begünſtigung die Wahl auf ſich ſelbſt, für den Manches ſprach, lenken wollte. Ein Glück für ſein Haus und für Deutſchland, daß dies nicht gelang. Denn ſein eigenes Land war nicht, was es hätte ſein müſſen, um ihn als Kaiſer glücklicher wirken zu laſſen, als Maximilian. Und wie hätte er ſich zu der großen Bewegung der Zeit geſtellt? Hätte er nicht durch ſeinen Widerwillen gegen die Reformation ſich ſelbſt und ſein Haus auf falſche Wege gedrängt, wie dies die Habsburger thaten? Es mußte mit dem Reiche ſchon ſehr übel ſtehen, wenn ein Fürſt wie er auch nur einen Augenblick daran denken konnte, ſeine Stimme für Franz von Frankreich abzugeben. Im letzten Momente hätte er noch für Kurfürſt Friedrich den Weiſen von Sachſen geſtimmt. Wir ſehen wie haltlos damals die reichsfürſtliche Politik war. Carl wurde gewählt, und die Herrſchaft der Fremden war entſchieden. Die Reichsfürſten, mit ihnen der Brandenburger, waren unterlegen. Denn ihr kaiſerlicher Herr war ein übermächtiger Herrſcher und konnte ſeinen Bruder Ferdinand zum römiſchen König machen, wie er auch that. Ob aber dem Reiche geholfen ſein würde, wenn deſſen Oberhaupt in Spanien, Italien, den Niederlanden ſo viel zu thun hatte, daß er ebenſo wenig wie die Luxemburger und ihre habsburgiſchen Nachfolger den Reichsboden auf längere Zeit betreten konnte? Den Wenzel hatten die Böhmen ſchon Jahre lang in Gefangenſchaft, ehe man es im Reiche erfuhr, Sigismund betrat nur als flüchtige Erſcheinung das Reich. Albrecht II. war noch ſeltener zu ſehen, und Friedrich III. in ſeiner langen Regierung gar nicht. Da mußten die Fürſten ſchon lernen, ſich ohne den Kaiſer zu behelfen.*)

Die Reformation ging vom innerſten Bewußtſein der Beſten im Volke und in der Kirche aus. In ihr kam das Chriſtenthum erſt recht und ganz zu der deutſchen Nation. Das Weſentliche an ihr war, daß die Religion wirklich Religion

*) L. v. Ranke: Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation. 6. Sämmtliche Werke (Leipzig, 1867). Bd. 1. S. 88 f.

wurde, nicht Politik, nicht Verfaſſung, nicht Staatsmittel, auch nicht Theorie und Lehre. An dem Verhältniß der menſchlichen Seele zu Gott ſollte ſich das Bewußtſein des deutſchen Volkes erneuern, und auch für ſein ſtaatliches Leben ſollte dieſe Erneuerung von der gewaltigſten Bedeutung werden. Niemand wird bei unbefangener Betrachtung der Geſchichte läugnen wollen, daß die im romaniſchen Völkerkreiſe entſtandene Geſtalt des Chriſtenthums den germaniſchen Völkern nur in ihrer wilden Jugend genügen konnte. Kann der helleniſche Geiſt in ſeiner Durchdringung mit der morgenländiſchen Gluth des Gefühls, der ſogenannte Helleniſmus, das goldene Gefäß genannt werden, in welchem längſt der lebendig friſche Strom der gottmenſchlichen Wahrheit gefaßt, aber auch ſchon bald getrübt wurde, ſo war ſeine Uebergießung in die eherne Rieſenſchale des Römerthums die Urſache noch weiterer Verſchlammung. Heidniſche Stoffe aus Philoſophie, prieſterlicher Tradition, Volksleben kamen mit, und als die ſtürmende Hand des Germanen dieſes gewaltige Gefäß zerſchlug, da ſtrömte ſein Inhalt in die verſchiedenen Amphoren der verſchiedenen deutſchen Nationen und verarbeitete ſich durch das Papſtthum und Kaiſerthum zu einem Gemeinſamen und bei allen nationalen Abſchattungen weſentlich Gleichen. Das Chriſtenthum, wie es kirchlich beſtand, als der Bergmannsſohn zu Wittenberg aus den Schachten der heiligen Schrift hervorſtieg, war ungeheuer verſchieden von dem Glauben, für den die Apoſtel geſtorben waren, für den Athanaſius und Leo der Große gekämpft, auch von dem noch, welchen die iriſchen Sendboten einſt aus ihren Inſelklöſtern nach Deutſchland herübergebracht hatten. Wie viel von dem reineren Chriſtenthum in den weſtlichen und ſüdlichen Stämmen Deutſchlands die es von dieſen Irländern empfangen hatten, in das tiefere Mittelalter hinein ſich erhalten habe, iſt ſehr ſchwer zu ſagen. Doch findet man ſchon in der Hohenſtaufen-Zeit gerade im Süden und Weſten des Vaterlandes eine Neigung, ſich den gröbſten Entſtellungen des chriſtlichen Glaubens und Lebens durch die hierarchiſch veräußerlichte Kirche entgegenzuſtellen, es findet ſich ein empfänglicher Boden für die durch die mittelalterlichen Secten ausgeſtreuten Körner des göttlichen Wortes. Sollte man nicht berechtigt ſein, dies in einem wenn auch loſen und verdeckten Zuſammenhange mit den reineren Elementen chriſtlicher Wahrheit zu denken, welche die Sendboten von

Bonifacius zu den deutſchen Stämmen gebracht und die in den Schottenklöſtern noch nachgewirkt hatten? So würden wir in den ſtillen Aſſociationen der ſpäteren Zeit, in den ghibelliniſchen Vereinen, welche ſich Gottesfreunde nannten, mit ihrem Geiſte des Zeugniſſes gegen die kirchliche Entartung wie eine aus alten Zeiten herübergereichte Hand erkennen, welche die Reformation freudig ergriff. Es war dies eine heimliche Conventikel-Gemeinde in der Kirche, vorzugsweiſe unter dem Schutze der ſtädtiſchen Freiheiten und Einrichtungen, welche dem neuen Lichte längſt entgegenharrte. Natürlich war von dieſen verborgenen Kettengliedern nichts in dem öſtlichen und nördlichen Theile Deutſchlands zu ſuchen, wohin das Chriſtenthum erſt ſeit Carl dem Großen und durch die Ueberwindung der Slawen kam. Aber dem thüringiſchem Stamme gehörte dieſe Verbreitung auch an; aus dieſem erwuchs die Reformation.

Der Gang derſelben berührt ſich ſofort mit der deutſchen Politik. War doch ihre erſte Kraftäußerung (1517) gegen den Ablaß gerichtet, der im Namen des erſten Kurfürſten des Reichs, des Erzbiſchofs von Mainz, ausgeboten wurde, war doch dieſer Fürſt zugleich Erzbiſchof von Magdeburg und Bruder des Brandenburgiſchen Kurfürſten Joachim, der in den Reichsſachen mit ihm zuſammengehen und den Vortheil der doppelten brandenburgiſchen Stimme nicht verlieren wollte. Und Oeſterreich, das ſich ſeit Friedrich III. dem Papſtthum feſt verbündet hatte, ſtand mit derſelben Nothwendigkeit wie das Kleeblatt der geiſtlichen Kurfürſten auf deſſen Seite, wenn es an ſeinem ſo wichtigen Geld-Intereſſe beſchädigt wurde. Andererſeits war das mächtige Sachſen in dem edlen Friedrich auf der Seite der neuen Ideen. So ſtanden gleich von vornherein fünf der entſcheidenden Stimmen gegen und nur eine entſchieden für die Sache der Reformation. Deſto größeren Anhang mußte ſie alsbald in den Städten, die eine faſt die Fürſten aufwiegende Macht beſaßen, und in dem mit den geiſtlichen Fürſten zerfallenen Adel finden. Auch die Bauern hofften an ihr einen Bundesgenoſſen gegen die Herren, große und kleine, weltliche und geiſtliche zu finden. Ihr Wort gegen den Ablaß konnte von ihren Führern, wie von Luther ſelbſt, nur durch eine wohlmeinende Selbſttäuſchung anders, denn als eine Abſage gegen das Papſtthum betrachtet werden. Es war ja dieſes Wort ein Proteſt nicht im Namen der Kirche gegen eine falſche Richtung in

ihr, ſondern im Namen und in der Kraft des göttlichen Wortes gegen die Kirche, wie ſie geworden war, und zu welcher das Papſtthum mit ſeinen abſoluten Anſprüchen gehört. Hier war kein Conſtanzer oder Baſeler Concils-Standpunkt mehr, vielmehr hätten dieſe Verſammlungen ebenſo entſchieden wie Papſt Leo X. gegen Luther vorgehen müſſen. Es waren die Theſen an der Schloßkirche zu Wittenberg geradezu ein Hahnenruf aus dem erwachten Chriſtenherzen an das noch zu weckende. Mit ihnen war es ausgeſprochen, daß es keine Macht in der Welt gebe, weder geiſtliche noch politiſche, die irgend etwas vermöge gegen jeden Einzelnen, der in klarer Erkenntniß aus der heiligen Schrift ihr gegenübertrete. Dieſes Verhältniß des gottgeſchaffenen Menſchen zu der ewigen allein gültigen Wahrheit und des zu Gott berufenen Menſchen zu der durch Chriſtum erworbenen Sündenvergebung und kraft derſelben zu erlangenden Seligkeit war der Alles umwandelnde neue Gedanke, deſſen Kraft aber nicht in ſeiner Neuheit, ſondern in ſeiner apoſtoliſchen und evangeliſchen Quelle lag. Es war damit eine Macht innerlicher Art allem Volke angeboten, gegen welche keine Abſtimmung der Kur- und Reichsfürſten auf Reichstagen, kein kaiſerliches Decret, ja kein Spruch des Vaticans irgend ins Gewicht fallen konnte. Daß nur der germaniſche Gemüthsgrund vollkommen geeignet war, ſie wurzeln und aus mächtigen Wurzeln zum gewaltigen Baume erwachſen zu laſſen, dies ſpricht keineswegs gegen ihre allgemein chriſtliche Tragweite, noch weniger dafür, daß ſie einem nationalen Gebiete für immer zugehören ſollte. Vielmehr zitterte dieſer erſte gewaltige Schlag in ganz Europa fort, und weder der äußerſte romaniſche Weſten und Süden in Spanien und Italien, noch die fränkiſch-romaniſche Mitte, noch der ſlawiſch-magyariſche Oſten konnte ſich des Mitzitterns erwehren.

Es kann ſich hier um eine Geſchichte der Reformation nicht handeln. Es ſei genug geſagt, daß nach den Sätzen die Reichstage zu Augsburg und Worms, die Disputation zu Leipzig, die Bibelüberſetzung, die gewaltigen Schriften Luthers, die fein eingehenden Melanchthons, das Bekenntniß zu Augsburg ſtets von neuem das elektriſche Zucken durch die Glieder der Chriſtenheit ſandten. Was aber vom Papſtthum galt, das konnte dem Kaiſerthum nicht fremd bleiben. Beide waren aus derſelben Wurzel erwachſen, nur daß

das Kaiſerthum außer der religiöſen noch eine nationale hatte.*) An dieſer war freilich im vergangenen Jahrhundert mit ſcharfen Zähnen genagt worden. Jetzt aber fragte ſich ſehr, ob ſie überhaupt noch vorhanden ſei. Der niederländiſch-ſpaniſche Carl hatte nicht einmal ſo viel deutſches Gemüth, als die ungariſch-böhmiſch-öſterreichiſch eingeſponnenen Habsburger. Da ſtand er, ein fremder Mann auf fremdem Boden, einer Bewegung gegenüber, die ihm, der über den Ocean weg zu befehlen gewöhnt war, erſt ganz verächtlich erſcheinen mußte. Hatten Cardinäle, Univerſitäts-Kanzler, Kurfürſten und Kaiſer nicht vermocht, die Reformation zu ſchaffen, wie ſollte ſie aus der Auguſtinerzelle kommen? Sehen wir uns den neuen Kaiſer an, wie er endlich Stirn gegen Stirn der neuen Macht begegnen mußte.

Er war ein Glückskind beſonderer Art, erſt neunzehn Jahre alt, da er den ſturmumbrauſten Kaiſerthron beſtieg. Sein Großvater Ferdinand der Katholiſche hatte die Krone von Aragonien nur durch den unerwarteten Tod ſeines Bruders, ſeine Großmutter Iſabella die von Caſtilien nur durch die Abſetzung des ihrigen erlangt. Die Kronen von Neapel und Sicilien waren ihnen durch Treubruch und unlautere Liſt zugefallen. Columbus hatte ihnen faſt wider ihren Willen eine neue Welt gewonnen. Ihre älteren Kinder ſtarben weg, nur Johanna blieb übrig, und ſie erwarb Kaiſer Maximilian für ſeinen Sohn, den Erzherzog Philipp den Schönen, der in den Niederlanden kraft ſeiner burgundiſchen Erbſchaft regierte. Auch dieſe Erbſchaft war nur durch beſonderen Glücksfall, durch die Thorheit Ludwigs XI., der durch Verlobung der Tochter Carls des Kühnen mit ſeinem Sohne das ſchöne Erbe ſchon in der Hand hatte, ihm zu Theil geworden. Dort zu Gent wurde Carl im Februar 1500 geboren. Seine Mutter Johanna verfiel nur wenige Jahre nach ſeiner Geburt unheilbarer Geiſtesſtörung. Er ſelbſt wurde zuerſt von Adrian von Utrecht, hernach von dem berühmten Cardinal Ximenes in den kirchlichen Anſichten erzogen, welche ſchon von ſeinen fanatiſch katholiſchen Großeltern her und im Geiſte der ſpaniſchen Nation ſich empfahlen. Wenn daneben auch die freiere und weltlichere Art des niederländiſchen Städte- und Adelslebens

*) L. v. Ranke a. a. O. S. 85 ff.

auf ihn einwirkte, ſo mußte er ſich doch als den beſonders von Gott Begnadigten anſehen, als er erfuhr, welche günſtigen Umſtände dazu gehört hatten, um alle die Lande unter ſeiner Herrſchaft zu ſammeln, die ihn als ihren Gebieter begrüßten.*) Aber aus Spanien, dem Lande der Inquiſition gegen Mauren, Juden und Ketzer, aus den Niederlanden mit ihrer franzöſiſchen, gewandten Bildung kam der Jüngling und hatte ſofort die große Entſcheidung zu treffen, ob er, ein Kaiſer, wie man den Enkel Maximilians ſich dachte, kraftvoll an die Spitze der Nation treten und ihren tiefſten Bedürfniſſen genügen, oder ob er nur ein Herrſcher nach bisheriger Habsburgiſcher Art ſein wolle. Und ſeine Begleiter und Führer waren argliſtige Staatskünſtler, denen Deutſchland mit ſeinem heißklopfenden Herzen nichts war, als ein großes Land unter vielen Ländern, die ihr geiſtvoller Zögling zu regieren haben ſollte. Ob Carl das Ringen eines Jahrhunderts in deutſchen Landen kannte, um in Staat und Kirche zu einer neuen Verfaſſung zu kommen? ob ihm der Gedanke der ſo ſtark erſehnten Reformation innerlich je nahe getreten war? — Er fand ein Volk, aufgeregt in ſeinen innerſten Tiefen. Es war ſeit zwei Jahren ein Wort geſprochen worden, das in allen ernſten Gemüthern ein ſchrilles Echo erweckt hatte. Aus dieſem Wort war eine Frage geworden, die: ob ſich ein Kaiſer finden werde, der den Strom zu lenken wiſſen und zu einer befruchtenden Fluth machen werde? Es war für Carl und ſeine Nachfolger, ja für Kaiſer und Reich, die letzte Entſcheidung. Sie fiel gegen die Reformation.

Wohl mochte Carl von dem allgemeinen Verderben der Kirche, den verſunkenen Pfaffen und Mönchen wiſſen, wohl mußten ſeine Umgebungen von Spanien her den Ernſt der dortigen Reformation an den Klerikern kennen und Luthern ſo weit Recht geben, als es ſich um dieſe handelte. Aber vom Glauben der Kirche, wie er ſeit dem zwölften Jahrhundert hinſichtlich der Sacramente, der Stellung des Klerus, des Marien- und Heiligendienſtes, der Sündenvergebung und des Ablaſſes ſich geſtaltet hatte, wollten ſie nicht ein Tüttelchen vergeben, an der Geltung des Papſtes und der Hierarchie nichts

*) Robertſon: History of the reign of the Emperor Charles V. Glasgow, 1867. Vol II. pag. 1 ff.

vermindern laſſen. Wie konnten ſie da mit dem gewaltigen Manne zu Wittenberg gehen?*)

Eine Reformation ihrer Art ging nicht vom religiöſen Quellgebiet, ſondern nur von den ſittlichen Umlanden aus, ſie konnte nichts ſchaffen, nichts Verlorenes wieder aufrichten, ſie war nur fähig zu beſchneiden und zum Nachwachſen des Abgeſchnittenen herauszufordern. Die ſpaniſche Klerikal-Reformation hat die Lüderlichkeit aus der öffentlichen Schau in die Heimlichkeit zurückgedrängt, ſie hat wirklich an Vielem gebeſſert, ſie hat eine nicht zu verachtende Frömmigkeit gefördert, aber was iſt die Kirche in Spanien dem Volke und ſeinem Leben geworden? eher eine Verführerin zur Gedankenloſigkeit und Schlaffheit, als Erweckerin von Kraft im Volksleben. Ein großes Glück, daß an dem tiefen deutſchen Manne ſolche Verſuchungen ſcheiterten, wie ſie der Beichtvater des ſpaniſchen Kaiſers verſuchte. Dazu kam, daß Carl in ſeinen italiäniſchen Intereſſen gegen Frankreich des Papſtes bedurfte. An dieſer ſpaniſch-italiäniſchen oder, wenn man will, europäiſch-weltherrſcheriſchen Klippe brach die Hoffnung der deutſchen Reformation auf den Kaiſer. Unwiderruflich war dieſer damit in ſeine weitere Bahn geſtoßen. Wenn Carl auch nachher einige Male den Proteſtanten freundlicher zu ſein ſchien, weil er ſie gebrauchte um den Papſt zu ſchrecken, damit er ihm in Italien zu Willen ſei, ſo hatte doch ſchon ſeine Reichsacht zu Worms gegen Luther die unwiderrufliche Bahn gezeigt, in welcher er ging. Daß er damit auch Klagen ſein Ohr verſchließen mußte, welchen ein gewiſſenhafter Kaiſer daſſelbe zu öffnen hatte, über den ſchreienden Misbrauch, welchen die Klöſter und die Geiſtlichen mit ihren Exemtionen, wie Steuerfreiheit und Aſylrecht, trieben, über das Anwachſen der geiſtlichen Güter, durch welches Dörfer verſchwanden und halbe Gaue verödet wurden, über die Unzahl der Prieſter, welche als Proletarier das Volk belaſteten, über die ſchädlichen Folgen des Coelibats, über die Verſchleuderung des Geldes an Bettelmönche und an die üppigen Cardinäle und noch üppigeren Päpſte, über das Geldmachen der Kirche, welche zugleich Land und Volk auffraß**), dies war die natürliche Folge ſeiner

*) W. Maurenbrecher: Carl V. und die deutſchen Proteſtanten. Düſſeldorf, 1865. S. 8 ff.

**) L. v. Ranke, a. a. O. 170 ff.

Kälte gegen die innerſte Herzensfrage Deutſchlands. Denn er konnte nicht das Eine abſtellen, das Andere belaſſen, er konnte nicht dem Papſte von allen Seiten die Flügel beſchneiden, ohne ihn als einen ſchädlichen Geier darzuſtellen. Wenn er aber dies that, ſo mußte er ſich auf das Gebiet der Lehre begeben, von welchem aus der Papſt ſeine Beweiſe dafür holte, daß er der Adler Gottes ſei. Dann bedurfte er wieder Luthers und ſeiner Blitze und mußte auf den päpſtlichen Hof für ſeine Politik verzichten. Es war immer die Wahl zwiſchen dem Ewigen und Zeitlichen, in welche der Kaiſer geſtellt war, und in der ſein irdiſches Herz nicht beſtand. Man darf es dem ſpaniſch-niederländiſchen Jüngling nicht zu hoch anrechnen, eher denen, die ihn gewählt hatten. Der Reformation und ihren Fortſchritten, ihrem Bleiben ungeachtet der Gräuel des Bauernkrieges, die günſtigen Anlaß zu ihrer gewaltſamen Vernichtung geboten hätten, kam es zu Gute, daß Carl erſt in Italien, dann höchſt dringend durch innere Aufſtände in Spanien beſchäftigt war. Da aber doch nur ein Theil der deutſchen Landesfürſten ſich auf Luthers Seite ſchlug, ſo konnte Niemand daran denken Luthers Sache zu der gemeinen Sache Deutſchlands zu erheben und dadurch auch auf die Schweizer mäßigend und ihre Erneuerung mit der deutſchen ausgleichend zu wirken. Der religiöſe und kirchliche Zwieſpalt war in das Reich und die deutſche Nation geworfen, und neben dem Kampfe zwiſchen Fürſten und Kaiſer um „Einheit“ und „Freiheit“ d. h. Kaiſermacht und Fürſtengewalt tobte hinfort noch der andere zwiſchen katholiſchen und evangeliſchen Fürſten Deutſchlands, von welchen die erſteren ſich enger an den Kaiſer ſchloſſen.

Die Reformation iſt oft und viel geſchmähet worden, als die Zerreißerin deutſcher Einheit oder doch als das dauernde Hinderniß derſelben. Die Antwort darauf iſt immer geweſen, daß die wirkliche Urſache der Trennungen im Reiche älter ſei als die Reformation und hauptſächlich im Papſtthum und deſſen politiſchen Beſtrebungen liege. So wahr dieſe Antwort iſt, ſo entfernt ſie doch den Vorwurf nicht. Daß in der Reformation die Abſicht der Trennung nicht lag, iſt wohl allgemein erkannt, wohl aber iſt zuzugeſtehen, daß Luther ſelbſt Träger einer Inconſequenz blieb bis zu ſeinem Tode. Er hat ſtets des Kaiſers Recht anerkannt, über die Religionsfrage zu urtheilen und zu entſcheiden. Der Reichstag zu Augsburg

1530 mit dem Vortrage der Confeſſion der Proteſtanten und ihrer Apologie ſetzte dieſes Kaiſerrecht voraus. Und doch war in Wahrheit dieſes Kaiſerthum, wie es Carl beſaß, wie es in Augsburg den Vorſitz führte, das Kaiſerthum des Mittelalters und Carls des Großen, vor dem Richterſtuhl des evangeliſchen Wortes und Gewiſſens nicht mehr berechtigt, nachdem das Recht des päpſtlichen Stuhles verworfen war. Ein deutſcher König, aus der Nation und ihrer Wahl, auch durch die Fürſten derſelben, hervorgegangen, konnte von evangeliſcher Seite kein Bedenken haben. Aber dann mußte dieſer König den Herzſchlag des deutſchen Volkes erkennen und die Durchführung der Reformation, wenn auch mit mäßigeren Zielen, als zu denen ſie ſich gedrängt fand, in die ſtarke Hand nehmen. Römiſch-katholiſche Landſchaften und Herrſcher durfte es dann in Deutſchland nicht mehr geben, aber auch nicht lutheriſche, zwingliſche und calviniſche Kirchengemeinſchaften, ſondern evangeliſch-katholiſches Chriſtenthum, eine Episcopal-Kirche auf Grundlage der apoſtoliſchen Urnorm. Wir geben daher denen, die heute noch die Reformation als den unſeligen Riß in das deutſche geſammtnationale Staatsleben beklagen, den Vorwurf verdoppelt zurück mit der Behauptung, daß es eine ſchwere Schuld jenes Jahrhunderts iſt, ſich in weiten Kreiſen der Reformation verſchloſſen, ja dieſelbe, wo ſie ſich in Städten und Burgen, ja in den dörflichen Gemeinden ſelbſt ſchon weit verbreitet hatte, durch Gewaltmaßregeln und auf den finſteren Wegen der Gegenreformation mit Hülfe des Jeſuitenordens wieder ausgelöſcht zu haben. Es iſt eine Schuld der römiſchen Kirche an dem Chriſtenthum, die ſie immer noch wieder gut zu machen hat. Und der Name, an dem das Gedächtniß dieſer Schuld haftet, iſt der Carls des Fünften. Seine Schande vor der Geſchichte iſt es, daß der Proteſtantismus ſeine Fortexiſtenz geradezu mehr dem Papſte (Clemens VII.) und ſeiner Furcht vor der Allgewalt des Kaiſers, als der kirchlichen und ſtaatsmänniſchen Einſicht dieſes Oberhauptes der Chriſtenheit verdankte. Daß der Proteſtantismus, wie er faſt unglücklich genannt wurde, ein lebendiges, wahres, der Kirche nie ganz fehlendes, aber ſeit 500 Jahren vergeblich nach ſeinem Rechte ringendes Princip ſei, das hätten die leitenden Geiſter im ſechszehnten Jahrhundert erkennen müſſen. Das Urtheil des Kaiſerthums war mit ſeiner Erklärung gegen die

Reformation der Kirche aus der tiefen Urquelle des Chriſtenthums geſprochen. Die Frage iſt dabei nicht, ob der Proteſtantismus ſelbſt ſich ſeinem Weſen gemäß entwickelt habe, ob er zu weit oder nicht weit genug gegangen ſei, ob die Trennung der Typen innerhalb ſeiner ſelbſt in den ſchweizeriſchen und deutſchen, lutheriſchen und reformirten, Folge von Schuld und mangelnder Einſicht geweſen. Die entſcheidende Frage war nur die, ob die Kirche wirklich von ihrer ſchweren Krankheit geheilt und aus der geſunden Kirche dem ſtaatlichen Volksleben neue Kraft gewonnen werden ſollte? Es gehört zu den häufigſten Erſcheinungen der neueren Geſchichte, daß der Kaiſer ſelbſt einen Theil ſeiner Fürſten, namentlich die proteſtantiſchen, zwang, ihre Blicke auf Frankreich zu richten. So lange Carl von dorther den Rücken frei hatte, konnte er hoffen mit kriegeriſchem Nachdruck gegen die Neuerer vorzugehen, die er als Rebellen gegen ſich ſelbſt betrachtete. Und wie wunderbar, daß gerade der Papſt in großer Verblendung über ſein Intereſſe an den Franzoſen ſchürte, um ſich einerſeits in Italien Luft zu machen, andererſeits das allgemeine Concil loszuwerden, für welches der Kaiſer in der größten Zuverſicht arbeitete, daß es die Ketzer verdammen werde, welches aber der Papſt fürchtete, weil gewiß dieſe Verdammung nur unter Bedingung der Abſtellung von Beſchwerden gegen die Hierarchie eintreten würde. Die weltliche Herrſchaft des Papſtes, das Patrimonium Petri, hat nach dem Reichstage von 1530 zu Augsburg, auf welchem die Proteſtanten mit feſtem, klarem Bekenntniß und freudig zu Gott auftraten, ihre Sache gerettet. Sie durften die Einheit des Reiches hintanſetzen, denn ſie waren ihr nicht entgegen, hofften vielmehr die Andern zu gewinnen, und mußten im ſchlimmſten Falle das Ewige über das Zeitliche ſetzen. Der Kaiſer durfte es nicht, wenn er ein rechter Kaiſer ſein wollte. Die katholiſchen Fürſten aber wollten wohl die Beſeitigung der Ketzerei, aber nicht die unbedingte Herrſchaft des Kaiſers, ſelbſt nicht um den Preis der allgemeinen Erhaltung des alten Glaubens.

Die Verhandlungen zwiſchen dem Kaiſer und den Proteſtanten ſchwankten hin und her, aber nie ließ Carl von dem herrſchenden Grundgedanken ſeiner Politik: Vernichtung des neuen Glaubens. Ob das Concil in Deutſchland, ob in Italien tagen ſollte, ob unter dem Kaiſer, ob unter dem Papſte, das waren Fragen, die im

Vordergrunde verhandelt wurden, während im Hintergrunde ſtets die Unterdrückung ſtand, ſobald nur die Hände des Kaiſers frei wären. Denn Carl wollte nichts wiſſen von einer Reformation, die über die mittelalterlichen Grundlagen hinausginge. Wie anders aber ſtanden die Proteſtanten da, als er endlich dem Kriege mit ihnen nicht länger ausweichen wollte. Es waren jetzt nicht mehr blos die Unterzeichner des augsburgiſchen Bekenntniſſes: Kurſachſen, Brandenburg-Neumark, Lüneburg, Heſſen, Anhalt, Nürnberg und Reutlingen, ſondern jetzt gehörte ganz Brandenburg unter Joachim II. und Markgraf Johann, es gehörte auch ganz Sachſen unter Johann Friedrich und Moritz, es gehörte Würtemberg, es gehörte die Pfalz, Mecklenburg und Pommern zu den proteſtantiſchen Ländern, und auch das mächtige England war auf dieſe Seite getreten. Freilich waren ſie nicht alle geeinigt, weil auch nicht allen der Angriff gelten ſollte. Selbſt der tüchtige Joachim II. von Brandenburg warf ſeine Macht nicht, wie es ſeine Pflicht war, in die Wagſchale der Bekenner des reinen Evangeliums. Aber der Religionskrieg kam. Luther hatte demſelben bis an ſein Ende entgegengewirkt, hatte immer noch die nationale Seite des Kaiſerthums feſtgehalten, über die mit dem Papſtthum gleichwerthige Seite aber ſich Unklarheit bewahrt, um Gehorſam predigen zu können. Damit warf er Unſicherheit in das Lager der ſonſt wohlgerüſteten Proteſtanten.*) Der Ausgang iſt bekannt und nicht minder, daß der Kaiſer dennoch der deutſchen Nation das Evangelium nicht zu rauben vermochte. Der Proteſtantismus wurde in der Geſtalt, die er unglücklicher Weiſe hatte annehmen müſſen, in der territorialen, d. h. in einer großen Anzahl Landeskirchen, den Herrſcher an der Spitze, gefeſtigt und erhalten. Eine große proteſtantiſche oder evangeliſche Kirche wurde nicht geſchaffen, obgleich religiöſe, theologiſche, kirchliche Anſichten keineswegs die einzelnen proteſtantiſchen Körper trennten. So ſtanden ſie im Nachtheile der römiſch-katholiſchen Kirche gegenüber. Von der Zerbröckelung des Reiches mußte die Kirche ihre Geſtaltung empfangen. Wie ganz anders, wenn der Kaiſer ſeinen deutſchen

*) H. Leo: Lehrbuch der Univerſal-Geſchichte. Bd. 3. S. 177. Wie die Fürſten, die von den höchſt weltlichen Motiven der Kaiſerwahl ſo genau wußten, dennoch von einem ihnen „von Gott geſetzten Kaiſer" reden konnten, iſt ſchwer zu verſtehen.

Beruf hätte verſtehen können! Welche Arbeit, um zum Daſein als Kirche im vollen Sinne zu gelangen, war damit dem Proteſtantismus für Jahrhunderte aufgegeben!

Hatten die proteſtantiſchen Fürſten einmal ſich zu feſtem Bündniß gegen den Kaiſer geſchaart, ſo war damit allerdings weder etwas Neues in der Geſchichte des deutſchen Reiches geſchehen, noch etwas Unnatürliches bei der Art, wie jetzt die Kaiſerkrone vergeben wurde, gethan, aber es war ein bleibendes Mittel geſchaffen, um aller Oppoſition auch gegen die berechtigte Macht des Kaiſers einen feſten Kern zu geben. Die ewigen Intereſſen der eignen Seele mußten jetzt als Grund, ſpäter als Vorwand dienen, um das Reich in ſeiner Einheit zu Gunſten der Territorialfürſten zu ſchädigen und den Kaiſern lag es hinfort nahe zur Ehre Gottes in Unterdrückung der Ketzer, oder doch in Abneigung gegen die evangeliſchen Lande und Fürſten, in engerem Verhältniſſe zu den katholiſchen Fürſten zu ſtehen und ſo ein Reich im Reiche zu machen; es lag nicht minder nahe, daß jetzt auf beiden Seiten die Theologen und Beichtväter mächtigen Einfluß auf die Politik und zwar mehr im Intereſſe ihres Glaubens als des Reiches übten; ferner konnte es nicht ausbleiben, daß die katholiſchen und die evangeliſchen Fürſten mehr Hinneigung zu den ausländiſchen Mächten ihres Glaubens, als zu den anders gläubigen Reichsgenoſſen fühlten, und ſomit undeutſche, das Reich in ſeinem ganzen Weſen zerſtörende Bündniſſe gegen Reichstheile oder gegen den Kaiſer ſelbſt ſchloſſen, ſomit überhaupt das Ausland, wie Frankreich und ſpäter Schweden und Dänemark, in die deutſchen Angelegenheiten hineinzogen. Dies Alles iſt die Schuld Carls V. und ſeiner ungeiſtlichen hierarchiſchen Rathgeber, es iſt die Schuld der Fürſten Deutſchlands, welche, wie ſie es nannten, der Kirche treu blieben, wie es aber in Wahrheit genannt werden muß, den innerſten Lebenstrieb der Kirche mit den Füßen auszutreten ſtrebten. Nur eine in Deutſchland durchgeführte Reformation konnte die Einheit Deutſchlands in ſeiner Vielgliedrigkeit retten.

Die Unterdrückung des Proteſtantismus hätte nicht geholfen; er war eine innere chriſtliche und deutſche Nothwendigkeit und wäre immer neu aus dem zertretenen Felde hervorgebrochen. Die dreihundertjährige Schwäche und Verwicklung mit dem Auslande iſt die volle und einzige Schuld derer, die in Deutſchland das Reich

Gottes nicht erkannten, als es innerhalb der irdiſchen Machtverhältniſſe ſeinen Wuchs wahrnehmen ließ. Allerdings war ein Grund der Schwäche der Proteſtanten ihre eigene Theilung in zwei Lager, das lutheriſche und reformirte. Die Schweizer waren einerſeits oberflächlicher, andererſeits gründlicher in ihrer Reformation geweſen, ſie hatten in der Lehre nicht in die Tiefe des Gemüths die Wurzeln geſenkt, ſondern mehr in dem Gebiete des praktiſchen Sinnes und Lebens ihre Poſition genommen. Das lag in dem nationalen Charakter der Stämme, welche in der Schweiz die Maſſe der Bevölkerung bildeten, es lag auch in der Leichtigkeit, mit der jeder Einzelne am öffentlichen Handeln ſich betheiligen konnte, in den republikaniſchen Verfaſſungen, während die Deutſchen nach Luthers Vorbild immer noch einen religiöſen Reſpect vor dem Kaiſer und vor den Landesfürſten hatten, und eigentlich nur dieſe letzteren als Organe des Handelns betrachteten. Was blieb dem Einzelnen, als die Vertiefung nach Innen, wozu der deutſche Geiſt ohnedies geneigt war? Der Schweizer demokratiſirte nothwendig auch die Kirche oder geſtaltete ſie ariſtokratiſch, der Deutſche wollte auf dieſem Gebiete deſto mehr monarchiſch bleiben, je weniger er vermöge ſeines proteſtantiſchen Glaubens ſein Bedürfniß des Dienens ferner an Kaiſer und Reich befriedigen konnte. Wenn daher Luther den Schweizern entgegenrief: „Ihr habt einen anderen Geiſt!“ ſo war dies ganz treffend, aber freilich nicht in dem Sinne, daß die Deutſchen den Geiſt Gottes, die Schweizer aber den Geiſt der Finſterniß gehabt hätten, ſondern es war nur der Unterſchied des nationalen Geiſtes bezeichnet. Wie ganz anders, wenn beide Theile ſich die Hände hätten reichen wollen, weil ſie von Anfang dieſelben Intereſſen hatten, wenn auch in die ſchweizeriſche Reformation etwas von dem tiefen Strome aus Wittenberg ſich ergoſſen hätte, wenn das Lutherthum eines Brenz und Herzog Chriſtoph von Würtemberg, eines Bucer und Schnepf, wie es im weſtlichen Süddeutſchland lebte, auch an dem Züricher und Genfer See ſich ausgebreitet hätte. Welche Burg der evangeliſchen Lehre hätte die Schweiz mit Ober- und Niederſchwaben, mit der Pfalz und dem Elſaß gebildet, an welche die Heſſen und Sachſen ſich ſchloſſen, ſo daß das übrige Deutſchland dem Druck dieſer Maſſen hätte folgen müſſen. Es gab eine Zeit, in welcher ſo etwas von beiden Seiten gefühlt wurde,

als Melanchthons freiere Stellung in der Theologie den mächtigen Luther mitzog und in der Wittenbergiſchen Concordia ein Vergleich in der Lehre entſtand. Denn die ſchweizeriſche Lehre hatte nunmehr im Weſten Deutſchlands Eingang gefunden, und es war wichtig, wenigſtens dieſe deutſchen Glaubensgenoſſen ſich zu verbünden. Wie wenig dies wirklich geſchah, iſt bekannt. Was den Proteſtantismus ſtützte, die territoriale Geſtaltung zur Landeskirche, das war zugleich ſein Verderben, indem alle kleinen Intereſſen der deutſchen Länder für oder gegen ihn mitſprachen. Auch die Perſönlichkeiten der Fürſten wirkten ſtark. Genug, wir ſehen den Proteſtantismus, als Carl V. ums Jahr 1550 auf der Höhe ſeiner Macht ſtand und durch das Regensburger Interim die Wiederkehr des alten Glaubens eingeleitet zu haben meinte, zwar nicht als das, was er in Deutſchland ſein ſollte, aber auch nicht vernichtet, und Carls Hoffnung, ihn auszuwurzeln, geradezu geſcheitert. Vielmehr hatte Carl die Kraft dieſes Gegners weit unterſchätzt. Im nördlichen Deutſchland, wo er nicht anweſend war und es, weil Brandenburg unberührt daſtand, nicht ſein konnte, ohne ſich in die höchſte Gefahr zu ſtürzen, war ſein Interim zurückgewieſen, ja verhöhnt worden.

Wir haben ſchon bemerkt, daß die ſlawo-germaniſchen Bevölkerungen im Oſten der Elbe, von dem unteren Laufe dieſes Stromes bis an die Oder und von da an die Weichſel, auch in Schleſien, in einem anderen Verhältniſſe zum Chriſtenthum ſtanden, als die mittel- und oberdeutſchen Stämme. In ihnen war es zu einem hellbewußten religiöſen Leben viel weniger, als bei dieſen gekommen, und immer nur in den faſt völlig deutſchen Städten. Jetzt war aber die Reformation angenommen, und ſie hatte nachzuholen, was in Süd- und Weſt-Deutſchland ſchon die katholiſche Kirche gethan hatte. Es fehlte dieſer Bevölkerung die Schule, und ſie brachte ihnen die lutheriſche Erneuerung. Der Katechismus war faſt mehr als die Bibel ihre kanoniſche Quelle geworden. Feſter und zäher hielt man dort an Luthers Lehre und konnte auch die mildernde Melanchthoniſche Theologie ſich wenig aneignen. In Magdeburg faß die geiſtliche „Canzlei Gottes“ und wies alle erweichenden Einflüſſe zurück. Man kann ſagen, daß dieſe an innerlicher Lebendigkeit gegen das ſüddeutſche Lutherthum, das aber eben des-

halb auch weitherziger war, zurückſtehende Kirchlichkeit zur feſten Mauer gegen das Wahrheit und Irrthum nur fließend gegen einander abgrenzende Interim, und ſo das nördliche Deutſchland der Retter des Proteſtantismus geworden iſt. Hier ſpielt die Selbſtſtändigkeit des brandenburgiſchen Kurfürſten keineswegs die erſte Rolle. Denn Joachim II. war dem Kaiſer gefügig geweſen, aber ſein Volk war es nicht gegen ihn*). Freilich aber war damit die Loſung der „reinen Lehre" ausgegeben, und man konnte nicht zugleich den Katholiken gegenüber die Gleichgültigkeit über Mitteldinge, die unbeſchadet des Glaubens ſo oder anders ſein könnten, als Sünde und Verrath an der Wahrheit brandmarken, den Reformirten aber eine Weitherzigkeit entgegenbringen, die ſie unter die gemeinſamen Fahnen gebracht hätte. So wurde Norddeutſchland auch der Hort des ſchrofferen Lutherthums, und Wittenberg mußte ſich an ſeinen Schülern von ſeiner Nachgiebigkeit erholen. Die Rebellion des Proteſtantismus, oder vielmehr des Fürſtenthums, gegen den Kaiſer war die Zertrümmerung ſeines ſpaniſchen Einheits- und Herrſchaftsplanes. Carl hatte zu hoch geſpielt. Er hatte zugleich den Proteſtantismus vernichten, ſeinen Bruder Ferdinand um die deutſche Krone betrügen, ſie ſeinem ganz ſpaniſchen Philipp zuwenden und alle Fürſten unter ſeinen feſten Arm beugen wollen. Da war die zu ſtraff geſpannte Sehne geriſſen, Ferdinand hatte mit Moriz und den Proteſtanten ſich verbündet. Der Kaiſer unterlag und dankte ab. Ferdinand wurde ſein Nachfolger. Aber das Reich war und blieb zerriſſen, die Kirche war und blieb getrennt, die Reformation war und blieb unvollendet, ſelbſt der Proteſtantismus war und blieb geſpalten**).

Es ſtehe hier noch das treffende Wort eines unſerer edelſten Forſcher***): „Die erſten, reinſten und ſchönſten Jahre der Re-

*) Droyſen: Geſchichte der preußiſchen Politik. II. 2. S. 320 ff. — Maurenbrecher, a. a. O. S. 258 f.

**) Schon damals erblickte ein weitſchauender franzöſiſcher Staatsmann die Gefahr, welche dem Habsburgiſchen Kaiſerthum vom Norden Deutſchlands drohe. S. Marillac bei Ranke (alte Ausgabe) a. a. O VI, 488.

***) W. Roſcher: Die deutſche Nationalökonomik an der Grenzſcheide des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, in den Abhandlungen der philologiſch-hiſtoriſchen Claſſe der Königl. Sächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. Leipzig 1862. S. 266 ff.

„formation kennzeichnen ſich hauptſächlich durch ein harmoniſches Zu-
„ſammenwirken von drei verſchiedenen Tendenzen: Wiederherſtellung
„des reinen Evangeliums, des klaſſiſchen Alterthums, des nationa-
„len Staates, und zwar alles dies in echter Humanität auch
„für die niederen Claſſen zugänglich gemacht. Aber die Harmonie
„und Volksthümlichkeit hört faſt und plötzlich auf mit dem Bauern-
„kriege, deſſen Ausbruch und Niederlage ich überhaupt für den
„großen Wendepunkt halte, der alles Unheil des folgenden
„Jahrhunderts veranlaßt hat. Aus der Reformation wird durch
„ihn und die falſche Behandlung eine wilde Revolution, deren Nie-
„derſchlagung die edelſten Blüthen der Hoffnung für ein geſundes
„Staatsleben mit vernichtete, weil ſie den Bauernſtand, den freien,
„kräftigen, geſunden Wurzelboden des Staates, tödtete. Mit dieſem
„Uebel in urſachlicher Verbindung ſtand die Verkümmerung der Re-
„formation, deren Weiterentwicklung gehemmt wurde, weil das eigent-
„liche Gemeindeleben verkümmern mußte gegenüber einem Paſtoren-
„thum, das ebenſo hierarchiſch nach unten, wie abhängig nach oben
„zu war. Denn nach dem Bauernkriege mußte die Reformation
„froh ſein, wenn ſie durch engſten Anſchluß an die fürſtlichen und
„ariſtokratiſchen Mächte wenigſtens den Kern ihres bisherigen Stre-
„bens feſthalten konnte. Die religiöſe Claſſicität beruht auf der
„Stärke und gleichmäßigen Ausbildung folgender vier Elemente:
„des myſtiſchen, ohne welches keine Andacht, des pietiſtiſchen, ohne
„welches keine Frömmigkeit, des orthodoxen, ohne welches keine
„Kirche, und des rationellen, ohne welches keine Theologie möglich
„iſt. Bei Luther war die höchſte Macht und ſchönſte Harmonie
„aller vier Elemente, wogegen ſchon bei ſeinen nächſten Epi-
„gonen in tyranniſcher Einſeitigkeit ein orthodoxer Rationalismus
„vorherrſchte. Es vollzog ſich jetzt in eben ſo vielen Jahrzehenten,
„wie das Urchriſtenthum dazu Jahrhunderte gebraucht hatte, das
„Herabſinken von der propheten- und apoſtelähnlichen Glorie Luthers
„zu einer faſt byzantiniſchen Hoftheologie.“

VI.

Der Untergang der Einheit.

Der Paſſauer Vertrag (1552) hatte das Interim mit ſeinen diplomatiſchen Abwägungen auf dem zarten Gebiete des religiöſen Lebens abgeſchüttelt und dem Bekenntniſſe der Proteſtanten mit dem der Katholiken wenigſtens einſtweilen gleiches Recht gegeben. Er war nicht blos den proteſtantiſchen Fürſten, ſondern dem Reiche gelungen. Er führte zum Religionsfrieden von Augsburg (1555). Seine beſte Bürgſchaft war, daß Ferdinand und nicht Philipp Kaiſer geworden. Dieſer Ferdinand war zwar längſt König von Ungarn und Böhmen, aber dieſe Lande waren theils kein Spanien und Italien, weil auch in ſie die Reformation ihren Weg gefunden hatte, theils keine hinreichende Macht, um Deutſchland zu gefährden. Er war nicht der kaiſerliche Univerſal-Monarch mit einer deutſchen Provinz, ſondern der deutſche König, der ſeiner Fürſten bedurfte.

Schon vor dem Reichstag zu Augsburg wurde allgemein gefühlt, daß er nur „das zerriſſene und zerbrochene römiſche Reich wieder zu ſtützen und ſo lange als möglich hinzuhalten vermöge“*). Es iſt der Religionsfriede, welcher den wirklichen Frieden von dieſem Gebiete verbannt hat. Zwar erlangten die evangeliſchen Stände allerdings das ausgeſprochene Recht ihres Fortbeſtehens, aber das Recht des Fortſchreitens war der Reformation benommen. Der verhängnißvolle „geiſtliche Vorbehalt“, laut deſſen Biſchöfe, Prälaten, Aebte u. ſ. w., welche der Reformation beitraten, ihre Würden und Güter verlieren, alſo dieſe Güter ſtets bei dem alten Glauben bleiben ſollten, machte es unmöglich, daß auch geiſtliche Fürſten ſich dem Evangelium mit ihren Landen hingaben. Er ſetzte in den drei geiſtlichen Kurfürſten eine katholiſche Kernmacht ein, er beraubte die evangeliſchen Lande der Kirchenregenten, überlieferte damit die kirchliche Regierung den Landesherren, die ſich als

*) Droyſen. S. 370.

fingirte Biſchöfe für immer hinſtellen mußten, kurz, er entſtellte innerlich den Proteſtantismus.

Der kirchliche Zwieſpalt in Deutſchland war verewigt und in dem „Vorbehalt“ das Geſchwür eiternd erhalten, ſo daß der innere Reichskrieg als Religionskrieg nur in einige Ferne gerückt war. Und was war der eigenſte Lebensgedanke dieſes Friedens? Der Territorialismus war es, die Fürſtengewalt in kirchlichen Dingen. Der Kaiſer konnte freilich hinfort ſich nicht mehr herausnehmen, in den deutſchen Fürſtenlanden Ketzergericht zu halten, aber er konnte in ſeinen Stammlanden die Reformation austilgen, und mit ihm konnten das die katholiſchen Fürſten alle. Es war zu erwarten, daß es geſchehen und daß evangeliſche Fürſten weiter greifen würden, um ihre Lande zu reformiren, katholiſche einer Gegenreformation ihre Macht leihen würden, und für dieſe ſtand der Jeſuiten-Orden gerüſtet da. Wenn dieſer Friede die deutſchen Fürſten als unabhängige Mächte neben den Kaiſer ſtellte, ſo war er das Grab aller Reichseinheit, und wenn er die Reformation ſtillſtehen machte, das Zeichen zum Rückgange. Die kurzen Regierungen Ferdinands und Maximilians II. ließen die Gefahr noch nicht ſo gewaltig hervortreten, vielmehr hoffte man auf des letzteren Uebertritt zu den Evangeliſchen, der nicht erfolgte. Wer immer den Sinn, in welchem die Katholiken dieſen Frieden ſchloſſen, genauer beachtet, der muß erkennen, daß er für ſie nur ein vorübergehendes Abkommen ſein konnte. Denn es ſtand ihm, wie auch Papſt und Jeſuitenorden laut ausſprachen, das „ewige Gebot der Erhaltung des echten und wahren Glaubens“ entgegen*).

Eine wichtige Beſtimmung dieſes ſogenannten Religionsfriedens, der durchaus die Vergleichung der Glaubens- und Kirchenfrage durch Concilien, Reichstage, National-Verſammlungen und Colloquien ausdrücklich vorbehielt, war die Auswanderungsfreiheit der Evangeliſchen in katholiſchen Landen, weil eine andere Beſchützung derſelben gegen die katholiſchen Landesherren als unmöglich erſchien. Dieſe Vorausſetzung ſpricht ſtark genug. Auch das iſt in dieſem Aktenſtück wohl zu beachten, daß von den Evangeliſchen

*) Eine gute Nachweiſung hiervon aus den Quellen ſ. bei M. Ritter: Geſchichte der deutſchen Union. Schaffhauſen 1867. Bd. 1. S. 5 ff.

nur als „Anverwandten der Augsburgiſchen Confeſſion“ geredet wird, daß alſo die Reformirten, wenn ſie dies nicht ſein wollten, von den mäßigen Wohlthaten dieſes Vertrages ausgeſchloſſen waren. Hier aber liegt einer der kränkſten Flecke des damaligen Proteſtantismus. Die evangeliſchen Fürſten handelten in ihren eigenen Landen gar nicht den Principien der Duldung gemäß, welche ſie auf dem Reichstage in Anſpruch nahmen. Vielmehr galt es bei ihnen je länger je mehr als Pflicht, die Irrgläubigen, um Anſteckung zu vermeiden, aus ihren Landen fortzuweiſen*), und die Einſeitigkeit der ſo viel geltenden Theologen machte es den Fürſten immer ſchwerer, auch dann noch zuſammen zu ſtehen, als ſie nicht mehr alle der ſtreng lutheriſchen Faſſung der Lehre zugethan waren. Die Unduldſamkeit lag in der Regel auf lutheriſcher Seite, gerade da, wo durch die tiefere und großartigere Lehranſchauung die geringſte Gefahr vor wirklichen Einbußen im Glauben ſich fand. Es war aber allerdings das Fortſchreiten des evangeliſchen Bekenntniſſes, wie es auch nach dem Religionsfrieden, freilich gegen deſſen Beſtimmungen und nicht immer mit den rechtlichſten Mitteln, ermöglicht wurde, für die Katholiken erſchreckend genug. Immer noch blieb zwar von den 64 Fürſten des Reiches die Mehrzahl katholiſch, aber unter ihnen waren außer den geiſtlichen Kurfürſten nur wenige der mächtigeren (Oeſterreich, Baiern und Jülich), während die compacten Länder Brandenburg, Braunſchweig, Sachſen, Heſſen, Schwaben, Pfalz alle auf der proteſtantiſchen Seite ſtanden und überdies von den über hundert Reichsgrafen und den ſechzig Reichsſtädten weit die Mehrzahl evangeliſch waren**).

Aber auch in den Landen katholiſcher Fürſten, wie im Herzogthum Jülich, brachte jedes Jahr Fortſchritt und Ausbreitung proteſtantiſchen Glaubens, und die Katholiken wußten ſich zuletzt des-

*) Keineswegs iſt ſchon in den alten ſächſiſchen, ſchwäbiſchen, straßburgiſchen Kirchenordnungen wie Ritter (a. a. O. S. 8) behauptet, dieſer Geiſt der Unduldſamkeit ausgeſprochen. Man leſe ſie, und man wird das gerade Gegentheil finden. Daß aber nicht jeglichen Schwärmereien und Secten offne Bahn gelaſſen wurde, iſt doch ſelbſtverſtändlich. Später freilich verbannten die Lutheraner alle Geiſtlichen, welche reformirte Anſichten hatten. Die Concordienformel von 1580 wurde dafür der Maßſtab.

**) Ritter. S. 16.

ſelben nur durch Herbeirufung der Spanier aus den Niederlanden zu erwehren*).

In Oeſterreich ſtand Ferdinand rathlos und milde zulaſſend, ſein Nachfolger Maximilian II. faſt fördernd dem raſchen Umſichgreifen des evangeliſchen Glaubens gegenüber, der geradezu eine Macht im Lande geworden, wie es in Böhmen in Anknüpfung an die Huſſitiſchen Neigungen und Erinnerungen noch viel mehr der Fall war. Auch in Ungarn hatte der Kaiſer die Proteſtantiſirung ganzer Landſtriche ſich gefallen laſſen müſſen**). Wären nur die Proteſtanten unter ſich einig geweſen! Aber es iſt bekannt genug, wie ſich innerhalb des Proteſtantismus theils durch den Einfluß der Niederlande und der Schweiz, theils auch ſelbſtändig eine von der lutheriſchen verſchiedene proteſtantiſche Lehrauffaſſung und Kirchenform, die man hernach mit dem Namen der reformirten bezeichnete, Bahn brach, und wie beide in verſchiedenen Landen mit einander um die alleinige Geltung rangen. Es iſt aber leicht begreiflich, daß die Fürſten, von den Theologen geſtachelt, nicht weitherzig genug waren, wenn es zugleich auch um die verſchiedene Anſicht von ihrer Kirchengewalt ſich handelte. Mit Liſt und Gewalt wurde da und dort den Reformirten das Daſein verleidet oder beſtritten, ja es wurde bald nach heimlichen Reformirten gefahndet, und es gab Halsgerichte um des Krypto-Calvinismus willen, der dem Landesverrath an die Seite geſtellt wurde. Die mildere (Melanchthoniſche) Faſſung der lutheriſchen Lehre ſchwankte unvermeidlich in die Anſchauung der Reformirten hinüber oder wurde deſſen beſchuldigt, und ſo wüthete der deutſche Proteſtantismus in ſeinen eigenen Eingeweiden. Dieſe Früchte der Unabhängigkeit der Landesherren waren geradezu Gift für Deutſchland, und es wird ſchwer, auch im Gebiete der Religion, ſowohl auf der einen wie auf der anderen Seite, noch in der Geſtaltung der politiſchen Verhältniſſe die höhere Kraft des Reiches Gottes zu erkennen. Statt erhebend

*) Die Geſchichte dieſes Fortgangs und des ſpäteren Rückſchritts ſ. in Heppe's Geſchichte der evangeliſchen Kirche von Cleve, Mark und der Provinz Weſtphalen. Iſerlohn 1867. Bd. 1. S. 78 ff.

**) Eine klare Schilderung, wie es dabei zuging und in welchem Umfange dieſe kaiſerlichen Erblande ſchon dem Proteſtantismus angehörten, ſ. bei Raiſáth, Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Bd. 2. S. 216—249.

und reinigend wirkte der Glaube in ſeiner ſtarren Förmlichkeit und Aeußerlichkeit herabdrückend auf die Sittlichkeit, und beſonders auf die der Fürſten ſelbſt, von welchen die katholiſchen meiſtens am Papſte den Mann hatten, zu welchem ſie emporblickten, während die proteſtantiſchen Herren ſich ſelbſt als die Päpſte betrachten konnten, für deren Herrlichkeit alle Maſchinen der Staatsgewalt in Bewegung geſetzt wurden. Es iſt natürlich keine Frage, daß es unter ihnen edlere, reinere Erſcheinungen gab, die mit gebundenem Gewiſſen handelten, wie unter den Katholiken auch unedle, denen der Papſt und die Religion mehr Vorwand als Gegenſtand wurden. Es war eine Zeit Deutſchlands, auf die kein Deutſcher, Proteſtant oder Katholik, Mann des Reiches Gottes oder bloßer Politiker, anders als mit Unwillen zurückblicken kann. Wer nur ſie und ihre nächſten Wirkungen im Auge hätte, der könnte wohl ſagen, die Reformation ſei durch ihren zerreißenden Einfluß ein politiſches Unglück für unſere Nation geworden. Aber er müßte immer zugleich, wie ſchon bemerkt, hinzufügen, daß ſie es nur geworden ſei, weil ſie nicht vollſtändig dem Umfang und ihrem Weſen nach durchgeführt, weil ſie nicht als eine deutſche Sache, die ſie doch zunächſt war, behandelt wurde. Man hat den evangeliſchen Fürſten es vorgeworfen, daß ſie ihre Augen auf das Ausland gerichtet und fremde Einmiſchung herbeigerufen haben. Dies iſt wahr, aber die katholiſchen Fürſten haben es zuerſt gethan. Wir denken nicht an Carl V., der nur ſeine eigenen ausländiſchen Truppen auch im Reiche verwendete, ſondern an die Spanier aus den Niederlanden, welche den evangeliſch gewordenen Erzbiſchof Gebhard von Cöln vertreiben halfen. Die früheren Anknüpfungen mit Frankreich hatten nicht zur Sendung ausländiſcher Truppen auf deutſchen Boden geführt, und wenn es geſchehen wäre, ſo war der Kampf Franz I. mit Carl V. ein Streit zwiſchen dem ſpaniſchen Weltherrſcher und dem franzöſiſchen Könige. Kein Wunder, wenn nun die Evangeliſchen ihrerſeits auch Bundesgenoſſen im Ausland ſuchten, wenn ſie nach England, nach den Niederlanden, nach Frankreich hinüberſahen, wo allmählig die Verhältniſſe durch die Thronbeſteigung der Eliſabeth, durch die Kraft und die politiſche Weisheit des Prinzen von Oranien, durch die Erhöhung Heinrichs von Navarra ſich für die Sache des Proteſtantismus günſtiger zu ge-

ſtalten ſchienen. Hätten die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands ſich nunmehr feſt zu der gemeinſamen Sache gehalten, ſo war trotz Philipp von Spanien der Sieg derſelben nicht unmöglich. Hier aber ſchadete tief und giftig der Haß zwiſchen Lutheranern und Calviniſten; und Kurſachſen, die Wiege der Reformation, hatte alle Kraft männlicher Entſchließung verloren und war faſt zum Satrapen Oeſterreichs herabgeſunken. Eine kurze Zeit nur hatte unter dem Kanzler Krell geſunde Politik zur Einheit des Proteſtantismus und zur kräftigen Abwehr der ſpaniſchen Pläne hingelenkt. Aber der Tod des Kurfürſten wie des Pfalzgrafen Johann Caſimir, des Urhebers einer proteſtantiſchen Politik, hatte dieſen Mann in die Hände ſeiner bitterſten Feinde geliefert. Er wurde hingerichtet und unter dem Namen lutheriſcher Rechtgläubigkeit herrſchte wieder Oeſterreich über Sachſen. Die einzige Form, in welcher das Reich noch möglich war, der Fürſtenbund, war geſcheitert. Die Lutheraner ſtießen ſich nicht an der Trunkſucht, wohl aber an der Calviniſchen Abendmahlslehre des pfälziſchen Kurfürſten, und fingen jetzt an, die Calviniſten als außerhalb des Religionsfriedens ſtehend zu betrachten. Im Sinne deutſcher Einheit war kaum eine Periode unſerer Geſchichte ſchimpflicher als dieſe. Die innere Entartung und Verholzung des Proteſtantismus nahm ihm die ſiegende Lebenskraft, um Deutſchland geiſtig zu erobern. Das Reich Gottes wäre, ſo ſehr auch die ſtaatlichen Verhandlungen von religiöſen und theologiſchen Schlagwörtern wiederhallten, kaum zu irgend einer Zeit ſchwerer erkennbar in den kirchlich-ſtaatlichen Wirren geweſen. Nur Eine Thatſache trat unverkennbar hervor, daß am Ende des Jahrhunderts der Reformation die Theilung Deutſchlands zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus entſchieden war, und beide ſich Hand am Schwert gegenüberſtanden. Ein Kaiſer wie Rudolph II., mehr Alchymiſt und Aſtrolog als Staatsmann, mußte ein ſchwächlicher Spielball zwiſchen den mächtigen Parteien ſein. Doch hatte er von vorn an ſich mit dem Gewicht, welches er eben beſaß, auf die katholiſche Seite geſtellt. Oeſterreich litt von neuem unter der Theilung der Länder, und der Kaiſer mußte ſich auf Ungarn und Böhmen ſtützen, dort aber mit wechſelndem Glück ſich der Türken erwehren, hier den inneren Krieg gegen ſeinen Bruder, den Erzherzog Mathias, führen, in welchem er um Oeſterreich, Ungarn

und Mähren kam, zugleich endlich mit den Proteſtanten ſich abfinden. Nachdem er ſich die Religionsfreiheit derſelben hatte abdringen laſſen, verlor er zuletzt auch Böhmen an den brüderlichen Gegner. Von einer Erheblichkeit kaiſerlicher Reichsgewalt konnte nicht mehr die Rede ſein, und zwiſchen den Fürſtenmächten ſchwankte die Wage der Macht unruhig auf und nieder. Daß die Proteſtanten ſich dem echt katholiſchen Reichshofrathe in Wien, der die Rechtspflege des Reichskammergerichts halb lahm legte, nicht unterwerfen wollten, war ihnen nicht zu verdenken, auch kaum, daß ſie in Sachen des Glaubens weder dieſes letztere, noch auch Majoritätsbeſchlüſſe des Reichstags anerkannten. Beides war nothwendige Folge der religiöſen Spaltung, und die proteſtantiſche Seite blieb in dieſer doch die wahrhaft deutſche, die noch rettete, was zu retten war. Freilich wäre die Einheit des geſammten Reiches unter kräftigen Kaiſern wünſchenswerth geweſen, aber ſie war unmöglich geworden, weil den ſchreienden Forderungen des deutſchen Herzens mit kaiſerlicher und fürſtlicher Polizeigewalt oder mit jeſuitiſchen Feinheiten geantwortet wurde. So weit war es dadurch gekommen, daß die Fürſten an der erfolgreichen Abwehr des türkiſchen Erbfeindes verzweifelten*).

Wenn man die Verhandlungen jener Jahre zwiſchen den deutſchen Fürſten verfolgt, ſo kann man ſich des überwältigenden Eindrucks nicht erwehren, daß alle Fähigkeit, etwas Kräftiges einzeln oder im Vereine hervorzubringen, ganz verſchwunden war. Man lieſt von nichts als Conventen, Tagſatzungen, Correſpondenztagen, Land- und Kreistagen, von Verhandlungen zu Regensburg, Frankfurt, Friedberg, Heidelberg, Speier und an einzelnen anderen Orten noch, aber man ſieht die Sache des Proteſtantismus, die des Reiches und endlich gar die Deutſchlands, welche mit der des Reiches nicht mehr zuſammenfiel, immer rathloſer. Es war geradezu unmöglich, da man ſich in den Grundvorausſetzungen nicht mehr verſtand, da man nicht mehr den Willen hatte, ſich wirklich zu verſtändigen und da man am theologiſchen Gewiſſen einen ſo ſouveränen Vorwand für die ſchlechte Neigung beſaß, daß man auf dieſem Verhandlungswege die zahlreichen concreten Riegel wegſchob,

*) Ritter, a. a. O. S. 40.

in welche ſich der allgemeine Zuſtand, der Zwieſpalt im Glauben und der Kampf um die Alleinherrſchaft der Landesherren, überſetzt hatte. Dazu kam, daß das Kaiſerthum in der Perſon ſeiner Träger längſt keine Achtung mehr einflößte. Das Schlimmſte aber von Allem war der Gedanke, dieſes Kaiſerthum, an deſſen völlige Beſeitigung ſelbſt die Keckſten nicht dachten, irgendwie beſſer zu geſtalten, ihm einen anderen Träger zu ſchaffen. Wo ihn finden? Ein Proteſtant konnte es bei der Lage der Dinge abſolut nicht ſein. Nur Baiern oder Oeſterreich blieb denkbar, und Erſteres auch nicht ohne Krieg. Aber in Oeſterreich ſtand dem Throne am nächſten der Erzherzog Ferdinand, der Schüler und das Werkzeug der Jeſuiten, der giftigſten fanatiſchen Feinde der Reformation. Freilich der Pfälzer Johann Kaſimir wagte den Gedanken, die Kaiſerkrone dem proteſtantiſchen Heinrich von Navarra zu bieten. Aber dann war der Krieg ſofort da. So blieb es denn doch bei dem öſterreichiſchen Hauſe, und jeder hellſichtige Proteſtant konnte es kommen ſehen, daß jener Ferdinand dereinſt in ſeinen Landen die evangeliſche Kirche vernichten und dann über die Proteſtanten im Reiche herfallen würde. Leider mußte er auch zugleich ſehen, wie wenig die beiden mächtigen Kur-Länder Sachſen und Brandenburg geneigt waren, ihre Exiſtenz für ihren Glauben einzuſetzen, wie ſie weltklug ſich den Anſchluß an den Zerſtörer ihres Glaubens offen behielten. Nur ein Blick in die Zukunft hätte es ihm als einen Troſt erſcheinen laſſen, daß Brandenburg, wenigſtens an Ländermacht, durch den Erwerb von Oſtpreußen und den von Jülich, heranwuchs*).

Die Habsburger, die Wettiner, die Baiern waren außer Frage, wenn es ſich um eine Hoffnung für das Reich von Seiten der Tüchtigkeit der Fürſten handelte. Die weſtlichen kleineren Herrſcher, die Heſſen, Pfälzer, Badener konnten es allein nicht ſchaffen, auch nicht mit Hülfe der Braunſchweiger und Anhalter. Brandenburg aber war getheilt. Joachim II. hatte Schulden in Menge und Spuren einer moraliſchen Wirthſchaft hinterlaſſen, die es begreifen läßt,

*) Helle Blicke in dieſe Bewegungen noch in der letzten Zeit von 1859 bis 1866 giebt der eben erſchienene erſte Band von A. Kluckhuhn's: Briefe Friedrichs des Frommen, Kurfürſten von der Pfalz. Braunſchweig 1868.

warum er den ſittenſtrengen Calvinismus nicht liebte, wiewohl dieſer auch den Kurfürſten Friedrich IV. von der Pfalz an ſeinen Trinkgelagen nicht hindern konnte.

In dem ſpringenden, heftigen Weſen jenes brandenburgiſchen Fürſten war kein Halt für Andere zu finden. Er konnte in ſeiner Turbulenz nur den allgemeinen Wirrwarr ſeinerſeits mehren. Johann Georg, ſein Nachfolger, war kein Mann des Reiches, ſondern eine „ſubalterne Natur“*). Auch ihm lag das echte Lutherthum vor Allem am Herzen, und die Union, welche in Melanchthon's Lehre lag, galt auch ihm als Ketzerei. Mochten inzwiſchen die Proteſtanten in Paris niedergemetzelt werden, mochten die Jeſuiten und die ſchottiſche Maria England bedrohen, mochte der große Oranier ermordet werden, das waren doch alles nur Calviniſten, — mochte in Schweden der Thron wieder von Katholiken beſetzt ſein, mochten im Reiche ſelbſt die Jeſuiten ihre Reſtauration vollziehen und die Proteſtanten überall zurückgedrängt werden, er hatte ja die Concordienformel, welche ihm die reine Lehre ſicherte und die gehaßten Calviniſten preisgab. Er vertraute dem Kaiſer und tröſtete ſich über die Unfälle als über Heimſuchungen Gottes, die man tragen müſſe, auch wenn ſie nur durch den inneren Zwieſpalt der Evangeliſchen herbeigeführt waren. — So fand ſich denn auch im Kreiſe der deutſchen Fürſten nirgends ein Haltpunkt, von welchem ein Neues für Deutſchland ausgehen konnte. Den proteſtantiſchen Fürſten war über ihrer Landesherrlichkeit das Ziel längſt aus den Augen gerückt, welches ihnen die Natur des Landes und Volkes, welches die achthundertjährige Geſchichte deſſelben ihnen aufgeſtellt, welches die Reformation den heller Sehenden wieder gezeigt hatte. Sie kämpften, d. h. ſie intriguirten und verhandelten nur noch für ſich und ihre Selbſterhaltung, aber immer tiefer verblendet über die Mittel derſelben. Vom Reiche Gottes wußten ſie nichts, ſie waren katholiſch, lutheriſch oder calviniſtiſch und in dieſer Enge ſchloß ſich ihre Welt ab, der Staat aber war ihnen Mittel für ihre kirchliche Herrſchaft. Wenn irgendwo noch Kraft zum Weiterdringen ſich fand, ſo war es auf der reformirten Seite. Die lutheriſche hielt ſich ſtreng conſervativ. Der durch das Tridentinum neugeſtärkten, durch

*) Droyſen, a. a. O. II, 2. S. 468.

den Jeſuitenorden neugewaffneten Kirche Roms war mit der ehernen Mauer des feſten Bekenntniſſes zwar zur Noth Widerſtand zu leiſten, daß ſie nicht alles Land eroberte, aber man konnte ihr nicht ſelbſt Boden abgewinnen. Das Unterliegen der Melanchthoniſchen Form des deutſchen Proteſtantismus war die Beſiegelung des Unterganges der deutſchen Einheit, des Reiches, weil ſie den Verzicht ausſprach auf jegliches weitere Entfalten und Ausbreiten der evangeliſchen Kirche. Und daß die Stände allerwärts ſo feſt auf die reine lutheriſche Lehre hielten, das hing mehr, als mit der Aufrichtigkeit von Chriſtenmenſchen ſich vertrug, mit ihren weltlichen Intereſſen zuſammen. Der Calvinismus, mit dem in der Hitze des Streites das mildere Lutherthum zuſammengeworfen wurde, kam aus dem Lande der Republiken, der Schweiz, er ſchuf neue Republiken in den Niederlanden, und von republikaniſchen Anſprüchen der unteren Claſſen glaubte ſich der Adel in ganz Norddeutſchland, beſonders auch in Sachſen, in den Marken und in Preußen bedroht, wenn ihm die Annäherung an die Calviniſchen Proteſtanten entgegentrat*). Als daher in Brandenburg der neue Kurfürſt Joachim Friedrich ſeinem nüchternen orthodoxen Vater Johann Georg gefolgt war, da mußte er mit äußerſter Bedachtſamkeit ſeine Hinneigung zu einer energiſcheren, dem Fortſchritt angehörigen Behandlung der Dinge halb verbergen, um nicht in ſeinen ſehr ſchwierigen Verhältniſſen zu Preußen, das ſeinem Sohne zufallen ſollte, zu Jülich, auf welches derſelbe ebenfalls Anſprüche zu machen hatte, und zu noch anderen Gebieten, beſonders aber zum Kaiſer und den katholiſchen Reichsſtänden, Misgriffe zu thun. Es war keine kleine Aufgabe, ſich bei den drohenden Gefahren des Proteſtantismus ſo in der conſervativen Stellung zu halten. Er fühlte den Widerſpruch, daß die nationale Geſtalt des deutſchen Lebens, wie Droyſen trefflich ſagt, der Proteſtantismus, die officielle aber das katholiſche Reich war, und konnte doch denſelben nicht löſen. Die Spannung dieſes Gegenſatzes drängte zu der gewaltſamen Löſung des dreißigjährigen Krieges. Es iſt vielleicht ein zu ſtarker, aber im Weſentlichen doch wahrer Ausſpruch des genannten Geſchichtſchreibers, den er in folgenden Worten gibt:

*) Droyſen, S. 536 f.

„Keine Nation war kühneren Schrittes als die unſere in die „moderne Zeit eingetreten, aber in Allem war ſie auf halbem Wege „ſtehen geblieben; das Alte hatte ſie weder wegzuſchaffen, noch her„zuſtellen, das Neue weder zu vollenden noch wegzuwerfen vermocht. „Unter dem Wuſt der wucherhaft ins Kraut geſchoſſenen Mittel„alterlichkeiten erwuchſen ihr aus den Triebkräften der modernen „Zeit nur Schattenpilze, Giftkräuter, taube Flechten und Mooſe, „die Lüge der Freiheit in der Libertät, die Lüge der Frömmigkeit „in dem Haß der Bekenntniſſe, die Lüge der Monarchie in dem, „was man Kaiſer und Reich, Recht und Verfaſſung zu nennen „fortfuhr. Und inzwiſchen begannen die Maſſen ſich unten zu „lockern und zu löſen; ſie reiften zu jener Form heran, in der ſie „demnächſt ihre Revolution, ſelbſtmörderiſch, wie ihnen jede iſt, „machen ſollten, zu der Soldatesca des dreißigjährigen Krieges“*).

Die (politiſche) Union der proteſtantiſchen Fürſten, die doch endlich zu Stande gekommen, rief auf der Gegenſeite die Liga hervor, hinter welcher Kaiſer, Papſt und Spanien ſtanden. Und was mochte ein Bund der proteſtantiſchen Fürſten für eine Kraft verſprechen, wenn der Kurfürſt Johann Sigismund von Brandenburg, weil er zum reformirten Bekenntniß getreten war, in ſeinen Landen den Boden faſt unter den Füßen verlor? Wenn er durch denſelben Schritt ſich von Sachſen weiter entfernte als je, und alſo wieder der Stärkeren einer nicht mehr ganz als berechtigt zum Antheile am Religionsfrieden galt? Wenn der Kurfürſt Georg Wilhelm gar einen Katholiken zu ſeinem allmächtigen Miniſter machte und behielt? Der Krieg brach in der bekannten Weiſe durch den Zug des Pfalzgrafen Friedrich, alſo durch die böhmiſche Revolution, aus. Seine Geſchichte auch nur in den allgemeinſten Zügen zu ſchildern, iſt hier nicht der Ort. Aber daß er Deutſchland zu Staub zerrieben, ſeine materielle Exiſtenz und ſeine geiſtige Cultur um ganze zwei Jahrhunderte hinter die der mitſtrebenden Nachbar-Nationen zurückgeworfen hat, iſt eine jetzt nicht mehr bezweifelte Thatſache. In dem erſten Jahrzehnt dieſes Krieges war für die unheilbare Zerſtückelung Deutſchlands ſo viel erreicht worden, daß Sachſen auf der Seite des Kaiſers mithandelte, die Pfalz aus der Reihe der Kurfürſten

*) S. 564.

geſtoßen und das katholiſche Baiern an ihre Stelle getreten, alſo auf alle Fälle die katholiſche Mehrheit im Collegium der Wahlfürſten geſichert war, daß, weil die in der Union ſtehenden proteſtantiſchen Fürſten nicht nur engliſches und niederländiſches Geld, ſondern die unmittelbare Hülfe Dänemarks herbeigezogen hatten, nun auch kein Hinderniß mehr vorlag, ſpaniſche Truppen im Reiche zu verwenden, daß die Gegenreformation in Böhmen, in Oeſterreich, in Baiern, ſelbſt in der Pfalz durchgeführt und der Proteſtantismus geſchwächt, ſchmählich entzweit, entmuthigt war, daß unter Tillys und Wallenſteins Fahnen der Kaiſer als Selbſtherr in den Reichslanden ſchaltete und Niemand ihm zu widerſtehen wagte, daß Bisthümer, Abteien und Klöſter den proteſtantiſchen Händen entriſſen und wieder katholiſch beſetzt waren, daß die kaiſerlichen und ligiſtiſchen Heerestheile von der Donau bis an die Oſt- und Nordſee ſtanden und das Land ausſaugten, daß kaiſerliche Generale kurzer Hand zu Reichsfürſten ernannt und mit Reichslanden begabt wurden, daß Oeſterreich auf dem baltiſchen Meere zu herrſchen hoffte, daß in deutſchen Bisthümern wälſche Jeſuiten prangten und die Kirche, die wälſche, nicht die echt katholiſche, die herrſchende Weltmacht ſpielte. Die Einheit Deutſchlands war hergeſtellt, es lag zu den Füßen Oeſterreichs, ſein Lebensathem im evangeliſchen Glauben war am Erſticken, die kühnſten Pläne der Habsburger ſchienen erreicht, wie noch nie. Blieb es ſo, dann war die Reformation vergebens in die Welt getreten und der Verlauf deutſcher Geſchichte ſeit den Hohenſtaufen umſonſt geweſen. Die Einheit war da, aber die Freiheit, auch in ihrer ſchlechteſten Form, der Unabhängigkeit der Fürſten, war begraben.

Aber noch einmal ſollte ſie aufathmen. Jetzt galt es nicht mehr deutſches Leben zu erhalten, ſondern das Bekenntniß zum Evangelium; jetzt griff die Lebensfrage weit über den deutſchen Boden hinaus. Der wüthende Kampf um die Exiſtenz des Proteſtantismus wurde unter Theilnahme aller betheiligten Nationen (Schweden, Dänemark, England, Niederlande, Frankreich, Spanien, Italien) auf deutſchem Boden ausgekämpft. Was Oeſterreich unter Ferdinand II. aus Deutſchland gemacht haben würde, das ſah man jetzt ſchon an Böhmen und den deutſchen Erblanden. Guſtav Adolph von Schweden war der Befreier, die proteſtantiſchen Reichs-

ſtände traten nur zögernd zu ihm und verließen, wenigſtens die Lutheraner, nach ſeinem Tode die gemeinſache Sache wieder, um ihren Frieden mit dem Kaiſer zu machen. Erſt als auch Frankreich ein Heer aufgeſtellt, das ihm den Elſaß erwarb, kam es nach vielen Wechſelfällen und gräulicher Verödung Deutſchlands zu dem Frieden, der zwar die ſtolzen Pläne Oeſterreichs vernichtete, indem er ſeine Alleinherrſchaft durch die faſt völlige Unabhängigkeit der Landesfürſten, und die Allgewalt der römiſchen Kirche durch die Gleichberechtigung der Bekenntniſſe für immer entfernte, aber auch das Ende des deutſchen Reiches war, welches von dort an 150 Jahre lang dieſen Namen nur noch zum Schein führte. Die tiefe Erniedrigung Deutſchlands als Reich war ſchon damit ausgeſprochen, daß in Münſter und Osnabrück (1648) nur der Kaiſer, Frankreich und Schweden mit einander unterhandelten, obwohl auf Einladung dieſer letzteren die Reichsfürſten in ihrem eigenen Rechte erſchienen waren, daß über Deutſchland durch die Fremden hauptſächlich entſchieden wurde*). Bekanntlich iſt auch hier die Abtrennung der Schweiz und der Niederlande von Deutſchland ſchließlich feſtgeſetzt, es iſt den Franzoſen und den Schweden ein Theil Deutſchlands überlaſſen, auch Lothringen an Frankreich preisgegeben und ſo das Reich überall an Raum und Kraft geſchwächt worden.

Die große Frage Deutſchlands, wie ſie ſeit der Reformation geſtellt war, blieb unerledigt, eine wirkliche Einheit im religiöſen Glauben und Handeln auf die Zukunft verwieſen, aber doch nicht als unmöglich betrachtet, die engherzige Ausſchließung der Reformirten aber von dem neubeſtätigten Religionsfrieden von 1555 für immer beſeitigt, ſomit eigentlich politiſch der Grundſatz der Union der Lutheraner und Reformirten als Grundlage der künftigen deutſchen Exiſtenz ausgeſprochen. Daſſelbe Recht, welches den Fortbeſtand und die öffentliche ſtaatliche Anerkennung der proteſtantiſchen Landeskirchen ſchützt, begreift unter dieſen die Reformirten mit und fordert es daher, daß beide Typen des Proteſtantismus in ihrer inneren Entwickelung es zu einer Einheit bringen. Der in verſchiedenen Landeskirchen und ihren leitenden Fürſten, Theologen und

*) Eichhorn, Bd. 4. S. 262 ff.

Staatsmännern verſchiedenen Fähigkeit zu ſolcher Einigung blieb es überlaſſen, ob dieſelbe früher oder ſpäter, enger oder weiter zu Stande komme. Aber nicht minder ſchwebt über den Friedensartikeln der Gedanke, daß auch zwiſchen Katholiken und Proteſtanten noch mehr als ein abgegrenztes leidliches Nebeneinanderleben zu erzielen ſei. Auch dies blieb tieferen geiſtigen Regungen und Strömungen überlaſſen. Es war aber ausgeſprochen, daß man ſich als in den tiefſten Wurzeln des Glaubens und der Gemeinſchaft nicht für immer geſchieden betrachtete.

Die Ausgleichung der Rechte der Katholiken und Proteſtanten in Hinſicht ihres Beſitzes und der Möglichkeit der weiteren Ausbreitung, wie ſie der Friede gab, kann eine erträgliche, aber nicht eine gerechte genannt werden. Die evangeliſchen Fürſten ließen ſich dieſelbe ohne Zweifel nur darum gefallen, weil ihnen der Friede ſelbſt unentbehrlich und weil ihnen ihre durch den Frieden ausgeſprochene Unabhängigkeit gegenüber dem Kaiſer das Wichtigſte war*). Für die kaiſerliche Machtvollkommenheit blieb hinfort kein Raum übrig, da die oberſte Reichsverwaltung, abgeſehen von den Erbländern des Kaiſers, von dem nunmehr beſtändigen Reichstage gemeinſam mit dem Kaiſer geübt werden ſollte, und der Begriff der Monarchie, ſomit auch der Form, wie ſchon längſt dem Weſen nach, verſchwand. Zum faſt Seltſamen aber gehört es, daß die Unterhändler des Friedens, welche den Reichsfürſten eine ſelbſtändige Territorial-Herrlichkeit als das willkommenſte Geſchenk in die Hände legten, weder den Muth noch die Zeit fanden, die kirchlichen Herrſchaftsrechte der proteſtantiſchen Landesherren klar zu beſtimmen. Der Friede gab ihnen ein Diöceſanrecht, alſo ein biſchöfliches Recht, wie dies ſchon gewiſſermaßen der frühere Religionsfriede gethan, ungeachtet weder auf theologiſcher, noch auf juriſtiſcher Seite ein hinreichender Grund dafür zu finden war. Vielmehr hatten die Fürſten diejenigen biſchöflichen Functionen nur factiſch und im Drange der Noth des Augenblicks in die Hände genommen, welche nicht ungeübt bleiben durften, ſo lange die Biſchöfe ſich nicht ans Evangelium anſchloſſen. Es konnte dies nur ein proviſoriſcher Zuſtand ſein. Der Friede machte ihn zum unſäglichen Schaden

*) Näheres über deren Umfang bei Eichhorn, a. a. O. S. 294 ff.

der evangeliſchen Landeskirchen — denn nur ſolche gab es, keine evangeliſche Kirche im Ganzen — zu einem bleibenden. Auch auf dieſem Gebiete hat er daher Zuſtände geſchaffen, welche kaum für Jahrhunderte berechnet ſein konnten.

VII.

Der Dualismus.

Wir kehren wieder zu den deutſchen Mächten zurück, deren Werden wir oben geſchildert haben, Habsburg und Hohenzollern, an deren Einigkeit oder Kampf von nun an das Schickſal Deutſchlands hing. Bis zu Carl V. haben wir ſie begleitet; die geſunde Kraft und Einſicht, die Fähigkeit für eine große Zukunft fanden wir nicht bei den Habsburgern, wohl aber bei den Hohenzollern. Mit Carl trat die ſpaniſche Macht und die ſpaniſche Weltanſchauung herein, die im beſten Falle eine undeutſche war, weil ſie eine europäiſche ſein mußte. Auch Ferdinand I. kam zu einer ächt deutſchen Behandlung der Dinge nicht. Er war nach dem Theilungsvertrag mit ſeinem Bruder Carl der Erbe der deutſchen Länder, aber die Kronen Ungarn und Böhmen erwarb er doch, und der öſterreichiſche Staat war hiermit im voraus gebildet. Als Ferdinand Kaiſer wurde, wußte er noch weniger als ſein Bruder mit den Zuſtänden anzufangen. Sein Leben ging mit innerer Ordnung Oeſterreichs und mit Abwehr der Türken hin. Er theilte wieder zwiſchen ſeinen drei Söhnen, von welchen Maximilian II. Kaiſer wurde. Hatte Ferdinand ſich dem Eindringen der Reformation in Oeſterreich widerſetzt und auch in Ungarn und Böhmen den Ruf der Zeit nicht verſtanden, ſo kam Maximilian dieſem freudig entgegen. Hätte er, ſeiner innerſten Ueberzeugung getreu, ſich offen zum Evangelium bekannt, und die Reformation, die in ſeinem Adel bereits herrſchte, in den Städten überall Fuß gefaßt hatte, durchgeführt, ſo hätten ihn die hochgehenden Wogen der Zeit getragen

und er hätte Deutſchland um ſeinen Thron geeinigt. Der Kampf mit den Landesfürſten wäre ihm zwar nicht erſpart worden, wenn er ein ſtarkes Kaiſerthum angeſtrebt hätte, aber der kirchliche Streit hätte nicht der Befeſtigung der Territorialmacht gedient, es wäre eine deutſche Geſammtkirche erwachſen, und ſie wäre die ſtärkſte Stütze des Kaiſerthums geworden. Aber ſo weit reichte weder der Blick noch die Willenskraft des Kaiſers. Die Jeſuiten ſiegten, und Oeſterreich verfiel ſeinem Schickſal. Daß weder Rudolph II. noch Mathias für Deutſchland einen Werth hatten, bedarf keines Wortes. Ihre Regierungen dienten nur dazu, die religiöſe Spannung in den Kronländern bis zum Unerträglichen zu ſteigern. Unter Ferdinand II. herrſchte die ſpaniſch-päpſtliche Richtung unbeſchränkt. Er war der Sohn und der Vater der Jeſuiten, und ihm lag die Vernichtung des Proteſtantismus und die Vereinigung des Reiches unter dem Segen der römiſchen Kirche vor Allem am Herzen. Aus ſeinem Steiermark hatte er bereits die Evangeliſchen verjagt, als er Herr von ganz Oeſterreich, Ungarn, Böhmen, Mähren und Schleſien wurde, wo überall die Proteſtanten die Hälfte oder die Mehrzahl der Stände bildeten. Aber er war ein katholiſch frommer Mann und darin lag ſeine Kraft; daß jetzt die Kurfürſten ihn und nicht einen Proteſtanten wählten — Sachſen und ſein Haß gegen die calviniſtiſchen Brandenburger und Pfälzer entſchieden — ſondern ihn, den ſtrengen Katholiken, war ihm ein Zeichen von Oben und zugleich ein Fingerzeig, den er hernach in der gewaltthätigen Uebertragung der pfälziſchen Kur auf Baiern befolgte. Er war auf den Weg der Gewalt gedrängt. Die Böhmen mit ihrer Königswahl und der leichte Sieg am weißen Berge trieben ihn darauf noch weiter. Seine Strafgerichte, die er mit beklommenem Gewiſſen verhängte, beraubten durch Hinrichtung, Verbannung und Auswanderung ſeine Lande ihrer gebildetſten und ſtrebſamſten Bewohner und waren der Anfang dazu, Oeſterreich in Bildung und Gewerben hinter andere deutſche Lande zurückzuſetzen. Die theils ſanften, theils gewaltſamen Mittel der Gegenreformation in Ungarn, Schleſien, Mähren, Oeſterreich und ihr ſo ſtarker Erfolg mußten dem Kaiſer die Hoffnung wecken, daß ganz Deutſchland, wenn nur erſt in ſeiner Gewalt, auf demſelben Wege für den alten Glauben wieder zu gewinnen wäre. Dabei vergaß er allerdings, daß nur

die Möglichkeit der Flucht in andere deutſch-proteſtantiſche Länder die verzweifelte Gegenwehr ſeiner Unterthanen hinderte. Das Verfahren in Schleſien durch die Lichtenſtein'ſchen Dragoner („Seligmacher") iſt bekannt. Ferdinand handelte als engherziger, fanatiſcher Deſpot, wenn auch aus guter Meinung. Er wollte lieber ſterben, als ſeine Unterthanen in ihrem ketzeriſchen Irrthum laſſen, oder über hartnäckige Ketzer herrſchen. Leider konnten die Jeſuiten ihm die Scrupel mit Hinweiſung auf das Verfahren proteſtantiſcher Fürſten, der Lutheraner gegen die Reformirten und umgekehrt, benehmen. Aber auch nur dieſe fanatiſche Befangenheit konnte den Kaiſer hoffen laſſen, Oeſterreich zum „ſouveränen und abſoluten Meiſter Deutſchlands" machen zu können.*) In ſeiner eignen Kraft vermochte er dies nie, ſondern nur der Eifer der Liga und das Kurſächſiſche Lutherthum verſchafften ihm den Sieg. Hätte Kurſachſen geahnt, was es galt, es hätte wohl eher die Netze des eignen Fanatismus durchriſſen. Aber auch der Kaiſer ahnte nicht, worin ſeine Macht beſtand. Es war die Macht der ſocialen Revolution. Sein Heer unter Wallenſtein war ja nichts Anderes als die Sammlung der aufgelöſten ſocialen Maſſe. Wenn es bei ſeinem Siege blieb, ſo hätte die ſpaniſch-päpſtliche Herrſchaft Europa umſchloſſen und das romaniſche Element der europäiſchen Weltgeſchichte hatte das germaniſche ſchließlich erdrückt. Dagegen ſtellte ſich Europa ins Feld. Dies iſt der Sinn der Wendung in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. Oeſterreich wurde in ſich ſelbſt zurückgeworfen. Ferdinand III. war nicht einmal ſeinem Vater gleich. Er erlebte den weſtphäliſchen Frieden. Ihm folgte ſein Bruder Leopold I., dieſem Joſeph I., und deſſen Nachfolger war Carl VI. Wenn wir auch die hundertjährige Perſpective durch dieſe Kaiſerreihe nehmen, was begegnet uns hier anders als erſt ewige Unruhen in Ungarn und ſtets wiederholte, oft geradezu den Untergang drohende Türkenanfälle, dann aber Kriege mit Frankreich um Italien und Belgien? Die außerdeutſchen Fragen der ſpaniſch-öſterreichiſchen Lande wurden Oeſterreichs beſondere Aufgaben. In alle dieſe Kriege war das Reich mehr oder weniger mit hineingezogen, und die meiſten fochten die Proteſtanten an der Seite des Kaiſers aus. Es war aber nicht

*) Droyſen, Bd. 3. Abſch. 1. S. 12.

mehr die Größe und Macht Deutſchlands ihr Ziel, ſondern nur die Oeſterreichs. Glänzende Thaten und herrliche Siege ſchließt dieſe Geſchichte in ſich, aber ihr Endreſultat war doch kein anderes, als daß verloren blieb, was an Frankreich verloren war, daß Italien für die Kaiſer von Neuem verloren ging, ja daß auch der Reſt vom Elſaß und daß Lothringen vollends dauernd an Frankreich fiel. Nie ſtand dieſes neue Kaiſerthum, der Schatten des alten, tiefer als bei dem Abſcheiden Carls VI. Wohl iſt es wahr, daß Leopold, der feierlich pomphafte Kaiſer, Ungarn von den Türken befreit und die öſterreiche Monarchie ſo feſt vereinigt hatte, als ſie ohne innere Verſchmelzung bei ihren verſchiedenen Völkermaſſen vereinigt werden konnte. Aber was er im Oſten gewann, das ging im Weſten verloren und „allzeit Mehrer des Reiches" hieß er nicht mit Recht. Mehr verſprach der talentvolle und freiſinnige Joſeph, der den Jeſuiten Zügel anlegte und die Proteſtanten ſeiner Staaten in Ruhe ließ, auch wirklich ſtaatsmänniſches Verſtändniß hatte, nicht von Hof- und Reichskanzlern gegängelt wurde, wie ſein Vater. Er hätte, wenn ſeine Regierung nicht ſo kurz geweſen wäre, ein ſüddeutſches Gegenbild, wenn auch ſchwächer und weicher, von dem ſtarken norddeutſchen Kurfürſten ſein können. Dieſe beiden Fürſten wären geeignet geweſen, einander zu verſtehen und ſich zum Guten für Deutſchland die Hände zu reichen. Aber an des großen Kurfürſten Stelle regierte ſein Sohn, der König Friedrich, zwiſchen dem und dem jungen Kaiſer es wenig Anknüpfung geben konnte. Obwohl ſich ihre Truppen auf denſelben Siegesfeldern trafen, obwohl Friedrich der kaiſerlichen Würde alle Ehrfurcht zollte, ihm fehlte der weite Blick, und das Schickſal Deutſchlands wollte, daß die beiden Mächte in der Hauptſache ſich fremd bleiben ſollten. Als gar nach dem unerwarteten frühen Tod des Kaiſers ſein Bruder Carl den Thron beſtieg, da war für innigere Befreundung Oeſterreichs und Preußens nichts mehr zu hoffen. Er war der König von Spanien Carl III., den aber Frankreichs Intriguen und Heere von dieſer Erbſchaft zurückwieſen. Er hatte ſich auf ſpaniſchem Boden muthig gezeigt im Kampf um ſeine Krone. Aber ſicherer war ihm doch die öſterreichiſche. Er erhielt ſie, gab Spanien auf, vereinigte mit Ungarn, Böhmen, Mähren alle öſterreichiſchen Länder nebſt der Lombardei, Neapel und Sicilien unter ſeinem Scepter, und eine Zeitlang war

er von den Wogen des Glücks, der Bündniſſe, der Siege Eugens hoch getragen. Aber die Wogen ſanken und Oeſterreichs Macht ſchwand wie Frühlingsſchnee. Unglück auf allen Seiten; und Carls von ſeiner pragmatiſchen Sanction faſt wie von einem quälenden Traum beherrſchter Geiſt, durch Günſtlings- und Maitreſſenweſen befangen, von der geſunden Spur Joſephs vom Anfang abgeirrt, konnte ſie nicht wieder emporbringen. Es war ſo klar wie der Tag, daß von Oeſterreich eine wirkliche Erneuerung und Erhöhung Deutſchlands nicht kommen konnte, daß vielmehr die Beibehaltung des Pompes und der Formalitäten der römiſchen Kaiſerwürde bei einer bloßen Beherrſchung der öſterreichiſchen Kronländer, zu welchen überdies zwei Wahlmonarchien gehörten, einen Widerſpruch zwiſchen Form und Sache darbot, der nach Umſtänden geradezu widerwärtig werden konnte, weil ſie zum bloßen Schein und zur Unwahrheit des Verhaltens führen mußte. Zwar blieben noch immer Völker verſchiedener Stämme und verſchiedener Sprachen unter dem Einen Scepter geſammelt, zwar hatten es die Vorgänger der letzten Habsburger dahin gebracht, daß nur Ein Glaube in dem Kaiſerſtaat von der ungeheuren Mehrzahl bekannt wurde; aber die Dimenſionen der Herrſchaft waren doch ſolche, daß die Zahl der nicht vom Kaiſer eigentlich Beherrſchten in dem Kreiſe ſeiner Politik, nämlich die der Bewohner der deutſchen reichsfürſtlichen Lande nebſt den vereinigten Niederlanden und dem proteſtantiſchen England, weit größer war, als die Zahl ſeiner Unterthanen in der von Leopold I. geſchaffenen öſterreichiſchen Großmacht. Im Kaiſerthum lag aber der Anſpruch auf die Weltmonarchie, und der Antagonismus zwiſchen Frankreich und Oeſterreich war unter Ludwig XIV. geradezu bis zu dem beiderſeitigen Anſpruch auf die Oberhoheit wenigſtens über die katholiſchen Länder Europa's durch die Anmaßungen des Verſailler Hofes geſteigert worden. Auch hätte Oeſterreich nur durch die Kraft der nicht ſeiner Herrſchaft angehörigen deutſchen Länder die Demüthigung von ſich abwenden können, daß der Kaiſer ſowohl dem „ungläubigen Türken“ als auch dem Nebenbuhler um die oberſte Macht in der lateiniſchen Chriſtenheit unterlag. Und unter ihnen war der kräftigſte jener neu aufblühende Staat geweſen, der bald ihm in Deutſchland mit gerechten Anſprüchen auf die Führung der deutſchen Staaten gegenüber treten ſollte — Preußen.

Nach dieſem haben wir uns zunächſt umzuſehen, ehe wir noch einen Blick auf das deutſche oder undeutſche politiſche Handeln Oeſterreichs ſeit Leopold I. werfen.

Wir verließen Brandenburg am Anfang des dreißigjährigen Krieges unter Georg Wilhelm, als eben dieſer Krieg ſeine wüſten Wogen über die blühenden Hoffnungen des jung aufſtrebenden Kurſtaates wälzte. Es waren ihm von allen Seiten Erbtheile zugewieſen, die ſeine Macht verdoppeln mußten, das öſtliche Preußen, das weſtliche Jülich, das nördliche Pommern und das ſüdliche Jägerndorf. Das dürfte, das konnte Oeſterreich nicht zur Wirklichkeit werden laſſen; um Jülich entbrannte hauptſächlich der Krieg, da auch Sachſen, auch der Kaiſer Anſprüche darauf geltend machte.

Daß Johann Sigismund reformirt geworden, das hatte nicht blos die Bedeutung einer Zuſtimmung zu einer anderen proteſtantiſchen Lehrauffaſſung, als der ſächſiſch-lutheriſchen, es bekundete vielmehr, daß Brandenburg nicht mehr den ſtärkſten Werth auf ſeine unzweifelhafte Betheiligung an dem augsburger Religionsfrieden legte, und daß es ſich die Kraft zutraute, aus der Reihe der blos conſervativen, mehr zum Katholicismus zurückneigenden deutſchen Fürſtenmächte herauszutreten und ſich der vorwärts drängenden Spitze, die damals in der Pfalz lag, eng anzuſchließen, daß es nicht in der Erhaltung, ſondern in der Weiterentwicklung auch auf dem religiös-kirchlichen Gebiete ſeine Zukunft ſuchte. Daß der Kurfürſt ſolches gethan, ob er wohl wußte, in welchem Maße ſeine Stände in den Marken und in Preußen dadurch würden verletzt werden, das läßt erkennen, wie tiefer Ernſt es ihm damit war. Freilich war ſeines Sohnes Georg Wilhelm ſchwankendes Thun im langen Kriege nicht geeignet, Brandenburg als einen Hort Deutſchland zu zeigen, aber man bedenke, wie jämmerlich er an allem kräftigen Handeln durch ſeine Stände gehindert, wie er durch den Kaiſer, durch Sachſen, durch Dänemark, durch Schweden geängſtet, wie er durch ſeinen katholiſchen Miniſter Schwarzenberg geführt war, wie auf ihm der Haß der Lutheraner ſeines Landes und der Nachbarländer laſtete. Aber bei aller Entſchuldigung läßt ſich nicht leugnen, daß in der ganzen langen Reihe hohenzollernſcher Herrſcher kein einziger in ſo geringem Grade den Aufgaben gewachſen war, die ſeine Zeit und Lage ihm ſtellte. Nur die Ver-

ſchwägerung mit Guſtav Adolph von Schweden und die günſtige Lage ſeiner Landſchaften hinderte, daß die gewaltigen Mühlſteine, zwiſchen die er gerieth, ihn völlig zerrieben. Durchgeht man die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges bis 1640, ſo holt man Athem, wo Georg Wilhelm durch den Tod vom Schauplatz abtritt, weil damit ein Ende der weichlichen Schwäche, der armen Gedankenloſigkeit, des kindiſchen Leichtſinns an einer Stelle wurde, wo volle Mannskraft allein ſich behaupten konnte. Die großen Gedanken in dieſem Kriege gehörten überhaupt nicht den deutſchen Fürſten, ſondern dem wunderbaren Feldherrn Wallenſtein und dem Schwedenkönig an. Jener hatte ſeinem Herrn dem Kaiſer politiſche Rathſchläge gegeben. die allerdings auf religiöſer Gleichgültigkeit bei ihm ruhten, deren Befolgung aber das Reich mit großem Uebergewicht des Kaiſers bei aller Duldſamkeit gegen die verſchiedenen Kirchenformen in achtungswerthem Stande gegen das Ausland erhalten hätte; ja, als die fanatiſche Engherzigkeit des Kaiſers und die ſpaniſche Herrſchſucht ſie verworfen hatten, ſuchte er ſelbſt dieſe großartigen Reichsgedanken durchzuführen, was freilich bei ſeiner Stellung nicht anders möglich war, als auf dem Wege des Verraths oder der Empörung. Dies war ſein Untergang. Viel edler, weil aus lebendigem Glauben an das Evangelium entſprungen, waren die Gedanken Guſtav Adolphs. Trotz aller Verläumdungen, welche auch in unſeren Tagen noch von untergeordneten Geiſtern gegen die Motive und Zwecke dieſes Helden gewagt worden ſind, ſteht es feſt, daß er nicht für eigene Eroberung gekommen war, ſondern um den evangeliſchen Glaubensgenoſſen die Hülfe ſeines guten Schwertes zu bringen. Allerdings entwickelte ſich ihm dieſer Wunſch zu dem Plane, ſeine einzige Tochter mit dem jungen Kurprinzen von Brandenburg zu vermählen und in dieſer Vereinigung der Kräfte, die wohl auch Dänemarks und Polens mächtig geworden wären, ein großes nordiſches Reich des Proteſtantismus zu ſtiften, das dem katholiſchen Südreiche des Kaiſers die Wage gehalten und Deutſchland vor Abtrennung ſeiner weſtlichen Glieder geſichert haben würde. Wenn auch die ſpäter von der ſchwediſchen Regentſchaft wieder aufgenommene Verhandlung von dem Prinzen forderte, daß er die reformirte Confeſſion mit der lutheriſchen vertauſche*), ſo ſcheint dies doch keineswegs Guſtav

*) Geijer, Geſchichte Schwedens. Hamburg, 1836. S. 248 f.

Adolphs Gedanke geweſen zu ſein, der vielmehr ein Zuſammenfaſſen der lutheriſchen und reformirten Bekenntniſſe, wenn auch nicht in kirchlicher Union, für möglich hielt. Obwohl dieſe Verbindung nicht zu Stande kam, ſo iſt es doch, als hätte der große Gedanke über Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen großen Kurfürſten, geſchwebt, der 1640 durch ſein ganzes Auftreten wieder Leben und Kraft in die brandenburgiſche Entwickelung brachte.

Er war, während die traurigen Schwankungen und Schwenkungen in der ſchwachmüthigen wie „vor dem Winde treibenden“ Politik ſeines Vaters ſtattfanden, an der Seite ſeines Großoheims Oranien in den Niederlanden geweſen, um ſich zu Leyden wiſſenſchaftlich und am Hofe des Statthalters auch ſtaatsmänniſch zu bilden. Dort athmete Alles gerechten Haß gegen Spanien und Widerwillen gegen die öſterreichiſche Jeſuitenpolitik. Dort ſah man mit unparteilichem Auge auf das elende Thun mancher proteſtantiſchen Fürſten, beſonders auf den beſtändigen Verrath Sachſens an der evangeliſchen Sache, aber allerdings auch auf die ſpottwerthe Stellung ſeines eigenen Vaters. Dort war angeſpannte Thatkraft, wirkliche Staatsweisheit, ſittlicher Ernſt, wie zum Gegenbild der deutſchen Verrottung, dort wehte, wie Droyſen treffend ſagt, der Athem einer neuen Zeit. Er ſelbſt wollte dieſer mit Herz und Leben angehören, er wollte die edle Kraft, die er in der reformirten Gemeinſchaft ſah und ſpürte, auch in ſich tragen, ohne deshalb der lutheriſchen Lehre und ihren großen Heroen zuzumeſſen, was die Beſchränktheit und Unmännlichkeit ihrer damaligen politiſchen Vertreter geſündigt hatte. Seine Großmutter, die Tochter des großen Wilhelm von Oranien, und ſeine Mutter, die pfälziſche Kurfürſtin, hatten ihn dazu erzogen. Friedrich der Große ſagt: „Er wurde erzogen wie „ein Held. Er lernte in dem Alter ſiegen, da andere noch ihre „Gedanken ſtammeln lernen. Das Lager Friedrich Heinrichs (von „Oranien) war ſeine Kriegsſchule.“ Er ſtudirte das Seeweſen in Amſterdam. Zurückgerufen, weil er dort der Leitung von Männern wie Schwarzenberg entwachſen mußte, war er noch lange genug Augenzeuge des äußerſten Verderbens, worin Land und Leute in der Heimath verſunken waren. Ihm konnte die Phraſe nur widerlich ſein, in die man damals Feigheit und Beſtechlichkeit hüllte, und die wie lauter Patriotismus für das Reich klang. Menſchen, die

Alles verriethen, wenn der Vortheil ſtark genug lockte, wußten immer wieder von ihrer Devotion gegen den allergnädigſten Kaiſer zu reden. In dieſer Zeit hat ſich eine diplomatiſche Lügenſprache ausgebildet, die erſt jetzt wieder allmählig abgeſtreift worden iſt.

Der junge Kurfürſt war ein Mann hellen Auges und feſten Willens. Er nahm ſeine Stellung klar und ſicher; er wußte, was er als Reichsfürſt dem öſterreichiſchen Kaiſer noch ſchuldete, um die Form der deutſchen Einheit zu wahren, aber auch, daß er ihm, welcher in ſchamloſeſter Weiſe Deutſchland zerſtört hatte, um ſeine öſterreichiſch-ſpaniſchen Plane und Intereſſen durchzuführen, nichts von der Macht und dem Wohlſtand ſeines Landes ſchuldig war. Er fand ein neues Deutſchland zu ſchaffen, das alte war in Blut und Trümmern untergegangen. Er nahm ſeine Poſition und erſtrebte mit allen Kräften den Frieden, um erſt unter deſſen Schutz ein ſtarkes, geſittetes und wohl geordnetes Heer zu bilden, denn noch war ſein gutes Recht an Pommern und an Jülich erſt durchzuführen, es war der Schwede und der Pole abzuwehren, der Kaiſer im Zaume zu halten, Brandenburg hatte die Stelle Sachſens im Reiche einzunehmen. Dieſes hatte ſeine Aufgabe verkannt und daher ſeine hiſtoriſche Rolle für immer ausgeſpielt. Der junge Kurfürſt hatte das größte Verdienſt um den weſtphäliſchen Frieden. Freilich mußte er in den Combinationen der europäiſchen Politik, wie ſie von nun an die Stelle der früheren Reichspolitik einnahm, die Sicherung ſuchen, die ihm Kaiſer und Reich nicht mehr, ſeine erſt zu gewinnende innere Landeskraft noch nicht darboten. Wenn man ihm vorwarf, daß er immer „freie Hand zu behalten“ geſucht und gewußt, ſo iſt dies das höchſte Lob.*) Er überließ diejenigen, die ſich noch in den Täuſchungen über das deutſche Reich fortwiegen wollten, ihren Morgenträumen, er ſelbſt ſtrebte mit hellwachendem Auge dem neuen Deutſchland zu, das in ſeinem Staate den feſten Anhaltspunkt finden ſollte. Er wußte, daß zwiſchen Hohenzollern und Habsburg die Entſcheidung noch lange ſchwanken werde. Ob er den ſchließlichen Sieg ſeines Hauſes ahnte? Ihm allein war es zu danken, daß gegen alle Proteſte Kurſachſens die Reformirten als Zugehörige der augsburgiſchen Confeſſion „mit einhelliger Zu-

*) Droyſen, a. a. O. S. 292.

ſtimmung des Kaiſers und aller Stände" erklärt und ſomit die Strömung zur Union zu einer deutſchen Sache gemacht wurde. Dieſer Friede, wie der große Kurfürſt (denn er verdiente ſchon jetzt dieſen Namen) ihn herbeiführen half, war auf politiſchem Gebiete, was die Reformation auf kirchlichem, Aufhebung des mittelalterlich-katholiſchen Begriffes des deutſchen Reichs und Kaiſerthums. Es war freilich ein europäiſcher, und Frankreich und Schweden beſtimmten mehr über deutſche Länder und ihre Zukunft, als der Kaiſer, der übrigens auch mehr ausländiſchen Principien und Intereſſen folgte, mehr als Baiern und Sachſen und die übrigen Reichsfürſten, nur Brandenburg ausgenommen, das in der erſten Reihe der Paciſcenten ſtand. Das europäiſche Völkerrecht, die europäiſche Chriſtenheit ſind Mächte, welche hinfort über das Reich hinübergreifen; das Gleichgewicht der europäiſchen Mächte war der Maßſtab des politiſchen Urtheils geworden. Was vom Reich als einer inneren deutſchen Einrichtung, einem vererbten Ueberbleibſel noch beſtand, das hatte ſich erſt wieder in förmlichen Verabredungen zu ordnen. Aber Brandenburg war von nun an in dieſen Verhandlungen eine Macht, ohne welche der Kaiſer nichts zu erreichen vermochte. Man hatte freilich dem Adler die Flügel unterbunden. Frankreich, Schweden, Oeſterreich waren die drei übermächtigen Garanten des Friedens, die beiden letzteren Feinde Brandenburgs. Und wie war das Gebiet des Kurfürſten zerſtückelt! Preußen von Polen umringt und abhängig, Pommern mit den Schweden halbirt, die Marken allerdings ungeſchmälert, aber in Schleſien Jägerndorf geradezu geraubt, eine Wunde, die ſich nicht ausbluten konnte, die neuen Länder alles geiſtliche Fürſtenthümer, widerwillig und fremd, die heimiſchen Gebiete fernab und noch nicht in ihrem ganzen Umfange, wie das Recht ſie zuſprach, im Beſitz. — Kein Wunder, daß der junge Held ſich umſchaute, wo er zuerſt das Joch des Auslandes brechen ſollte. Sein Heer war herangewachſen und hatte tüchtige Führer. Erſt verband er ſich mit Schweden gegen Polen, ſchlug mit Carl Guſtav die dreitägige Schlacht von Warſchau, wurde für Preußen ſowohl der polniſchen als der ſchwediſchen Hoheit los; dann verbündete er ſich mit dem Kaiſer (Leopold I.), deſſen Wahl er gegen Frankreichs Umtriebe durchgeſetzt, gegen Schweden, um Dänemark zu ſchützen. Damals rückten wie vor vier Jahren Brandenburger und Oeſterreicher gemeinſam bis

an die Meergrenze der jütiſchen Halbinſel ſiegreich vor. Auch in Pommern wichen die Schweden ſeinem befreienden Schwerte. Der Friede zu Oliva machte ihn zum ſouveränen Herrn von Preußen (1660). Sein Aufruf: „An den ehrlichen Deutſchen“ hatte den Sinn des Kurfürſten gezeigt. Man kann ſeine Worte nicht oft genug wiederholen.

„Ehrlicher Deutſcher! Dein edles Vaterland war leider bei „den letzten Kriegen unter dem Vorwand der Religion und Freiheit*) „gar zu jämmerlich zugerichtet. Wir haben unſer Blut, unſere „Ehre und unſeren Namen dahin gegeben und nichts damit ausge„richtet, als daß wir uns zu Dienſtknechten, fremde Nationen be„rühmt, uns des uralten hohen Namens faſt verluſtig und diejenigen, „die wir vorher kaum kannten, damit herrlich gemacht haben! Was „ſind Rhein, Elbe, Weſer, Oderſtrom nunmehr anders als fremder „Nationen Gefangene?**) Was iſt Deine Freiheit und Religion „mehr, als daß Andere damit ſpielen? — Nun, der Allerhöchſte er„barmte ſich unſeres Namens einigermaßen und gab endlich ſeinem „Volk einen Frieden. Wie aber eine Frau***) das ſchwediſche „Scepter quittirte, ſo ſchien, daß der Allerhöchſte uns den Frieden „wieder wollte nehmen. Polen, die hochberühmte Vormauer der „Chriſtenheit, ward von den Fremden dermaßen angegriffen, daß „es alſobald in ihm ſelbſt zerfiel und männiglich in Gedanken kam, „daß es allen Völkern zum Raube bleiben würde. Vergeblich hat „Kurbrandenburg vorgeſtellt, wie gefährlich es ſein würde für die „Chriſtenheit, eine ſolche Krone zu ruiniren. — — —“

„Wenn nun daraus ſonnenhell herfürleuchtet, daß wir von

---

*) Die offene Sprache der Wahrheit muß damals gewaltig erſchüttert haben. Die Religion, wie ſie von Kaiſer Ferdinand I. aufrichtig, aber fanatiſch, von ſeinem Nachfolger und von deſſen Rathgebern nur als Vorwand für Herrſchaftszwecke vorangeſtellt wurde, wie ſie bei den Fürſten auch nur theilweiſe und immer weniger wirklich leitender Grund war, mußte durch dieſen Krieg an Achtung ſehr verlieren. Die Freiheit, nämlich die Libertät der Fürſten, war auch im Anfange und Ferdinands Plänen gegenüber wirklicher Grund, wurde aber ſpäter Vorwand, als es nur noch Vergrößerung des Einzelnen galt.

**) Die Mündungen des Rheins beherrſchte Holland, die der Weſer und Oder Schweden, die der Elbe Dänemark.

***) Die Königin Chriſtine, Guſtav Adolphs Tochter.

„unſerer Seite nur Frieden geſucht, Schweden aber nichts davon „hören und uns in die alten weitläufigen Händel verflechten will, „ſo gedenke ein Jedweder, wer nur kein ſchwediſch Brod eſſen will, „was er an einer Seite bei dem gerechten Gott zu verbitten, anderer„ſeits aber was er für die Ehre des deutſchen Namens zu thun „habe, um ſich gegen ſein eigen Blut und ſein vor allen Nationen „berühmtes Vaterland nicht zu vergreifen. Mir, Du ehrlicher „Deutſcher, ſind dieſe Dinge wohl bekannt und habe ich Dir daher „wollen communiciren, damit man Dich mit andern Berichten nicht „länger äffen und ohne Grund der Wahrheit ewig blind herum„leiten möge. Adieu! Gedenke, daß Du ein Deutſcher biſt!“*)

Das brandenburgiſche Heer wuchs mächtig heran, und unter kaiſerlichen Fahnen ſtritt es ſiegreich wider den türkiſchen Erbfeind in Ungarn. Als Ludwig XIV., der beherrſchende Machthaber Europas in jener Zeit, die Niederlande zu erobern verſuchte, ſelbſt England im Bunde mit ihm ſtand, warf der Kurfürſt für die Republik ſein Schwert in die Wagſchaale. Mit Mühe war der Kaiſer, deſſen ſtärkſtes Intereſſe gegen Frankreich ſtand, zur Mitwirkung bewogen. Sie geſchah nur hemmend, und der Feldzug mislang ob dieſer öſterreichiſchen Untreue gegen Brandenburg. Auch im Reichskrieg gegen Frankreich, der bald hernach ausbrach, trug dieſes wieder die Laſt und war in ſeinem Theil an Siegen und Ehren reich, aber durch Oeſterreichs Unlauterkeit ſcheiterte Alles. Von dem kühnen Feldzug wider die während des Krieges gegen Frankreich in die Mark eingedrungenen Schweden, den Kämpfen von Rathenow und Fehrbellin, dem gewaltigen Winterzug nach Preußen und bis Riga, welcher die Schweden vernichtete und alles pommerſche Land in die Hände des Kurfürſten gab, reden wir nur, um das deutſche Gefühl zu rechtfertigen, welches den Helden im Sonnenglanze ſah neben Oeſterreich, das ihn um den Preis dieſer Siege durch ſeine ſchändliche Politik brachte und im Frieden von St. Germain ſeine Eroberungen den Schweden zurückgab, um für Spanien Entſchädigung zu ſchaffen. Wenn Oeſterreich etwas

*) Pfiſter, Geſchichte der Teutſchen. Bd. 5. (Hamburg 1835). S. 31 f. Vergl. auch: A. Schaefer: Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt von Brandenburg als Vertreter der deutſchen Intereſſen. S. Gelzer, Monatsblätter für innere Zeitgeſchichte, 1867. Juni. S. 340.

verlor, ſo mußte der preußiſche Held es mit ſeinen Errungenſchaften bezahlen. Wollte er nicht, ſo hätte das verrätheriſche Oeſterreich den Franzoſen den Weg nach Brandenburg aufgeſchloſſen, um ihn zu zwingen. Wer hätte es dem Kurfürſten verdenken können, wenn er ſich mit Ekel und Verachtung von dem Kaiſerhof für immer abgewendet hätte? Die übrigen Deutſchen hatten dieſer Schandthat des Kaiſers zugeſtimmt. Oeſterreich war der Verräther an Deutſchland, Brandenburg ſein einziger Hort. Die Aufnahme der aus Frankreich flüchtigen Reformirten war wie ein Manifeſt der deutſchen evangeliſchen Kirche gegen die katholiſche Univerſal-Monarchie, welche Frankreich anſtrebte. Bis an ſein Ende ſtand der große Kurfürſt in Treue und Lauterkeit als ein Vorbild deutſcher Fürſten da. Er hatte vergeblich vor dem Nachgeben gegen Frankreich gewarnt, vergeblich alle deutſchen Kräfte zur ausharrenden Gegenwehr geſtachelt. Man hatte ſeinen Rath verachtet und ihn ſelbſt durch die Verſchacherung ſeiner Pommern unfähig gemacht, am Niederrhein Frankreich die Spitze zu bieten und dadurch den Oberrhein (Freiburg, Straßburg u. ſ. w.) zu retten. Er ſah ſich verlaſſen, Kaiſer und Reich ſahen mit Schadenfreude, wie er auf ſich ſelbſt zurückgeworfen war. Der ſchmerzlichſte Schritt ſeines Lebens war ihm, daß er, um nicht unterzugehen, mit dieſem allmächtigen Frankreich ſich verbünden mußte. Und doch blieben ſeine Pläne bis ans Ende deutſch, und der Tod übereilte ihn im Bewegen derſelben. In Wien aber war man in jämmerlicher Selbſtverblendung froh, daß ſich nicht „ein neuer König der Vandalen an der Oſtſee erhoben hatte.“ Man hoffte noch immer, wieder eine kaiſerliche Macht, aber mit undeutſchen Mitteln und für undeutſche Zwecke, herſtellen zu können. Man wollte nicht ſehen, daß das Kaiſerhaus ſelbſt die Mittel zu deutſcher Einheit zerſtört hatte*).

Der Kurfürſt war todt und Oeſterreich athmete auf. Kaiſer Leopold, ein förmlicher, pedantiſcher Herr, viel betrogen und nicht fähig, der Beſtechlichkeit ſeiner Räthe und Umgebungen zu wehren, war von einem Nebenbuhler befreit, der ihm oft Angſt gemacht hatte.

---

*) Es iſt kaum zu begreifen, daß noch Jemand, wie Gfrörer (Geſchichte des 18. Jahrhunderts. Bd. 1.), den Muth haben kann, das Streben Oeſterreichs als das nach der Reichseinheit zu preiſen.

Von dem Nachfolger Friedrich war Aehnliches nicht zu befürchten. Vielmehr war dieſer Fürſt mehr darauf bedacht, den Glanz ſeines Hofes der von ſeinem Vater erworbenen Macht gemäß zu erhöhen, als dieſe ſelbſt zu erweitern. Er war nächſt Georg Wilhelm von den Hohenzollern der wenigſt bedeutende. An den Kaiſer ſich anzuſchließen galt ihm als die weiſeſte Politik, und es konnte ſcheinen, als verſchwinde der Dualismus von Habsburg und Hohenzollern durch ſeine Fügſamkeit. Die Königskrone, die er ſich vom Kaiſer für Preußen beſtätigen ließ, war allerdings thatſächlicher Ausdruck ſeiner völligen Unabhängigkeit, des Untergangs des Reiches auch in ſeiner bisher noch erhaltenen Form. Man könnte ſagen, König Friedrich in Preußen habe den Dualismus mehr ſymboliſch dargeſtellt als ſachlich durchgeführt. Mit ihm ging Preußen, wie nunmehr das ganze Staatsgebiet genannt wurde, in das Jahrhundert über, welches Carlyle in ſeinem Leben Friedrichs des Großen mit dem Namen des „verlogenen“ bezeichnet, das Jahrhundert des Scheins und der unwahren Staatskunſt, in welchem auch Deutſchland unter der Verderbniß Frankreichs ſiechte. Eine „Krankheit“ nennt Gfrörer die öffentlichen Zuſtände Europas während deſſelben, und zwar eine, die ſich nur in furchtbarer Kriſis, der franzöſiſchen Revolution, entladen konnte. Carlyle in ſeiner drolligen Bilderſprache meint, das Jahrhundert habe, als es endlich mit ſeinen Lügen nicht mehr durchgekommen, als es den Bankerott ſeiner Windbeutelei habe einſehen müſſen, ſich eine Kugel vor den Kopf geſchoſſen, und dies — die Revolution — ſei ſeine einzige vernünftige That geweſen. Wenn es ſo war, ſo muß wenigſtens geſagt werden, daß im größten Theil ſeiner Lebenszeit Preußen unter ſeinen Königen in der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit blieb.

Friedrich allerdings ließ ſich an, als ob ihm das Prunkweſen von Verſailles gewaltig imponirt hätte; ging er doch, der ſittenreine Mann, ſo weit, zum Schein ſich eine Maitreſſe zu halten. Doch waren auch größere Eigenſchaften in ihm, ſonſt hätte er nicht der Freund Wilhelms III. (von Oranien) ſein können, den er bei ſeiner engliſchen Thronbeſteigung kräftig unterſtützte. Er zog auch ſelbſt gegen die Franzoſen an den Rhein, erſtürmte Bonn und zeigte ſich als einen deutſchen Fürſten, der das Vordringen franzöſiſcher Herrſchaft in deutſchen Landen als einen Gräuel anſah.

Auch in edler Freiſinnigkeit folgte er ſeinem Vater. Die Stiftung der Univerſität Halle als Burg lebendigeren Chriſtenthums im Gegenſatz zu der verſteinerten lutheriſchen Orthodoxie und freier Wiſſenſchaft, ſo wie die der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, geben Zeugniß davon. Für die Königskrone erwies er ſich dem Kaiſer dankbar, indem ſeine Truppen unter Leopold von Deſſau nicht wenig zu den öſterreichiſchen Siegen im ſpaniſchen Erbfolgekrieg beitrugen. Auch ſein Sohn Friedrich Wilhelm I. trug keine Rivalität mit Oeſterreich zur Schau, vielmehr war es ihm Gewiſſensſache, ſich an das Kaiſerhaus anzuſchließen, in welchem vor ſeinem Regierungsantritt dem begabten jugendlichen Kaiſer Joſeph I. deſſen Sohn Carl VI. gefolgt war.

Wir ſtehen an einer Stelle deutſcher Geſchichte, an welcher damals von einem Antagonismus zwiſchen Oeſterreich und Preußen kaum etwas verſpürt wurde; nur wo die Religion im Spiele war, alſo in der Aufnahme der aus Salzburg vertriebenen Proteſtanten, und als es galt, den Reformirten ihre gewaltthätig weggenommene und den Jeſuiten gegebene Kirche zu Heidelberg wieder zu verſchaffen, trat die ganze Kraftnatur Friedrich Wilhelms I. hervor, und auch der Kaiſer mußte wahrnehmen, daß ſich mit ihm nicht ſpielen laſſe. Er befahl, alle katholiſchen Kirchen ſeiner Lande zu ſchließen und alle Einkünfte der katholiſchen Geiſtlichen zu ſperren, bis der Kaiſer in Heidelberg geholfen hätte. Das führte raſch zum Ziele. Sonſt aber wiſſen wir, daß mit der ehrlichen Hingebung dieſes Königs an ſeinen Kaiſer, die in der That mehr früheren als damaligen Reichszuſtänden gemäß war, von Oeſterreich ein frevelhaftes, lügenvolles Spiel getrieben wurde. Statt das klare Recht in der Jülicher Sache walten zu laſſen, wurde dies vorenthalten, um ſtets einen Gegenſtand zur Lockung zu haben, wenn man etwas von Preußen erlangen wollte. Dem Kaiſer Carl, dem letzten Habsburger, lag nichts in der Welt ſo ſehr am Herzen, als die Anerkennung ſeiner pragmatiſchen Sanction, wodurch er die Einheit ſeiner Länder unter ſeiner Tochter Maria Thereſia zu erwirken ſuchte, da für die Kaiſerkrone ein männlicher Erbe fehlte. Zu dieſem Zweck, wenn es mit der ſpaniſchen Krone nicht gehen ſollte und er ihr entſagen müßte, führte er Krieg, zu dieſem Zweck verhandelte er an allen Höfen Europas. Und doch war es, wie Carlyle richtig (nur zu oft) ſagt, eine

ſchattenhafte Jagd auf Phantome. Was halfen Frankreichs Verſicherungen, wenn ſein Vortheil es anders gebot? Nur ſo ehrliche Fürſten, wie Friedrich Wilhelm von Preußen, fühlten ſich gebunden, aber ſchon ſein Sohn glaubte freie Hand zu haben. — Carl fand Bundesgenoſſen, ſo lange es galt, Frankreichs Schalten mit dem ſpaniſchen Throne zu ſeinem eigenen Beſten zu hindern. Hiefür war der Erzherzog Carl den Engländern und Niederländern willkommen. Als er aber unerwartet Kaiſer geworden, da erſchien die Gefahr, daß Oeſterreich den Beſitz von halb Europa erlange, größer als die von Frankreich drohende. Jetzt gab es keinen Marlborough mehr, der für ihn Siege erfocht. Carl hielt ſich für den Märtyrer der Selbſtſucht dieſer Seemächte, er war erſtaunt, daß ſie nicht wenigſtens eilten, dafür ſeine pragmatiſche Sanction anzuerkennen. Dieſe hatte Gegner an Sachſen und Baiern, gerade, weil ſie ſo nahe verwandt waren. Es war jetzt ein ſeltſam Ding um das Reich. Der Kurfürſt von Braunſchweig-Hannover war zugleich König von England, der Kurfürſt von Sachſen zugleich König von Polen, der Kurfürſt von Brandenburg zugleich König von Preußen, der König von Schweden, der König von Dänemark gehörten zu den Reichsfürſten, und der Kaiſer ſelbſt war doch mehr König von Ungarn und Herr in Italien, mit ſeinen Gedanken längere Zeit auch in Spanien, als deutſcher Kaiſer. In ſolcher Zeit thut es wohl, ein echtes deutſches Fürſtenherz, wenn auch in rauher Hülle, zu entdecken. Es ſchlug zu Potsdam in Friedrich Wilhelms Bruſt. England und Frankreich ſuchten ihn gegen den Kaiſer zu reizen, ſie wieſen auf ſeine Rechte in Schleſien hin. Dort hatte er ein unzweifelhaftes Recht auf das Herzogthum Jägerndorf, das im 30jährigen Krieg durch einen Gewaltact der Kaiſer an ſich geriſſen. Dem großen Kurfürſten war durch eine reine Schwindelei, die eines anderen Namens nicht werth iſt, der Kreis Schwiebus dafür gegeben. Vor allen vernünftigen Menſchen galt das Recht noch unzweifelhaft*). Aber Friedrich Wilhelm, deſſen Heer bedeutend ge-

*) Es iſt geradezu abſichtliches Nichtſehenwollen, wenn Männer, wie Gfrörer, meinen, der Rechtstitel ſei durch eine vollſtändige Entſagung erloſchen geweſen. Der Freitag'ſche Handel mit dem Kurprinzen Friedrich war ein ſchlechter Streich, nichts weiter.

nug war, um den Kaiſer beſorgt zu machen, entſchloß ſich nur zum Bündniß mit Frankreich und England gegen jeden, der ſie angreifen würde. Er hielt feſt am Kaiſer und ſparte ſein Geld und ſchulte ſein Heer, als hätte er für eine große Kriegsarbeit zu ſorgen. Der einzige Krieg, den er führte, war ein glücklicher, der ihm Pommern bis an die Seeküſte, mit Stettin und Stralſund, in die Hände lieferte. Der Eigenſinn Carls XII. von Schweden hatte ihn dazu gezwungen. Ein Theil von Geldern war ihm ſchon durch den Frieden von Utrecht zugefallen. — Den hellen Augen ſeines Kronprinzen entging es nicht, wie ſchändlich Oeſterreich den gutmüthigen Glauben des frommen Fürſten getäuſcht hatte. Zugleich hatte dieſes lügenhafte Eingreifen ſein eigenes Lebensglück zerſtört. „Dort ſteht Einer, der mich rächen wird", hatte der alte König einſt, auf den Kronprinzen deutend, ausgerufen, als ihm einen Augenblick der Schleier über die wahren Geſinnungen Oeſterreichs gegen ihn hinweggezogen war.

Der letzte Habsburger ſtarb (1740) wenige Monate nach dieſem zweiten Preußenkönige. Friedrich II. beſtieg den Thron in Berlin, Maria Thereſia in Wien. Der Dualismus wurde zum Antagonismus.

VIII.

Der Antagonismus.

Friedrich kannte die Geſchichte ſeines Hauſes und Landes, auch die Oeſterreichs und Deutſchlands. Er wußte, daß es nicht in den Perſönlichkeiten lag, wenn Preußen und Oeſterreich nicht mehr länger friedlich neben einander ſtehen konnten, ſondern in dem Syſtem, welches in Wien zur Tradition geworden war, ja in der Nothwendigkeit ſeines eigenen Staates, der ſo zerſtückelt und unverbunden nicht bleiben konnte, wenn er nicht bei einer ungünſtigen politiſchen Conjunctur einmal völlig zerriſſen werden ſollte. Zu-

nächst hatte er es nur mit der Vorenthaltung seines guten Rechtes in Schlesien und am Rheine zu thun. Am nächsten lag das erstere, und die Schwäche seines stets nebenbuhlerischen Nachbars Sachsen, der sich an seiner polnischen Königskrone verblutete, rieth, sich hier mit der kaiserlichen Macht zu messen. Daß alle Verhandlungen zu keinem Ziele führen würden, daß auch Krieg nichts helfen könne, wenn erst zu allen möglichen Allianzen und Verabredungen Zeit gelassen würde, war ihm eben so klar. Er that mit kaltem, klarem Kopfe, was er nicht lassen konnte, wenn nicht Deutschland trotz der Macht und Kraft Preußens über dasselbe zur Tagesordnung gehen sollte. Der Ernst der Uebung, die strenge Ordnung, die knappe Verwaltung seit dem großen Kurfürsten, der, wie sein Enkel, die Monarchie zu einem von Einem Willen bewegten, wohl gegliederten Körper gestaltet hatte, mußten ihre Probe haben, die Erziehung ein praktisches Ziel. Auch für Deutschland sah Friedrich kein Heil in der Führung Oesterreichs. Er überblickte die Kriege, welche die letzten drei Kaiser geführt, und fand nicht einen, den sie nicht lediglich für ihre Hausmacht angefangen und nur im Interesse derselben beendet hätten. Das einzige über ihre Partikular-Interessen hinausgreifende Motiv war der Katholicismus, und der war für Friedrichs Voltairische Gesinnung nur verächtlicher Aberglaube, ja hassenswerther Geistesdruck. Das protestantische Glaubensfeuer war längst verglommen. Das früher so lutherisch eifrige sächsische Kurhaus war römisch-katholisch geworden um einer österreichischen Heirath und der polnischen Krone willen; auch das Lutherthum war erweicht und in Zerfließung begriffen, die reformirte Theologie und Kirche in dieselbe Vertrocknung gerathen, wie sie früher den Lutheranern widerfahren war. Friedrich war daher auch nicht der Vorkämpfer des evangelischen Glaubens, wie seine Väter, sondern ließ diesen dahingestellt. Vollends das spanische Wesen des Kaiserhofes erschien ihm lächerlich und widerwärtig, die halbgöttische Anmaßung, wie sie in den Hofformen zu Wien lag, stieß ihn, den französisch beweglichen, leicht beschwingten Geist, ab. War doch, wie er wußte, der savoyische Prinz Eugen der oft überhörte beste Deutsche in jenem Kreise vornehmer Granden und Schranzen gewesen*). Na-

*). v. Sybel, a. a. O. S. 107.

tionales Bewußtſein oder die Furcht vor dem Urtheil deſſelben konnte ihn nicht hindern, eine Königin und Erzherzogin anzugreifen, deren Erbrecht ſelbſt auf ſo ſchwankender Baſis ſtand, daß es eben jetzt von Sachſen, Baiern und Spanien aufs ernſtlichſte angegriffen wurde. Denn dieſes Bewußtſein regte ſich nur eben erſt im Gegenſatz der ſchamloſen Wirthſchaft Frankreichs im deutſchen Reiche wieder einigermaßen, war aber im Ganzen und Großen nirgends zu finden. So ging Friedrich einfach, klar und gerade auf ſein Ziel los. Ohne Zweifel war der Gedanke an Kriegsruhm, den er in ſeinen Schriften ſo ſehr betont, nicht minder mächtig als der politiſche. Kurz, von nun an war Krieg zwiſchen ihm und Oeſterreich, und er wollte lieber mit Ehren untergehen, als die Stellung Preußens in Deutſchland nicht zu der machen, die ſie nach ſeiner Ueberzeugung ſein mußte. Wie oft ihm in den dreiundzwanzig Jahren des Kampfes, wie wir wohl die erſte Hälfte ſeiner Regierung bezeichnen können, obwohl ſie nur zehn wirkliche Kriegsjahre enthielt, wenn ſein Horizont von allen Heeren Europas umdunkelt war, der klare politiſche Blick mag gefehlt und nur der Gedanke an Rettung ihn beſeelt haben, iſt Niemand im Stande zu ſagen.

Aber das iſt jetzt jeder Deutſche fähig zu erkennen, daß an der ſtärkſten Aeußerung des Territorialismus, die es je gegeben, an dem Kriege Friedrichs des Großen mit dem öſterreichiſchen Kaiſerreich (es war ja durch den lothringiſchen Gemahl Maria Thereſias, den Kaiſer Franz I., nothdürftig ergänzt worden) der deutſche Nationalgeiſt erwachte, daß man Friedrich gern verzieh, daß er Anfangs die Franzoſen, nachher die Engländer als Bundesgenoſſen gegen Oeſterreich auf deutſchem Boden kriegen ließ, weil er hernach mit den Franzoſen ſelbſt, den Ruſſen und Schweden ſiegreich kämpfte und ſo im Ganzen doch als deutſcher Vorkämpfer gegen das Ausland erſchien*). Daß er auch das jämmerliche Reich mit ſeiner traurigen Armee gegen ſich hatte, änderte nichts an den Gefühlen der edleren und geiſtig regſameren Deutſchen aller Länder

*) Ob es mehr als Heuchelei war, wenn Ludwig XV. ſeinem Miniſter Choiſeul ſagte, er habe in ſeinem Kampf gegen Preußen den Proteſtantismus niederzuwerfen beabſichtigt, bleibt dahingeſtellt. S. Schäfer, das preußiſch-engliſche Bündniß im ſiebenjährigen Kriege. Breslau 1866. S. 9.

und Ländchen für ihn. Er wurde der Held der Poeſie, die jetzt ihre erſten neuen Flügelſchläge in Deutſchland wieder that, nicht blos für ſeine einheimiſchen Dichter, wie Gleim, Ramler, v. Kleiſt, Willamow, die Karſchin, ſondern auch für den Schwaben Schubart, der dithyrambiſch ſang:

Dreimal donnerte Friedrich Wodan
Und ſein war Sileſia,
Seiner Krone köſtliches Geſtein!

Auch in den Dichtungen des ſächſiſchen Leſſing und in den erſten des ſchwäbiſchen Schiller ſpiegelte ſich ſein Bild. Goethe's Wort iſt vollwichtig: „Der erſte und wahre höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des ſiebenjährigen Krieges in die deutſche Poeſie.“ Die Literatur wurde jetzt der Träger und Quell des Nationalgefühls, und Friedrichs gewaltiges, geduldiges, heldenmüthiges Ringen mit den koloſſalen Mächten, ſein geniales Erringen*), ſein Sieg und die erlangte Größe des preußiſchen Staates, dem Schleſien hinfort bleibend angehörte, dem Oſtfriesland zugefallen war, der demnächſt noch Weſtpreußen und einen Theil von Polen erwarb, das Emporſteigen Preußens zu einer europäiſchen Macht, ſeine jetzt unzweifelhafte Stellung an der Spitze des Proteſtantismus auf dem Feſtlande Europas, das Verſchwinden Sachſens neben demſelben aus der erſten Reihe der deutſchen Mächte, dies Alles machte ihn zum Gegenſtand der nationalen Bewunderung, und in ihm fühlte ſich Deutſchland gegenüber Frankreich, das ſo lange über ſeine Geſchicke beſtimmt hatte, gegenüber Rußland, das ſich mächtig in die europäiſchen Verhältniſſe eindrängte, emporgehoben. Aber die Emporhebung geſchah zugleich über Oeſterreich, und der undeutſche Charakter dieſes Staates kam zum Bewußtſein wie nie zuvor. Was in populärer Weiſe durch die „Kroaten und Panduren“ ausgedrückt wurde, mit welchem Namen man das öſterreichiſche Kriegsheer bezeichnete, das fand einen höheren Ausdruck,

*) Nicht wenig trug dazu bei, daß es nur der Haß gegen ihn war, was die wüthenden Weiber in Paris und Petersburg, die Pompadour und die Kaiſerin Eliſabeth, trieb, daß er ſelbſt den Frieden wünſchte und nur anfing, weil er nicht erſt umſtellt ſein wollte. Wer dies heutzutage leugnet, thut es gegen beſſeres Wiſſen oder in grober Unwiſſenheit.

wenn man das nicht mehr deutſche Lothringen in dem Kaiſer und Spanien in der Kaiſerin repräſentirt ſah.

War es doch nach eines unſerer Hiſtoriker*) Erklärung des Fürſten Kaunitz eigentlicher Gedanke geweſen, „die romaniſche Race, welche unzweifelhaft unter Carl V. und Philipp II. das continentale Europa beherrſchte, zur Niederwerfung des proteſtantiſchen Deutſchlands von Neuem zu bewegen, nicht etwa, weil es proteſtantiſch, ſondern weil in ihm das germaniſche Element noch am mächtigſten war und bei neuer Erſtarkung der erſtrebten abſoluten Herrſchaft Oeſterreichs über Deutſchland das einzig weſentliche Hinderniß entgegenſtellte. Kaunitz konnte die Herrſchaft der öſterreichiſchen Dynaſtie und des öſterreichiſchen Adels nur dann hoffen zu erhalten und zu erweitern, wenn die romaniſirenden Tendenzen das Uebergewicht über das germaniſche Freiheitsprincip erhielten.“ Friedrichs Krieg war demnach auch ſchon ein Befreiungskrieg, wenn auch noch lange nicht die meiſten Zeitgenoſſen dies erkannten.

Es war nicht mehr in Preußens Willen geſtellt, ob zwiſchen ihm und Oeſterreich Antagonismus ſein ſollte. Er ergab ſich dem letzteren als Nothwendigkeit, nicht blos durch die fortbrennende Wunde an der Stelle, wo Schleſien mit ihm zuſammengehangen, ſondern in der ganzen Richtung und Art des Daſeins. Das mächtig aufquellende deutſche Geiſtesleben in Kunſt und Wiſſenſchaft ſchloß ſich national an Preußen, wenn auch nicht Berlin der örtliche Mittelpunkt deſſelben, ja wenn auch der König dieſes Preußen der Ausländerei in dieſen Gebieten mit Leib und Seele ergeben war. Denn der preußiſche Staat war ebenſo die Verkörperung der neueren Zeit, wie die Literatur ihre Vergeiſtigung. Er brach eben ſo entſchieden mit den mittelalterlichen Principien und Formen, wie dieſe mit den alten Glaubensverhältniſſen. Nicht daß etwa der eine oder die andere die Kirche, ſei es die katholiſche oder die proteſtantiſche, aufheben oder neutraliſiren konnte; ſie beſtand fort und hatte ſich dort ihre Tradition der Lehre und des Cultus, auch noch ſogar der Verfaſſung bewahrt, hier aber ihre Bekenntniſſe nicht

*) Ilſe: Die Politik Preußens vom Antritt des Miniſteriums von Bismark bis zum Wiener Frieden mit Dänemark. Marburg 1867. Heft 1. S. 1 f.

aufgegeben und in ihren herrlichen Liedern, die in der ſchlimmſten Zeit die innerlichſte Kraft und den wahren Edelſtein des lutheriſchen Bekenntniſſes in glänzendem Schliffe bewahrt hatten, noch das Band der Einheit mit der Reformation und der ſpäteren Orthodoxie erhalten. Der Kampf in Folge der Beſtrebungen, auch dieſe Kräfte aus dem deutſchen Leben zu bannen, begann im preußiſchen Staate unter Friedrich II. und im öſterreichiſchen unter Kaiſer Joſeph II. Faſt ſchwand dadurch der Antagonismus, weil beide Fürſten neben einander nach dem gleichen Ziele ſtrebten, oder vielmehr Joſeph den großen Gegner ſeiner Mutter ſich zum Vorbilde nahm. Aber deſto zäher ſperrten ſich ihm in Oeſterreich ſelbſt die eingewachſenen antipreußiſchen Kräfte entgegen, und das Unterliegen Joſephs mit ſeinen Entwürfen ließ den weſenhaften Antagonismus und ſeine Unabhängigkeit auch von dem Willen des Herrſchers nur deutlicher erkennen. Die Annäherung zwiſchen Preußen und Oeſterreich geſchah durch die polniſchen Unruhen und die Theilung Polens. Ueber dieſe tönt, nachdem Johannes von Müller ſie als „Probe der Moralität der Monarchen" bezeichnet hat, noch heute der Schrei des Unwillens durch Europa. Ob ſie aber zu vermeiden war? Ob Polen mit ſeinem Adel und deſſen Rechten je zu einer erträglichen Exiſtenz noch kommen konnte? Ob jemals ein vom Adel gewählter einheimiſcher König oder auch ein ausländiſcher ohne erdrückende Macht (Sachſen hätte ſie nicht gehabt) dort herrſchen konnte? Ob alſo ein anderer Staat als Rußland, Oeſterreich oder Preußen das Land mit dem Erfolg eines geſunden Daſeins beherrſchen konnte? Das Alles waren Fragen, auf welche die polniſche Geſchichte mit Nein! antwortet. Sollte Rußland einen ſo tiefen Keil zwiſchen Preußen und Oeſterreich, ſelbſt zwiſchen Preußens verſchiedene Provinzen, treiben dürfen? Sollte Oeſterreich, das des undeutſchen Elements ſo viel ſchon zu ſchleppen hatte, deſſen noch mehr aufladen? Sollte Preußen, der deutſche Großſtaat, allein die Arbeit der Germaniſirung des damals noch ſo viel größeren Polens übernehmen müſſen? Dieſe Fragen ſtellt die politiſche Betrachtung. War alſo der Theilung auszuweichen? Wir antworten mit Nein! und tadeln nur, daß die Theilung nicht gleicher und nicht gründlicher geſchah.

Aber der Antagonismus ließ nicht lange auf ſeine Wieder-

erſcheinung warten. Joſeph hatte wie Reformationsluſt, ſo auch Erweiterungstrieb. Er wollte Baiern haben, und zwar ſichtlich, um Preußen ſein Gleichgewicht in Deutſchland gegenüber zu ſtellen. So viel war vom Reiche und ſeinem Rechte immer noch übrig, um Friedrich den Handgriff zu geben, dies zu hindern. Baiern blieb ſelbſtändig, und der Fürſtenbund, von Friedrich geſtiftet, garantirte den Beſitz jedes Landesfürſten gegen jeden Angriff, diplomatiſchen oder militäriſchen. Man hat Friedrich wegen dieſer Rettung „deutſcher Freiheit“ gelobt; es war aber die alte „Libertät“, die Freiheit der Zerſtückelung und Vielſtaaterei. Ob ſie an ſich zu rühmen war, darüber iſt jetzt das Urtheil klar. Aber ein glücklicher Wurf war der Bund dennoch. Denn Oeſterreich wollte nicht die Einheit Deutſchlands. Es wollte nur ſeine eigene Macht in phyſiſcher Präponderanz über Deutſchland herein hängen laſſen, damit auch Preußen jede Zukunft im Reiche abgeſchnitten ſei. Friedrich arbeitete daher für ſich und die Zukunft ſeines Staates und verdient zunächſt keine Krone wegen großer Verdienſte um die Freiheit, denn es war die Freiheit, welche der Einheit die Wege ſperrte. Aber die Fürſten hatten ihm zu danken. Der Mann, der ſo gut wie in die Acht des Reichs erklärt war, rettete, was vom Reiche noch übrig war*). Dieſelbe Ueberzeugung von dem Werth des Ueberreſtes vom Reiche, welche ihn Baiern gegen Oeſterreich erhalten ließ, hatte ſchon 1741 ihn von dem bairiſch-franzöſiſchen Bündniſſe zurückgehalten, welches auf die Zerſtückelung Oeſterreichs ging. Dieſes aber hatte ſich hierdurch nicht abhalten laſſen, 1756 mit denſelben Franzoſen den Plan der Zerſtückelung Preußens zu machen.

Es war gleichwohl dieſer Fürſtenbund eine eben ſo klare deutſche Herrſcherthat, wie Friedrichs Kriege mit Oeſterreich es geweſen. Mag immerhin bei dem erſten derſelben auch das Verwerfen ſeines Wunſches, durch Heirath mit Maria Thereſia die Kaiſerkrone und zugleich die entſcheidende Macht in Europa zu erwerben, mitgewirkt haben, es handelte ſich doch von Anfang bis zu Ende vorherrſchend

*) Eichhorn, a. a. O. 4, 650, hauptſächlich noch Dohms Denkwürdigkeiten u. ſ. w., in welchen auch der Beweis unwiderſprechlich geführt iſt, daß Friedrich den Krieg von 1756 beginnen mußte, wenn er nicht untergehen wollte. Die Brühl'ſchen Machinationen ſind ſeitdem bekannt geworden.

um die Abwehr der verſchlingenden Uebermacht Oeſterreichs, und die Reichsfürſten waren blinde Gegner des Mannes, deſſen Unterliegen ihren Untergang unausbleiblich gemacht hätte. Freilich war auch der umgekehrte Weg möglich, erſt Baiern, wie Kaiſer Joſeph II. wollte, dann ohne Zweifel Würtemberg, welches nach Lage und alten Anſprüchen ihm zufallen mußte, an ſich zu nehmen und hinfort nach eintretender Gelegenheit die kleineren Territorien an ſich zu bringen oder auch nur zu völliger Abhängigkeit herabzudrücken. Sicher wäre endlich auch an Preußen die Reihe gekommen. Im eigenſten Intereſſe alſo, wie in dem der deutſchen Fürſten, — an die Nation im heutigen Sinne ließ ſich ja noch gar nicht denken — ſtiftete Friedrich in ſeinen letzten Jahren den Bund, zuerſt mit Sachſen und Hannover (Drei-Königsbund), dem anfangs vor Allem Baiern in ſeinem zunächſt von kaiſerlicher Annexionsluſt bedrohten Pfalz-Zweibrückenſchen Erbe beitrat, dem ſich aber allmählig die ſämmtlichen Reichsfürſten, ſelbſt Kur-Mainz, nur nicht Würtemberg, nicht Heſſen-Darmſtadt und Oldenburg, nicht Cöln und Trier anſchloſſen. In ſeinem Wortlaute, wie er allgemein bekannt wurde, ſprach der Bund nur von der Erhaltung der Reichsverfaſſung und der Rechte der Reichsverſammlung, des Beſitzes und der Rechte der einzelnen Fürſten, aber in ſeinen geheimen Artikeln erſchloß er ſich klar als ein Bund im Bunde, der Anſatz eines Reiches im Reiche, ja geradezu als ein Reich ohne Oeſterreich unter Preußens Führung, und war auch für den Fall eines Krieges mit Oeſterreich Vorkehr getroffen. Es waren ihm Entwürfe von anderer Seite vorangegangen, die theils die katholiſche Kirche, theils den Anſchluß an Frankreich zum Kerngedanken hatten, jedenfalls aber die Furcht vor einer Abhängigkeit von Preußen klar legten. Friedrichs Plan aber trug die durchſchlagende Erklärung in ſich, daß nur Preußen Deutſchland von dem Untergang in der öſterreichiſchen Geſammt-Monarchie retten könne. Er hielt dieſe Rettung ohne Vergrößerung Preußens für möglich. Die Schritte Oeſterreichs waren unverkennbar und die Gefahr dringend. Eine durchgreifende Umgeſtaltung Deutſchlands hätte die Folge der Dauer und weiteren Ausbildung des Bundes ſein müſſen, denn er führte zu einer nationalpolitiſchen deutſchen Entwicklung. Auch damals glaubten Manche in Preußen, der König werfe mit dieſem Bündniß die Möglichkeit

weg, ſich künftig auf Koſten der kleineren Fürſten zu vergrößern, während Andere die Meinung verriethen, er hätte beſſer gethan, ganz Deutſchland zu erobern und ſeinem Staate einzuverleiben. Er ſelbſt aber wollte, wenn auch das Kleinfürſtenthum oft Zielſcheibe ſeines Spottes war, das Erreichbare anſtreben und es nicht durch eigennützige Abſichten, denen Oeſterreich mit Freuden entgegengekommen wäre, wenn er ihm Baiern überlaſſen hätte, unerreichbar machen*).

Aber der Bund war nur erſt ein Jahr vor Friedrichs Tode zum wirklichen Beſtande gekommen.

Die Weiſſagung des deutſchen Landes ſchien erfüllt. Die Herrſchaft und das Uebergewicht war von den Bergen und Hochlanden in das norddeutſche Niederland herabgeſtiegen, das germaniſirte Slawenland hatte eine glorreiche Stelle in der Weltgeſchichte errungen. Deutſchlands Arbeit im Mittelalter, das Wirken der Hohenſtaufen und der von ihnen gehobenen und geiſtig an ihre Stelle getretenen Hohenzollern trug ſeine ſpäte Frucht, die Habsburger hatten Deutſchland von der türkiſchen Barbarei errettet, darin aber und in ihrer verkehrten wälſchländiſchen Neigung, welche ihr Antheil des geiſtigen Hohenſtaufen-Erbes war, ihre Kraft erſchöpft und dem franzöſiſchen Weſten nicht Widerſtand leiſten können. Gerade dieſer Kampf Oeſterreichs aber hat Preußen die Zeit und Gelegenheit zum Wachſen gegeben. Sachſen, welches ſonſt das deutſche Reich machtvoll geführt und ſpäter ſtets als Mittelmacht Oeſterreich das Gegengewicht gehalten, das durch die Reformation auf eine Höhe ſich erhoben hatte, die es gefährlich machte, der aber keineswegs ſeine Fürſten und noch weniger ſeine Theologen gewachſen waren, war durch ſeine Hingabe an Oeſterreich, ſeinen

*) S. das Nähere bei A. Schmidt: Geſchichte der preußiſch-deutſchen Unionsbeſtrebungen. Berlin 1851, und deſſelben: Preußens deutſche Politik 1785, 1806, 1849, 1866. Dritte Auflage. Leipzig 1867. — eine Schrift, die heutzutage Niemand ungeleſen laſſen dürfte. Joh. v. Müller: Darſtellung des Fürſtenbundes 1787. Dohm: Ueber den deutſchen Fürſtenbund 1785 (amtliche Widerlegung der v. Gemmingen'ſchen Gegenſchrift) und Deſſen: Denkwürdigkeiten u. ſ. w., ſo wie Joh. v. Müller: Teutſchlands Erwartungen vom Fürſtenbunde 1788 ſind neben v. Herzbergs Memoiren die hier einſchlagenden Hauptſchriften.

Confeſſionswechſel, ſeine Polenkrone zu einem bloßen Vorland Oeſterreichs und zum Gegenſtand des Erwerbsgeiſtes Preußens herabgeſunken und hatte blos aus der Zeit ſeines letzten, freilich falſchen Glanzes eine anſpruchsvolle Hauptſtadt behalten; Baiern war aus dem natürlichen Freunde Oeſterreichs ſein argwöhniſcher, ja feindlicher Nachbar geworden, Hannover ſchmiegte ſich unter die Flügel Englands. Die geiſtlichen Kurfürſtenthümer waren mit ihrer joſephiniſchen Aufklärung, ihren mittelalterlichen Formen und ihrer üppigen Lebensgewöhnung reif zum Zuſammenbrechen geworden. Preußen war der Mittelpunkt, wohin die kleineren Fürſten centrirten. Der Katholicismus in Deutſchland war durch die Einwirkung der Literatur, beſonders der franzöſiſchen, innerlich ausgehöhlt. Der Gedanke einer deutſchen katholiſchen, biſchöflich und ſynodaliſch geleiteten Nationalkirche gewann Raum. Kaiſer Joſephs Reformen hatten der Toleranz, der Annäherung zum Proteſtantismus, der reineren und einfacheren, mehr ſittlich abgezielten Kirchlichkeit Wege gebahnt, aber in manchem Winkel grollte der fanatiſche Haß der ausgefegten Klöſter und der aufgelöſten Jeſuiten. Der Proteſtantismus hatte ſeinen confeſſionellen Grimm abgelegt und war im Begriffe, zu fader Moraliſtik ſich zu verdünnen, Lutheraner und Reformirte verkümmerten an der Blutſchwäche und Schwindſucht kritiſcher und philoſophiſch ungläubiger Nützlichkeitslehre, während die officiellen Lehren und Formen der Kirche ihren Gang behielten. Man konnte dem Ende der ganzen traditionellen Welt entgegenſehen. Die kleineren Höfe aber ſchwelgten meiſt im fleiſchlichen Genußleben, die Unterthanen und ihre Intereſſen galten nichts mehr. Das Ende wurde als ein Gericht herbeigeſeufzt.

Während ſo die kirchlichen Mächte aus dem Leben zurücktraten, die bis dahin die letzten Sprungfedern deſſelben geweſen waren, ergriff ein kranker Durſt nach dem ferngerückten Uebernatürlichen die Gemüther, und es konnten Wunderthäter, Abenteurer, Zauberer, geheime Geſellſchaften verſchiedenſter Art ihre Herrſchaft über die Gemüther üben. Es war eine Zeit krankhafter Wunderſucht und eitler Schwindelei*). Welche Einwirkung dieſe

*) Ein wenn auch zu ſtark aufgetragenes und auch edlere Erſcheinungen, die ſeinem derben realiſtiſchen Denken unverſtändlich bleiben, in dieſe Sphäre

unheimlichen Gewalten nach Friedrichs des Großen Hintritt auch auf Preußen gewannen, iſt bekannt. Ehe wir aber die Summa ſeiner Regierung in Erinnerung bringen, ſtehe hier noch das Urtheil eines der tüchtigſten deutſchen Geſchichtſchreiber, deſſen Hinſcheiden wir noch friſch betrauern*). Er ſtellt den innerlichen weſentlichen Antagonismus der beiden deutſchen Großſtaaten, auch auf die frühere Geſchichte zurückgreifend, ſo dar: „Für die öſterreichiſch-„habsburgiſche Macht im alten Sinne war der weſtphäliſche Friede „die beengende Schranke geworden; für das hohenzollernſche Bran-„denburg-Preußen war derſelbe Friede der Anfang einer ſelbſtändi-„gen und eigenen Macht. Das deutſche Landesfürſtenthum war „durch die Verträge von Münſter und Osnabrück der kaiſerlichen „Obhut entwachſen; es hatte ſeine eigene politiſche Exiſtenz, es „konnte ſich eine politiſche Geltung auch auf der großen europäi-„ſchen Bühne erringen. Nachdem Kaiſer und Reich ihre alte Be-„deutung verloren, ging auf dieſe territoriale Fürſtenmacht ein Theil „des geſchichtlichen Berufes über, deſſen Träger die alten, jetzt aus-„gelebten Formen und Kräfte geweſen waren. Verſtand dies Landes-„fürſtenthum dieſe günſtige Lage zu nützen, nach Außen ſeine Macht „zur Anerkennung, deutſche Waffen und deutſche Politik zu Ehren „zu bringen, verſtand es im Innern nur weiſe und verſtändige „Ordnung der Dinge aufzurichten, die allgemeine Wohlfahrt zu „pflegen und zu fördern, ſo mußten die Erfolge eines ſolchen Stre-„bens nicht allein dem Gebiete ſelbſt, wo ſolches verſucht ward, „ſondern der geſammten deutſchen Entwicklung zu Gute kommen. „Denn nachdem die alten Formen ſich unfähig erwieſen, Deutſch-„land nach Außen zu ſchützen, im Innern die zerſetzenden Folgen „kleinſtaatlicher Ohnmacht abzuwehren, ſo mußte man es als eine „günſtige Fügung preiſen, wenn wenigſtens das Landesfürſtenthum, „das auf den Trümmern des alten Reiches ſeine ſelbſtändige Exi-„ſtenz gewonnen, dieſe Intereſſen der Geſammtheit in ſeinem „engeren Kreiſe mit Wachſamkeit und Eifer wahrnahm. Dieſen

---

hineinverſetzendes Gemälde gibt Schloſſer: Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten. Bd. 3. S. 257 ff.

*) L. Häuſſer: Deutſche Geſchichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutſchen Bundes. Bd. 1. (Leipzig 1854.) S. 41 ff.

„Beruf zu erfüllen hat man von verſchiedenen Seiten verſucht;
„aber nirgends iſt es mit ſolcher Bewußtheit und zäher Ausdauer
„unternommen und deshalb von gleichem Erfolge gekrönt worden,
„wie von den hohenzollernſchen Fürſten in Brandenburg-Preußen.“
— Nachdem er die Anfänge des preußiſchen Staatsbaues geſchil-
dert, fährt er fort: „Der Gegenſatz dieſes jungen Staatsweſens
„zum habsburgiſchen Oeſterreich ſpricht ſich nicht nur in der Ent-
„ſtehung und den Anfängen beider Staaten aus, er geht durch
„Alles, was dem Staate und der Politik eigenthümlich iſt, mit
„aller Schroffheit durch. Oeſterreich, eine loſe Föderation ver-
„ſchiedener Nationen und Provinzen, unter denen das deutſche Ele-
„ment nur einen, freilich weſentlichen, Factor bildet; Preußen ein
„früh zu einer gewiſſen Einheit verſchmolzener Staat von ganz
„überwiegend deutſchem Weſen. In Oeſterreich die Ueberlieferung
„des alten römiſchen Kaiſerthums und das Bemühen, ſoweit es nur
„immer ausführbar iſt, dieſe Ueberlieferung zu Gunſten der Haus-
„und Erbmacht zu benutzen; hier das proteſtantiſche Landesfürſten-
„thum im Gegenſatze zum alten Romanismus und zum alten
„Reiche in ſeiner ſelbſtändigen und unabhängigen Stellung, wie ſie
„ſeit 1648 anerkannt war. Dort die zähe Bewahrung der alten
„Zeit und ihrer Formen und ihres Regimentes, hier Alles modern
„und auf die Geſtaltung einer modernen Staatsform berechnet.
„In Oeſterreich eine mächtige, reiche Ariſtokratie, welche den Thron
„nicht nur umgibt, ſondern die Gewalt mit ihm theilt; in Bran-
„denburg-Preußen die Ariſtokratie in ihrer Macht gebrochen, ohne
„großen Reichthum und ohne Einfluß beim Throne, ſogar vorüber-
„gehend mit einer planmäßigen Ungunſt behandelt und nur im
„Heere hervorragend und verdient, das ganze Regiment bürgerlich
„ſoldatiſch, ſeine Träger und Leiter Emporkömmlinge aus den un-
„teren Schichten der Geſellſchaft, die ihre Tüchtigkeit auf dem
„Schlachtfelde, im Bureau oder in der Wiſſenſchaft geadelt hat.
„Den Lobkowitz, Auersperg, Haugwitz, Chotek, Kaunitz ſtehen hier
„die beſcheidenen Namen der Derfflinger, Diſtelmeyr, Meinder,
„Fuchs, Spanheim, Ilgen und Cocceji gegenüber; dem an diplo-
„matiſchen und ſtaatsmänniſchen Talenten reichen Adel des ſlawiſch-
„deutſchen Oeſterreichs hat die brandenburg-preußiſche Ritterſchaft

„in dem ganzen Zeitraum von 1640 bis 1806 nur den einzigen „Hertzberg entgegenzuſtellen.

„In Oeſterreich iſt der Katholicismus das allein geltende Be„kenntniß und der Einfluß kirchlich-hierarchiſchen Weſens auch über „das bürgerliche und ſociale Leben ausgebreitet; in Preußen trägt „die herrſchende Phyſiognomie ebenſo beſtimmt das Gepräge prote„ſtantiſcher Nüchternheit. In Oeſterreich war die verſchwenderiſche „Fahrläſſigkeit mit den Staatsmitteln politiſche Tradition geworden, „und man hatte ſich gewöhnt, ſorglos aus unerſchöpflichen Mitteln „zu ſchöpfen; in Preußen ging die karge Sparſamkeit ſo ausgeprägt „durch Alles durch, daß man zweifeln konnte, ob die politiſche Noth„wendigkeit oder die angeborene Neigung des hohenzollernſchen „Hauſes mehr dazu beitrug. In Oeſterreich hielt die überlieferte „Politik im Bunde mit Adel und Clerus das Volk gefliſſentlich in „dumpfer Unbeweglichkeit und ſinnlichen Genüſſen; in Preußen „ward ein nüchternes, arbeitſames Geſchlecht zur äußerſten Thätig„keit und Arbeit angeſpannt. Dort ſtand das feudale Privilegium „noch in voller Kraft, und der Bauer und Bürger galt noch als „die misera plebs contribuons; in Preußen ſuchte die herr„ſchende Politik ihre Stärke darin, daß ſie Bauer und Bürger „hob, ihn nach Kräften von der Laſt des Lehensdruckes zu befreien „ſuchte.

„Wohl war die Form beider Staaten dieſelbe, die damals faſt „den ganzen Continent beherrſchte, die abſolute Monarchie. In „Preußen und in Oeſterreich, wie in faſt allen deutſchen Territo„rien, regierte mit aller Unbedingtheit der Wille eines Einzigen; „aber die Art, wie dies geſchah, war doch durchaus verſchieden. „Von der faſt orientaliſchen Ueberhebung, den Anklängen an ſpa„niſche Despotie war in dem brandenburg-preußiſchen Staate ſo „wenig die Rede, wie von dem launenvollen, verſchwenderiſchen, von „Maitreſſen, Günſtlingen und koſtſpieligen Liebhabereien beherrſchten „Syſtem, das nach Verſailler Vorbildern in die meiſten deutſchen „Gebiete und Regierungen eingedrungen war; es war ein kerniger, „ſchlichter und echt deutſcher Schlag von Fürſten, der ſeit 1640 „dort regierte, es waren Fürſten, die mit den höchſten Rechten ſich „auch die höchſten Pflichten beilegten, die mehr in der Schule „Hollands und Englands, als nach den Ueberlieferungen Roms

„und Spaniens erzogen waren, Fürſten, die ſich als die erſten „Diener des Staates, als die berufenen Wächter des Geſammt„wohles betrachteten, die zwiſchen ſich und ihren Unterthanen neben „dem Gebot des unbedingten Gehorſams zugleich ein höheres ſitt„liches Verhältniß gegenſeitiger Verpflichtung herſtellten. Sie re„gierten nicht weniger unbedingt wie die Andern, waren eben ſo „gewaltſam in ihren Mitteln, forderten harte Laſten und Opfer von „den ihnen Untergebenen, aber man ertrug dieſen Druck leichter und „freudiger, denn das Alles diente nicht dem eitlen Genuſſe, nicht „der Laune des Einzelnen, ward nicht an leere Liebhabereien ver„geudet, ſondern war das unentbehrliche Mittel zur Erreichung „eines ſichtbaren und erhabenen Zieles, des Wohles der Geſammt„heit. Der Staat war überall der letzte Zweck, nicht die Dynaſtie, „noch weniger der Hof und deſſen müßige Verſchwender.

„Das junge Brandenburg-Preußen war ein weſentlich prote„ſtantiſcher Staat. Proteſtantiſch nicht in dem unduldſam aus„ſchließenden Sinne, wie das habsburgiſche Oeſterreich katholiſch „war; denn das katholiſche Element genoß in dem hohenzollern„ſchen Staate früh eine freiere Lebensluft, als das proteſtan„tiſche jemals in dem habsburgiſchen erlangt hat, ſondern in „einer höheren Bedeutung als der ausſchließlich confeſſionellen. In „dieſem höheren Sinne haben die proteſtantiſchen Staaten des ſieb„zehnten und achtzehnten Jahrhunderts, und auf dem Feſtlande „vorzugsweiſe Preußen, eine weltgeſchichtliche Bedeutung erlangt. „Sie weckten die Kräfte des Landes, während der prieſterliche Ab„ſolutismus ſie in Trägheit und Erſtarrung hielt; ſie ſpornten das „Volk zu thätiger Arbeit an, während man es anderwärts in „plattem Sinnengenuß oder Armuth verkommen ließ; ſie geſtatteten „dem geiſtigen Leben, das man anderwärts niederdrückte, freien „Spielraum genug, um die Ausbildung einer ſelbſtändigen, natio„nalen Cultur zu ermöglichen; ſie pflegten Schulen und Univerſi„täten, die ſonſt in Barbarei und Formalismus erſtarrten; ſie „ſorgten für die nüchterne Proſa einer klaren und hellen Volks„erziehung, wo man anderwärts an den leeren Prunk der Hofcultur „oder fremdländiſcher Nachahmerei die Kräfte des Landes hing; „ſie ließen Jeden „nach ſeiner Façon“ ſelig werden und zogen alle „gedrückten und verfolgten Elemente, die brauchbar und arbeitſam

„waren, an ſich heran, während man ſie anderwärts in pfäffiſcher „Verſtocktheit ausſtieß oder verfolgte. Sie zogen aus der Maſſe „des Volkes in Verwaltung, Geſetzgebung, ſelbſt Kriegsleitung, ihre „beſten Leute heraus, während man anderwärts die politiſche Feu„dalität des Mittelalters ähnlich begünſtigte, wie die kirchliche.

„In dieſer intenſiven Kraft lag das Geheimniß der Stärke „des kleinen Staates, lag die Möglichkeit eines Wetteifers mit dem „großen, von der Natur reich und mächtig ausgeſtatteten Oeſter„reich. Aber man durfte nie vergeſſen, daß dieſer junge preußiſche „Staat auf einer ſchmalen Grundlage natürlicher Macht beruhte, „daß das Land klein von Umfang und ſpärlich ausgeſtattet, die „Kraft der Einzelnen aufs Aeußerſte geſpannt, die natürliche Karg„heit der Mittel zum Theil nur durch eine künſtliche und zu„ſammengeſetzte Maſchine ergänzt war.... Die Mittelmäßigkeit „der Regenten war hier fühlbarer und bedenklicher als irgendwo... „In Preußen konnte eine einzige mittelmäßige oder ſchlaffe Regie„rung das ganze Werk des großen Kurfürſten und des großen „Königs der Zerſtörung zuführen.“

Es iſt unzweifelhaft, daß dieſe entgegengeſetzte Art und Richtung der beiden Großſtaaten Deutſchlands, was noch vom deutſchen Reiche beſtand, zwiſchen ſich zerreiben mußte. Oeſterreich war von jeher von allen Reichslaſten befreit und daher nicht ein wahrer Theil des Reiches geweſen, Preußen ließ ſich natürlich als ſolcher nur noch betrachten und behandeln, ſoweit es ſelbſt wollte. Beide wurden zu Punkten der Anziehung und Anlehnung für die kleineren Reichsländer. Die norddeutſchen zog es mehr zu Preußen, die ſüdlichen mehr zu Oeſterreich, die Mitte ſchwankte bald da-, bald dorthin, Sachſen hielt ſich zu Oeſterreich, wenn nicht die Anziehung Frankreichs überwog, Hannover hatte ſeine Anlehnung an England. Bald war es Preußen, welches conſervativ für das Reich gegen Oeſterreich eintrat, bald wieder Oeſterreich, welches wenigſtens von Erhaltung des Reiches redete. Die Regierung Friedrichs des Großen war aber ſo nahe an die gewaltige Exploſion herangerückt, in welcher die Spannungen auf dem politiſchen, kirchlichen, ſocialen Gebiete, welche das Jahrhundert und ſeine nächſten Vorgänger geſteigert hatten, ihre gewaltſame Löſung erhielten, daß von einem längeren Spiel dieſes Antagonismus nicht mehr die Rede ſein kann,

nachdem der Starke hinweggenommen war, von dem man für Deutſchland allein noch Heil erwartete. Auch nach ſeinem Tode war es als ſein Erwerbniß klar vorhanden, daß Deutſchlands Einigung und Kraft von keinem anderen Punkte mehr ausgehen könne, als von Preußen, ſei es, daß eine feſtere Zuſammenſchließung zwiſchen ihm und Oeſterreich, ſei es, daß ſein ſchließliches Uebergewicht über den Kaiſerſtaat dazu führe. Preußen war zum Schlußſteine Deutſchlands geworden, von ihm mußte die Abwehr gegen Frankreich, von ihm jede Kraft neuer ſtaatlicher Gedanken ausgehen. Während die beſſeren deutſchen Fürſten, wie Carl Auguſt von Weimar, den Fürſtenbund als Grundlage weiterer Verbeſſerung in der Reichsverfaſſung behandelt wiſſen wollten (er meinte, dieſe Vereinigung hätte „den Nationalgeiſt in Deutſchland wieder erwecken und den trägen Schlummergeiſt, der Deutſchland ſeit dem weſtphäliſchen Frieden gedrückt, endlich einmal zerſtreuen ſollen“) war in dem Preußen Friedrichs des Großen aber der leitende Miniſter (v. Hertzberg) über dieſe Illuſionen hinweg. Er erſtrebte das Uebergewicht über Oeſterreich auf dem Wege europäiſcher Allianzen und trat, merkwürdig genug, auf die Seite des Papſtes gegen Joſeph II. Die deutſchen Kirchenfürſten waren nahe daran, ſich von Rom unabhängiger zu machen, dazu bedurften ſie des Kaiſers, und dieſer ſtützte ſie. Die preußiſche Politik hatte nur Oeſterreich und die Gefahr ſeiner engeren Verbindung mit den geiſtlichen Kurfürſten im Auge. Sie trat gegen die Beſtrebungen der katholiſchen Kirche, eine nationale zu werden, ins Mittel und zerſtörte, was ihr ſelbſt im Falle des Gelingens zur mächtigſten Stärkung geworden wäre.

Friedrich der Große war geſtorben und Hertzberg zwar der Fortführer ſeiner Politik, aber nicht in ihren größten Gedanken. Es nahte ja in Preußen ſchon die Zeit des Religionsedictes, durch welches man ohne Weiteres die Rechtgläubigkeit ſtaatlich befahl, während die Urheber dieſer befohlenen Gläubigkeit ſowohl ſittlich, wie religiös in den ſchlimmſten Verirrungen lebten. Wo die letzte Sprungfeder des Staates, der Herrſcher, durch ſolche Bande gelähmt war, da mußte die vorhandene Schnellkraft bald genug erlahmen. Die erſte Gelegenheit, im Geiſte Friedrichs zu wirken und Oeſterreichs und Rußlands Türkenkrieg für Preußens Vergrößerung

zu nützen, ging unter bloßen diplomatiſchen Velleitäten vorüber, und die franzöſiſche Revolution gebot nunmehr, das Angeſicht nach Weſten zu kehren. Kaiſer Joſephs Tod (1790) und die halbe Auflöſung, in welcher er ſein Reich hinterließ, gab den klarſten Beweis, daß Oeſterreich nicht mehr im Stande war, Deutſchland mit ſicherer Kraft zu führen, daß dafür die Blicke nach Preußen gerichtet ſein mußten. Aber auch die Blicke Europas waren auf Preußen gerichtet und die Eiferſucht gegen ſeine Vergrößerung und damit die ſteigende Möglichkeit für daſſelbe der Einheitspunkt für Deutſchland zu werden, ſpielte in allen politiſchen Verhandlungen jener Zeit ſeine Rolle. Hertzbergs Politik und die des Königs Friedrich Wilhelm II. blieben nicht lange dieſelben, und mit jenem Miniſter ſchied der politiſche Gedanke des großen Friedrich aus der Leitung Preußens, Oeſterreich trat trotz ſeiner inneren Schwäche auf dem politiſchen Gebiete dem mattgewordenen Preußen als der gewinnende Theil in dem Vertrage von Reichenbach gegenüber, der die orientaliſche Angelegenheit abſchloß.*)

Viel war damit verloren, aber es konnte wieder gewonnen werden, wenn man auf die Wege Friedrichs einlenkte. Das that man aber nicht, ſondern glaubte an Oeſterreichs Freundſchaft, ſchloß ein Bündniß mit ihm und ſtürzte ſich mit ritterlicher Romantik von Seiten des Königs, mit bitterem Haß gegen die Revolution von Seiten des Adels und mit der Zuverſicht einer ſo ruhmgekrönten Armee von Seiten des Heeres (Kaiſer Leopold II. war inzwiſchen durch den jüngeren Franz II. erſetzt worden) in den Krieg mit dem revolutionären Frankreich. Der Fürſtenbund war, obgleich auf dem Papier fortbeſtehend, in Wirklichkeit beſeitigt. Der König ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze ſeines Heeres. Dieſer Krieg hätte trotz ſeiner anfänglichen Erfolge zur Selbſterkenntniß führen müſſen. Aber auch Preußen hatte ſich der Stoffe nicht gänzlich erwehren können, die das Reich und Oeſterreich zu ſo ungleichen Gegnern des doch ſo ſchlecht gerüſteten Frankreichs machten. Die bloße Begeiſterung für den alten Ruhm und für das in Frankreich beleidigte Königthum waren keine ſo ſtählernen Sprungfedern, wie der demokratiſche Fanatismus einer aufgewühlten Nation. Ihr gegenüber

*) Häußer, a. a. O. I. S. 249—340.

war jetzt das Schickſal Deutſchlands beſiegelt. Es mußte in ſeiner loſen, künſtlichen und doch wieder ſo wirkungsvollen Verbindung zerbrochen werden, wenn die maſſige Einheit einer Nation dagegen anprallte. Auch der Bund Oeſterreichs und Preußens war nicht natürlich und wahr genug, um dagegen lange Stand zu halten. In Preußen ſelbſt aber waren wohl die Ordnungen des Staates und die Conſtruction des Heeres noch ſtramm und feſt, wie in den Zeiten Friedrichs, aber in der leitenden Spitze, im Hof, den Rathgebern des Königs, in der vornehmen Geſellſchaft war eine Erweichung eingetreten, die in der That nicht mehr den eiſern umſchirmten Staat Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen erkennen ließ. Die Gefühle und Anſichten der Revolution hatten Wiederhall in den Herzen gefunden, und es klang in den Gedanken, welche die Gironde von der Rednerbühne der Nationalverſammlung zu Paris im Glanze der Beredſamkeit ausſprach, den franzöſiſchgebildeten Deutſchen etwas Verwandtes entgegen, die Verwandtſchaft der vom Proteſtantismus auf religiöſem Gebiete geforderten Freiheit der Perſon von der Autorität menſchlicher Inſtitutionen mit der Forderung der perſönlichen Freiheit (Menſchenrechte) gegenüber dem Staate. Und dennoch — wie ſolche Widerſprüche ſo oft vorkommen und ſtets unheilvoll wirken — ließ man ſich auch wieder von den verdorbenſten Repräſentanten des geſtürzten franzöſiſchen Staats und Geſellſchaftslebens, den lüderlichen, leichtſinnigen, prahleriſchen Emigranten beeinflußen.

Es iſt bekannt, wie traurig der Krieg gegen die franzöſiſche Revolution, ein Tendenz-Krieg, dem ein geſundes Ende nicht geweiſſagt werden konnte, und mit ihm die unwahre Coalition mit Oeſterreich endete, daß Preußen aus demſelben mit ſehr geſchwächten Kräften, mit bitterem Haſſe gegen den Kaiſerſtaat, der ihm mit Rußland inzwiſchen im Rücken, in der polniſchen Sache, geſchadet hatte, und noch dazu mit dem Schein des ſelbſtſüchtigen Aufgebens der gemeinſamen Aufgabe gegen die Revolution hervorging. Der Baſeler Friede war ſeitdem ein Vorwurf gegen Preußen geworden, s trüge er den Stempel des Reichsverraths. Und doch wurde nur geſchloſſen, nachdem Preußen wiederholt dem mitverbündeten ngland und Holland erklärt hatte, nicht länger ſeine Kräfte an n hoffnungsloſen Krieg vergeuden zu können, nachdem dieſe Mit-

verbündeten mehrfach ihre Verſprechungen gebrochen, Oeſterreich die Laſt des Krieges auf Preußen faſt allein geworfen, ſeine Heere viel ſchwächer, als es zugeſagt, an den Rhein geſtellt, nachdem überdies klar geworden war, daß die Verbündeten Preußens Heere blos als eine gemiethete Truppe behandeln wollten, vor Allem aber, nachdem das am Rhein mit Preußen verbündete Oeſterreich ſich gegen Preußen und ſeine polniſchen Anſprüche mit Rußland in einen kriegeriſchen Bund begeben hatte. Der Krieg war als Kreuzzug begonnen und — ungeachtet Preußens Heer keine Niederlage erfahren, vielmehr überall ſeine Ueberlegenheit gezeigt hatte — als ein Cabinetskrieg kleinlich und kümmerlich geführt worden. Die Schuld daran lag im preußiſchen, wie im öſterreichiſchen Cabinet, im Miniſter Graf Haugwitz ebenſo, wie im Miniſter Baron Thugut. Dieſer Friedensſchluß, der zum erſtenmal die Mainlinie als die Grenze des preußiſchen und öſterreichiſchen Einfluſſes auf Deutſchland hervortreten ließ, der aber auch ausdrückliche Bedingungen zu Gunſten der Reichsfürſten enthielt, brachte den ganzen Haß zwiſchen beiden deutſchen Mächten und die Parteinahme für ſie zum Ausbruch. Die damaligen Stimmen ſind denen ſehr ähnlich, welche im ſüdlichen Deutſchland ſeit 1850 ſich gegen Preußen vernehmen ließen.*) Und dennoch war kein Zweifel, daß Oeſterreich, welches jetzt deutſche patriotiſche Töne vernehmen ließ und allen Schmähungen gegen Preußen den Rücken deckte, ſehr gern ſeinen Frieden mit Frankreich auf Koſten Baierns geſchloſſen hätte. Daß es mit dem Reich bis auf den letzten Schein zu Ende ſei, war nunmehr kein Zweifel mehr, und die Frage nur noch, ob Oeſterreich, ob Preußen den leeren Raum einnehmen werde. Denn Würtemberg und Baden ſchloſſen je mit Frankreich einen Frieden, in welchem ſie verſprachen, auch „Reichshülfe gegen Frankreich“ nicht mehr zu leiſten. So hatte allerdings Preußens (und auch Heſſens) Vorgang im Separatfrieden die letzten lockeren Reichsbande gelöſt. Preußens that ſogar in dieſer Richtung noch mehr, indem es nach Ludwigs XIV. Vorbilde von ſeinen fränkiſchen Herrſchaften aus (die ſeitdem durch Ausſterben der dortigen brandenburger Linien an den preußiſchen Staat gefallen waren) um ſich griff und Nürnberg ſich aneignete, zugleich

*) Häußer, a. a. O. II. 18 f.

aber von Frankreich mit Säculariſation geiſtlicher Lande ſich locken ließ. Jetzt hatte man um ſo mehr wirklichen Grund, Preußen von Seiten des Reiches, das freilich nur noch ein Gedanke war, nachdem auch Baiern, wie zuvor Preußen, Heſſen, Würtemberg, Baden, durch Separatfrieden ſich abgelöſt hatten, zu verabſcheuen. Verwerflich war die Politik Preußens nicht, weil ſie dem Scheine des Reichs nicht huldigte, ſondern weil ſie ſchwankend, kleinlich, habſüchtig war, weil ſie den Feind ſich im Süden einfreſſen ließ, ohne doch den Norden energiſch zu wahren. Als vollends in Italien die elektriſchen Schläge Bonaparte's die öſterreichiſche Kraft lähmten und die Siege des Erzherzog Carl in Süddeutſchland nutzlos machten, da war in ganz Deutſchland nur noch Ein Ton zu hören: „rette ſich, wer kann!“ — Auch in Oeſterreich wurde er herrſchend. Der Feind bedrohte Wien, der Kaiſer that daſſelbe, wegen deſſen Preußen als Reichsverräther geſchmäht wurde, er ſchloß ſeinen Frieden mit Frankreich, er ſchloß ihn auf Koſten des Reichs, das die Entſchädigungen liefern mußte, und zu ſeinem eigenen Vortheil, er ſchloß ihn ſelbſt mit Zugebung der Säculariſationen, in Bezug auf welche Oeſterreich vor Kurzem noch hinterliſtig genug geweſen war, die katholiſchen Stände gegen die proteſtantiſchen aufzurufen und einen alten Haß aus dem Grabe zu wecken, welches ihm der Indifferentismus bereitet hatte. Die letzte Hülle der Reichs-Heuchelei, auch das letzte Gewand des Reichs-Anſtandes war gefallen, und die Vernichtung ſtand in ihrer nackten Blöße vor Augen. Der Widerſtreit Oeſterreichs und Preußens aber war von nun an nicht mehr blos eine deutſche Erſcheinung, die bald mit Sorge, bald mit Hoffnung in die Zukunft blicken ließ, ſondern ſie war zur Schmach unſeres Vaterlandes ein Mittel franzöſiſcher Politik geworden, die nunmehr den Dualismus und Antagonismus für ihre ſelbſtiſchen Intereſſen ausbeutete. Und keine der beiden Höfe war zu gut, um einer ſolchen Ausbeutung Raum zu laſſen. Oeſterreich und Preußen waren faſt gleich tief geſunken, dort waren die ſchöpferiſchen Kräfte erloſchen, hier am Wirken gehindert. Dort war die tiefere ſittliche Springkraft in Regierung und Verwaltung in ſinnlicher Trägheit und derber Genußſucht untergegangen; der junge Kaiſer war, wie ihn die Jetztwelt kannte, ſchon damals ein harmlos und gutmüthig auftretender, im Kleinen kluger Mann, aber ohne großen politiſchen

Blick, ohne energiſche Kraft, ohne höheren Schwung. Von Maria Thereſia und von Joſeph II. zu ihm, welch ein großer Abſtand. Männer von höherer Bedeutung, auch ſelbſt wenn ſie im doppelten Glanze der Siege und der kaiſerlichen Geburt daſtanden, wurden durch Argwohn vom Einfluß fern gehalten. Selbſt ſittenrein, war er von unlauteren Menſchen umgeben, und Spionage, geheime Polizei, Mistrauen der Einen gegen die Anderen, Fernhaltung geiſtiger Bildung und ſelbſtändigen Urtheils waren ſeine großen Regierungsmittel. In Preußen war der ritterlich-gutmüthige, aber auch ſinnlich-phantaſtiſche Friedrich Wilhelm II. geſtorben, und ſein Nachfolger wurde ein ſittlich geſunder, muſterhaft einfacher, ein das Wohl des Staates anſtrebender, ein redlicher und gerechter, die geiſtigen Hebel des Volkslebens hochſchätzender, in aller Weiſe ſparſamer und auf innere Verſtärkung des Staates bedachter Fürſt. Freilich ſeine Miniſter waren noch die Haugwitz und Lucheſini, in deren Schatten nur ein Freiherr von Stein zu arbeiten vermochte. In Preußen lebte aber doch zukünftige Kraft, und es bedurfte nur des mächtigen Antriebes, um ſie zur Entwicklung zu bringen.

Auch in Preußen hatte während der Regierung Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II. der leichtfertige franzöſiſche Unglaube an dem Nerv des Volkslebens genagt, und in Folge davon war der höhere Schwung und die Pflichtſtrenge aus vielen Seelen gewichen. Die ſinnliche Behaglichkeit, das träge, unentſchloſſene Zuſchauen und ſich aus der Bewegung Herausflüchten, das ſich ſelbſt täuſchende Zurücklehnen auf die ſiegreiche Vergangenheit galt als berechtigt, ja man ſah mit unverhüllter Freude der Demüthigung Oeſterreichs zu und tröſtete ſich der eignen Sicherheit. Die verkehrten Verſuche, den Unglauben zu beſeitigen, ohne daß man ſich der Sittenloſigkeit entwinden wollte, der durch ſie herbeigeführte Scheinglaube, die ungeſunde, herzmatte, halb orthodoxe, halb träumeriſch-phantaſtiſche Frömmigkeit, ſie entnervten noch mehr, anſtatt zu ſtärken. Ohne ein tief eingreifendes, reinigendes und erweckendes Schickſal war hier nicht mehr zu helfen. Der König, bei allen edlen Eigenſchaften zaghaft, zu durchgreifenden Entſchlüſſen nicht geneigt, beſaß die Kraft nicht, ſein Volk emporzureißen. — Man war ſich in Preußen wie in Oeſterreich klar bewußt, daß Alles erduldet und ertragen werden dürfe, als das Emporkommen

deutſchen Gegners. Seit der Eroberung Schleſiens war zwiſchen beiden ein dauernder, wahrer Friede nicht mehr möglich. Denn was auch Oeſterreich erwerben mochte, es wurde nie als Erſatz für Schleſien, ſondern nur als Verſtärkung der Mittel betrachtet, um auch Schleſien wieder zu gewinnen. Auch was an Land und Leuten Preußen zuwachſen mochte, es konnte nicht geneigt machen, etwa Schleſien wieder abzugeben, ſondern es verſtärkte die Macht, um dieſes feſtzuhalten. Am Schluß des Jahrhunderts gab der Congreß zu Raſtatt der Welt zu erkennen, daß es kein einiges zuſammenhängendes Deutſchland mehr gab, daß Frankreich die Entſcheidung aller deutſchen Schickſale in der Hand hatte, und daß noch viel weniger als von Ludwig XIV. auch nur eine ſchonende Verhüllung dieſer Thatſache von den franzöſiſchen Machthabern zu erwarten ſtand. Das Buhlen um franzöſiſche Protection von Seiten auch der großen deutſchen Staaten offenbarte ſie ja rückſichtslos. Der einzige aber ſchmähliche Troſt für Jeden lag in der ziemlich gleichen Schuld Aller, denn ſie wetteiferten in Unterwürfigkeit und in Bloslegung ihres inneren Haſſes und Neides. Es war der völlige, ſchmachvolle Bankerutt der Reichswirthſchaft, wie er ſeit dem weſtphäliſchen Frieden unaufhaltſam geworden war. Der Geſandtenmord bei Raſtatt und was man davon in der großen Welt glaubte, giebt den beſten Commentar zu der damaligen politiſchen Sittlichkeit Oeſterreichs.*) Es blieb nur noch, trotz aller Gegenwehr Oeſterreichs im Bunde mit Rußland und England, die förmliche Auflöſung des Reiches, die Säculariſirung ſeiner geiſtlichen Fürſtenthümer und Herrſchaften, die Einziehung der freien Reichsſtädte und die Vertheilung dieſer reichen Beute zwiſchen den größeren Reichsfürſten übrig. Sie geſchah durch den Reichs-Deputations-Hauptſchluß von 1803. Oeſterreich, Baiern, Preußen, Baden, Würtemberg, Naſſau, Heſſen waren dabei die glücklichen Gewinner. Daß die geiſtlichen Fürſtenthümer verſchwanden, war, einmal das Reich ſeiner kirchlichen (katholiſchen) Bedeutung entkleidet, nur ein Glück für die Zukunft, beſonders wenn man hoffen durfte, was Frankreich auf dem linken Rheinufer ſich aneignete, einſt wieder zu erlangen. Es entſtanden neue oder vielmehr jetzt erſt lebensfähige

*) Häußer, II. 233 ff.

Staaten, deren erſter Baiern wurde. Aber eben dieſe Aufſtellung ſolcher kräftigeren Complexe neben Preußen und Oeſterreich war auch das Unglück Deutſchlands, weil es die zerfahrene Politik dieſes nicht ferner durch das Reichsband geeigneten Deutſchlands für die Dauer befeſtigte und weil es die Kleinſtaaterei mit einer größeren Würde umgab, indem es ihr den Dienſt am Reiche abnahm und ſie ſouverän machte.

Das Reich war aufgelöſt, aber die Elemente innerer Schwäche und Zerbröckelung und der Bereitſchaft für den Dienſt des Auslandes waren übrig gelaſſen. Oeſterreich als Träger des Kaiſerthums hatte ſich mit Schmach bedeckt, ſo heldenmüthig auch ſein edler Erzherzog gekämpft und geſiegt. Wie es je wieder in deutſchen Sachen anders als mit geſchlagenem Gewiſſen auftreten konnte, war nicht zu erſehen. Preußen, bei aller Schwäche und allem unedlen Verhalten, mußte in dieſelbe Tiefe erſt niedergezogen werden. Es geſchah durch die Nichtbeſetzung Hannovers, als die Franzoſen es bedrohten. Alle Pflichten des deutſchen Staates, Ehre und geſunde Politik forderten dieſen Schritt. Er unterblieb, und das deutſche Land war der fränkiſchen Ausſaugung überliefert. Als endlich (1806) nach dem Rückzuge der franzöſiſchen Truppen Preußen es in Verwahrung und Beſitz nahm, war auch ſeine Erniedrigung vollendet, der freilich das ſchwankende Verhalten zu dem Kriege von 1805 vorangegangen war. Napoleon, inzwiſchen Kaiſer geworden, wie auch Franz I. ſich jetzt zum Erbkaiſer von Oeſterreich erklärt hatte, konnte nichts erfinden, um Preußen moraliſch zu vernichten, das ſicherer zum Ziele führte, als dieſe Verlockung. Jetzt war zubereitet, was im Spätherbſt deſſelben Jahres nur ſeine Rechnungsprobe erhielt, in der Schlacht bei Jena. Oeſterreich und Preußen waren gleichermaßen entehrt und vernichtet. Das jammervolle Zuſammenbrechen Preußens nach der Schlacht war der Untergang Deutſchlands.

Die Rheinbunds-Acte von 1806 hatte 7—9 Millionen Deutſche willkührlich, durch Gewaltthat und Abfall, vom Reiche getrennt, dem Auslande angeſchloſſen, und Kaiſer Napoleon zugleich das deutſche Reich für erloſchen erklärt. Die Entſagung des letzten Kaiſers war nicht blos als perſönliche, ſondern als Aufhebung der Kaiſerwürde gemeint, die übrigen Reichsſtände waren nicht gefragt. Sie hatten daher zwiſchen iſolirter Souveränetät in ihren Staaten oder einer

neuen Verbindung zu wählen. Hier trat Preußens Pflicht wieder unverkennbar ein, das kaiſerliche Scepter von der Erde, auf die es ſein letzter Träger hatte fallen laſſen, aufzuheben. Die Politik Friedrichs des Großen war nicht vergeſſen, nur nicht gehandhabt worden. Jetzt ließ ſie ſich nur noch theilweiſe, in Bezug auf das nördliche Deutſchland, befolgen. Ein norddeutſcher Bund, um Preußen geſchaart, war der nothwendig ſich darbietende Gedanke. Er war ſchon vor dem Rheinbunde von regſamen Geiſtern bearbeitet worden und hatte eine Gährung der Ideen für die nächſte Zukunft hervorgebracht, in welcher bald von Eroberung Hannovers, ja des ganzen Norddeutſchlands, bald von Abſetzung, bald von Mediatiſirung der Fürſten, von einem preußiſchen Erbkaiſerthum, am meiſten aber von einem norddeutſchen Bunde ohne ſolche Gewaltſchritte unter Preußens Direction die Rede war. Aber — weder der König noch ſeine Miniſter wagten den entſchloſſenen Schritt. Als ſie darauf eingingen, mit Heſſen und Sachſen den Grund eines norddeutſchen Bundes zu legen, geſchah es mit Napoleons Zuſtimmung. Von Kaiſer- und Königskronen, von Mediatiſirungen und Ländertauſchen war hier die Rede, ehe noch der deutſche Kaiſerthron erledigt war. Der Bundesplan, zuletzt von Preußen eifrig betrieben, ſcheiterte an der particulariſtiſchen Eiferſucht Sachſens, wie er ſchon durch die Ländergier Heſſens einen üblen Stempel erhielt. Napoleons lügneriſche Doppelzüngigkeit hatte es in derſelben beſtärkt, indeß er Preußen zur Vollführung des Planes lockte. Sachſen und Heſſen wurden in der letzten Stunde, als der Bruch zwiſchen Preußen und Frankreich kaum mehr zweifelhaft blieb, zu Verräthern an Preußen und eben damit an Deutſchland. Was von anderen deutſchen Fürſten damals geſchah, bleibt jetzt beſſer unbezeichnet. Aus dem norddeutſchen Bunde wurde nichts. Deutſche Truppen kämpften gegen Preußen, und es unterlag. Aber nicht Preußen, wenn man nicht an gerechte Strafe für Hannover denkt, ſondern Oeſterreich und die Verblendung und ſchmachvolle Gier der deutſchen Fürſten hatten das Reich zu Grabe getragen.*)

*) S. A. Schmidt: Preußens deutſche Politik 1785, 1806, 1849, 1866. S. 77—173.

IX.

Deutſchlands neue Erhebung.

Es kann mir nicht einfallen, die oft und trefflich erzählte Geſchichte Deutſchlands von 1807 bis 1815 neu zu erzählen.*) Es gilt nur die Höhen- und Tiefenpunkte hervortreten zu laſſen, in welchen ſich ſein Geſchick erfüllte und die Gegenwart und die weitere Zukunft ſich vorbereitete. Erſt mußte Preußen faſt zertrümmert ſein, ehe Friedrich Wilhelm III., der auf die Vorſtellungen der Königin ſelbſt, des Prinzen Louis Ferdinand, der Miniſter von Stein und von Hardenberg und anderer Patrioten nicht gehört hatte, die alte Wirthſchaft völlig von ſich warf und damit von dem ihn feſt umklammernden franzöſiſchen Einfluß frei wurde. Es mußte eine gänzliche Enttäuſchung ſowohl über den Staat als über das Heer, die man immer noch als die Friedrichs des Großen ſich vorzuſtellen liebte, ſowohl über die Beamten als das Volk, ſtattgefunden haben, ehe man zum Neubau, zur innerlichen Umgeſtaltung ſchreiten konnte. Nicht mit einmal war dieſe Enttäuſchung vorhanden, obwohl ein Zuſammenſturz nach Einer verlorenen Schlacht lauter redete, als alle Denkſchriften einſichtsvoller Männer es konnten. Preußen war aus der Reihe der Großmächte nicht nur, ſondern der deutſchen Mächte geſtrichen, der Antagonismus mit Oeſterreich war, wenn letzteres ſich wieder hob, für immer zu Ende, und ein deutſches Reich war nicht mehr, in welchem Preußen emporſtreben konnte. Nur ſeine ärmeren Provinzen öſtlich der Elbe waren ihm nach dem Frieden von Tilſit gelaſſen, es mußte nicht nur die Schadenfreude des ſchon vor ihm gedemüthigten Oeſterreichs und der eifer-

*) Auch hier iſt vor Allem auf Häußer Bd. II. und III. zu verweiſen, außerdem auf das höchſt intereſſante Buch von Perthes: Politiſche Zuſtände und Perſonen in Deutſchland zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland. Gotha 1862. Nicht minder gehören hierher: Pertz: Leben Steins und Gneiſenaus, Droyſen: York von Wartenburg, Die Schriften Varnhagen's von Enſe und das Leben des älteren Perthes.

ſüchtigen Kleinfürſten, den Hohn der ſich emporreckenden Rheinbundsländer ertragen, ſondern auch den einſchneidenden Schmerz erleben, daß ſein letzter Verbündeter Rußland es verließ und ſich an der Beute des verarmten Großſtaates bereicherte. In einem ſolchen Moment, wenn er eine Perſönlichkeit trifft, offenbart dieſe ihr wahres Weſen. Der ächte Mann kehrt in ſich ſelbſt ein, erkennt ſeine Fehler und Sünden, erforſcht ſeine Kräfte, wird ſtill, ernſt und einſam, er hebt ſich zu dem lebendigen Gott empor, erfriſcht ſich aus den ewigen Quellen des Lebens und arbeitet mit allen erneuten Kräften ſeines Weſens für ein neues Daſein. So that Preußen, und hierin wurde klar, daß die Lebenskraft und die Wahrheit des Daſeins, wie ſie unter dem großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm I. und ſeinem großen Enkel-Sohne das Gepräge des brandenburgiſch-preußiſchen Staates geweſen, unter der darüber gegoſſenen Maſſe des fremden, ungeſunden Weſens, der Franzöſelei, des Unglaubens, der Prahlſucht und der fleiſchlichen Luſt nicht erſtorben waren, ſondern in der friſchen Luft der Noth wieder aufathmeten. Was im Gegenſatze damit anderwärts geſchah, ließ Preußen geſchehen, denn es hatte mit ſich ſelbſt ganz allein zu thun. Die unächten Königthümer und Souveränetäten, deren einziges Gute die Mediatiſirung oder Einſchmelzung noch vieler kleinerer Reichsherren und die ſchließliche Abdankung des letzten deutſchen Kaiſers, alſo die Beſeitigung eines Scheines war, mußten ja auch die Zeit ihres Gerichtes finden, wenn in Gottes Rath die aus der Revolution aufgeſtiegene unächte Kaiſermacht ihr Schickſal erfüllt haben würde. Aber welche Arbeit war zu thun! Die Kräfte des Staates waren erſt zu befreien, den noch geſunden Perſönlichkeiten war Raum zum Wirken gegeben; es war als ob ein geſtrandetes Schiff wieder flott gemacht werden ſollte. Athemlos wartet die Mannſchaft auf die erſte Bewegung des Steuers und — ſiehe da! — das Fahrzeug folgt der Regung des Ruders. Die Männer, die den Untergang herbeigeführt hatten, verſchwanden von der Spitze des Staates. Hinter ihnen traten die Stein und Hardenberg, die Schön und Wilhelm von Humboldt, die Niebuhr, v. d. Goltz, v. Altenſtein, v. Hippel und Nicolovius, die Beyme und Stägemann hervor. Auch Blüchers kühne Gegenwehr am Ende des Kriegs, Gneiſenaus, Courbiere's und Kalkreuths Treue und Zähigkeit im Behaupten von Colberg, Graudenz und

Danzig, Götzen's, Pücklers und Anhalt-Pleß's Aushalten in Schleſien gaben Troſt. Die Armee hatte ſich nach Jena und Auerſtädt noch heldenmüthig geſchlagen. Für ihre Neubildung wirkten Männer der geſchloſſenen That, vor allen Scharnhorſt. Auch York, Bülow, Kleiſt und viele treffliche Officiere hatten ihren Grimm über die Entehrung des Vaterlandes in neue Thatkraft umgeſetzt. Es war ein ſtilles, drangvolles, ſelbſtloſes Wirken und Schaffen. Ganz in der Stille wuchs ein Heer heran, und jeder preußiſche Mann ſehnte ſich dem Tag der Erhebung entgegen. Jeder trug die doppelte Laſt der fremden Erpreſſung und der äußerſten Anſtrengung für die Zukunft Preußens. Die Finanzen wurden erneuert, der Volksunterricht umgeſtaltet, die Bauern wurden befreit, den Städten die Selbſtverwaltung gegeben, der Adel ſollte reformirt, die Landſtände hergeſtellt werden, die Univerſität Berlin ward gegründet; Fichte's glühende Reden und Schleiermachers auf die innerſten Springfedern des Geiſtes zurückgreifende Predigten, Stägemann's Oden, die den geharniſchten Sonnetten vom Süden begegneten, ſelbſt die Gedanken der Philoſophie und am meiſten der Geſchichtswiſſenſchaft, Arndt's Lieder und Pamphlete, Alles dies ſchuf eine ſcharfe Luft, welche wie ein Strom von Sauerſtoff das Leben beſchleunigte. Kurz, dem Beobachtenden in jener Zeit des Untergangs konnte nicht entgehen, daß in dem Staate, dem man am lauteſten die Schuld an dem Elende des Vaterlandes zuſchrieb, die Hoffnung Deutſchlands aufleuchte. Der König ſelbſt wurde unter dem Einfluſſe ſeiner herrlichen Gemahlin und der göttlichen Fügungen, die er in ſeiner Noth erkannte, ſichtlich ein Anderer. Schill's Aufruf an die Nation und ſein heldenmüthiger Tod, das Hinſcheiden der Königin, die wie ein Stern der Hoffnung geleuchtet, wirkten durch die mächtige Begeiſterung des Schmerzes und eines heiligen Vermächtniſſes. — Aber nicht ein neues Preußen, ſondern ein neues Deutſchland war im Werden. Wenigſtens waren beſſere Regungen auch im Süden nicht ſelten. Nicht allein, daß dort ſelbſt unter denen, welche für Preußen in den letzten Jahren nur Fluch gehabt hatten, deſſen wirkliche und vermeintliche Sünden durch die furchtbare Demüthigung, die ihm geworden war, geſühnt erſchienen; ſie konnten auch von der Hoffnung nicht laſſen, daß der Staat Friedrichs des Großen, der auch ihr Stolz geweſen, keine leere Stelle bleiben werde. Andere wurden

durch den unverhüllten Anblick der franzöſiſchen Gräuelherrſchaft deutſcher, als ſie je zuvor geweſen. Unter dieſen letzteren waren in Würtemberg und Baiern ſelbſt die „königlichen“ Prinzen, welche dereinſt den neuen Königsthron einnehmen ſollten. Die Stimmen aus dem Norden fanden in manchen ſüdlichen Herzen Widerhall. Die Männer, die der Buchhändler Perthes in Hamburg in deutſchem Sinn um ſein „deutſches Muſeum“ zu ſammeln ſuchte, und die auf ſeine Aufforderung freudig eingingen*), gehörten allen deutſchen Gauen an. In Coblenz, Kreuznach, Cöln wirkten und ſprachen deutſche Männer, wie der treffliche Schulmann Weinmann, der geiſtvolle Literat und Journaliſt Joſeph Görres, der treffliche Kunſtforſcher Sulpiz Boiſſerée in ächt deutſchem Sinn und wurden Vielen der Beſſergeſinnten zu einem Troſt und Anhalt.**) In Schwaben erſchollen die Lieder Ludwig Uhlands und antworteten gleichſam denen Schenkendorfs und Körners, vor Allem aber tönten die Klänge Schillers noch feierlicher von ſeinem noch nicht lange geſchloſſenen Grabe her. Die Bewegungen der Geiſter in Baiern und Oeſterreich, wenn auch mehr der Herſtellung veralteter Formen und ariſtokratiſcher Privilegien, als einer Erneuerung im Sinne Steins und ſeiner Genoſſen geltend, ſtrebten doch ebenſo entſchieden der Brechung des fremden Joches zu.***) In Tyrol aber erhob ſich das Bergvolk mit den Waffen für ſein altes Recht, ſeine heimiſche Sitte, und wurde durch franzöſiſche und leider auch durch baieriſche Truppen niedergehetzt. Ein ſonderbarer Contraſt waren dieſe öſterreichiſch-tyroliſchen Freiheitsklänge mit den Entſchuldigungen der von Deutſchland abgefallenen Rheinbundsfürſten. Sie — Baiern voran — wußten nur von ihrer Schutzbedürftigkeit gegen Oeſterreichs beſtändige Vergrößerungsplane zu reden.†) Wenn dies auch nur Vor-

*) Friedrich Perthes' Leben (Hamburg 1855) Bd. 1. S. 185 ff.

**) Clemens Perthes a. a. O. S. 327 ff.

***) Schloſſer, a. a. O. Bd. 7. S. 400 ff. ſtellt ſie mit gewohnter Schärfe aber auch Härte des Urtheils dar.

†) Man leſe nur, um die mildeſte Darſtellung zu nehmen: Sölti, Max der Erſte, König von Baiern. 3. Aufl. Augsburg, 1864, wo dieſe Hinweiſung auf öſterreichiſche Plane gegen Baiern durchgeht. Auch Bülau: Geſchichte Deutſchlands von 1806—1830. Hamburg 1842. S. 4 ff.

Vor Allem aber gehört zu dieſem Abſchnitte: Pertz, das Leben des Miniſters Freiherrn von Stein und der Auszug: Pertz, aus Stein's Leben. Berlin, 1856. 2 Bde. Wir citiren nicht weiter.

wände waren, ſo wirkte darin doch der Schatten der bisherigen Geſchichte Oeſterreichs fort. Auf Preußen aber blieben alle blutenden deutſchen Herzen gerichtet, und es entſprach der von ihm gehegten Hoffnung. Das Jahr 1813 brachte die Abwerfung des Joches, welches zu mildern der übermüthige Sieger nicht einmal klug genug geweſen war. Der Haß gegen Frankreich brannte in allen Herzen.

Die Flammen Moskaus hatten als göttliches Zeichen über Europa hingeleuchtet. Der Anblick der vernichteten Armee, die aus Rußland heimkehrte, nahm den Zauber der Unbeſiegbarkeit von Napoleons Schaaren, das Grauen über die Aufopferung der deutſchen Truppen empörte innerlich die Angehörigen des Rheinbundes. Jetzt war die Zeit oder nie. Stein's Wirken auf den Kaiſer Alexander brachte die ruſſiſchen Heere über die deutſchen Gränzen. Yorks kühne Mannesthat, als er mit ſeinem Heere ſich von den Franzoſen trennte, hatte ſelbſt wider den Willen des noch immer zaudernden Königs entſchieden. Endlich hob ſich dieſer zu der Höhe der Umſtände und erklärte, ſein Volk aufrufend, den Krieg an Frankreich. Das Volk in Waffen ſtand den Unterdrückern gegenüber. Stein hatte auch mit den öſterreichiſchen Deutſchgeſinnten ſtets Verbindungen unterhalten, denn ihm war es um das Ganze zu thun. Aber dort war nun ſchon wieder die Eiferſucht erwacht. Der im Untergang mit ertrunkene Dualismus und Antagonismus lebten wieder auf. Es war kein Zweifel, daß die ſittlichen Springfedern der Erhebung in Preußen lagen, und daß dieſes nach Intelligenz und ſchwungvoller Kraft an der Spitze der Bewegung ſtand, ſo ſehr es auch der breiten Maſſe von Rußland und Oeſterreich bedurfte, wenn man nicht zu einer bloßen Befreiung von Norddeutſchland und einem ſtets erneuerten Verzweiflungskampfe kommen ſollte, in welchem doch zuletzt die Kräfte ſich erſchöpfen mußten. Die Staaten des Rheinbundes mußten ſich mit erheben, wenn Deutſchland wieder Deutſchland ſein ſollte. Die Folgezeit mochte daran mäkeln, wie ſie wollte, Preußen warf ſich thatſächlich für alle Deutſchen ſtürmend in die Breſche, welche Rußland und auch dieſes unter preußiſcher Berathung (v. Stein, v. Kneſebeck) geöffnet hatte. Der Aufſchwung des Volkes, die perſönliche Hingabe der Einzelnen, die Einſtellung aller Volksklaſſen in das Kriegsheer, die Schöpfung der Landwehr, die ohne Zweifel Scharnhorſt's

Gedanke war, das Gefühl, daß man als Deutſcher für ganz Deutſchland kämpfe, Alles hob die Wogen des Nationalgefühls und der gemeinſamen Aufgabe zu einer Höhe, die es wohl noch nie im ganzen Laufe der deutſchen Geſchichte erſtiegen hatte. Alle Blicke waren auf Oeſterreich gerichtet, ob es für die deutſche Sache eintreten werde. Es trat ein und war ſchon längſt darauf vorbereitet. Nur hatte es in ſeiner beſonderen Lage Vorbereitungen zu treffen, die als Säumniſſe erſchienen. Zum erſtenmale wieder ſtanden Preußens und Oeſterreichs Heerſchaaren in Bund und Wetteifer zuſammen, und an ſie ſchloſſen ſich die übrigen Deutſchen. Es war eine Erſcheinung, ſo groß, geſund und ächt deutſch, daß ſie alles vorausgegangenen Elends werth erſcheinen mußte.

Auch hier ſoll nicht der Gang des Krieges geſchildert werden. — Wie tief in demſelben der Widerwille des öſterreichiſchen Kaiſers und ſeines gewandten Diplomaten Metternich gegen die in Preußen nicht geſcheuten Mittel ſich eingrub, läßt ſich nicht genau ſagen. Aber gewiß iſt, daß die Volkserhebung mit gefährlichen, jakobiniſchen Geſinnungen in Vergleichung geſtellt wurde.*) Der Kaiſer ſah freilich mit Staunen, wie Großes die preußiſche Landwehr neben und mit dem Heere leiſtete. Paris war erobert, und der Friede wurde geſchloſſen. Daß Rußland und England die Rachegefühle der Deutſchen nicht theilten ſondern Frankreich ebenſo wie Deutſchland als ein befreites, zu ſchützendes Land anſahen, als das Frankreich der Bourbonen, gerettet vor der Wuth der Revolution und der Tyrannei der Militärdeſpotie, konnte ihnen nicht verdacht werden. Man wollte nicht Frankreich, ſondern nur Napoleon unſchädlich machen. Man vergaß, daß Ludwig XIV. ein Bourbon geweſen und ohne revolutionären Schwung daſſelbe verſucht hatte, was dem Kaiſer durch dieſen Schwung gelungen war. Ueber Deutſchlands Zukunft — ſeine Gränzen waren ſchon als die von 1792 beſtimmt, alſo alle früheren Verluſte als unerſtattbar anerkannt — ſollte ein Congreß entſcheiden, bei welchem ſeltſamer Weiſe nicht blos Rußland und England, welche mit Waffen und Geld zu ſeiner Befreiung mitgewirkt, ſondern auch Frankreich, das beſiegte und befreite, mitwirkte, bei wel-

*) Häuſſer, a. a. O. IV. 237.

chem nicht blos Oeſterreich und Preußen, ſondern auch die Rheinbundſtaaten zum vollberechtigten Worte zugelaſſen wurden.

Wer jetzt über die Lage der damaligen Dinge urtheilt, der muß geſtehen, daß der zerſchmetternde Stoß gegen die franzöſiſche Unterdrückung von Preußen ausgegangen war, daß im Kriege das Meiſte (man darf nur Katzbach, Großbeeren, Kulm, Dennewitz, Wartenburg, die Tage von Leipzig, Bar-ſur-Aube, Laon, nachher Waterloo [Belle-Alliance] nennen) von Preußen geſchehen war, daß aber ſchon nach dem Frieden von Paris in der Luft lag, daß Preußen neben Rußland und Oeſterreich zurückgedrängt wurde und man ihm ſeine großen Opfer als blos ſeiner eigenen Rettung, nicht für das Ganze gebracht, anſchlug. Ueberdies war in den meiſten Fürſten und Höfen und Diplomaten das Loslaſſen des Volksgenius in Preußen immer noch als ein bedenklicher Vorgang betrachtet, und erſchien Preußen fortan als ein im Intereſſe der öffentlichen Ordnung Europas niederzuhaltender Staat. Eine bedeutende Verſtärkung Preußens konnte nunmehr in Oeſterreich als eine Gefahr für die deutſchen Länder erſcheinen, als eine ins Deutſche überſetzte Fortſetzung der eben in Frankreich niedergeworfenen revolutionären Beſtrebungen. Die alten deutſchen Gegenſätze erwachten aus ihrem durch Napoleon bewirkten Scheintode, und die Frage trat von neuem in den Vordergrund der deutſchen Geſchichte: „Preußen oder Oeſterreich?“ Gleichwohl erſchien, was erzielt war, als ein unermeßliches Gut, und war es auch: die Freiheit aller deutſchen Lande von der Herrſchaft der übermüthigen Fremden, die Sicherheit vor den nun auf längere Zeit um ihre Angriffskraft gebrachten Franzoſen. Daß das Reich hinweggefegt war, machte nur Wenigen Kummer; die neue deutſche Bundesordnung ließ ſich ja auch ohne die mittelalterlich-katholiſche Weihe, ja leichter ohne ſie herſtellen. Daß man die Rheinbundsfürſten trotz der drohenden Erklärung von Kaliſch (1813) unangetaſtet gelaſſen, zeigte ſchon, wie wenig man an ein blos aus Oeſterreich und Preußen beſtehendes Deutſchland dachte.

Darf man dennoch den Congreß zu Wien noch unter der Aufſchrift: „Deutſchlands neue Erhebung“ einführen? Ja, man darf es. Dann mag auch an den Ergebniſſen des Congreſſes noch ſo Vieles durch die Geſchichte als nichtig geſtrichen worden ſein, es war dennoch ein ganz anderes, ein neues Deutſchland, das aus dem

Kriege der Befreiung hervorging, wenn wir es mit dem vergleichen, welches die Heere Napoleons vor zwölf Jahren vorgefunden hatten. Freilich war es eine denkwürdige Einleitung der neuen Zustände, daß der Papst Pius VII. den Jesuitenorden, der überall, nur nicht in Rußland, unterdrückt war, und Ferdinand VII. die Inquisition wiederherstellte. Dazu also hatten die beiden größten protestantischen Länder Europas, England und Preußen, ihre äußersten Kräfte an den Sturz der französischen Herrschaft gewendet, damit der alte giftige Haß gegen den Protestantismus sich in dem nur zu seiner Bekämpfung vor drittehalb Jahrhunderten errichteten Orden und der hauptsächlich gegen seine Fortschritte gerichteten barbarischen Institution von neuem verkörpern könnte? War das nicht für diese Länder ein klares Zeichen, mit welchen Mächten, schlimmer als die eben überwundenen, es von neuem zu kämpfen geben würde? Es konnten ja solche Schritte nicht geschehen, ohne daß auch die politischen katholischen Mächte erst Kunde davon erhielten. Der fast eingeschlafene Gegensatz zwischen katholischen und evangelischen Gebieten Deutschlands mußte daran zu neuem Leben erwachen. Ein anderes Zeichen der Zeit war der steigende Einfluß, der in den Verhandlungen dem eben besiegten Frankreich trotz aller entgegengesetzten Erklärungen gelassen wurde, ein klarer Beweis, wie England und Rußland und auch das mehr europäische als deutsche Oesterreich die Aufgabe der künftigen Gestaltung Deutschlands betrachteten, nämlich als europäische Angelegenheit, während sie in Wahrheit eine innere deutsche war, nachdem einmal die Grenzen nach Außen festgestellt waren. Allerdings hatte man diesen Unterschied zuvor ausdrücklich geltend gemacht, aber dem schlauen Eindringen der Franzosen nicht zu widerstehen vermocht.

Was konnte Preußen, die wirklich deutsche Macht, anderes thun, als sich auch auf den europäischen Standpunkt stellen? Was dieser für Deutschland zu bedeuten hatte, trat gleich hervor. Rußland wollte ein starkes Frankreich, ein zertheiltes Deutschland, um seinen Einfluß durch die kleinen Staaten zu üben. England verfolgte dieselbe Tendenz, obwohl es durch Hannover schon seine Hand in Deutschland hatte. Oesterreich suchte hauptsächlich gegen ein Uebergewicht Preußens zu wirken, dessen moralische und geistige Macht soeben in so großartiger Weise hervorgetreten war. Daß die kleineren Herren alle

trachteten, die durch Napoleon erlangte Ausdehnung ihrer Länder zu behalten, iſt natürlich. Es ſprachen eigentlich alle Fragen innerer deutſcher Politik wieder mit, die ſeit dem dreißigjährigen Kriege geſprochen hatten. Um die Stellung Baierns und Sachſens mußte es ſich um ſo mehr handeln, da erſteres nur erſt nach der Schlacht bei Leipzig, letzteres eigentlich gar nie recht von dem franzöſiſchen Bündniß abgetreten war. Preußen aber hatte etwas gethan, was ihm in den Augen der übrigen Mächte und ihrer Miniſter den halben Stempel der Revolution aufdrückte, es hatte das durch die Noth geſchaffene Volksheer zur dauernden Einrichtung erklärt. Das „Volk in Waffen“ ſtand für immer da. Nur wenige deutſche Fürſten (vor Allen den Kronprinzen Wilhelm von Würtemberg) ausgenommen, war Alles eher geneigt, Oeſterreich, als bereit, Preußen zu vergößern. Der Antagonismus hatte ſich aus dem Umſturz herausgearbeitet und war nunmehr faſt einer zwiſchen Preußen und dem übrigen Deutſchland geworden, deſſen abgeriſſene Bruchtheile ſich vom Auslande und von Oeſterreich patroniſiren ließen. Die beſtändige Befürchtung war, daß die Herrſcher von Baiern und Würtemberg ſich lieber an Frankreich als an Deutſchland ſchließen würden, um in dem noch neuen, ſüßen Genuß der Souveränetät nicht durch eine Bundes- und Landesverfaſſung, von oben und von unten zugleich, beſchränkt zu werden.

Polen und Sachſen waren die beiden erſten Hauptfragen neben der Verfaſſung des deutſchen Bundes. Die Wiederherſtellung Polens als ſelbſtändigen Staats, aber ohne Opfer für Preußen und Oeſterreich, waren das Strebeziel Frankreichs und Englands, geradezu ein unſinniges Ziel, deſſen Erreichung ſicher zu neuer Theilung hätte führen müſſen. Die Herſtellung eines Königreichs Polen, deſſen König er ſelbſt wäre, mit einer Conſtitution, wollte Kaiſer Alexander von Rußland in edelſter Meinung. Aber die Erkenntniß fehlte ihm, daß Polen einer ſolchen Verfaſſung ganz unfähig war. Daß Sachſen als Ganzes an Preußen übergehe, war nur gerecht und politiſch richtig. Denn ſein König, katholiſch um der für immer verlorenen polniſchen Krone willen, während ſein ganzes Land proteſtantiſch, die Wiege der Reformation war, hatte ſich nie von der Sache der bonapartiſchen Fremdherrſchaft getrennt, nie deutſch gefühlt, nie auch nur mit ſeinen großen Schätzen der deutſchen Sache geholfen,

er war vielmehr ſeit 1806 ſtets bemüht geweſen, bei der Zerſtückelung Preußens die Mark Brandenburg zu erlangen und war dieſem Plane getreu geblieben, bis er nach Napoleons Sturz zu den Unmöglichkeiten gehörte. Preußens Opfer forderten einen ſolchen Lohn, ſeine geographiſche und politiſche Lage eine ſolche Verſtärkung; es war bereit, auf dem linken Rheinufer an katholiſchen Landen Erſatz für einen Theil der ſächſiſchen Länder zu geben. Rußland ſah die Richtigkeit jener Anſprüche ein, aber um Polen zu erlangen, verließ es endlich die gute Sache Preußens; Oeſterreich aber, von Baiern und Frankreich gehetzt, ließ ſein gegebenes Wort ſchmählich im Stiche und ſuchte mit Frankreich, dem auch England beitrat, Sachſen zu erhalten. Der Haß gegen Preußen und der Wunſch, es in ſeiner ungünſtigen Länderlage zu belaſſen, war ſo groß, daß Kaiſer Franz in demſelben Augenblick, da Friedrich Wilhelm von Preußen und Alexander von Rußland in ſeiner Hofburg als Gäſte wohnten, einen geheimen Bund mit den genannten Neidern Preußens ſchloß, der auf Krieg gegen Preußen abzielte. Solche Lüge und ſolcher Verrath konnten nie mehr ein Vertrauen zur Wahrhaftigkeit dieſes Kaiſers und dieſes Miniſters (Metternich, der einer der unwahrſten und frivolſten Menſchen der Epoche war) aufkommen laſſen. Ein Charakter wie Friedrich Wilhelm III. hätte ſich mit Abſcheu von ſolchen Bundesgenoſſen abwenden müſſen. Er ließ ſich durch den Schein von Treuherzigkeit des Kaiſers täuſchen, aber auch von der mehr perſönlichen und gefühlsmäßigen Politik des Kaiſers von Rußland einnehmen. Daß Preußens Vergrößerung im Frieden zu Paris nicht im Voraus feſtgeſtellt wurde, war ſein und ſeines Miniſters von Hardenberg ſehr großer Fehler. Daß Preußen im Oſten und Weſten katholiſche Gebiete erhielt, ſtatt durch das proteſtantiſche Sachſen verſtärkt zu werden, blieb ein bis heute noch ſtark fühlbarer Nachtheil, und es konnte nur auf eine künftige Umgeſtaltung ſeiner Grenze nnd Einverleibung der ſeinen Oſten und Weſten trennenden Gebiete (Hannover, Heſſen) ſich vertröſten.

Ein Glück für Preußen in ſeinem Gegenſatze zu Oeſterreich war es, daß dieſes, ſtatt nach Südoſten hin, in die ſlawiſchen Länder, die es germaniſiren konnte, wie Preußen ſein polniſches Land, vielmehr nach Süden ſeine Blicke richtete und nur in Italien ſeine Vergrößerung ſuchte. Dieſe

Verkehrtheit öſterreichiſcher Politik, eine alte Erbſünde der Habsburger, wie ihrer Vorgänger, der Hohenſtaufen, legte den Schwerpunkt des Kaiſerſtaats in doppelter Weiſe außerhalb Deutſchlands und verführte die Staatslenker, die ſlawiſchen Lande zu vernachläſſigen, um die Kraft in Italien verwenden zu können. Was den deutſchen Kaiſern ſo oft verderblich geworden, die Sucht des Wälſchlands, wurde für Oeſterreich zu einer dauernden Krankheit. Undeutſch mußte der Kaiſerſtaat mit jedem Jahre mehr werden, indeß Preußen mit jedem Jahre deutſcher zu werden gar nicht vermeiden konnte. Im Jahre 1814 eben war es, daß ein großer Geſchichtsforſcher und praktiſcher Staatsmann, der nicht von Geburt und Erziehung Preuße war, über dieſes Land und die Nothwendigkeit, ganz Sachſen mit ihm zu vereinigen, ſich ſo ausſprach*): „Es „gibt keine ſächſiſche Nationalität, ſo wenig, wie eine pommerſche „oder märkiſche.... Die Preußen ſind von den Sachſen nicht ſo „verſchieden, wie die Engländer von den Schotten, geſchweige von „den Irländern, ſelbſt den engliſch redenden. In der jetzigen preu„ßiſchen Nation ſind eine Menge kleiner Völkerſchaften vereinigt, „von denen mehrere den Sachſen ähnlicher ſind, als den Märkern „oder Pommern, einige ihnen durchaus gleich. Ihre Eigenthüm„lichkeiten ſind unverändert; Weſtphälinger, Niederländer, Frieſen, „Pommern und Märker haben ihren Charakter nicht aufzuopfern „gebraucht, um Preußen zu ſein. Aber neben der Familieneigen„thümlichkeit ihres engen Bezirks gehören ſie einer Nation an, „deren Namen ſie mit Stolz ausſprachen. Von dem Ganzen geht „Kraft in den Einzelnen, und der Pommer, der unter ſeinen Her„zogen eben war, wie der damalige Mecklenburger, hat die Kraft „ſeiner Ahnen nicht nur bewahrt, ſondern erhöht, und iſt der Spar„taner und Samniter Deutſchlands geworden. — An ſich iſt es „ein Segen, einer ſtarken Nation anzugehören: was man durch „ihre Bürgerſchaft gewinnt, iſt mehr als Habe und Gut. Was „der preußiſchen Nation darin eigenthümlich iſt, zeigt das heftige „Gefühl unſerer abgeriſſenen Provinzen und das Beiſpiel aller pro-

*) B. G. Niebuhr: Preußens Recht gegen den ſächſiſchen Hof. Berlin 1814. S. 77 ff., eine Schrift, von der ein nicht geringer Theil, jetzt geleſen, wie eben jetzt geſchrieben erſcheint.

„teſtantiſchen Länder, die allmählig mit uns verbunden ſind. Mögen „die Sachſen auf die fränkiſchen Markgrafthümer ſehen, dort wer„den ſie erfahren, mit welchen Vorurtheilen die Verbindung mit „Preußen erwartet ward und wie nach funfzehn Jahren die An„hänglichkeit Leidenſchaft geworden war. Selbſt von unſeren „Pommern zeigt die Geſchichte, wie ſich Stettin und die vor„pommerſchen Städte gegen den großen Kurfürſten vertheidigten, „und wie bald wurden ſie Grundpfeiler des Staates! — Preußen „iſt kein abgeſchloſſenes Land, es iſt das gemeinſame Vaterland „eines jeden Deutſchen, der ſich in Wiſſenſchaften, in den Waffen, „in der Verwaltung auszeichnet. Scharnhorſt war kein geborener „Preuße. Lebende wollen wir hier nicht nennen. Eben dadurch „hat Preußen ein ſo friſches Leben in ſeiner Nation erhalten, daß „die Völkerſchaften, deren Geſammtname Preußen iſt, von ſo großer „Eigenthümlichkeit ſind und daß der Staat immer froh geweſen iſt, „ſich mit den Blüthen Deutſchlands zu ſchmücken. — Im Beſitz „ſeiner ſtändiſchen Verfaſſung, ſtand dennoch unſtreitig der Sachſe „weniger frei und ſtolz als der Preuße, der in einem Staate er„wuchs, den man nur als abſolute militäriſche Monarchie betrach„tet. Das macht aber, daß eben bei uns die Armee wie ein er„leſener Ausſchuß der Nation iſt. Der Preuße hängt feſt und „eifrig an ſeinem Könige, und gerade mit dem Gefühl des Bür„gers eines freien Staates. — Nirgends in Deutſchland iſt das „Verhältniß der Stände ſo naturgemäß, einträchtig und vertraulich, „wie bei uns. Von einer ausſchließenden Ariſtokratie und dem „noch gehäſſigeren Geiſt, den ſie in die Verhältniſſe des Privat„lebens überträgt, ſind wir aber auch ganz frei. Der Landadel iſt „die Seele unſeres Heeres und hat es ſeit einem Jahrhundert mit „ſeinem Geiſte erfüllt. Dafür gebührt ihm die Dankbarkeit und „Verehrung der Nation. Aber die Schranken ſind nicht mehr ge„ſchloſſen, und der einzige Weg der Begründung eines Adels ſteht „nun jedem Jünglinge offen, der ſich fühlt. . . . Die Lebendigkeit „der öffentlichen Meinung gewährt uns immer Sicherheit, daß, „was unvollkommen ſein mag, dem Beſſeren wird weichen müſſen."

Ein Land, Volk und Staat von dieſen Charakterzügen mußte Jedem, der die Größe und Macht, die ungehinderte Entfaltung und daher die möglichſte Einheit Deutſchlands auf dem Herzen trug, als

Land, Volk und Staat der Zukunft erſcheinen, und es mußte gerade aus den Edelſten und Beſten, den Freiherrn von Stein an der Spitze, eine preußiſche Partei entſtehen, die über jeden Schritt trauerte, welchen die Vertreter Preußens in Abkehr von dieſer Zukunft thaten. Stein wurde unbequem, war mehr Rathgeber des Kaiſers Alexander, als des Königs von Preußen, um den er ſich hatte ächten laſſen, und die Schwäche und Unklarheit, insbeſondere des preußiſchen Staatskanzlers von Hardenberg, ließ Preußens Stern, auch nachdem es allein mit ſeiner ſchlagfertigen Kraft die drohende Niederlage von Waterloo in den entſchiedenſten Sieg verwandelt hatte, immer trüber in Nebel gehüllt werden. Es erhielt zwar zwei Fünftheile von Sachſen, aber es blieb bei ſeinem ſchmalen, langgeſtreckten, durch Hannover und Heſſen unterbrochenen Länderkörper, ſeinem inneren Zwieſpalt von alten evangeliſchen und neuen katholiſchen Landen, aus den geweſenen geiſtlichen Herrſchaften gebildet und ſtets mit ſaurem Unmuth der neuen Krone unterworfen. Das Werk der wälſchen Staatskunſt war gelungen. Die Ruſſen und Talleyrand, der Allverräther, zu deſſen Werkzeug die Engländer herabgeſunken waren, vollbrachten die ſchwärzeſte That des Undanks gegen Preußens König, der, verſtimmt und zu ſehr dem ruſſiſchen Kaiſer zugeneigt, ſich von der widerlichen Intrigue zurückzog.

Frankreich behielt die Eroberungen Ludwigs XIV., es blieb dabei, daß der Weſten Deutſchlands durch franzöſiſche Argliſt verſtümmelt war. Man mußte ſeinen Troſt im Innern, in der Erneuerung Deutſchlands durch das Zuſammenhalten ſeiner Fürſten, Stämme und Staaten ſuchen.

Niemand war mit dem Friedenswerke zufrieden, am wenigſten konnte es Preußen ſein, auf deſſen Koſten England, Oeſterreich und Rußland als die Gewinnenden aus dem Congreſſe weggingen. Zwar gab es der billigen Urtheiler Manche in Deutſchland, die an die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe dachten, daher auch das Geleiſtete milder anſahen*), aber es lebten auch ſchärfere Geiſter, welche in Oeſterreichs Streben nur die böſen Künſte der alten Politik wahrnahmen, die Alle zu täuſchen ſuchte, um ihren Vortheil

*) Fr. Perthes Leben. II. S. 24 ff.

im Trüben zu fiſchen, und ſolche Männer, welche nur in einer Unterordnung aller ſchwächeren deutſchen Kräfte unter die ſtärkſte deutſche Kraft, Preußen, das Heil der Zukunft ſahen, dagegen auch Andere, welche Preußen als den unbequemen Keil anſahen, der ſich in Deutſchland eingedrängt und der, um immer weiter zu dringen, jedes Mittel für gut erachte. Dieſen Stimmen aus dem Congreſſe ſelbſt ſchloſſen ſich je nach Neigung und Abneigung die aus dem Volke an. Am lauteſten ſprach ſich die Empörung über das Ländertheilen aus, und Görres'*) flammendes Wort hallte nach wenigen Jahren in vielen Seelen wieder: „Als die Dunkel, in die jene „Verſammlung ſich zuerſt gehüllt, einigermaßen ſich verzogen, be„merkte man mit Beſtürzung, daß hier keine Spur eines großen „architektoniſchen Planes den Verhandlungen zum Grunde liege. — „Die beiden Mächte, die das Schickſal Deutſchlands in Händen „trugen, die vor allem in Eintracht ſich geſellen ſollten und nun „in mildem Ernſt und würdiger Feſtigkeit, ſelbſt Opfer leiſtend und „darum Opfer gebietend, mit Recht und Fug ordnen mit den min„der Mächtigen des Reiches Angelegenheiten, ſie mußten, um jene „Anſprüche durchzuſetzen, fremde Hülfe ſuchen, und Oeſterreich und „Preußen theilten ſich in den engliſchen und ruſſiſchen Einfluß. „Darum konnte fürder von Deutſchland nicht die Rede ſein. Es „hatte ſich ſelbſt verloren in Europa.... Hatte vorher der Er„oberer den goldenen Reifen der deutſchen Kaiſerkrone zerbrochen „und die Stücke als Decorationen unter die Vaſallen ausgetheilt, „ſo waren die dominirenden Mächte jetzt in die Intereſſen des „Vertriebenen eingetreten, und der Congreß fand ſich keineswegs „berufen, aus den zerſtreuten Fragmenten eine neue auszuſchmieden, „und die Höfe ächteten zwar insgeſammt den großen Räuber der „europäiſchen Geſellſchaft, erklärten aber den Raub als gute Priſe „u. ſ. w. Und es ging nun dieſem Grundſatz gemäß an ein Theilen „der gewonnenen Beute, und die Kaiſerburg wurde zum Wechſel„hauſe, wo man die Seelen ſich zuwog und zuzählte wie Dariken, „und mit bitterem Hader ſich um ein Mehr und Weniger ſtritt „und erbitterte."

*) Deutſchland und die Revolution (1819). S. 10 ff. Dagegen meinte Stuhr (Deutſchland und der Gottesfriede. Berlin 1820) die Schöpfungskraft göttlichen Weſens aus dem Congreſſe herausforſchen zu können.

Treffend hat Perthes*) gezeigt, wie die deutſche Nation aus dem Kampfe mit einem glühenden Glauben an ihre eigene Größe hervorgetreten ſei, und wie unmöglich das überſchwellende Nationalgefühl wieder habe eingehäuft werden können in die engen, kleinlichen und nun in Scherben umherliegenden Formen des vorigen Jahrhunderts, aber eben ſo wenig zertheilt in eine Vielheit vereinſamt neben einander liegender Staaten. — „Darüber war die „öffentliche Meinung völlig einig, daß dem deutſchen Volke in ſei„ner Einheit eine herrliche Zukunft zu Theil werden müſſe; über „deren Natur aber waren bekanntlich nicht gerade die deutlichſten „Vorſtellungen verbreitet; der Mangel derſelben machte indeſſen „nur Wenigen Sorge; die Meiſten hielten es für kleinlich und der „großen Zeit nicht würdig, ſich mit ſo untergeordneten Fragen wie „die nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit beſtimmter Ver„faſſungsformen Deutſchlands zu beſchäftigen.“ Deutſche Freiheit, deutſche Einheit, deutſche Herrlichkeit waren nur verſchiedene Namen für daſſelbe unbekannte Etwas.

Zu den ſchlimmſten Geſchenken, womit der Congreß das neue Europa bedacht hatte, gehörte das Wort und das Princip der Legitimität, eine Erfindung Talleyrands, ein Angelhaken, der über dreißig Jahre lang ſeine Opfer holte. Nichts half die Warnung Fouché's, der den Wortkünſtler und Verfälſcher der Ideen kannte, in welcher er ſeine Furcht ausſprach, es möchte dieſes Wort der Welt nicht weniger Thränen koſten, als das Wort: Gleichheit. Es war der Gegenſatz zu dem Principe der Revolution, nach welchem Napoleon gehandelt hatte, und dieſe Gegenſätzlichkeit war der Köder des Angels**). Und doch war der Begriff, den das Wort bezeichnete, eben ſo ſchwer beſtimmbar und eben ſo hohl, als der der Gleichheit. Aber ein Beweis war ſeine Macht, daß die Großen der Erde und die Diplomaten nach aller Erfahrung der vor ihren Augen und auf ihre Koſten ſich entwickelnden Geſchichte den armſeligſten Täuſchungen, ſelbſt denen durch Schlagwörter, gar nicht minder zugänglich ſind, als die Maſſen. Wer nun zugleich ein ſo

*) a. a. O. S. 30.

**) Gervinus: Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts ſeit den Wiener Verträgen. Leipzig 1855. Bd. 1. S. 260.

unklares Princip auf den Thron des ewigen Rechtes ſetzen und zugleich die Freiheit und Einheit Deutſchlands verkündigen konnte, dem war nur ſchwer zu trauen, nicht, weil er nothwendig mit Abſicht die Nation mußte täuſchen wollen, ſondern weil er ſich ſelbſt zu täuſchen die Fähigkeit bewies. Dieſe Einſicht wohnte freilich nur Wenigen bei, aber ſie fehlte doch nicht.

Die deutſche Bundesverfaſſung war in den Grundzügen fertig, ſo wie ſie war, ein Ergebniß der öſterreichiſchen Sucht, in Deutſchland Meiſter zu bleiben auch nachdem der Plan Steins, der einzige, deſſen Unterliegen wir nicht zu beklagen haben*), das Kaiſerthum der Form und dem Namen nach zu erneuern, geſcheitert war, ſodann der Vergrößerungsbegierde Baierns, welches noch immer ſtets bereit war, ſich Frankreich in die Arme zu werfen, der Souveränetätsluſt der übrigen Rheinbundfürſten, endlich der Unmöglichkeit, Preußens Daſein zu ignoriren. Sie bot einen Schein deutſcher Einheit, indem ſie alle deutſchen Staaten unter Oeſterreichs Vorſitz und Preußens Mitwirkung zum Bundestage ſammelte. Alle anderen Formen der Ordnung und Sicherung Deutſchlands waren als unausführbar erkannt worden. Die Bundesacte vom 8. Juni 1815 blieb der einzige Ausweg. Dieſe Bundesacte war unter die Garantie der acht europäiſchen Mächte geſtellt, welche im Congreß zu Wien die Hauptrolle ſpielten. Deshalb war die Bundesacte zugleich ein Theil der Acte dieſes Congreſſes, und die Schlußacte deſſelben von 1820 gehörte zu den Grundlagen des deutſchen Bundes. Aber in dieſer Geſtalt war ſie nur ein proviſoriſches Werk, welches ſeine weitere Ausgeſtaltung durch die Beſchlüſſe des Bundestages forderte. Es beruhte dies auf dem ganz richtigen Gefühle, daß Deutſchland ſelbſt ſich ſeine innere Geſammtverfaſſung zu geben, nicht ſie von den Mitſiegern über Frankreich und ſogar von dieſem beſiegten Lande zu empfangen habe. Der Bund hatte den Zweck, die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der Bundesſtaaten und die äußere und innere Sicherheit Deutſchlands zu erhalten. Nur als ein von ihm zu erwartender Vortheil war die Ruhe und das Gleichgewicht Europas betrachtet, nicht aber als ſein eigentlicher

*) Die unmögliche Idee findet man in Goerres: Deutſchland und die Revolution 1819. S. 10. gemalt.

Zweck. Der Bund ſollte ein unauflöslicher ſein und kein Bundesglied ſich willkürlich von ihm losſagen können. Er ſollte jedes ſeiner Glieder gegen Angriffe des Auslandes und jedes anderen Bundesgliedes ſicherſtellen, und jedem zum Bunde gehörigen Staate ſollte ſein Gebiet unvermindert erhalten werden. Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander ſollten durch ein ordentliches Verfahren von Seiten der Bundesverſammlung entſchieden und niemals innerer Krieg in Deuſchland zugelaſſen werden, bei einem Bundeskriege mit dem Auslande aber auch jedes Bundesglied mit der feſtgeſetzten Militärkraft und unter den zu ordnenden Verhältniſſen der Militärverfaſſung des Bundes mithelfen, bis der geſammte Bund Frieden ſchließe, wozu kein einzelnes Glied für ſich berechtigt ſei. Die Stimmen waren einigermaßen nach der Größe der Staaten vertheilt, und Oeſterreich wie Preußen hatte mehrere Stimmen, während von den kleinſten Staaten mehrere zu einer Stimme vereinigt waren. Es waren dies ſiebenzehn Stimmen der engeren Verſammlung. Ueber Krieg und Frieden aber, wie über Aenderungen der Bundesverfaſſung, Aufnahme neuer Mitglieder in den Bund, über organiſche Einrichtungen, ſollte die weitere Verſammlung, welche 69 Stimmen zählte, nur mit zwei Drittheilen der Stimmen beſchließen können. Die größten Staaten gehörten dem Bunde nur mit denjenigen Ländern an, welche auch ſchon Theile des deutſchen Reiches geweſen waren, und ſolche Reichstheile waren auch im Bunde, wenn ſie einem auswärtigen, nichtdeutſchen Staate angehörten.

Wie ſchwerfällig und wie wenig ihren Aufgaben gewachſen dieſe verwickelte und immer weiter ſich verwickelnde Verfaſſung war, leuchtet auf den erſten Blick ein, und wie wenig guten Willen, ſie brauchbar zu machen, manche ihrer Theilnehmer mitbrachten, zeigte gleich das Scheitern der Idee eines höchſten Bundesgerichts an der Souveränetätsliebe — Baierns. Wie bald war der wenige Eifer, welchen Andere noch mitbrachten, verraucht, und wie ſchwer wurde es, die Bundesmaſchine auch nur in leidlichen Gang zu bringen. Wenn man dieſe Verfaſſung mit derjenigen verglich, welche der mecklenburgiſche Miniſter von Pleſſen vorgeſchlagen hatte und welche in Wien eben ſo wie mehrere andere Entwürfe durch-

gefallen war, ſo leuchtete ein, daß man eine wirkliche Einheit Deutſchlands, der jener Entwurf zuſtrebte, keineswegs wollte.

Nicht daß der Bund in Vergleichung mit der geträumten Kaiſerherrlichkeit eine proſaiſch-trockene Geſtalt war, konnte das Volk im Ganzen gegen ihn mißtrauiſch machen, ſondern daß er auch nicht annähernd leiſten konnte, was von ihm doch erwartet werden mußte, nämlich Deutſchland unter der einträchtigen Führung ſeiner beiden Großmächte feſt zuſammenzuſchließen und dem Deutſchen das Bewußtſein der Angehörigkeit an eine ſichere, ſtarke, ihres Willens mächtige Nation zurückzugeben. Schon die lange Zögerung mit der Eröffnung des Bundestags, welche Preußen (wenigſtens von Seiten Oeſterreichs) zugemeſſen wurde, gab Zeugniß, daß zwiſchen dieſen leitenden Mächten der Bund mehr Hader als Frieden ſtiftete. Auch hier verlieh wieder Goerres*) den dumpf brütenden Misgefühlen das ſcharfe Wort, wenn er ſagte: „Jene Grundſätze, die „bei der erſten Bildung des Werkes geherrſcht, mußten ſich auch „in ihm fortſchreitend wiedergebären, und wenn es auf dem Con„greſſe Maxime geweſen war, ſelbſt einer Conſtituirung des Ganzen „nicht des mindeſte Opfer zu bringen, aber auch dem Andern, ſo„fern er es verſage, kein ſolches anzuſinnen, ſo mußten die Höfe, „die in dem Bund waren, keinen Grund ausfinden, fortan in ihm „eine andere Richtſchnur des Verhaltens anzunehmen, als daß der „Bund, nach einem treffenden Ausdrucke, in ſo viele Factionen „zerfiel, als Glieder ihn zuſammenſetzten, die nur in einem Dinge, „ihrer ſtatutenmäßigen Uneinigkeit, einig waren. Trotz der wohl„geſetzten Inaugural-Diſſertation des Bundestages, trotz ſo vieler „paßlichen Citationen aus Schiller und Montesquieu, die von Zeit „zu Zeit vom Seſſionstiſche her erſchallten, trotz ſichtbarlich vor„gehender angeſtrengter innerlicher Bewegungen, die aber wie falſche „Wehen nie ein Reſultat zur Geburt drängten, konnte die (öffent„liche) Meinung nur ſchwache Hoffnung auf ein Werk ſo ſchwacher, „hinfälliger Complexion begründen, und ſie ſah, von Tage zu Tage „mehr verzagend, wie das Formloſe mit ſtets vergeblicher Be„mühung nach Form und Geſtaltung rang. . . . Von dieſer Zeit

*) a. a. O. S. 19 ff. Ein ähnliches Urtheil, wenn auch in milderen Worten, fällte noch 1823 der Miniſter von Stein, ſ. Leben. Bd. 2. S. 537.

„an war über eine ſolche Verfaſſung gänzlich der Stab gebrochen, „und Deutſchland hielt nun völlig auch um die zweite große aber „billige Hoffnung ſich betrogen.“

Die Grundzüge enthielten aber auch noch die ausdrückliche Beſtimmung, daß in allen deutſchen Staaten landſtändiſche Verfaſſungen einzurichten ſeien, deren Gewähr der Bund zu übernehmen habe. Daß unter dieſen zunächſt nicht etwas den geſetzgebenden Verſammlungen der franzöſiſchen Revolution oder auch dem engliſchen Parlament Aehnliches verſtanden war, ſondern man an zeitgemäßere Umgeſtaltuug der faſt überall in Deutſchland vorhanden geweſenen ſtändiſchen Einrichtung dachte, wird Niemand in Abrede ſtellen, der die Perſonen ins Auge faßt, von welchen die Bundesverfaſſung ausging. Auch zeigte ſich gleich in Würtemberg, daß das Volk das Verſprechen in dieſer Weiſe aufgefaßt hatte, weil dort dem Anerbieten einer anders geſtalteten Verfaſſung gegenüber die ungeheure Mehrzahl auf Herſtellung der erſt im Jahre 1806 gewaltſam aufgehobenen ſtändiſchen Ordnung mit den etwa von der Zeit geforderten Veränderungen drang. Auch der Erlaß des Königs von Preußen, von Wien am 22. Mai 1815, geht über die Wiederherſtellung der Provinzial-Stände und Errichtung einer aus denſelben entſtehenden allgemeinen Repräſentation nicht hinaus, deren Befugniſſe ſich auf die Geſetzgebung über die perſönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, einſchließlich der Beſteuerung, erſtrecken ſollte. Auch hier alſo ſprach Preußen unter den größeren Staaten das erſte Wort und ging über den gebrechlichen Entwurf, der nicht einmal die Rechte der Stände ausſprach, kräftig hinaus. Der Bund beſtand, aber ohne Haupt, ohne Gericht, mit einer Abſtimmungs-Ordnung, die alle ernſtlichen Reformen durch die Luſt am Despotiſiren hintertreiben ließ. Im übrigen Deutſchland kam man dem Ruf nach ſtändiſcher Verfaſſung früher oder ſpäter mit freieren oder weniger freien Verfaſſungen entgegen. Der öſterreichiſche Kaiſerſtaat ſogar mußte ſich bequemen, ſtändiſche Einrichtungen, wo ſie nicht, wie in Tyrol, beſtanden, herzuſtellen. Es geſchah, aber ſo, daß man deutlich das Beſtreben erkennen mußte, nur zum Schein den Forderungen der Bundesacte nachzukommen. Keine Rede davon, den Adel in ſeine alten ſtändiſchen Rechte wieder einzuſetzen. Kein Gedanke daran, den Ständen der einzelnen

Provinzen eine bedeutende Mitwirkung bei der Gesetzgebung einzuräumen; selbst das Petitionsrecht wurde den Ständen insofern verkümmert, als jeder ernstliche Gebrauch desselben auf kaiserliche Ungnade stieß und die Vorstellungen sehr oft ohne alle Antwort blieben. Nur unbedeutende Verwaltungsgeschäfte, besonders aber die „Bekanntgebung, Repartition und Einhebung" der ohne ihre Mitwirkung auferlegten Steuern wurden ihnen übertragen. Es war ein Hohn auf die geforderte ständische Verfassung. Und wer hätte Oesterreich deshalb zur Verantwortung ziehen wollen und können, daß es als Präsidial-Macht des deutschen Bundes sich wesentlich außerhalb desselben stellte, ihn nur als ein Werkzeug seines Uebergewichts in Deutschland gebrauchen wollte?

Die weitere Ausbildung der Bundesverfassung war die Aufgabe der Zukunft. So sprachen es die Grundverträge selbst aus*), und Preußen berief sich darauf in seiner Erklärung des Beitrittes. Aber natürlich war die Stimmung in Deutschland selbst eine verschiedene in Bezug auf die Dringlichkeit dieser Ausbildung, besonders wenn man daran dachte, daß der Bund das ganze deutsche Volk umfassen und demselben in seiner höchsten staatlichen Zusammenfassung ein Recht des Mitwirkens zuertheilt werden sollte. Dem hohen Schwunge der Kriegsjahre von 1813—15 war die Ernüchterung gefolgt. Man hatte Alles an Alles gesetzt, und zwar nur im nördlichen Deutschland und in Oesterreich, während alle Rheinbundstaaten trotz der Opfer, die sie Frankreich zu bringen gehabt, doch sich behaglich in dessen Sonnenschein gedehnt hatten. Gleichwohl hatten diese jetzt nicht allein eben so mitzureden, wie diejenigen Lande, welche bisher dem grauenhaftesten Drucke unterworfen gewesen, ja die sich um einen großen Theil ihrer Besitzungen verkürzen lassen mußten, sondern sie waren zum Theil, wie Baiern in der sächsisch-preußischen und der polnischen Frage, die Hauptanreger von Dingen gewesen, welche dann Frankreich mit England und Oesterreich in die Hand nahm, sie waren nicht sofort bereitwillig, dem Bunde beizutreten, sondern zögerten, wie Würtem-

*) Wiener Schluß-Acte, Artikel 4, s. Klüber: Oeffentliches Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten. 3. Aufl. Frankfurt a. M. § 104. S. 109.

berg und Baden, noch mehrere Monate damit. Dagegen war Preußen hinsichtlich seines Flächenraumes nicht vergrößert, wenn auch in der Seelenzahl gewachsen. Es hatte uralte, dem Königshause gehörige Gebiete (Ansbach und Baireuth) weggeben müssen, um Baiern zu einem stärkeren Nebenbuhler seiner Macht zu vergrößern, und Ostfriesland, um einen fast noch gefährlicheren Gegner, nämlich das sein Staatsgebiet trennende Hannover, mit der nöthigen Kraft zum Verhindern seiner Entwicklung auszustatten und um sich von der seiner Entfaltung so wichtigen Nordseeküste verdrängt zu sehen. — Ueberhaupt hatte man gesehen, daß die Unterthanen (Seelen) auf dem Congresse nur rechenmeisterisch gezählt und die ältesten und innigsten Bande für nichts geachtet wurden, daß man zerriß und zusammensetzte wie ein — Schneider*).

Diese Herzlosigkeit der politischen Rechner, während mit wahrer Zärtlichkeit die doch nun schon bald hundert Jahre alten Bande des Elsasses und Lothringens mit Frankreich geltend gemacht wurden, ließ es zum herrschenden Urtheil in Deutschland werden, daß die Feder der Diplomaten verdorben, ja verschleudert habe, was das Schwert der Krieger errungen. Diesmal aber war es, in Preußen wenigstens, das Blut und Mark des Volkes in ganz anderem Sinne gewesen, als jemals zuvor in der deutschen Geschichte, was für die Niederwerfung des Feindes darangegeben war. Ein Zorn war daher in Vieler Herzen über die Ergebnisse des Friedens und Congresses, ein berechtigter Zorn, dem nur durch die thatsächliche Erweisung einer gewonnenen neuen Kraft Deutschlands und besonders Preußens auf dem Gebiete des Bundes und der Volksvertretung einige Stillung werden konnte. Für diesen Zorn war es ein kärglicher Trost, den ein Mitlebender**) aussprach, daß aller Widerstand gegen bessere Abrundung und Kräftigung Preußens einem schwächlichen Staate mit einem charakterschwachen Fürsten nicht widerfahren wäre, von dem kein kräftiges Eingreifen in die europäische Politik zu besorgen. Männer wie E. M. Arndt oder der Minister von Stein würden einer Rede gelacht haben, wie die

*) v. Hippel: Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III. S. 119.

**) v. Hippel. S. 122.

ſeinige: „Mit dem gerechteſten Stolze alſo kann uns dieſe Eiferſucht neidiſcher Nachbarn erfüllen und mit dem Vorſatze, der Urſache ſolchen Neides werth zu ſein.“

Es iſt wahr, dem berechtigten Zorne Vieler trat das heiße Verlangen der Meiſten entgegen, und dieſes war — Friede. Wie nach dem dreißigjährigen Kriege, ſo nach dieſem im Ganzen faſt 23jährigen waren die erſchöpften Völker fähiger, die ſchreckliche Vergangenheit, die jammervolle Gegenwart vor Augen zu haben, als in die Zukunft, und zwar auch mit der Frage nach Ehre, Würde und Macht zu blicken. Die Wenigen, die das vermochten, meiſt Männer, die den Krieg mitgekämpft, ſie hätten lieber nochmals Krieg, als dieſe unlautere Entſcheidung und unklare Lage der Dinge geſehen, die im Jahre 1815 vorlag. Nimmermehr hätte das preußiſche Volk, deſſen bleibende Wehrhaftmachung durch das Wehrgeſetz vom 3. September 1814 ausgeſprochen war, und das gerne ſich als den Wächter Deutſchlands, der die Laſt und die Opfer des Schutzes ſeiner Grenzen im Weſten und Oſten zu tragen hatte, hinſtellen ließ, dieſe Verſchleuderung deſſen, was es mit ſeinem Blute erkauft, hingenommen, wenn nicht der Friede als das unerläßliche Heilmittel der nächſten Jahre auch ſeinen Meiſten gegolten hätte. Darum galt es, die zornige Rede zu zügeln und auf die Zukunft zu hoffen, welche ja dem Volke ein Mitwirken für das Leben des Staates verſprach. Und Preußen war auf dieſer Bahn, in öffentlicher Zuſage wenigſtens, vorausgegangen*).

*) Als eine unrichtige und in ſich geradezu unmögliche Auffaſſung muß es allerdings betrachtet werden, wenn politiſch Aufgeregte behaupteten, das preußiſche Volk hätte ſeine Opfer 1813 und 1814 nur unter der Bedingung gebracht, daß ihm die Mitwirkung im Staate durch Repräſentativ-Verfaſſung gewährt werde. In keinem der Actenſtücke von der Erklärung von Kaliſch an bis ins Jahr 1814 iſt ſolch ein Verſprechen zu finden. Erſt nachdem die Opfer gebracht waren, trat es hervor. Auch hat wahrlich das preußiſche Volk nicht um Bedingungen ſein Alles daran geſetzt, ſondern es iſt dem Rufe ſeines Herzens und ſeines Königs gefolgt.

X.

Preußens Beruf in Deutſchland ſeit der Erhebung.

Schon die Vorbereitungen, welche ſeit dem Zuſammenbrechen von 1806 für die Geſtaltung eines neuen preußiſchen Staates getroffen wurden, hatten Preußen als den lebenskräftigſten und politiſch lebensfähigſten Theil Deutſchlands erſcheinen laſſen. Die Geſetzgebung von 1808—10 mit ihrer Tendenz, dem Volke freie Bewegung in ökonomiſcher und gemeindlicher Beziehung zu bereiten und jeden Theil deſſelben auf die Springfedern der eigenen Kraft hinzuweiſen, die Beſeitigung der Leibeigenſchaft, die Löſung der Bande des Beſitzes, welche ſeine freie Verwerthung hemmten, die Städte-Ordnung, welche größeren Gemeinſchaften eine Selbſtverwaltung anwies, die Einrichtung des Schulweſens, welche jedem Volksgliede Antheil an der intellectuellen Bildung zu gewähren trachtete, die Errichtung der Univerſität Berlin als des gewaltigſten Schwungrades einer geiſtigen Bewegung, die Geſammtverfaſſung der Miniſterien und des Beamtenweſens ließ wahrnehmen, daß hier kein untergehender Staat, ſondern ein neu aufſteigendes Volksleben ſich darſtellte. Mit Neid und mit Bewunderung ſah man auf dieſes ſo klein gewordene und doch mit ſo energiſcher Kraft in ſich arbeitende Preußen, und die ſächſiſchen Fabrik- und Handelsſtädte konnten 1814 nur den ſehnlichen Wunſch haben, dieſem kraftvollen Staate einverleibt zu werden. Als nun nach den gewaltigen Thaten des Volkes ihm auch ſeine berechtigte Stellung und die Anerkennung ſeiner Kraft und Wichtigkeit durch die neue Wehrverfaſſung und die zugeſagte Volksvertretung wurde, da war unter allen rechten Deutſchen darüber nur Eine Stimme, daß Preußen nächſt England der geſundeſte und freieſte Staat Europas ſei, und daß jeder Deutſche ihm nur mit Stolz angehören könnte. Allerdings hatte ſeine Mitwirkung zu den Beſchlüſſen des Congreſſes zu Wien in manchen Geiſtern die hohe Erwartung von Preußen gedämpft. Der heilige Bund, in welchen ſein König mit den Monarchen von Rußland und Oeſterreich eingetreten, und welcher

echt chriſtliche Grundſätze für die künftige Leitung der Völker durch ihre Fürſten verkündete, mochte zwar in jener religiös nur erſt wieder erwachenden Zeit Manchen, die der kälteren und verſtandesdürren Anſchauungsweiſe noch angehörten, wie ſie bis dahin in katholiſchen und proteſtantiſchen Kreiſen herrſchend geblieben war, wie ein ſchwärmeriſches Unternehmen erſcheinen, von dem nur wenig zu erwarten ſei, beſonders wenn ſie auf die Einflüſſe ſahen, welche auf den Haupturheber dieſes Bundes, den Kaiſer Alexander von Rußland, gewirkt hatten; aber es konnte doch nicht geleugnet werden, daß eine neue Zeit des Friedens und der Kraft und ſegensreichen Entwicklung der Staaten anbrechen müſſe, wenn mit den Grundſätzen dieſes Bundes in großartiger Weiſe Ernſt gemacht würde. Die fromme Perſönlichkeit der drei Monarchen, welche zugleich die drei großen Glaubensbekenntniſſe der Chriſtenheit repräſentirten, ſchien wenigſtens für die nächſten Zeiten dieſe Durchführung zu verſprechen. Allerdings war der Proteſt des durch dieſe Herrſcher in ſeine weltliche Herrſchaft wieder eingeſetzten Papſtes gegen die Säkulariſirung der kirchlichen Güter und Herrſchaften, welche im Beſitz zweier dieſer Herrſcher und der um ſie ſich ſammelnden deutſchen Fürſten waren, kein verſprechendes Prognoſticon für die harmloſe Chriſtlichkeit der neuen europäiſchen Staatenwelt. Das bloße Ignoriren deſſelben auf dem großen Congreſſe hatte den Schein möglich erhalten, daß nunmehr der Streit der Confeſſionen in Deutſchland in dauernden Schlummer gewiegt ſei. Aber nicht lange, ſo ſtand doch Oeſterreich wieder als der Hort der römiſch-katholiſchen Kirche da, und Preußen als der Schutzherr des deutſchen Proteſtantismus ihm gegenüber. Seine eigenen katholiſchen Kreiſe, die Biſchöfe voran, fingen mit Forderungen an und klagten über Druck des Staates, ſie forderten Freiheit ihrer Kirche und ließen klar erkennen, daß ſie mit weniger als Allem nicht zufrieden zu ſtellen ſeien. Preußen hatte ſeine eigene evangeliſche Kirche, die ſich von der geiſtigen Lähmung des Rationalismus, der Freigeiſterei Friedrichs des Großen, der künſtlich hervorgetriebenen Orthodoxie ſeines Nachfolgers noch nicht wieder erholt hatte, die erſt an den großen Thaten Gottes an Preußens König und Volk wieder neue Luft zum kräftigen Athmen gefunden, kaum erſt wieder aus der in der Nothzeit erforderten Einſpannung in die Staatsverwaltung zu

befreien begonnen. In der Königlichen Verordnung vom 30. April 1815 wurde die Verwaltung der Kirchen- und Schulſachen ſelbſtſtändigen Behörden (Conſiſtorien) unter dem Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten übergeben, deren Leitung je eine Provinz unter ihrem Oberpräſidenten anvertraut wurde. Den größten Schritt aber in Sachen der Kirche that der König, als er im Jahre 1817 die Vereinigung der beiden in Preußen beſtehenden evangeliſchen Bekenntnißweiſen (Confeſſionen), der Lutheraner, welche die unvergleichliche Mehrzahl bildeten, und der Reformirten, welche in verſchiedenen Gemeinſchaften (franzöſiſche, walloniſche, deutſche) nur einen kleinen Theil der Bevölkerung umfaßten, zu denen aber das Königliche Haus gehörte, zu einer gemeinſamen evangeliſchen Landeskirche Preußens zuerſt anbahnte und dann ausſprach. Damit war ein Schritt gethan, einen bald dreihundertjährigen, in der Geſchichte Deutſchlands mehr als einmal unheilvoll gewordenen Zwieſpalt aufzuheben, deſſen Beſtehen ſtets der römiſch-katholiſchen Kirche in ihrer geſchloſſeneren Einheit auch da einen großen Vorſprung gelaſſen hatte, wo ſie, wie in Preußen, die Minderzahl bildete.

Alle Welt wartete nun um ſo mehr darauf, daß in Preußen die bereits gegebene Verordnung über die Volksvertretung zur raſchen Ausführung gelange, zumal Würtemberg, Baden und Baiern ſich beeilten, ihm darin zuvor zu kommen. Eine Menge feuriger Köpfe und erhitzter Gemüther konnten den Gedanken nicht ertragen, daß es in dieſer vermeintlich wichtigſten Frage von irgend einem deutſchen Lande überholt werde. Preußen war geiſtig an der Spitze Deutſchlands, es ſollte auch politiſch dieſe Stelle einnehmen, konnte es aber nach der Meinung dieſer brauſenden Jugend nicht, wenn es nicht eine volksmäßige Verfaſſung hatte. — Die Geſchichte und ihr Walten kannten dieſe heißen Köpfe nur in der Geſtalt der raſchen, gewaltigen Umſchwünge, wie eben einer den Hauptinhalt ihres eigenen Lebens gebildet hatte. Den langſamen Wuchs alles deſſen, was für die Dauer beſtimmt iſt, betonten dagegen Diejenigen, welche auch die ſtillen Vorbereitnngen deſſen thätig miterlebt hatten, was eben jetzt ſo großartig geſchehen war. Sollte das ganze Volk in Wehr und Waffen ſtehen, ſo mußte es auch mitrathen, um freudig mitthaten zu können, ſo dachte die Jugend;

ſollte in Preußen dem Volke ſo Großes anvertraut ſein, wie der Schutz des Vaterlandes, ſo mußte auch in ſeinen geſchichtlichen Wurzeln das größte Recht, das ihm der Staat überließ, ſeinen tiefſten Halt und Grund haben: ſo urtheilten die Reiferen. Zu der ruhigeren geſchichtlichen Anſchauung der Dinge neigten die einflußreichſten Staatsmänner Preußens und mit ihnen der König ſelbſt. Es wurden in die alten und neuen Lande Männer entſendet, um den ſeit faſt 200 Jahren verſchütteten Unterlagen einer Volksvertretung in dem alten ſtändiſchen Weſen nachzuforſchen. Denn mit Provinzialſtänden, das ſtand feſt, ſollte begonnen und von ihnen und durch ſie zu den Reichsſtänden emporgeſtiegen werden, damit der Bau nicht in der Luft ſchwebte, blos von der ſchwankenden Macht der öffentlichen Meinung getragen. Daß Preußen dieſen Weg einſchlug, war ein großes Glück für ganz Deutſchland. Denn wenn ein ſo großer, ſo wenig noch innerlich geeinigter Staat, aus Polen, Deutſchen und halb franzöſiſch gewordenen Rheinländern, die erſt wieder recht Deutſche werden ſollten, aus Proteſtanten und Katholiken zuſammengeſetzt, nach bloßen Theorien oder nach dem unanwendbaren Vorbild des engliſchen Parlaments, oder gar nach dem ſo traurig verunglückten Muſter der franzöſiſchen Revolution ſeine Reichsverſammlung gebildet hätte, ſo wäre ohne Zweifel dem Verfaſſungsweſen durch die unausbleiblichen Folgen davon ein ganz anderer Schlag verſetzt worden, als dies durch Verirrungen der badenſchen Kammer geſchehen konnte. Es war nicht ein Uebel, ſondern ein Gewinn, daß die kleinen Staaten Preußen und Oeſterreich voraus waren, und daß dieſe, noch ohne Volksvertretung, gegen allzu leicht flüſſige Bewegung die Dämpfer waren, welche die Macht hatten, den heftig ausgedehnten Dampf in ſeine Schranken zurückzudrängen. — Und wer kann es dem Könige Friedrich Wilhelm III. verdenken, daß er die alte, geſchichtlich erprobte ſtändiſche Ordnung erſt darauf anſehen wollte, ob ſie nicht als Ausgangspunkt ſich eigne? Die Materialien waren geſammelt, der Kronprinz trat an die Spitze einer Commiſſion zu ihrer Verarbeitung, von Steins Rath, der dieſen Weg billigte, war ſtets wirkſam. Wäre ohne Störung an der gewünſchten Verfaſſung fortgearbeitet worden, es wäre ſchon ſpäteſtens nach einem Jahrzehent die Reichsverſammlung dageweſen, welche zur weiteren Ausbildung der Verfaſſung die Hand anzulegen

hatte. Es würde, während ſich ſchwerlich der kaum befreite Bauernſtand ſchon ſehr zu ſtändiſcher Wirkſamkeit eignete, auch außerhalb deſſelben und dennoch nicht in den übrigen Ständen der alten Zeit, ſondern neben und zwiſchen ihnen noch manches Element gefunden worden ſein, das zu einer Vertretung des ganzen Volkes hätte herbeigezogen werden müſſen. Aus der engen, und für die fortſchreitende Neuzeit wirklich zu engen Ständegliederung, die nur ſcheinbar noch alle kräftig wirkenden Volkstheile darſtellen konnte, hätte ſich mit innerer Nothwendigkeit eine umfaſſendere Vertretung auf geſetzlichem Wege hervorgearbeitet, und Preußen hätte den Ruhm erworben, die echt deutſche, nicht dem Auslande nachgeahmte, Volksvertretung zu finden und auszugeſtalten.

Aber ſo geſchah es nicht. Ehe nur die erſten Entwürfe fertig ſein konnten, war die beabſichtigte ſtändiſche Geſtalt von den Erwartungen der Menge längſt überflügelt. Nicht blos engliſche Parlaments-Ideen, ſondern viel mehr franzöſiſche Revolutionsgedanken und fieberhafte Wünſche eines politiſchen Eldorado, wie keine Verfaſſung es hervorzaubern kann, verbunden mit ſehr materiellen Bedürfniſſen, welche die Zeit der Noth verſchärft hatte, warfen Viele in den gebildeten Volksklaſſen Deutſchlands in eine Bewegung, die auch kühne Staatsmänner erſchrecken konnte. Der Gang des conſtitutionellen Königthums in Frankreich und die Bewegungen in Italien in derſelben Richtung wirkten ſchädlich auf die Anſichten ein, und ein Treiben und Drängen, ein heißblütiges Fordern entſtand in weiten Kreiſen, dem mit dem beabſichtigten Aufbau einer Verfaſſung, welche Jahre forderte, nicht zu begegnen war. Der Theil der Geſellſchaft, welcher von den Ereigniſſen der letzten Jahre ſei es mitthätig, ſei es nur zuſchauend, die ſtärkſten Aufregungen erlebt hatte, wollte nun dieſe heftige Bewegung im Frieden fortgenießen. Die Tagesliteratur bemächtigte ſich dieſer Fragen, und nicht alle ihre Mitarbeiter waren auf der Höhe derſelben. Mußten nun die Staatslenker ſich treiben laſſen, wenn auch voreilige Producte die Folge waren? oder mußten ſie dem Drängen und Stacheln ruhig zuſehen und ſich in ihrem Gange nicht irren laſſen? Gewiß das Letztere, wenn ſie nur an die nächſte Zukunft dachten, in welcher noch immer die, welche die Leiden des Krieges erlebt hatten, an der Spitze der Geſellſchaft ſtehen mußten. In ihnen aber über-

wog immer noch der Wunſch, die materiellen Wunden zu heilen und den äußeren Wohlſtand zu ſteigern, noch weit die politiſchen Wünſche. Allein dies war die alternde Generation, und nach ihr ſollte diejenige, auch als Beamte des Staates, als Lehrer der Schulen, als Prediger der Gemeinden, als bewaffnetes Volk, auf den Schauplatz treten, welche jetzt auf den Turnplätzen ſich tummelte und auf den Bänken der Hörſäle ſaß. Als die Bewegung dorthin abſichtlich verpflanzt wurde, da mußten die Führer des Staates zuſehen, daß nicht Schwindelhafer geſäet werde, der hernach Alles verwirren konnte. Es war die Zeit des Aachener Congreſſes der europäiſchen Monarchen (1818), der die Zurückziehung der Occupations-Armeen aus Frankreich zum nächſten Zweck hatte, aber ſich auch mit dieſem Zuſtande der Dinge beſchäftigte. Jetzt zeigte die heilige Allianz den Ungeduldigſten, die ſchon bis zu dem albernen Gedanken einer deutſchen Republik oder eines Bundes von ſolchen fortgewirbelt waren und hinſichtlich der empfohlenen Mittel vor ebenſo albernen als verbrecheriſchen Aeußerungen nicht zurückſchreckten, ein anderes Angeſicht, als man bisher an ihr gekannt hatte. So ſehr ſie eine Führung der Völker nach den Grundſätzen des Evangeliums als ihr Princip proclamirt hatte, ebenſo entſchieden mußte ſie natürlich die Revolution als das eigentliche Widerchriſtenthum auf politiſchem Gebiete betrachten und demſelben eiſerne Schlagbäume überall entgegenſetzen. Es trat jetzt das monarchiſche Princip als die unbedingte politiſche Wahrheit hervor, und wer ſeit 1789 gelebt und geſehen hatte, der mußte wohl dieſer Anſicht beitreten und erkennen, daß die Revolution unausbleiblich zur Militär-Dictatur führe, und daß die Völker, die ſich zu ihr verleiten laſſen, einem unheilvollen Wirbel verfallen, in welchem ſie von der wilden Selbſthülfe zur Unterdrückung und aus dieſer zu neuen Eruptionen der unbändigen Selbſtkraft geſchleudert werden. Die Fürſten der heiligen Allianz waren entſchloſſen, Europa und vor Allem Deutſchland nicht in dieſen Wirbel gerathen zu laſſen. Aber es darf nicht vergeſſen werden, daß an dieſen Reizungen und krankhaften Regungen die Fürſten und Regierungen nicht ohne alle Schuld waren. War doch in Preußen ſelbſt der Staatskanzler Fürſt Hardenberg nicht klar und entſchloſſen genug geweſen, um die Männer, mit welchen er, von dem Schwunge des geſammten Volkes getragen,

ſo Großes erzielt hatte, um ſich und den König verſammelt zu erhalten. Er opferte ſeine wahren Freunde, welche zugleich die des preußiſchen und deutſchen Volkes waren, dem Andrängen mittelmäßiger Geiſter und matter Herzen, die ſich verbanden, auch ihn vom Ruder des Staates zu verdrängen. Es bedarf jetzt nicht mehr der Nennung der Namen; ganz Deutſchland kennt ſie. Den Männern, die ſie trugen, waren die bitteren Verſtimmungen und jugendlichen Thorheiten ein willkommenes Mittel, um den ernſten und ſie weit überragenden Geiſtern, auf deren Einfluß Deutſchland hoffte, ihre Stellungen zu verleiden, ja ſie albern genug ſelbſt zu verdächtigen. Der Staatskanzler verlor, wenn er auch ſein hohes Amt behauptete, die Schutzgeiſter, deren er ſo ſehr bedurfte. Die Männer des freien Gedankens und des freien Wortes wurden verdrängt, und die Menſchen der kleinlichen, Alles verbitternden, hochmüthigen und doch geiſtarmen Büreaukratie triumphirten. Wie mußten da die redlichſten Abſichten des Königs aufgehalten oder gar in ihrem Weſen umgewandelt werden. Männer wie Görres, wie Ernſt Moriz Arndt, wie Eichhorn, Schleiermacher und Sack, ſelbſt der Miniſter von Stein galten in den Kreiſen, wo ſie viel hätten gelten müſſen, als verdächtig. — Zugleich hatte man in Frankfurt a. M. ſchon die Intrigue des ſtets von ſeiner Freundſchaft für Preußen declamirenden Oeſterreich geſehen, wodurch die Gleichſtellung Preußens (als Nachfolger des Reichserzkanzlers) mit Oeſterreich als Vorſitzenden vereitelt wurde, und man war in Kurheſſen von wahrhaft ſchmählichen Verhandlungen zwiſchen dem alten Kurfürſten und ſeinen Ständen Zeuge geweſen, in welchen der Geiz des erſteren alle Mittel anwandte, dem Lande Schätze zu entziehen, die er ſich auf deſſen Koſten geſammelt hatte, man hatte in Würtemberg ein Markten um die Rechte der Stände geſehen, das auch mäßige Erwartungen von der Willigkeit der Fürſten für eine geſunde und ächte Volksvertretung tief herabſtimmen mußte. War man daher berechtigt, allen Unwillen in deutſchen Landen gegen das Thun der Regierungen als krankhafte Verſtimmung oder gar als ſündhafte Auflehnung zu brandmarken? War es wohl gethan, wenn man ſich auf den Gerichtsſtuhl ſetzte, um das Product der eignen Sünde als einen Frevel gegen Gottes Ordnungen niederzudrücken? Und hatte man ein Recht, gar in den Arbeiten für die Errichtung der

ſtändiſchen Verfaſſung zu erlahmen oder ſie auf ruhigere Zeiten zurückzulegen? Mußte nicht dadurch das Mistrauen erwachen, daß man niemals in voller Aufrichtigkeit dieſen Weg betreten habe? Nur mit einem mit Ingrimm gemiſchten Schmerz kann auch heute noch der Deutſche die Schleichwege betrachten, auf welchen Preußen und ſein ſo durch und durch edler König um das Vertrauen, das ſie verdient hatten, von den eigenen Staatsmännern und Hofleuten gebracht wurden.

Allerdings trat in den nächſten Jahren noch ein mächtigerer Widerſtand gegen die richtige Ausbildung des deutſchen Staatslebens hervor. In Oeſterreich hatte man nie die Abſicht gehabt, wirklich die ſtändiſche Bahn zu betreten. Es konnte dies weder der Bequemlichkeit und den übertriebenen Herrſcheranſichten des Kaiſers Franz, noch der genußſüchtigen Menſchenverachtung ſeines Miniſters, oder auch den militäriſch-adlichen Hofkreiſen und am allerwenigſten den ultramontanen Zeloten genehm ſein, die man für ſo wichtige Werkzeuge hielt, das Volk ruhig und unterthänig zu erhalten. Dazu kam, daß der Kaiſer Alexander durch die revolutionären Bewegungen im romaniſchen Europa immer mehr einer geſteigerten und myſtiſch überreizten Gefühlsweiſe hinſichtlich des monarchiſchen Rechtes zugedrängt wurde und es als zu dem Weſen der heiligen Allianz gehörig betrachtete, allem zu widerſtehen, was zu einer Mitregierung des Volkes hinſtrebte. So wurde die ſtändiſche Verfaſſung in Preußen durch die heilige Allianz, die eben in ihren urſprünglichen chriſtlichen Grundſätzen zu deren Verheißung geführt hatte, in den Hintergrund geſchoben. Der Friede Europa's war die erſte Aufgabe, welche ſich dieſer Bund geſetzt hatte. Der Friede war nur möglich — ſo dachte man — in dieſer impoſanten Vereinigung der drei Monarchen des Oſtens. Gegen ſie mußte Alles zurücktreten, was Preußen in eine andere Stellung zu Deutſchland und ſeinem Volke gebracht haben würde, als ſie in Oeſterreich und Rußland ſein ſollte. Das Zurückdrängen der ſtändiſchen Beſtrebungen war eine vermeintliche Nothwendigkeit im Intereſſe des Weltfriedens geworden. Man könnte es auch noch ſtärker ſo ausdrücken, daß Rußland eine ſeiner geiſtigen und materiellen Macht unangemeſſene Stellung in Europa gewonnen habe, und daß Preußen das Opfer dieſer Stellung geworden, Preußen, deſſen wahre Kraft nur in der

geſunden und richtigen Schaffung deſſen beruht hätte, was Tauſende in vielfach kranker Weiſe und mit einem heißen Durſte verlangten. Es iſt ja ſo oft das Schickſal der Nationen, daß ſie einer Idee, die faſt zur fixen Idee wird, verfallen und nunmehr ihr Leben ganz in dieſelbe hineingießen, einer Idee, deren Verwirklichung nimmermehr alles das geleiſtet hätte, was man in dieſem Fieber davon erwartete. Es konnte, wenn man die öffentlichen Stimmen hörte, ſcheinen, als ob Deutſchland nichts fehle, denn nur conſtitutionelle Verfaſſungen, um es zum glücklichſten Lande der Welt zu machen, und doch ſah man dieſe Glückſeligkeit nicht, wo dieſe Verfaſſungen bereits ins Leben getreten waren. Genug, Preußen ſchien für die Hoffnung eines wahrhaft deutſchen politiſchen Lebens in Vieler Augen verloren. Es war um die Achtung vieler Zeitgenoſſen gekommen.

Und doch war in Preußen die Verfaſſung nichts weniger als aufgegeben und im Februar 1818 ſogar in der Bundesverſammlung ein Antrag von ihm auf Durchführung derſelben in allen deutſchen Landen geſtellt worden, doch war Wilhelm von Humboldt als Miniſter mit Ausführung der Verfaſſungsſache eifrig beſchäftigt, der öſterreichiſche Miniſter aber ſprach auf dem Congreſſe zu Carlsbad aus, es müſſe gegen die Unbeſtimmtheit der Paragraphen der Bundesacte, welche die ſtändiſchen Verfaſſungen betreffen, Vorkehr getroffen werden. — Was war dieſe Vorkehr? es ſollten Beſprechungen über die Sache in Wien von deutſchen Miniſtern gehalten werden. Konnte man damit glauben die Verfaſſungsdurſtigen von ihrer anbetenden Betrachtung der franzöſiſchen Kammern, die Beſten unter ihnen von ihrer andächtigen Beſchauung des engliſchen Parlaments abzulocken? Ein deutſches Muſter und zwar in Preußen mußte man ihnen vor Augen ſtellen und damit die jämmerliche Ausländerei überwinden. Statt deſſen glaubte man nun durch die berüchtigten Carlsbader Beſchlüſſe: Cenſur, Unterſuchungen gegen Demagogie, Ueberwachung der Univerſitäten dem Uebel ſteuern zu können, und der Bundestag hatte das Unglück, dieſe Beſchlüſſe zu den ſeinigen zu machen und dadurch jeden Anſchein großartiger, würdiger Handlungsweiſe von ſeiner Seite zu zerſtören. Es iſt unglaublich, welche lächerlichen Beängſtigungen damals die leitenden Staatsmänner Deutſchlands auf ſich wirken ließen, oder doch ſchienen auf ſich

wirken zu laſſen. In Preußen konnten die Humboldt und Beyme, die Boyen und Grolmann nicht mehr an der Spitze der Geſchäfte bleiben, wenn Metternich ſich ſo armſeliger Mittel nicht mehr ſchämte und ſo erbärmlicher Kleinigkeitsgeiſt, ja ſolche Feigheit vor etwaigen Bewegungen der Geiſter die Herrſchaft zu erringen vermochten. Statt der Lüge, wo ſie in der Literatur ſich zeigte, mit der ganzen Kraft der Wahrheit gegenüberzutreten, ſtatt die Bosheit durch die Uebermacht wahrer Erkenntniß zu züchtigen, ſtatt der ſchädlichen Literatur eine kraftvoll geſunde entgegenzuſtellen, wußten die Führer Deutſchlands nur Striche durch Zeitungen und Broſchüren anzuwenden, während in ganzen Büchern dem Gift ſein Lauf blieb. Schon die Lächerlichkeit hätte von ſolchem Auskunftsmittel abhalten müſſen. Warum betrachtete man das geſchriebene Wort als ein Handwerksproduct und nicht vielmehr als ein Schwert, das dem nicht mehr anzuvertrauen war, der es als ein Raſender geführt? Warum ließ man nicht, was nicht gegen die monarchiſche Staatsordnung in Deutſchland, gegen die chriſtliche Religion, gegen die öffentliche Ehrbarkeit feindlich anging, ruhig ſchreiben und drucken und — widerlegen, nahm aber dem, der frevelhaft geläſtert, gelogen, beſchmutzt hatte, ſei es als Schreiber, ſei es als Drucker, dieſes Schwert auf ſo lange aus der Hand, bis er Bürgſchaft des Beſſeren gab? Statt an den geiſtigen Producten Aller mit der Schneiderſcheere zu wirthſchaften und zwar nach der Willkür und zufälligen Einſicht irgend eines Regierungsraths oder Aſſeſſors, hätte man die Perſonen in literariſche Acht erklären müſſen, die mit dem öffentlichen Worte frevelten. Und vollends dieſe Mainzer Central-Unterſuchungs-Commiſſion, die ſich in dem weitaus größten Theil ihrer Thätigkeit nur lächerlich machte und die feige Furcht der Staatslenker vor Bonnen, Tertianern, Studenten zum öffentlichen Geheimniß werden ließ! Und dieſe unwürdige Ueberwachung der Univerſitäten, die wohl Unſchädliches verderben, aber Gefährliches doch nicht hindern konnte, und die eine Anzahl Männer, welche eines beſſeren Poſtens werth geweſen wären, zu Gensdarmen im Reiche des Geiſtes herabwürdigte. Deutſchland ſtellte ſich durch dieſes Umhergreifen nach Mitteln nicht neben die andern größeren europäiſchen Nationen, ſondern recht denſelben als Gegenſtand des Spottes dar. Allerdings hatte Sand's thörichter Schwärmerſtreich, der, ein elendes Daſein zu beſeitigen,

ſein junges Leben glaubte opfern zu müſſen, und die verſuchte Nachahmung des naſſauiſchen Apothekerlehrlings die Miniſter und Diplomaten für die eigene werthe Perſon fürchten gelehrt. Aber waren ſie denn nachher geſichert? Daß man einer Demonſtration, wie dem an die Reformations-Jubelfeier ſich anlehnenden Wartburgfeſt der Burſchenſchaft vom 18. October 1817, ſo große Bedeutung beilegte, um ſogar den Staatskanzler von Hardenberg zu einer Reiſe nach Weimar zu veranlaſſen, war eben ein Zeichen innerer Schwächlichkeit. Es waren 500 Studenten der deutſchen Univerſitäten, die da wohlgemeinte, der Geſinnung nach unverfängliche, mit etlichen groben Uebertreibungen aus Unwiſſenheit und redneriſchem Schwulſt verſehene Reden hielten und einen Haufen armſeliger, zum Theil auch nichtswürdiger, meiſt aber unſchuldiger Privat-Schriften in feierlichem Autodafé verbrannten. Wenn das kleine Weimar davor nicht erſchrak, auch nicht davor, daß ein unklarer Philoſoph, wie Profeſſor Fries, etliche unbeſonnene Redensarten laufen ließ, während doch die eigene Landes-Univerſität Jena faſt die Hälfte der Theilnehmer geliefert hatte, ſo konnte doch wohl Preußen dieſe unſchuldige, wenn auch vielfach übertriebene und theilweiſe ſogar thörichte Erſcheinung ruhig ignoriren.*)

Erſt allmählig und an den Wahrnehmungen dieſer Schäden ging dem Deutſchen der böſe Argwohn auf, daß die deutſche Bundesverfaſſung mit Bewußtſein dazu gemacht worden ſei, um ihm den Schein ſtatt des Weſens zu geben. Aller früher berechtigte Hohn gegen die Unmacht des verkommenen deutſchen Reiches kehrte ſich verſtärkt gegen den Bundestag. Hier war nicht das Volk als Nation, hier war kein Stand und kein Recht des Standes vertreten, wie dies doch im Reiche einigermaßen geweſen, nur die Fürſten waren es und zwar ſo, daß das kleine Duodezfürſtenthum gleichberechtigt daſtand mit dem großen Nationalſtaat. Die proviſoriſche Natur der ganzen Einrichtung, dieſes Nothdaches im Augenblick der Gefahr, war ſchon nach wenigen Jahren vergeſſen, und nur Preußen und Würtemberg waren es, die an die weitere Ausbildung der Bundesverfaſſung immer wieder mahnten. Aber auch

*) Bülau giebt a. a. O. S. 418 ff. eine ausführliche Erzählung des ganzen Hergangs, der, jetzt geleſen, über die getroffenen Maßregeln in Verwunderung ſetzt.

an den Ernſt dieſer Mahnung wurde von den vielen Unmuthigen in Deutſchland nicht mehr geglaubt. Leider mußten die Männer, deren Urtheil begütigend und lenkend auf beiden Seiten wirken konnte, ſich auf Privatmittheilungen beſchränken, weil der gehäſſige Parteigeiſt von beiden Seiten Alles, auch das Billigſte und Wahrſte, nicht mehr ertragen konnte. Aus ihren Briefen leſen wir jetzt, was ſie damals gedacht, aber nicht öffentlich ſagen durften.*) Wer wollte aber nicht in das billige Urtheil einſtimmen, das ein Geſchichtſchreiber der Zeit**) in den Worten ausſprach: „Daß man „das Gute und Edle (in der Oppoſition) nicht vom Schwachen „und Schlimmen zu ſondern, daß man nicht jenes zu faſſen und „zu entwickeln verſtanden hat, daß man auch dieſes dichteriſche „Sehnen, dieſe ahnungsvollen Regungen der Natur im Menſchen „unter die Regeln gemeiner Proſa und der Weisheit verkünſtelter „Zuſtände brachte, das wird noch lange zu beklagen ſein. Es wäre „vielleicht möglich geweſen für Staatsmänner hohen Geiſtes und „Gemüthes, dieſe Strebungen auf eine dem Beſtande der großen „Grundlagen der politiſchen Ordnungen Deutſchlands gänzlich un„gefährliche Bahn zu leiten, und doch eine Regeneration des Volks„thums und eine Veredelung und Ausſchmückung öffentlicher In„ſtitute an ſie zu knüpfen. Sie waren in ihrer Reinheit nicht der „Würde der Fürſten, nicht den Ehren und Freiheiten der verſchie„denen Stände des Volkes, nicht dem Beſonderen und Eigenthüm„lichen im Leben, nicht der Heiligkeit der Kirche, nicht der Zucht „der Sitte gefährlich; ſie erſtrebten nicht Uniformität; ſie ſehnten „ſich mehr nach Freiheit der Bewegung, als nach Mitregieren; ſie „waren nicht unempfindlich für das Herrliche eines vielgegliederten „aber harmoniſch zuſammenhängenden Organismus, in welchem „jedes Glied in eigner Kraft, aber im Geiſte des Ganzen, an ſeiner „Stelle das Seine thut. So etwas iſt in jener Zeit nicht geſchehen, „nicht einmal verſucht werden. Man hat das Regiment im Weſent„lichen nach den Grundſätzen und Einrichtungen, die man vorfand, „fortgeführt. — — Es geſchah nichts, was die Stimmungen und

*) Solche Urtheile von Stein und Perthes finden ſich in dem Leben des erſteren Bd. 2. S. 437 und des letzteren Bd. 2 S. 182 ff. 244 ff.

**) Bülau: Geſchichte Deutſchlands von 1806—1830. Hamburg 1842, S. 392 f.

„Pläne, die ſich allmählich bei den Unzufriedenen bildeten, hätte „rechtfertigen können, aber man that nichts, um wahrhaft ein höheres „Leben im Volke zu entzünden, zu erhalten, den Eintritt eines „neuen Syſtems, einer neuen Zeit durch alle Theile des Volkes „empfinden zu machen, dem Schwunge und Drange der vorüber„rauſchenden Zeit eine wohlthätige Nachwirkung auf Volksthum „und Staatsweſen zu ſichern, und ſo werden jene Stimmungen und „Pläne wenigſtens erklärt.“

Das Traurigſte aber war, daß auch in dieſem Nichtthun, wie in dem furchtſamen und leidenſchaftlich erregten Thun, Preußen, nachdem ſeine Schutzgeiſter gewichen, den Vortritt hatte. Und von Preußen gethan hatte dies Alles eine andere Bedeutung. „Während „Oeſterreichs Gegenſatz gegen die geſammte politiſche Zeitrichtung „faſt wie eine unabänderliche Naturnothwendigkeit betrachtet und „allenfalls bedauert ward, ſah man in Preußens ganzer Haltung „nur eine ſchwere Verſchuldung und verfolgte Preußens Regierung „mit grimmigen Haſſe. Zwar hat der ſpätere Gang der Geſchichte „außer Zweifel geſetzt, daß auch in dem Thun und Laſſen der „Männer, welche damals Preußen leiteten, die Urſachen großen „Unglücks zu ſuchen ſind, aber Verblendung war es, die unermeß„lichen Schwierigkeiten, die nicht minder in Preußens, wie in Oeſter„reichs politiſcher Stellung begründet waren, zu leugnen und in „Preußen, weil es Schatten hatte, das Licht nicht zu ſehen. — — „Anerkennender Dank für das gewährte Gute war der Zeit fremd; „nur das, was ſie nicht beſaß, ſtellte ſich vor ihre erzürnte „Seele.“ *)

Und was war denn das Gute, welches Preußen hatte und welches die bitteren Ankläger, die hier nichts als Großmachtsſucht und Verrath an der eigenen auf die Volkskraft und die Volksliebe zum Staate gegründeten Stellung in dem Verſagen der liberalen Verfaſſung ſehen wollten, ſo traurig verkannten? Es war vor Allem ein König, der in redlicher Gottesfurcht und eifriger Sorge für ſein Land und Volk, in Rechtsſinn und Billigkeit, auch in Milde und Barmherzigkeit als Muſter gelten konnte, es war ein Kriegsheer, welches mit dem Volke eins und aus ihm ſtets erwachſend und in

*) Perthes, 2, 227 f.

daſſelbe rückkehrend, den Bürgerſinn militäriſch und den Kriegerſinn bürgerlich machte, es war eine wohlgegliederte und wohlgeſchulte Beamtenwelt, welche, viel arbeitend und ganz dem Staate gewidmet, bei knappem Gehalte die Redlichkeit und Unbeſtechlichkeit ſich bewahrt und durch Bildung und Intelligenz ſich zum Vorbild des Beamtenſtaates gemacht hatte. Es war bei all dieſem der feſte Wille, nicht fremd, kalt und ſtolz in Deutſchland dazuſtehen, ſondern durch die einmal gegebenen, wenn auch noch ſo dürftigen Mittel demſelben ein feſter Hort und Halt zu werden, es war endlich immer mehr heranreifend ein Thronerbe, deſſen Herz alles edelſten deutſchen Sinnes voll, mit ungewohnter Geiſtesfülle und Energie, ſo weit es die Stellung ſeines königlichen Vaters zu Rußland und beſonders zu Oeſterreich erlaubte, allen ächt deutſchen Nationalwünſchen entgegenſchlug.

Der preußiſche Staat hatte, um ſeine entſchloſſene Abſicht, dem ſtändiſchen Prinzip näher zu treten, erſt der Ausführung näher zu bringen, in der neu geſchaffenen Inſtitution des Staatsrathes eine die Geſetze berathende Behörde gewonnen, und es war in der That in dieſer Körperſchaft die Intelligenz, der gute Wille, die deutſche Geſinnung nicht minder vertreten, als ſie es in einer gewählten Verſammlung von größerer Zahl ſein konnten. Ueberhaupt zeugte es nicht von Verſtändniß dieſes Staates, wenn man ſeine Beamtenwelt nur als beſchränkte und willenloſe Werkzeuge eines oberſten Willens, als bloße von dem regierenden Miniſter bewegte Puppen betrachtete, wenn man, wie Görres gern that, ſo im Allgemeinen von dem Reiche der Mittelmäßigkeit ſprach, in dem jede Kraft ein Mißklang, jedes Talent eine gefährliche Gewalt ſei, jede Idee als eine Plage gelte, und jede Erhebung und Begeiſterung als eine gefährliche Krankheit behandelt werde. Von Philiſterei ſprach man und von Pedanterie, von flachen, abgegriffenen und verſchliſſenen Höflingen, welche die Unbedeutenheit treiben wie ein Studium, die Nichtigkeit wie ein Geſchäft, von Miniſtern, die ſich nur am Ende der langen Bank der Schreibergeſellen niedergelaſſen, von Feldherrn, die die Scheide höher halten, denn das Schwert, die Koppel und die Troddeln aber für das Höchſte, was auf Erden iſt, von Beamten und Kriegsleuten, denen alle Kraft in die Dreſſur aufgegangen ſei. — Mit ſolchen Redensarten konnte ein geiſtreicher Mann, der aber ſelbſt

den alten gediegenen Preußenſtaat nur als ein Fremder kannte, wohl Sand in die Augen ſtreuen, aber nicht die wirkliche Wahrheit erkennen laſſen. — Vielmehr war es nicht zu überſehen, daß in der That ein ſo wohl organiſirter Beamtenſtaat gewiſſermaßen ſchon die Dienſte eines ſtändiſch geordneten Staatsweſens that, indem er die Willkür von oben wo nicht unmöglich machte, doch ſehr erſchwerte, nach unten aber dem Empfänglichen Einſicht in das lebendige Getriebe des Staates gab. Nur das konnte er nicht verhindern, daß der Staat dem Volke immer als etwas für ſich und außer ſeinem Leben Beſtehendes, nicht als ſeine eigene lebendige Organiſation erſchien. In der That, „das Kammergericht zu Berlin," welches der Müller in Sansſouci ſeinem gewaltigen König entgegenhielt, als dieſer ſeine Mühle kaufen wollte und ihm zu bedenken gab, daß er ſie ihm auch wohl wegnehmen könnte, blieb im Bewußtſein des preußiſchen Volkes der alten Provinzen der fortlebende Typus dieſer Beamten-Hierarchie, dieſer „Maſchine, die ſich „ſelbſt erhält, ſich von ſelbſt erneut, ſich ſelbſt aufzieht und ihren „regelmäßigen Gang ſchon ſeit langer Zeit läuft, in der die größte „Genauigkeit herrſcht, ein Glied ſich unzertrennlich ins andere fügt, „jedes ſeine Bedeutung durch das Ganze empfängt, weil die Dienſt„ehre das Gepräge dieſer Büreaukratie iſt. Da die Anſtellung „nur von der Prüfung abhängig iſt und dieſelbe wirkliche Kennt„niſſe und Fähigkeit erfordert, ſo mag gern zugeſtanden werden, „daß der preußiſche Beamtenſtand leicht der gebildetſte in Europa „ſein mag und vielleicht auch der unabhängigſte, indem jeder einzelne „Beamte gegen perſönliche Willkür vollkommen geſchützt und ledig„lich den geſetzlichen Beſtimmungen unterworfen iſt. — — Was „immer gegen dieſe büreaukratiſche Conſtitution Preußens geeifert „und an derſelben Tadelnswerthes gefunden werden mag, ſo hat „ſich dieſelbe doch unzweifelhaft in Preußens Lage, für Preußens „Bedürfniſſe und Zwecke als nothwendig und durchaus förderlich „erprobt. Sie iſt für Preußen die Baſis einer ſonſt nie zu er„reichenden Macht und einer nicht blos vorübergehenden, ſondern „gediegenen und bleibenden Größe geworden." *)

*) Die europäiſche Pentarchie. Leipzig, 1839. S. 232 f. und dies Urtheil ſtand nicht für ſich als eines Einzelnen Anſicht da, ſondern hatte ſich als ein weitreichendes Geſammturtheil ausgebildet.

Von dieſer Büreaukratie zumeiſt ging das Urtheil aus, daß wenigſtens eine große Eile in der Ausbildung ſtändiſcher Einrichtungen nicht nöthig ſei, da man wohl wiſſe, was man habe, aber nicht was man haben werde, wenn um des vermeintlichen Beſten willen das vorhandene Gute zurückgeſtellt werde. Denn daß eine Büreaukratie wie die preußiſche unter einem ſtändiſchen Reichs-Regimente kaum mehr fortbeſtehen könne, war gleichfalls eine weitherrſchende Ueberzeugung. Wenigſtens ließ ſich nach der Anſicht Aller, welche die Geſchichte als maßgebend für die innere Politik anerkannten, ſo lange auch ohne die Stände leben, bis es werde gelungen ſein, das Neue an das Alte, früher Dageweſene, in richtiger Weiſe anzuknüpfen.

Allerdings hatte dieſe gerühmte und ſich ſelbſt rühmende Bureaukratie auch eine ſehr dunkle Kehrſeite, welche erſt in ſpäteren Jahren zum klaren Bewußtſein kam. Man konnte von ihr ſagen, daß ſie dem Weſen des modernen Staates inſofern widerſtritt, als ſie die Achtung vor der Perſönlichkeit ſchwächte, als ihr das Volk aus Individuen zwar, aber nicht aus vollberechtigten Perſonen beſtand, weshalb auch die von ihr geleitete öffentliche Erziehung nicht die Entwicklung der Perſon zum klaren Ziele hatte. Es war Alles Syſtem, Geſetz, Maxime, Regierung, und der Einzelne in dieſen Collegien verſchwand mit ſeiner abweichenden Meinung im Beſchluſſe des Ganzen, der geiſtvollſte Mann mit ſchöpferiſchen Ideen in einem Miniſterium verſchwand ebenſo; denn was er rieth und hervorbrachte, gehörte dem Miniſter, der vielleichs ein Mann des Mechanismus war und durch einen Strich oder Zuſatz die weittragendſten Gedanken um ihre Flügel brachte. Die Negation, die Beſchränkung, die Verhütung war ihr Beſtreben, und der lebendige Inhalt des Volkslebens ging ſie nichts an, wenn ſie nur die Auswüchſe deſſelben hindern, vertheilen oder abſchneiden konnte. Daher galt auch für ſie der Glaube und Unglaube im Ganzen gleich, wenn nur Sittlichkeit einer nicht eben hohen Ordnung waltete. Organiſiren war ihr Leben, Schaffen ihr fremd. Die Ordnung war ihr Idol, die Verordnung ihr Mittel; zu befehlen und Gehorſam zu verlangen wurde lieber vermieden. Eine gewiſſe Unwahrheit, ein Herrſchen der „Behörden- und Kanzleiſprache“, ein fremder Jargon, eine Macht der Phraſe und ſomit eine gewiſſe Heuchelei und

Lüge mußte entſtehen, weil nun einmal das Volk in der That doch aus Perſonen beſteht und ſein Leben durch menſchliche Herzen pulſirt. Die hohe Stellung der Beamten über dem Volke, aber zwiſchen ihm und dem Fürſten, mußte in jenem die Gefühle der Hingebung, der begeiſterten Liebe herabdrücken. Wo kraftvolle Perſönlichkeiten erſchienen, erregten ſie in dieſen Kreiſen eher Furcht oder Spott, als Hinneigung, man ſah ſie nicht gern in Aemtern, und als Miniſter vollends waren ſie ganz unzuläſſig. Eigentlich royaliſtiſch war dieſe Bureaukratie auch nicht, denn ihr war der König — „das Staatsoberhaupt“ — nur ein nöthiges Requiſit, ſie war vielmehr liberal, und der Conſtitutionalismus, der ſie erſetzen ſollte, iſt weſentlich aus ihren Ideen erwachſen.

Bekanntlich hatten die Hohenzollern in alter Zeit von ihren Ständen in den einzelnen Provinzen, wie Brandenburg und Preußen, manche Förderung in ihren Zwecken, aber auch manche Hinderung erfahren. Zur Zeit des großen Kurfürſten war die ſtändiſche Ordnung ein ſchwerfälliges, hemmendes Gewicht geworden, das für ſeine raſchen Bewegungen, wie ſie die Lage der Zeit gebieteriſch forderte, nicht mehr paſſen wollte. Er war es daher, welcher die bis dahin noch beſtehenden Stände factiſch beſeitigte, indem er ſie zu keiner Thätigkeit mehr kommen ließ. Er that, was nicht recht war, aber er glaubte es thun zu müſſen, um ſeinen durch keine ſolche Hemmſchuhe geſtörten Gegnern und Nebenbuhlern, dem Kaiſer, dem König von Frankreich, die Stange halten zu können. Seine Nachfolger betrachteten ſich als Souveräne, die nach Innen die unbeſchränkteſte Machtvollkommenheit beſäßen und nur Gott verantwortlich wären. Aber ſie waren ſich auch dieſer großen Verantwortlichkeit bewußt, und ſo ſehr ſie die Rechtsverwaltung als ihre Sache feſthielten, ſie waren doch nie geneigt, das Recht zu beugen, und wenn es einmal geſchah, ſo war es nicht zu eigenem, ſondern zu des Unterthanen Vortheil. Sie ſchonten und erhielten alle Rechte der Einzelnen und ganzer Stände und ließen die Einrichtungen neuer Provinzen (z. B. Oſtfrieslands, Schleſiens) unverändert. Friedrich der Große erklärte ſich ſogar für den „erſten Diener des Staates.“ Nur die Perſönlichkeit des Monarchen, der Charakter ſeines Hauſes und der Beamtenſtaat waren die Sicherung des Volkes vor Deſpotie des Herrſchers. Die philoſophiſche, faſt

an die Ideen der franzöſiſchen Revolution erinnernde Ausdrucksweiſe des preußiſchen Geſetzbuchs (Allgemeines Landrecht) gab überdies dem Beamten ein Recht, ſich als Diener des Staates, als einen Mitdiener mit dem Landesherrn zu betrachten, und es war ein gewiſſer bureaukratiſcher Liberalismus dadurch bedingt, welchen die nicht-preußiſchen Ankläger des verfaſſungsloſen Preußens nicht kannten oder misverſtanden*). Die das Grundeigenthum befreiende Geſetzgebung der Nothjahre nach 1806, ſo ſehr ſie auch durch die augenblickliche Lage, beſonders die Finanzlage, veranlaßt war, griff doch in den Schatz der politiſchen Gedanken, welche in der franzöſiſchen Revolution vor das erſtaunte Europa getreten waren, und ſie konnten auch nicht iſolirt ſtehen bleiben, ſie mußten ſich im ganzen Staatsleben ihr Wirkungsgebiet ſuchen, wenn ſie auch gar nicht nothwendig allen einſt mit ihnen in Verbindung geweſenen Irrthümern als Eingangsthore zu dienen brauchten. Preußen war in den Augen der Einen ſchon mit dem Makel revolutionärer Geſetzgebung behaftet und durfte, wenn es nicht untergehen wollte, um Gotteswillen auf dieſer Bahn nicht weiter ſchreiten, eher ſollte es einen anſtändigen Rückzug ſich zur Pflicht machen; in den Augen der Andern hatte es einmal den neuen Principien, wenn auch nur aus Noth und an einzelnen Punkten der materiellen Staatswirthſchaft, gehuldigt, es durfte auf dieſem halben Wege nicht ſtehen bleiben, ſondern mußte vor Allem zur Mitregierung des Volkes fortſchreiten. Es hatte, ſo meinten Viele, einmal 1808—11 und wieder 1813 bis 1815 mit dem alten Königthum gebrochen, und in dieſe Feſtung konnte es nicht mehr zurückgehen. Das Suchen nach den alten, ſtändiſchen Ueberbleibſeln wurde, ſeltſam genug, von den liberalen Deutſchthümlern verdächtigt, die hier, wie überall, mit ſich ſelbſt im Widerſpruch waren, indem ſie für das Mittelalter ſchwärmten, die altdeutſche (eigentlich die ſpaniſche) Tracht nachahmten und doch nur Producte der franzöſiſchen Revolution, die gerade der letzte Todesſtoß des Mittelalters war, dem preußiſchen Staate zumutheten. Der König ließ ſich aber nicht irre machen. Er wußte, daß die Erfüllung dieſer unklaren Wünſche nur bittere Enttäuſchung

*) Lancizolle: Ueber Königthum und Landſtände in Preußen. Berlin 1846. S. 59 ff.

bringen würde. Aber er ging aus den ſchon genannten Urſachen, die in Oeſterreich und Rußland und im Bedürfniß des Weltfriedens lagen, langſam, ſehr langſam zu Werke. Während alſo Preußen der allen andern in Deutſchland vorangeſchrittene Staat in jeglicher andern Beziehung, auch in Preußen zuerſt die Verheißung ſtändiſcher Verfaſſung erſchollen war, ſchien es jetzt hinter den meiſten kleineren Staaten in dieſer vermeintlichen größten Hauptſache zurückbleiben zu wollen. In mehreren Geſetzen von 1813 war von National-Repräſentanten die Rede, die aber nirgends wirklich erſchienen*). Im Jahre 1814 war von Paris aus der Staatsrath und die ſtändiſche Verfaſſung und Repräſentation verheißen. In den Beſitzergreifungs-Patenten der neuen Lande (1815) wurde faſt überall der ſtändiſchen Verfaſſung, zum Theil mit Bezeichnung ihrer Attribute, gedacht, und als dazwiſchen die eigentliche Verordnung darüber erſchien, war ſie mit einem Anhang verſehen, der mit vollem Rechte behauptete, die bürgerliche Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung ſei in Preußen auf anderen Grundlagen längſt vorhanden geweſen und alſo nicht erſt von dieſer Verfaſſung zu erwarten, vielmehr ſollte dieſe dazu dienen, die alten Grundſätze der preußiſchen Könige nur feſtzuhalten und zu überliefern. Es waren die Provinzialſtände, aber mit ihnen zugleich die Landesrepräſentation genannt, die aus ihnen entſtehen ſollte. Es war dies, wie die Folgezeit klar zeigte, eine voreilige Kundgebung geweſen, ehe man ſich in der Sache recht klar geworden. Von einer Verfaſſungs-Urkunde wurde geredet und doch war noch nicht einmal ausgeſprochen, welche näheren Rechte der König der Repräſentation geben wolle. Die Verheißung war aber einmal gegeben, und es gab im Weſten Preußens (hauptſächlich unter Görres', vielleicht auch unter von Steins Einfluß) Leute, die nun drängten. Schon im Jahre 1818 wurde dieſes Drängen als unbequem empfunden und daher geantwortet: „das Verſprechen beſtehe und werde gehalten werden, die rechte Zeit dazu müſſe vorbehalten bleiben." Es gelang nicht, den König über ſeine ſpätere Abſicht eines allmähligen Aufbaues hinauszutreiben, und die Miniſter, welche

*) Lancizolle, a. a. O. S. 189, der die verheißene Neuerung „ein politiſches Schauſpiel" nennt.

weiter gehen wollten und nunmehr ausſchieden, ließen den Staatskanzler in den Händen Oeſterreichs. Darum nennen wir den Austritt dieſer deutſch-geſinnten Männer ein Unglück, obwohl ihr Project, ſofort zu einer Verfaſſung wie die der ſüddeutſchen Staaten vorwärts zu rennen, auch eine Störung der geſunden Entwicklung geweſen wäre. Hätten ſie, wenn das nach ihrer Anſicht Beſte nicht gelang, ſich mit dem Guten begnügt und nunmehr auf ſtändiſchem Wege die Entwicklung weiter getrieben, ſtatt das Zurückſinken auch von dieſer Bahn möglich zu laſſen, ſie hätten Preußen und Deutſchland einen großen Dienſt geleiſtet. Erſt 1823 und 1824 kamen die Verordnungen über die Provinzialſtände, die im Geiſte der älteren Verfaſſungen errichtet werden ſollten. Die allgemeine Repräſentation trat zurück, und jede Hinweiſung auf eine ſolche wurde in dem ferneren Fortgang der ſtändiſchen Thätigkeit vom Throne her abgewieſen. Die Thätigkeit der Stände zeigte ſich als eine geſunde, tief eingreifende, heilſame, und die praktiſchen Intereſſen der Provinzen wurden durch ſie gefördert. Aber den überſchwänglichen Ideen und der „Herrlichkeit“ Deutſchlands entſprachen ſie bei ihrem Verkehr mit ſehr ſpeciellen, rein praktiſchen und zu flammenden Reden nicht begeiſternden Gegenſtänden keineswegs. Das öffentliche Intereſſe wandte ſich ihnen, die auch nicht öffentlich ihre Sitzungen hielten, nicht zu. Den Schwärmern für Verfaſſung war mit ihnen nichts geholfen*), und Diejenigen, welche in Preußen eine Verfaſſung für überflüſſig hielten, weil die heiligen Traditionen der Liebe und Treue des Volkes zum König, die gewiſſenhafte Selbſtbeſchränkung des Herrſchers, die redliche und intelligente Bureaukratie beſſere Verfaſſungen ſeien, als die papierenen, weil auch Preußen das Meiſte ſchon beſitze, was die kleineren conſtitutionellen Staaten Deutſchlands erſt erſtrebten, ſie konnten auf die Landtage hinweiſen, welche nirgends recht organiſch-lebendig dem Staate eingefügt, eigentlich immer Fremdlinge im preußiſchen

*) Wie ſehr dagegen Männer, wie der Miniſter von Stein, ſich lebendig für dieſe Form der Verfaſſung intereſſirten, wie ſie dieſelbe auch als Vorſtufe der allgemeinen Repräſentation werth hielten, wie der Kronprinz von Preußen dieſe letztere im Auge behielt, dafür zeugen Stellen in Steins Leben, wie S. 508, 519, 541, 549. 619, 635.

Staate ſeien*). Die Stimmung legte ſich allmählig, welche ſo laut und ſtürmiſch auf Verfaſſung gedrungen hatte. Es war eine der ſeltſamſten Wandlungen in derſelben vorgegangen. Von dem wüthendſten Haſſe gegen den geſtürzten Napoleon gingen nach ſeinem Tode (1821) Viele zu hoher Bewunderung ſeines Genies und ſeiner Thatkraft, ja im erhöhenden Licht ſeines Todes und der Schriften über ſeine letzten Jahre zu einer faſt anbetenden Verehrung über. Wie konnten dieſe Anbeter zugleich für Verfaſſung ſchwärmen, aber auch, wie konnte man den klareren Häuptern des Staates nach ſolchem Umſchwunge zumuthen, großen Werth auch auf weitverbreitete Stimmungen zu legen? Wenn man den feurigen Görres, der ſo gewaltig Freiheit gefordert, nach zehn Jahren als den Bekehrten der Jeſuiten den Ultramontanismus predigen hörte und andächtig vor den Reliquien knieen ſah, wenn die flammendſten Demagogen von 1819 nun als die ſtrengſten Staatsbeamten walteten und über ihre Jugendthorheiten lächelten, ja wenn gar in das Lager der Ultras der traditionären oder conſervativen Anſicht manche von den Helden der Aufregungszeit eingerückt waren, behielten da die Beſonnenen nicht Recht, welche auch den Verfaſſungsdrang der Jahre 1815—1820 nur als vorübergehenden Schwindel betrachtet hatten? Preußen war nach Ueberwindung dieſer Kämpfe und während ihm die kirchlichen Dinge Noth machten, auf die materiellen Intereſſen Deutſchlands im Zollweſen eingegangen und hatte nützliche Verträge mit Nachbarländern geſchloſſen, die ſchließlich, da auch im Süden Gleiches geſchehen war, zu der deutſchen Einigung, dem Zollverein, führten, welcher Deutſchland, mit Ausnahme ſeiner nördlichſten Außenränder und mit Ausſchluß Oeſterreichs, durch ein ſehr wichtiges Band der Einheit umſchloß, und welchem Preußen der ſtärkſte Einigungspunkt war.

Inzwiſchen hatte ſich Oeſterreich, das mit der Stände-Verfaſſung, wie Stein ſagte, nur „ein Schauweſen“ gemacht, das überdies mit Italien und Griechenland die Hände voll zu thun behielt und immer mehr nach Süden und Oſten außerhalb Deutſchlands gezogen wurde, dem deutſchen Leben und Verkehr auch in Handel und Litteratur immer

*) Bülau, a. a. O. S. 580.

mehr entfremdet und hatte auch im Bunde mehr die Leitung als die Leiſtung erblicken laſſen, ſo daß Preußen und die Mittel- und Kleinſtaaten weſentlich allein die deutſchen Aufgaben bearbeiteten. So konnte es nicht ausbleiben, obgleich allmählig die Leitung der Politik Preußens als Großmacht mehr und mehr aus Rußlands in Oeſterreichs Hände übergegangen war und Metternich auch für Vieles, das in Preußen geſchah, verantwortlich gemacht werden konnte, daß doch der Blick für eine völlige Einheit Deutſchlands und für eine dereinſtige beſſere Geſtalt der Verfaſſung auf Preußen gerichtet blieb. Den ſtärkſten Beweis, daß die Stimmung in dem jetzt herangewachſenen Geſchlechte der Jugend der Freiheitskriege ſich geändert hatte, lieferte das Jahr 1830, welches in Frankreich die Bourbonen ſtürzte. Die Juli-Revolution redete laut über den Werth der Repräſentativ-Verfaſſung, wie ſie in Frankreich beſtanden hatte, und die Gegner ihrer Anwendung in Deutſchland konnten auf das in Paris gemachte Experiment hinweiſen. In Deutſchland konnte es der Stoß, der von dort ausging, nur zu ſchwächlichen „Spießbürger-Emeuten“ bringen, in Preußen kaum dazu. Aber in Polen war Feuer aufgegangen, weil dort die ganze Geſchichte ſeit hundert Jahren einen entzündbaren Zuſtand geſchaffen hatte. Bald mehr rührend wegen der Einfalt, bald mehr komiſch ſah es aus, wenn nunmehr der ganze Liberalismus, der ſonſt auf Volksvertretung drang, ſich in der Begeiſterung für die armen Polen ergoß. Rührend, weil das Untergehen eines ſelbſtändig geweſenen Volkes immer thränenwerth iſt, auch wenn die Schuld ſeiner Leiter an dem Untergange aller Welt klar vorliegt, rührend, weil auch wirklich manche kühne, aufopfernde That in einem Sinne geſchehen war, der geſunde Herzen ergreifen mußte, aber komiſch, weil die Begeiſterten gerade die waren, die noch vor ſo Kurzem gegen den Adel in Deutſchland declamirt hatten, während hier eine reine Adelsrevolution, und zwar von einem Adel vorlag, der die Leibeigenſchaft der Bauern gegenüber den Abſichten der ruſſiſchen Regierung erhalten wollte, komiſch überdies, weil von dem Heldenmuth der Polen ſo ins Ganze declamirt wurde, während die polniſche Armee „wohl erhalten und wohl bewaffnet in einzelnen Abtheilungen auf preußiſches und öſterreichiſches Gebiet ſich

flüchtete und ſich entwaffnen ließ", als es den letzten entſcheidenden Ernſt galt*).

Es war dieſe Polenmanie in Deutſchland kaum geſünder, als die Napoleons-Verehrung. Daß Preußen den Polen nicht beiſtand, hat ihm wohl außer den Unzurechnungsfähigen in Deutſchland Niemand verdacht, daß es aber die belgiſche Revolution geſchehen ließ, konnte man ihm eher nachtheilig anrechnen. Es war auch dies eine Revolution der Adelspartei, aber im Bunde mit der Prieſterpartei, eine Empörung des romaniſchen gegen den germaniſchen Charakter, des Katholiken gegen den Proteſtanten, und hier wäre ein Einſchreiten Preußens durch die Abſichten des Wiener Congreſſes, der ihm den Schutz der Niederlande übertrug, veranlaßt geweſen. Aber die Politik der Nicht-Intervention war ſchon die herrſchende geworden, und was ſollte aus einem ſo erzwungenen Verhältniſſe werden, wie es aus der Unterdrückung des Aufſtandes erwachſen wäre? Eher hätte es nahe gelegen, Holland mit Preußen und Belgien mit Frankreich zu vereinigen. Die halben Exiſtenzen reizen doch immer von Neuem zu ſolchen Gedanken auf Seiten der Fürchtenden und der Begehrenden. Preußen hätte um Belgiens willen einen Krieg mit Frankreich wagen müſſen, und dazu war man auch im Volke nichts weniger als geneigt. In allen dieſen Dingen konnte Preußen bei den blinden Liberalen nur immer mehr verlieren, welche jeden Aufſtand, aus welchen Motiven immer hervorgegangen, als die „Sache der Freiheit" prieſen. Aber dieſe Partei mußte im Laufe der Zeit nothwendig in der Achtung ſinken, und Oeſterreich mit ſeiner Niederſchlagung der ſüdlichen Aufſtände diente doch immer noch zur Folie für Preußen, deſſen Fehler man auch wieder auf Metternichs Rechnung ſchrieb.

In den Augen jedes Verſtändigen aber mußte es als eine wohl beſtandene Probe für den preußiſchen Staat gelten, daß er, die Juli-Revolution, die belgiſche und polniſche an den Grenzen, und zwar derjenigen Lande, die er erſt neu erworben hatte und die zuvor Frankreich und Polen angehört hatten, von Erſchütterungen verſchont blieb, daß alſo dieſe Lande ſchon aſſimilirt waren, als die Stöße der Revolution (1830 und 1831) kamen. Es war der

*) Hippel, a. a. O. S. 184.

Beweis geliefert, daß auch ohne Verfassung Preußen die Kraft zu solcher Assimilirung besessen. Es wollte dies in der Rheinprovinz, die vor der französischen Besitznahme aus Ländern von nicht weniger als siebenundneunzig Herren bestanden hatte*), schon etwas bedeuten.

Während Görres von der französischen Zeit sagen mußte: „Wir sind von unseren Federbetten auf den Strohsack herabgekommen", konnte am funfzigjährigen Jubiläum der preußischen Besitznahme der Rheinprovinz gesagt werden, daß die Umgestaltung der Provinz in diesem halben Jahrhundert fast einer Neuschöpfung auf allen materiellen und geistigen Gebieten des Lebens gleichkomme**).

Auch Westphalen bestand, ehe es Preußen 1815 zum Theil wieder erhielt, zum Theil zuerst erlangte, aus mehr als zwanzig Herrschaftsgebieten, und auch sein jetziger Zustand, mit dem verglichen, was es war, hat das alte Sprüchwort zu Schanden gemacht: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen"***).

Nicht viel minder war Sachsen erst zu einer Einheit im preußischen Staate zu verschmelzen. Hier hat die preußische Wehr-Verfassung, dieses wahre Institut der verschmelzenden Volkserziehung, neben dem preußischen Schulwesen und der Kirche ihr Werk gethan, und Friedrich Wilhelm IV. hat mit seinem Kunst- und Geschichtssinn gleichsam die specifisch sächsischen Erinnerungen und Gemüthsgüter annectirt†).

Daß aber auch der uralte Charakterzug des brandenburg-preußischen Staates noch lebt und wirkt, nämlich die Tüchtigkeit zur Germanisirung slawischer Grenzländer, davon zeugt die Geschichte

---

*) Foß, Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde. Bd. 2. S. 400, wo zugleich klar gemacht wird, welches Unglück für Deutschland und welcher Gewinn für Frankreich es gewesen wäre, wenn nach dem Vorschlage von 1814 Sachsen in der Rheinprovinz entschädigt worden wäre.

**) Milz: Kurze Geschichte der Bildung des rheinpreußischen Territoriums. Skizze seiner Zustände vor 50 Jahren und seiner jetzigen. (Foß' Zeitschrift. S. 393 ff.) enthält den Nachweis nach den verschiedensten Seiten hin.

***) Seibertz: Zur 50jährigen Jubiläumsfeier der Provinz Westphalen. (Foß' Zeitschrift. Bd. 2. S. 521 ff.)

†) Jakobi: Zur 50jährigen Jubelfeier der Provinz Sachsen. (Foß' Zeitschrift. Bd. 2. S. 721 ff.)

der Provinz Posen im letzten Halbjahrhundert. Hier allerdings war der Fortschritt kein ungestörter. Der russische Polenaufstand von 1830 war die erste, der allgemeine von 1848 die zweite Hemmung; die neueste Verschwörung aus Anlaß der Empörung im russischen Polen (1863) konnte schon nicht mehr erheblich hemmend wirken. Alle diese Versuche konnten nur zu der Ueberzeugung führen, daß eine unabhängige Polenherrschaft nicht mehr in den Wegen der Geschichte liege*). Aber in welchem Zustand hatte Preußen das unglückliche Land übernommen! „Was Friedrich der Große „bei der ersten Theilung von dem Lande sagte, paßte mehrentheils „noch auf das Polen von 1815. Die Regierung zu Bromberg „(1773) setzt dies nun näher auseinander. Sie sagt: Die Vieh„racen waren schlecht und entartet, die Ackergeräthe in hohem Grade „unvollkommen und außer der Pflugschar ohne alles Eisen, die „Aecker ausgesogen, voller Unkraut und Steine, die Wiesen ver„sumpft, die Wälder, nur um das Holz zu verkaufen, unordentlich „ausgehauen und gelichtet, das Land wüste und leer! Die alten „festen Städte, sogenannten Schlösser, lagen in Schutt und Trüm„mern, ebenso die meisten kleinen Städte und Dörfer. Die vor„handenen Wohnungen schienen kaum geeignet, menschlichen Wesen „zum Aufenthalte zu dienen. Die roheste Kunst, der ungebildetste „Geschmack, die ärmlichsten Mittel hatten aus Lehm und Stroh „elende Hütten zusammengestellt. Durch unaufhörliche Kriege und „Fehden, durch Feuersbrünste und Seuchen, durch die mangelhafteste „Verwaltung war das Land entvölkert und entsittlicht. Die Justiz„pflege lag eben so im Argen, wie die Verwaltung. Der Bauern„stand war ganz verkommen, ein Bürgerstand existirte gar nicht. „Bromberg besaß kaum 800 Einwohner. Wald und Sumpf nah„men die Stätte ein, wo vordem, nach den altgermanischen Be„gräbnißplätzen (in der Netze-Gegend) zu urtheilen, eine zahlreiche „Bevölkerung Platz gefunden hatte."

Der Bauer unter der Peitsche des Gutsherrn war kaum besser daran, als das Vieh, das seines Herrn Acker bestellte. Große Länderstrecken theils versumpft, theils versandet, lagen Jahr aus,

*) Jochmus: Das Großherzogthum Posen seit dem Jahre 1815. (Foß' Zeitschrift u. s. w. Bd. 2. S. 641 ff.)

Jahr ein ohne Bestellung da. — Alles gehörte dem Gutsherrn, der Bauer war ohne Eigenthum, vielmehr war er selbst mit Leib und Kraft des Gutsherrn Eigenthum, nur daß dieser ihn, wenn er ihm misfiel, vom Hofe ins Elend jagen konnte und es auch that. Ein Gut von 1000 Morgen brachte 500 Thaler ein. Jetzt ist die Bevölkerung auf mehr als das Doppelte, der Ertrag und der Werth des Grundbesitzes auf das Zehnfache gestiegen. Die Städte sind vom Adel befreit, ein Bürgerstand besteht, die Gewerbe leben auf, 350 Meilen Chausseen sind gebaut, wo 1815 noch nicht eine Meile war, Schulen, höhere und niedere, sind im Gange, und die Kirche hat an Bildung und gesittender Kraft zugenommen, die protestantische ist fast neu gegründet worden. So ist Posen aus der Barbarei in die Bewegung wohlthätiger Civilisation gezogen. Und wodurch ist dies geschehen? Außer der preußischen Gesetzgebung und Verwaltung, außer der hier so recht als Schule wirkenden Wehrverfassung durch die — Germanisirung. Deutsche Einwanderung ist in Posen viele Jahrhunderte alt, die vielen Städte waren stets deutscher Gründung und Art. Das Verkommen polnischer Gutsbesitzer durch politisches Treiben, durch Trägheit, Spielsucht und unordentliche Wirthschaft und der Ankauf ihrer Güter durch nüchterne, arbeitsame und intelligente Deutsche hat die Einwanderung gemehrt. Alle Civilisations-Mittel führen zu ihrer Verstärkung, hauptsächlich aber germanisiren die Schulen, nicht weil sie nicht in polnischer Sprache lehren, sondern weil alle Bildungsmittel deutsch sind. Die Zahl der Deutschen und der deutsche Grundbesitz hat bereits die der Polen und des polnischen erreicht*).

So stand Preußen vor jetzt dreißig Jahren als eine gewaltige Thatsache da, wirkend, belebend, schaffend, und was konnte daneben von Oesterreich gesagt werden, als daß es hindernd, drückend und unfähig, seine slawischen Massen geistig zu bewegen, noch unfähiger, seinen Italiänern auch nur sein Joch erträglich zu machen, wie das Abgestorbene dem Lebendigen gegenüber erschien? Natürlich mußte mit Schmerz und Ingrimm gesehen werden, daß gleichwohl Oesterreichs Politik die beherrschende war und Preußen in seinem Schlepptau ging.

*) Jochmus: Die materielle und geistige Entwicklung des Großherzogthums Posen seit dem Jahre 1815. (Foß' Zeitschrift. Bd. 3. S. 150 ff.)

Aber in Preußen leuchtete die Lauterkeit der Geſinnung auf dem Throne immer heller, während in Oeſterreich die gerühmte patriarchaliſche Leutſeligkeit und Gutmüthigkeit des Kaiſers immer räthſelhafter erſchien neben der Argliſt und Falſchheit, dem Mistrauen und der in Familie und Staat gleichermaßen hervortretenden Herzloſigkeit und Härte des Kaiſers Franz; in Preußen ſtand die Unbeſtechlichkeit der Miniſter und anderer Beamten den immer bekannter werdenden und wohl übertrieben in die Hunderte geſchätzten Millionen, welche Metternich von allen Seiten als Preis für ſeine politiſchen Thaten erhalten hatte*), gegenüber. Preußen war das Land der Bewegung auf allen Gebieten, den materiellen, wie den geiſtigen; in Oeſterreich war jede Bewegung gelähmt, und zwar dem Wohlleben des Volkes freie Bahn gelaſſen, aber nichts begünſtigt, was ihm dazu die Mittel ſchaffen konnte, weder Induſtrie noch Handel, weder Ackerbau noch Schifffahrt; die geiſtigen Regungen aber waren polizeilich überwacht und beargwohnt, ſelbſt die Vorleſungen der Univerſitäten von Spionen der geheimen Polizei beſucht, und gegen die deutſche Litteratur ein Abſperrungsſyſtem gehandhabt, das dem übrigen Deutſchland jedes Gefühl geiſtiger Gemeinſchaft mit Oeſterreich benahm und den Lüſternen eine Art Krieg der Liſt gegen die Regierung aufnöthigte. Da kamen liberale Bücher, wie Rottecks Weltgeſchichte, als innere Emballage von Zuckerhüten nach Trieſt und von da nach Wien, und die vom Buchhändler bezahlte Polizei hütete ſich wohl, mehr als den Titel zu revidiren, der alsdann zu dieſem Buche lautete: Silberts Stunden der Andacht. Ja ſo weit kam es damit, daß die Buchhändler außer Oeſterreich Schritte thaten, ein Buch ihres Verlages verbieten zu machen, weil es dadurch Abſatz in Oeſterreich gewann. In Preußen war die Bewegung, in Oeſterreich die Stabilität, dort trotz aller Cenſur das freie Wort, hier für politiſch gewagte Lehren der Spielberg oder die Bleikammern von Venedig, dort die gerechte und ſtrenge Juſtiz, hier die Willkür und vom Kaiſer ſelbſt ſinnreich erdachte quälende Strafen. Nur wer der ultramontanen Richtung in der katholiſchen

*) Gervinus: Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. Bd. 1. S. 432 ff. Es ſoll damit nicht geſagt ſein, daß Miniſter wie Hardenberg, Altenſtein u. A. unbefleckte ſittliche Perſönlichkeiten geweſen ſeien.

Kirche angehörte, mochte noch in Oeſterreich eine Stütze und Kraft für Deutſchland finden, und nur die ſüddeutſche Eiferſucht gegen den Norden Deutſchlands, beſonders die baieriſche gegen Preußen, zuſammen mit der ariſtokratiſchen Gewöhnung der Fürſten an den Kaiſerhof, ließ ganze Staaten an Oeſterreich ſich anlehnen. Es war ein unheimliches Weſen, dieſe Bevormundung der Regierungen durch Metternich, dieſe hochadeliche Verachtung des Emporkömmlings Preußen, und doch dieſe Abneigung aller politiſch Bewußten im Volke gegen den Staat des Abſolutismus. Denn wer Augen hatte zu ſehen, der ſah, daß Deutſchland durch den Bundestag unter Oeſterreich gebeugt, daß Preußen unter ſeinem die politiſche Stille liebenden häuslichen, gegen alles Neue mistrauiſchen, alternden Könige zum Anhängſel Oeſterreichs geworden war, daß von Preußen die Erneuerung Deutſchlands ſich nur in der Zukunft erwarten ließ. Aber eine Mitgabe in dieſe Zukunft und eine Bürgſchaft für ſie hatte die Regierung Friedrich Wilhelms III. geſchaffen. Er hinterließ Deutſchland in einem Gebiete — jedoch mit Ausſchluß Oeſterreichs — geeinigt, welches zwar den geiſtigen Intereſſen nicht zunächſt lag, aber doch auf das ganze Staatsleben ſeinen Einfluß übte — in dem Gebiete des Handels und der Induſtrie, durch den Zollverein. Dieſer war gleichſam neben dem Bundestage durch die Bemühungen von Baiern, Würtemberg und Preußen zu Stande gekommen, und mit ſeinem Eintritt ins Leben fielen die „eiſernen Gitter“, welche die kleineren Staaten Deutſchlands wie die „Thiere einer Menagerie“ von einander ſchieden. Die deutſche Einheit ſchien hier unter Preußens Schutz und Leitung ein Vorbild auf einem einzelnen Lebensgebiete zu erhalten, dem auch ſofort Vereinigungen auf anderen, wie die Verſammlungen der Naturforſcher und Aerzte, ſpäter der Philologen, der Juriſten u. a. nachfolgten. Der deutſche Geiſt hob ſich wieder, und jetzt nicht mehr in blauen Dunſtgeſtalten, ſondern in der wachſenden Erkenntniß, daß Preußen „die einzige ganz deutſche Macht ſei, die als ſolche einen nationalen moraliſchen Einfluß auf die ſämmtlichen deutſchen Mittelſtaaten beſitze.“ Gegenüber den Erinnerungen Oeſterreichs an ſeine Verbindung mit dem Reiche und der Klammer der katholiſchen Kirche hatte Preußen „in dem Protectorat der deutſchen Wiſſenſchaft, im Volkserziehungsweſen, in dem von ihm zu Stande gebrachten deutſchen Zollverbande, in ſeinem bürgerlichen Staats-

element, in dem angeregten Münzvereine einen neuen festen Boden für seinen engeren, wohlthätigen Zusammenhang mit den deutschen Mittelstaaten errungen"*).

Aber Oesterreich behielt den Vorrang und überwiegenden Einfluß im Bunde, und Preußen konnte seine ihm gemäße Stellung nur erst erringen, wenn es vergrößert wurde, welches entweder auf Kosten der Niederlande gegen die europäischen Verträge und durch Krieg mit Frankreich, oder auf Kosten einiger der deutschen Staaten möglich war, deren Schützer Preußen sein sollte. Es wohnte daher der Stellung Preußens eine Nöthigung ein, sich in irgend einer Zukunft noch eine andere als die im Bunde gewordene Situation zu erwerben. In ihm lag also die Bedrohung des Deutschlands von 1815, aber auch die Hoffnung, über seine unbefriedigende Lage hinauszukommen.

Werfen wir einen Blick auf beide deutsche Großstaaten in der Zeit vom Jahre 1830 bis zum Jahre 1848, so wird sich diese Gegenstellung noch klarer ermessen lassen.

Beider Stellung hatte sich seit hundert Jahren wesentlich verändert. Oesterreich war durch seine Zurückdrängung aus dem Westen nach dem Osten, seit es die Niederlande, Burgund, Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Schwaben, Berchtesgaden dauernd verloren hatte, und aus dem Norden nach dem Süden, seit der Verlust Schlesiens ein unwiederbringlicher geworden, in seinem ganzen Charakter verändert. Es war nicht mehr, wie Kaiser Joseph II. noch von ihm rühmte, ein deutscher, sondern ein magyarisch-slawischer Staat. Sein deutsches Element war in den meisten Landen entweder dem ungarischen und slawischen an Zahl und Kraft untergeordnet, wie in Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien, Krain, dem Küstenland, oder von demselben oft bis zur Gleichzahl durchsetzt oder aufgewogen, wie in Steiermark und Kärnthen**). Es konnte, mit Rußland verglichen, höchstens ein nicht ganz reiner Slawenstaat genannt werden. Dies ist längst erkannt und daher

*) Pentarchie. S. 61 ff.

**) Blos Ober- und Nieder-Oesterreich nebst Salzburg und dem nördlichen Tyrol sind rein deutsche Gebiete. In Steiermark kommen auf 700,000 Deutsche, 400,000 Slawen, in Kärnthen auf 250,000 Deutsche, 100,000 Slawen.

auch das Wort von der Verlegung des Schwerpunktes von Wien nach Ofen längſt ausgeſprochen worden*).

Die Frage lag in Oeſterreich zwiſchen dem Oſten und Weſten, zwiſchen ſchaffender, erobernder und zuwartender, ſcheinbar friedlicher und harmloſer, in Wahrheit aber intriguirender und trennender Politik. Es hat, ob aus alter Gewohnheit und Neigung, ob in wirklicher Hoffnung, das Verlorene wieder zu erlangen, ob aus Furcht vor dem Zuſammenſtoßen mit Rußland, ſich mehr nach dem Weſten gekehrt, wozu freilich auch ſein Beſitz in Italien zog. Es blieb inſofern der habsburgiſchen Politik treu, welche niemals Ungarn gegen Deutſchland, die Donau gegen den Rhein einzutauſchen ſich entſchließen konnte. Es war freilich jetzt zu ſpät. Durch ſeine öſtliche und ſüdliche Politik hat Oeſterreich den Weſten und Norden verloren, weil es nicht ſtark genug war, nach beiden Seiten zugleich mächtig zu wirken, es hat in der That für Deutſchland Ungarn eingetauſcht, aber nicht mit ganzer Kraft dorthin gewirkt, daher auch die Donau-Mündungen nicht erreicht. Es war ſein Verdienſt, daß die türkiſchen Spahis nicht, wie alte Prophezeiungen lauteten, „ihre Pferde im Rhein tränkten", aber es war ſeine Schuld, daß türkiſche Paſchas in den Donaufeſten hauſten und ruſſiſche Zollwächter die Mündung des deutſchen Stromes beſetzten. So hat es das Eine verloren, das Andere nicht gewonnen. Man hätte einen deutſchen Beruf Oeſterreichs in der Germaniſirung der Slawen mit Freuden erkannt. Um ihn zu erfüllen, hätte es aber ſeine wirklich deutſchen Lande geiſtig ganz anders pflegen und entwickeln, nicht aber ſo wie die ſlawiſchen bevormunden und einzwängen, es hätte ſie zu einer umſchaffenden Macht für die Slawenmaſſen geſtalten müſſen. Statt deſſen hat es vielmehr ſeine deutſchen Länder ſlawiſirt, wie denn auch ſchon in der Eroberung derſelben von den Markgrafen der falſche Weg eingeſchlagen worden. Auch die Deutſchen in den ſlawiſchen Ländern Oeſterreichs ſind nicht Deutſche in dem vollen Sinne geweſen, durften es nicht ſein, in welchem man ſonſt dieſe nationale Bezeichnung verſteht. Oeſterreich hat es verhindert, daß ſie es wurden. Die Gerechtigkeit, welche nach Kaiſer Franz I. Wahlſpruch die Grundlage der Reiche iſt, beſtand ihm

*) Europäiſche Pentarchie. S. 190 ff.

weſentlich in der Gleichberechtigung der Erbländer, höchſtens noch der Nationalitäten, wiewohl die letzteren in Wahrheit kaum zur Sprache kamen, daher in der Abſchließung der einzelnen Länder gegen einander, wodurch ſie zu bloßen Theilen, nicht zu lebendigen, provinziellen Gliedern des Kaiſerſtaates wurden, der ſeine Einheit nur in der Perſonal-Union hatte*). Erſt ſpäter hat Oeſterreich in ſeiner Sorge für die Donaumündungen und ihre Oeffnung für den Handel ſich wieder als wahre Oſtmacht erwieſen und damit ſeinen uralten Beruf wieder aufgenommen. Die Abwehr der Awaren und Magyaren, die Zurückwerfung der Osmanlis iſt nicht mehr ſeine Aufgabe, aber es gibt immer noch ein öſtliches Barbarenthum zu überwinden und zu ſtaatlicher Ordnung und Bewegung fähig zu machen.

Oeſterreich hatte in ſeiner Bekämpfung der Revolutionen in Piemont und Neapel und auf den Congreſſen bis zu dem von Verona (1822) klar dargelegt, daß ihm der territoriale Beſtand und die innere Ordnung Europas und ſeiner Länder, wie ſie 1815 und in Folge des Wiener Congreſſes geworden waren, als erſtes Geſetz ſeiner Politik galt. Kaiſer Franz hatte es als ſeine heilige Pflicht betrachtet, keinem Streben nach Erweiterung der Macht, weder von Seiten der Fürſten, noch von Seiten der Völker oder der Parteien in ihnen Raum zu laſſen. Denn jeder ſolche Uebergriff galt als ein Angriff auf Oeſterreichs eigene Macht und inneren Frieden. Ruhe ſollte ſein um jeden Preis, und ſein vielgeltender Miniſter Fürſt Metternich hatte dieſes kaiſerliche Syſtem durchzuführen geſucht und überall das hiſtoriſche Recht, nämlich die Ordnungsmäßigkeit und Geſetzlichkeit deſſen, was war, zum herr-

*) Sehr verfehlt iſt es aber, Kaiſer Franz I. negative Behandlung ſeiner Länder, welche Metternich eine „Nichtregierung“ zu nennen pflegte, weil ſie in der That nur eine büreaukratiſch-deſpotiſche „Verwaltung“ war, zu welcher dann meiſt Kraft und Zeit und Vertrauen fehlte, wie es der Regierende zu den Regierten haben muß, mit Carls des Großen Grundſätzen zu vergleichen (Pentarchie, S. 195), der allerdings die Geſetze ſeiner verſchiedenen Lande beſtehen ließ, aber ſie mit fränkiſchem Geiſte durchdrang, und der die National-Herzogthümer niederſchlug und Einen Geiſt zu ſchaffen zum höchſten Ziel hatte. Nichts kann ſich daher unähnlicher ſein, als die Weltmonarchie Carls des Großen und der kleinliche Kaiſerſtaat Franz I.

ſchenden Maßſtabe gemacht. Es kam ihm hart genug an, die griechiſche Revolution und den Krieg Rußlands gegen die Türkei gewähren zu laſſen, aber nur, weil er Rußlands Macht und den Krieg mit ihr fürchtete*). Der Charakter dieſes Syſtems, nämlich der „der Dauer", wie ein ſtaatsmänniſcher Schriftſteller ihn nannte, war dadurch doch zweifelhaft geworden. Als nun die Juli-Revolution in Frankreich und die belgiſche Revolution die Schöpfungen des Wiener Congreſſes zerbrachen, da mußte Oeſterreich entweder Krieg führen, oder nachgeben und das Neue anerkennen. Letzteres geſchah, aber Jedermann erkannte, daß die Gürtel, welche die eigenen, beſonders die italiäniſchen Bevölkerungen politiſch umſchnürten, nur deſto feſter angezogen wurden. Je mehr die Anerkennung des Juli-Thrones und des Königreichs Belgien als abgenöthigt erſchienen, deſto bitterer wurde die Hemmung jeder freien Bewegung im eigenen Staate empfunden. Die polniſche Revolution vollends nöthigte durch die Furcht vor dem Nachbar Rußland eher zu einer halben Begünſtigung und zu einem halben Abfall von den ſtrengen bisherigen Grundſätzen. Aber trotz dieſes Zurückweichens von der ſtrengen Conſequenz war es doch Oeſterreich, das in den deutſchen Angelegenheiten am Bundestag, wie in den europäiſchen überall das Geſpenſt der Revolution ſah, wo Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zuſtande ſich kundgab.

Oeſterreich als Kaiſerſtaat aus verſchiedenen Nationen, alſo nicht feſt und einheitlich gefügt und einer völligen Einheit nicht fähig, mußte allen Einheitsbeſtrebungen, die ſich in Deutſchland, in der Schweiz regten, feindlich entgegentreten. Ihm war jeder Nachbar, deſſen Staat national und daher einheitlich geſchloſſen war, wie der franzöſiſche, der ruſſiſche, ſelbſt auch der kleinere preußiſche, eine Gefahr. Zwiſchen ihm und ſolchen Nachbarn hatte es gern ein weiches Polſter, das den erſten Anſtoß brechen ſollte. Ein ſolches war Polen und waren die Donaufürſtenthümer nach Oſten, ein ſolches waren die Schweiz und die deutſchen Bundesſtaaten nach Weſten, und die letzteren wieder nach Norden zu. Schwache Staaten wollte es an ſeinen Grenzen haben, und jegliche Beſtrebung für die innerliche Stärkung derſelben

*) A. Schmidt: Zeitgenöſſiſche Geſchichten. Berlin 1859. (Oeſterreich von 1830 bis 1848.) S. 323 ff.

durch Freiheit und eben damit durch freie Liebe zu der ſie beherrſchenden Dynaſtie, ſo wie jede Hebung ihrer Kraft durch engere Vereinigung dünkte ihm eine Gefahr für ſein eigenes Beſtehen. Darum ſollte Deutſchland ſich nicht feſter einigen und der Bundestag ſollte nicht Dinge, die dahin wirken konnten, in die Hand nehmen. Dagegen ſollte er ein Werkzeug zum Ueberwinden freier Regungen und einheitlicher Strebungen, folglich zur Erhaltung der Schwäche des getheilten Deutſchlands ſein. Er wurde daher im Intereſſe des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats verwendet und blieb bei allen Arbeiten für den Zollverein auf der Seite liegen. Die wirklichen lebendigen Bedürfniſſe zu beachten, war unter ſeiner Würde, aber den Polizei-Beamten im Großen zu machen, nicht. Daß er hierdurch jede etwa noch vorhandene Theilnahme der Nation an ſeinem Wirken und Beſtehen verlor, iſt bekannt, daß aber Oeſterreich es war, das ihn um jede Zuneigung brachte und das eben hiermit ſeine eigenen und die deutſchen Intereſſen einander entgegenſtellte, ſich ſelbſt alſo weſentlich außerhalb des Bundes ſetzte, kam immer völliger, wenigſtens im Gefühl der Deutſchen, zur Wahrnehmung. Es wurde in den dreißiger Jahren mehrmals die alte Maſchinerie hervorgeholt; wieder waren es nebſt der Preſſe die Univerſitäten, von welchen der Brand ausging, deſſen Löſchung, auch wo weder Rauch noch Flamme zu ſehen war, oder wo, wie ein geiſtreicher Schriftſteller es ausdrückt, „nur republikaniſche Schornſteine ausbrannten“, wie beim Hambacher Feſt, dem Frankfurter Attentat und dergleichen*), der Kaiſer Franz und ſein Metternich ſich zum Geſchäft machten. „Ein Druck- und Pumpenwerk, welches ganz Deutſchland unter Waſſer ſetzen konnte“, wurde von ihnen ausgedacht, und der Bundestag ſollte es in Bewegung ſetzen. Was für die Einheit Deutſchlands geſchaffen war, wurde für das Gegentheil verwendet. Selbſt auf die ſtändiſchen Angelegenheiten zu wirken ſollte nach Metternichs Wort der Bundestag nicht berufen ſein. Nur mit dem Schreckgeſpenſt der überall gefährdeten Monarchie ſollte er ſich noch befaſſen und deshalb überall den Gegendruck wider die etwa zu ſtarken Regungen der ſtändiſchen Verſammlungen üben.

*) A. Schmidt, a. a. O. S. 438 ff.

Vom Innern Oeſterreichs hörte man im übrigen Deutſchland kaum etwas Klares und Zuverläſſiges. Man wußte, daß ein unerbittliches Prohibitiv-Syſtem ſowohl materieller als geiſtiger Waare den Zugang erſchwerte, daß ein Heer von 60,000 Zollbeamten und ein nicht viel kleineres von erkennbaren und geheimen Polizei-Agenten dem Beſucher Oeſterreichs den Eintritt und den Aufenthalt verbitterte, daß zwiſchen den einzelnen in Perſonal-Union ſtehenden, nur im Kaiſer zuſammenhängenden „Erblanden“ die Zollſchranken emporſtiegen, daß man ſich vor offenen Urtheilen in der Geſellſchaft hüten mußte, weil der Kaiſer und der Polizeiminiſter Graf Sedlnitzky überall Kundſchafter hatten, und der Erſtere ſich ſogar das Vergnügen machte, ſeinem geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzler, dem Fürſten Metternich, mit herzlichem Vergnügen zu erzählen, was er den Tag vorher von früh bis Abends gethan; man wußte, daß der Wettſtreit und Kampf um die Herrſchaft zwiſchen Ariſtokratie und Büreaukratie die einzige innere Bewegung des Staates war. Die wunderliche Staatsmaſchinerie ſelbſt und die Neigung des Kaiſers, Alles allein zu machen und zu entſcheiden, brachten eine Stagnation in die ganze innere Verwaltung, die Unzahl der Beamten erforderte ſchlechte Gehalte, dieſe führten zur Beſtechlichkeit, und die Miniſter, ſowohl Metternich als Graf Kolowrat, ſein Gegner, konnten alles dies nicht ändern, weil der Kaiſer „keine Veränderung!“ als höchſtes Geſetz ſeiner Regierung feſthielt. Nach ſeinem Tode (1836) mußte freilich Vieles doch verändert werden, obgleich er es in feierlichem Teſtamente verboten hatte. Denn es war ja das Wichtigſte in dieſem Staate, die Perſon des Herrſchers, verändert. Die Herzensgüte Kaiſer Ferdinands konnte ſeine körperliche Unfähigkeit zu auch nur dem zehnten Theil der Arbeit, welche ſein Vater Franz auf ſich geladen, nicht erſetzen. Es mußte regiert werden, und es wurde durch den Erzherzog Ludwig mit den beiden genannten Miniſtern regiert. Jetzt war für Metternich eine Periode freierer Einwirkung, als ſie der eigenſinnige und mistrauiſche Franz zugelaſſen, gekommen, und in Europa war man jetzt mehr als vorher berechtigt, ihn für alles Thun der öſterreichiſchen Regierung nach Außen verantwortlich zu machen. Man wußte, daß der Kaiſer, wie ſein Vater und mehrere Erzherzoge den Jeſuiten ergeben war, die Metternich nicht liebte, ſie gewähren ließ, Kolowrat aber eher haßte und hinderte, man

konnte allmählig bemerken, daß auch eines Kaisers Testament nicht hindern konnte, daß „die Welt sich drehte“ und daher doch eine Veränderung nach der anderen kam, man merkte die innere Uneinigkeit der obersten Regierenden, die Unkraft, das Gehenlassen und doch wieder das Nachgeben gegen äußere Anstöße und Einflüsse.*)

Der mächtigste dieser Anstöße kam von Preußen und seinem Zollverein, und es war nebst Lübeck gerade der Fürst Metternich, welcher demselben nachgeben wollte. Es sollte ein Anschluß an Preußen und Deutschland erfolgen, und es war gewiß eines der stärksten Motive dazu, daß Preußen, vom Bundestag bisher im Schlepptau der österreichischen Politik geführt, sich ein Gebiet in dem Zollverein geschaffen hatte, in welchem es neben Frankfurt vorbei eine einigende Macht auf die meisten deutschen Staaten übte. Diese Macht zu neutralisiren und wo möglich zu überflügeln mußte Metternichs Wunsch sein. Oesterreich schien mit einem Male Sinn für die deutsche Einheit gewonnen und die peinliche Furcht vor der Berührung mit dem Auslande verloren zu haben. Aber Metternich unterlag diesmal den Mächten, die er selbst großziehen geholfen hatte, nämlich der Trägheit und Behaglichkeit im Bleiben bei dem Bestehenden. Der Charakter des österreichischen Staates hatte sich abermals behauptet. Und zwar zum Glücke Deutschlands, in welches Oesterreich mit Ungarn und seinen italiänischen Ländern durch den Zollverein aufzunehmen, doch die größten Bedenken gehabt hätte. Ob aber diese Bedenken bei der Zuneigung der süddeutschen Staaten zu Oesterreich, bei der gemüthlichen Stimmung Friedrich Wilhelm IV. in Preußen für möglichste Gemeinschaft mit dem Kaiserstaat, zu ihrem vollen Gewichte gekommen wären, ist sehr fraglich. Wie in diesen Bestrebungen auf dem Gebiete der Handelspolitik, so erwies sich Oesterreichs Abhängigkeit von Preußen auch dadurch, daß die frische politische Regung des preußischen Staates unter seinem neuen Könige (seit 1840) auch in dem Kaiserstaat die Lebenspulse stärker klopfen machte. In der Litteratur gab sich der freiere Athem kund, der von Preußen ausging, und demselben Einflusse glaubte man die in den niederösterreichischen und anderen Ständen auftretenden oppositionellen Bewegungen zuschreiben zu müssen. Verkürzung der

*) A. Schmidt, S. 520—533 in trefflicher Darstellung.

Militairdienſtzeit, Ablöſung feudaler Laſten, Veröffentlichung des Staatshaushaltes, Fürſorge für den Landmann und den Arbeiter und ſo manches Andere wurde jetzt zu Forderungen, welche die öffentliche Meinung trug. Kaiſer Franz lebte nicht mehr, Kaiſer Ferdinand regierte nicht ſelbſt; die es an ſeiner Statt thaten, ließen ſich durch dieſe Meinung zu Conceſſionen drängen, die aber ohne klares Princip Einzelnes gewährten. Nur Metternich, deſſen Stellung immer deutlicher eine conſervative aber nicht abſolutiſtiſche wurde, hatte die geiſtige Klarheit, der preußiſchen Bewegung folgend, eine ſtändiſche Verfaſſung der Provinzen und des geſammten Staates für möglich und heilſam zu erklären und auf ihre Errichtung zu dringen. Aber er drang nicht durch, vielleicht weil Oeſterreich ſein Schickſal erfüllen, weil der wirkliche Abſolutismus, wie er von Kaiſer Franz auf den regierenden Erzherzog Ludwig vererbt war, erſt ſeine ganze Unfähigkeit offenbaren ſollte. Preußen aber war doch auch für Oeſterreich der maßgebende und Impuls ertheilende Staat geworden. Es war eine ſeltſame Erſcheinung, daß, wie Preußen in Deutſchland, ſo der Papſt in Italien die Fahne des nationalen Staates erhob, jenes freilich auf hiſtoriſchem Grunde, dieſer in idealiſtiſcher Verkennung der Nation.

So ſtand es in Oeſterreich; die allgemeine Stimmung in allen Provinzen forderte Reformen, lechzte nach Freiheit, Metternich wollte ſanft übergehendes allmähliges Einlenken in die Strömung, die hochwogend von Preußen durch Deutſchland ging, der Erzherzog Ludwig war ihm entgegen, und hinter ihm ſtanden andere, beſonders weibliche Glieder der Kaiſerfamilie, die nichts von dieſem abſchüſſigen Wege hören wollten, und die, weil er ihren kirchlich-jeſuitiſchen Abſichten die Spitze geboten, den mächtigen Miniſter entfernt wünſchten. Da krachte das Gewitter im Februar 1848 in Paris los, und die feige Angſt um die Dynaſtie ſchleuderte jenen hohen Kreis in die heftigſte Bewegung. Aufs Schnellſte ſollte nun die Verfaſſung mit aller Freiheit fertig ſein, aber ſchwerlich ohne den Hintergedanken, was man gegeben, auch wieder nehmen zu können. Jetzt war Metternich der Stein des Anſtoßes, denn in dieſer gewaltſamen Weiſe, ſo abgenöthigt, wollte er die Reform nicht. Aber ie kam, ſie ging über ihn hinweg und nicht, ohne den Metternich es Wiener Congreſſes, und ſeinen, wenn die Wogen mächtig andrangen,

ſchwach nachgiebigen Charakter nochmals der Welt zu zeigen. Er hatte ſich zu abgezwungenen Conceſſionen Schritt für Schritt herbeigelaſſen, und ihm war nicht vergönnt, den Ruhm der Conſequenz und Charakterſtärke mit in ſeine Verbannung zu nehmen. Mit ihm aber war auch der Bann von Deutſchland gewichen, der ſeit Jahrzehnten ſo Vielen imponirt hatte, und es war an der Perſon wie am Syſtem die innere Unkraft offenbar geworden, welche die Herzen der Deutſchen von Oeſterreich ab und zu Preußen hingewendet hatte.

Wie ganz anders deſſen Geſchichte in demſelben Zeitraum. Auch an ſeine Pforten ſchlug der Hammer der Juli-Revolution, und zwar bei ſeiner Nähe mit größerer Kraft. Aber es hatte nicht die Furcht um die Monarchie, wie ſie Metternich umſpukte, nicht die Angſt vor allem Neuen, wie ſie Kaiſer Franz quälte. Auch hier war ein Herrſcher an der Spitze, der ſich ſelbſt und mit Einſicht an dem Leben ſeines Staates betheiligte. Aber er hatte kein Ungarn und Italien zu hüten, auch keine Reichserinnerungen zu ſchützen. Vielmehr war das Erbgut ſeiner Ahnen das Leben mit dem Volke und für den Staat und der Fortſchritt in allem, das dieſen feſtigte und zugleich beweglicher machte. Auch hier war ein frommer Herrſcher, aber es war nicht der Charakter ſeiner Frömmigkeit, die mit großem Unrecht „mönchiſch“ genannt worden iſt, ſich fremdem Einfluß zu unterwerfen und doch zugleich die Religion als Mittel des Staates zu verwerthen. Er war evangeliſcher Chriſt im vollen Sinne des Wortes, der mit weitherziger Liebe auch ſeine katholiſchen Unterthanen anſah, auch die verſchiedenen Formen und Farben des Proteſtantismus gelten ließ. Er ſtand in perſönlichem Verhältniſſe des Gebetes zu ſeinem Gott und baute auf ſeine Gnade und Hilfe. Darum konnte er auch in neuen Gedanken und Formen des Staates keine Gefahr ſehen, ſondern prüfte ſie ruhig und ſcharf nach ihrer wahrſcheinlichen Wirkung. Die Monarchie war auch ihm die einzige zuläſſige Ordnung, und er wußte ſich vor Gott verpflichtet, ſie nicht durch revolutionäre Beſtrebungen ſchwächen zu laſſen. Seit ſeines Freundes des Kaiſers Alexander Hinſcheiden (1826) war wohl er es allein von den drei Monarchen, welcher die Idee der heiligen Allianz noch feſthielt. Denn Kaiſer Nikolaus von Rußland war zu ſehr ausſchließlich Grieche von Bekenntniß und Ruſſe

von Art, zu sehr militärisch-despotischer Selbstherrscher, um dieser Idee einen Cultus zu weihen, und in Oesterreich war sie längst zum Absolutismus entartet. Es ist wahr, auch Friedrich Wilhelm III. war von den Anschauungen nicht unberührt, welche Metternich als herrschende Grundgesetze der Politik betrachtete. Er ging daher in dessen Behandlung der europäischen und insbesondere der deutschen Politik ein, und es ließ sich nicht läugnen, daß er sich am Bundestage gefallen ließ, von Oesterreich die Verhandlungen nicht blos der Form nach geleitet zu sehen. Es ist ferner richtig, daß in den letzten zehn Jahren seines Lebens der alternde König gern dem nahe verwandten energischen Herrscher Rußlands beitrat und die engste Verbindung zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich (in seinem Testamente an den Nachfolger) als das Heil Europa's bezeichnete zu einer Zeit, in welcher diese Allianz dem innersten Wesen nach bereits gelöst und ihre Erneuerung in der alten Weise unmöglich geworden war. Er betrachtete, noch von seinen großen Erinnerungen beherrscht, Rußland gewissermaßen als die Schutzmacht des deutschen Staatenbundes, er hielt eine Entzweiung Oesterreichs und Preußens bis zum Kriege für unmöglich und für das größte denkbare Unglück. Bei all diesen conservativen Gesinnungen konnte er, als Rußland mit der Türkei kriegte, den Frieden von Adrianopel vermitteln, und Oesterreich konnte durch Preußen erlangen, was es suchte, ja Preußen diente geradezu den Interessen Oesterreichs*), ohne sich von Rußland zu entfernen. Aber weil dies auf redliche Weise und ohne der Pflicht gegen Deutschland zu entsagen, geschah, so konnte derselbe König in seinem Lande dem Fortschritt huldigen, wie man in Oesterreich nicht von ferne daran dachte. Es ist wahr, daß diese innerlich nicht zusammenhängende Politik Preußen immer mehr in dem Vertrauen Deutschlands schädigte und insofern auch herabwürdigte, als Andere klarer zu sehen meinten, denn die Führer der preußischen Politik, in welchem Maße Oesterreich doch nur für seinen eignen Vortheil sorgte, indem es eine süddeutsche und mitteldeutsche Oberherrschaft anstrebte. Es war aber doch ein zu schnelles Urtheil, wenn man Preußen als den bloßen Diener Metternichs

*) S. Europ. Pentarchie. S. 206 ff., wo die Opfer Preußens für Oesterreich genannt sind.

ſchmähte. Es lag nicht ſehr fern, daß England und Frankreich ſich einigten und daß ein neuer Revolutionskrieg, diesmal von den Mächten des Volksſtaates begonnen, ausbrach. In dieſem Falle war Rußland im fernen Hintergrund, und nur ein feſtes Bündniß Preußens und Oeſterreichs konnte den Frieden ſichern und hat ihn geſichert. Man erinnere ſich an den Kriegslärm des Herrn Thiers. Allerdings eine ſonderbare Erſcheinung bot dieſes Preußen der dreißiger Jahre in der Beherrſchung der politiſchen Dinge durch ein philoſophiſches Syſtem dar, durch ein ſolches, das mit der Miene des für alle Zeit fertigen Abſchließens der Weltgeſchichte ſich anmaßte, die allmächtige Formel, wie für die Natur, ſo auch für den Staat entdeckt zu haben. Man ließ ſich dadurch nicht warnen, daß derſelbe Hegel, welcher 1805 bewieſen hatte, daß es mehr als ſieben Planeten in unſerm Sonnenſyſtem nicht geben könne, doch hernach durch die Thatſache widerlegt und dadurch nicht einmal aus der Faſſung gebracht wurde. Man fand Beruhigung in der etwas ältlichen Betrachtungsweiſe, und die Beamten-Hierarchie Preußens nahm es nicht übel, daß das Jenſeits zum Dieſſeits, der Himmel zum Staate und zwar zum monarchiſchen, zum abſoluten Staate herabdemonſtrirt wurde. Der preußiſche Staat ſchien fertig zu ſein, und die Hegel'ſche Philoſophie gab ihm das Recht ſich im Namen des Weltgeiſtes für fertig zu halten. So war in Berlin dieſelbe Idee wie bei Kaiſer Franz in Wien zu finden, daß nichts weſentlich Neues mehr kommen dürfe. Aber „die Welt drehte ſich“ in Berlin wie in Wien trotz kaiſerlicher und philoſophiſch-abſoluter Decrete, und das Neue war lebendig und ſprudelnd ſchon da in dem geiſtvollen Thronfolger. Aber auch der König ſelbſt blieb nicht ſtehen. Er herrſchte nicht wie ſein Nachbar Franz über lauter Einzelne, mit denen er ſich patriarchaliſch einließ und denen er Gnaden ertheilte, ſondern er regierte ernſt, ſtill und wortkarg, aber ringend und arbeitend, ein Volk, das er ſich von Gott zugewieſen wußte. Auch er ging von der Erhaltung des Beſtehenden aus, aber er wußte, daß Erhalten immer Schaffen und Erneuern iſt. Er hatte ſchon ſeit 1808 und auch ſeit 1815 ſeinen Staat entwickelt, hatte ihn volksthümlicher geſtaltet, ohne im Geringſten für ſeine Perſon die Volksthümlichkeit zu ſuchen oder zur Schau zu tragen. Es mochte ihm Manches ſchwer werden, aber das Gebot

der Pflicht für ſein Volk galt ihm Alles und half auch, wenn langſam, doch ſicher, zu ſchweren Entſchlüſſen. Wir haben ſchon geſehen, welche Mächte von Außen und von Innen den König geſchreckt, daß er mit den ſtändiſchen Ordnungen langſam vorgegangen war und ſie knapp und dürftig geſtaltet, eine Geſammt-Vertretung aber, das Ideal des Kronprinzen, bisher verſagt hatte. Deſto entſchiedener ſchritt er in der Entlaſtung des Verkehrs, in dem Ringen nach dem Zollverein fort. Erſt fielen die inneren Schranken, dann wurden kleinere Staaten angeſchloſſen, hierauf mit unſäglicher Geduld der kurzſichtige, kleingeiſtige, grimmige Widerſtand von Außen beſiegt, endlich der Kampf mit Oeſterreich über den Zollverein aufgenommen, das in demſelben nur ein Hinarbeiten auf deutſche Einheit ſah. Die polizeilichen Maßregeln gegen die Revolution ſeit 1830 hat Preußen ſich gegen die Freiheit ſeines Weitergehens im Zollweſen abkaufen laſſen und dadurch Deutſchland einen großen Dienſt gethan. Es war eine Plackerei, die auch Einzelne ſchwer traf, aber ſie mußte durchgelebt und überlebt werden und mußte ſchließlich von ſelbſt verſchwinden. Im Jahre 1834 war der deutſche Zollverein von der Oſtſee bis an die Alpen ausgedehnt. Einen ſtilleren Gang hielten neben dieſen Arbeiten die ſtändiſchen Angelegenheiten. Eine ganze Reihe wichtiger, die innere Wohlfahrt der Provinzen fördernder Berathungen, Anträge, Beſchlüſſe und Thaten gingen von den Provinzialſtänden aus, und ſie durften in dieſer Hinſicht die Vergleichung mit den öffentlichen und mit mehr Lärm verhandelnden kleinſtaatlichen „Kammern“ nicht ſcheuen.*)

Wie Preußen von vorurtheilsfreien und weiterblickenden Männern zu Lebzeiten Friedrich Wilhelms III. angeſehen wurde, dafür ſpricht am ſtärkſten das Wort des Süddeutſchen Paul Pfizer.**) Er ſagt: „Man denkt ſich Preußen als ein Land, das einer unermeßlichen Kaſerne gleicht, mit keinem andern Triebrad als Subordination, und die Gedanken ſelbſt dem Volke wie eine Parole vorgeſchrieben. Dagegen läßt die lange Gewohnheit, bei allen Welthändeln entweder den gezwungenen und nicht einmal mitzählen-

*) Lancizolle, a. a. O. S. 22 ff.

**) Zuerſt in ſeinem: „Briefwechſel zweier Deutſchen“, hernach in ſeiner Schrift: „Gedanken über Recht, Staat und Kirche.“ Stuttgart, 1842. 2 Bde. in Bd. 2, S. 145 ff.

„den Mitſpieler oder den bloßen Zuſchauer zu machen, die anderen „Deutſchen nur zu oft vergeſſen, wie viel mehr als ſie bei alle„dem Preußen dennoch geleiſtet hat, indem es mit einheimiſchen „Geſetzbüchern, mit Selbſtändigmachung des Bürger- und Bauern„ſtandes, mit einer volksthümlicheren Einrichtung des Heerweſens, „mit Hebung des Volksunterrichts dem übrigen Deutſchland voran„gegangen, bei dem Befreiungskampfe gegen Napoleon das Haupt„gewicht in die Wagſchale der Entſcheidung gelegt, zu den hierauf „entſtandenen Repräſentationsverfaſſungen den geiſtigen Anſtoß ge„geben und neuerlich den deutſchen Zollverein gegründet hat.“ Nur in dem unbeſchränkten Königthum, in dem Mangel conſtitutioneller Ordnungen ſieht er den Grund der Unfähigkeit Preußens, ſofort an die Spitze Deutſchlands zu treten und den belebenden Strom von ſich ausgehen zu laſſen, der die Einheit und Kraft Deutſchlands ſchaffen werde. Mit völligſter Klarheit beurtheilt er das Weſen der öſterreichiſchen Monarchie, welches es ihr unmöglich mache, an der Spitze des einigen Deutſchlands zu ſtehen. Er fährt fort: „Ohne „Preußen iſt Deutſchland nichts, in Preußen liegt zur Zeit der „Schwerpunkt deutſcher Einheit; aber was iſt auch Preußen ohne „Deutſchland? Ein von übermächtigen Nachbaren in Weſt und „Oſt bedrohter, von einem ſtärkeren Bundesgenoſſen eiferſüchtig „überwachter Staat, der nur durch künſtliche Anſpannung aller „Kräfte ſich behauptet. Preußen hat zwar eine deutſche Bevölkerung, „welche die Oeſterreichs nahezu um das Doppelte überſteigt, und iſt „nach ſeiner land- und völkerſchaftlichen Zuſammenſetzung die erſte „deutſche Macht, aber nur wenn man ſeine auseinandergezogenen „und durchſchnittenen Glieder als das Band betrachtet, welches „Deutſchland zu umfaſſen und zuſammenzuhalten beſtimmt iſt, nur „in Gemeinſchaft mit dem übrigen Deutſchland hört Preußen auf, „das Bild eines unmöglichen Staates auf der deutſchen Länder„karte darzuſtellen. Preußen iſt, wie ſogleich ſein Anblick zeigt, „ein kaum ausgewachſener, ſondern nur noch im Werden und Wachs„thum begriffener Staat.“ Nachdem der geiſtreiche Mann ſich dann über die Sünde Preußens ausgeſprochen, daß es die Wiederherſtellung Polens unterlaſſen, und dadurch gezeigt hat, wie getrübt doch auch ſein Blick noch durch hiſtoriſche und politiſche Vorurtheile war, fährt er fort: „Als Macht des Fortſchritts und als werdende Großmacht

ſchenden Maßſtabe gemacht. Es kam ihm hart genug an, die griechiſche Revolution und den Krieg Rußlands gegen die Türkei gewähren zu laſſen, aber nur, weil er Rußlands Macht und den Krieg mit ihr fürchtete*). Der Charakter dieſes Syſtems, nämlich der „der Dauer“, wie ein ſtaatsmänniſcher Schriftſteller ihn nannte, war dadurch doch zweifelhaft geworden. Als nun die Juli-Revolution in Frankreich und die belgiſche Revolution die Schöpfungen des Wiener Congreſſes zerbrachen, da mußte Oeſterreich entweder Krieg führen, oder nachgeben und das Neue anerkennen. Letzteres geſchah, aber Jedermann erkannte, daß die Gürtel, welche die eigenen, beſonders die italiäniſchen Bevölkerungen politiſch umſchnürten, nur deſto feſter angezogen wurden. Je mehr die Anerkennung des Juli-Thrones und des Königreichs Belgien als abgenöthigt erſchienen, deſto bitterer wurde die Hemmung jeder freien Bewegung im eigenen Staate empfunden. Die polniſche Revolution vollends nöthigte durch die Furcht vor dem Nachbar Rußland eher zu einer halben Begünſtigung und zu einem halben Abfall von den ſtrengen bisherigen Grundſätzen. Aber trotz dieſes Zurückweichens von der ſtrengen Conſequenz war es doch Oeſterreich, das in den deutſchen Angelegenheiten am Bundestag, wie in den europäiſchen überall das Geſpenſt der Revolution ſah, wo Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zuſtande ſich kundgab.

Oeſterreich als Kaiſerſtaat aus verſchiedenen Nationen, alſo nicht feſt und einheitlich gefügt und einer völligen Einheit nicht fähig, mußte allen Einheitsbeſtrebungen, die ſich in Deutſchland, in der Schweiz regten, feindlich entgegentreten. Ihm war jeder Nachbar, deſſen Staat national und daher einheitlich geſchloſſen war, wie der franzöſiſche, der ruſſiſche, ſelbſt auch der kleinere preußiſche, eine Gefahr. Zwiſchen ihm und ſolchen Nachbarn hatte es gern ein weiches Polſter, das den erſten Anſtoß brechen ſollte. Ein ſolches war Polen und waren die Donaufürſtenthümer nach Oſten, ein ſolches waren die Schweiz und die deutſchen Bundesſtaaten nach Weſten, und die letzteren wieder nach Norden zu. Schwache Staaten wollte es an ſeinen Grenzen haben, und jegliche Beſtrebung für die innerliche Stärkung derſelben

*) A. Schmidt: Zeitgenöſſiſche Geſchichten. Berlin 1859. (Oeſterreich von 1830 bis 1848.) S. 323 ff.

durch Freiheit und eben damit durch freie Liebe zu der ſie beherrſchenden Dynaſtie, ſo wie jede Hebung ihrer Kraft durch engere Vereinigung dünkte ihm eine Gefahr für ſein eigenes Beſtehen. Darum ſollte Deutſchland ſich nicht feſter einigen und der Bundestag ſollte nicht Dinge, die dahin wirken konnten, in die Hand nehmen. Dagegen ſollte er ein Werkzeug zum Ueberwinden freier Regungen und einheitlicher Strebungen, folglich zur Erhaltung der Schwäche des getheilten Deutſchlands ſein. Er wurde daher im Intereſſe des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats verwendet und blieb bei allen Arbeiten für den Zollverein auf der Seite liegen. Die wirklichen lebendigen Bedürfniſſe zu beachten, war unter ſeiner Würde, aber den Polizei-Beamten im Großen zu machen, nicht. Daß er hierdurch jede etwa noch vorhandene Theilnahme der Nation an ſeinem Wirken und Beſtehen verlor, iſt bekannt, daß aber Oeſterreich es war, das ihn um jede Zuneigung brachte und das eben hiermit ſeine eigenen und die deutſchen Intereſſen einander entgegenſtellte, ſich ſelbſt alſo weſentlich außerhalb des Bundes ſetzte, kam immer völliger, wenigſtens im Gefühl der Deutſchen, zur Wahrnehmung. Es wurde in den dreißiger Jahren mehrmals die alte Maſchinerie hervorgeholt; wieder waren es nebſt der Preſſe die Univerſitäten, von welchen der Brand ausging, deſſen Löſchung, auch wo weder Rauch noch Flamme zu ſehen war, oder wo, wie ein geiſtreicher Schriftſteller es ausdrückt, „nur republikaniſche Schornſteine ausbrannten“, wie beim Hambacher Feſt, dem Frankfurter Attentat und dergleichen*), der Kaiſer Franz und ſein Metternich ſich zum Geſchäft machten. „Ein Druck- und Pumpenwerk, welches ganz Deutſchland unter Waſſer ſetzen konnte“, wurde von ihnen ausgedacht, und der Bundestag ſollte es in Bewegung ſetzen. Was für die Einheit Deutſchlands geſchaffen war, wurde für das Gegentheil verwendet. Selbſt auf die ſtändiſchen Angelegenheiten zu wirken ſollte nach Metternichs Wort der Bundestag nicht berufen ſein. Nur mit dem Schreckgeſpenſt der überall gefährdeten Monarchie ſollte er ſich noch befaſſen und deshalb überall den Gegendruck wider die etwa zu ſtarken Regungen der ſtändiſchen Verſammlungen üben.

*) A. Schmidt, a. a. O. S. 438 ff.

Vom Innern Oeſterreichs hörte man im übrigen Deutſchland kaum etwas Klares und Zuverläſſiges. Man wußte, daß ein unerbittliches Prohibitiv-Syſtem ſowohl materieller als geiſtiger Waare den Zugang erſchwerte, daß ein Heer von 60,000 Zollbeamten und ein nicht viel kleineres von erkennbaren und geheimen Polizei-Agenten dem Beſucher Oeſterreichs den Eintritt und den Aufenthalt verbitterte, daß zwiſchen den einzelnen in Perſonal-Union ſtehenden, nur im Kaiſer zuſammenhängenden „Erblanden“ die Zollſchranken emporſtiegen, daß man ſich vor offenen Urtheilen in der Geſellſchaft hüten mußte, weil der Kaiſer und der Polizeiminiſter Graf Sedlnitzky überall Kundſchafter hatten, und der Erſtere ſich ſogar das Vergnügen machte, ſeinem geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzler, dem Fürſten Metternich, mit herzlichem Vergnügen zu erzählen, was er den Tag vorher von früh bis Abends gethan; man wußte, daß der Wettſtreit und Kampf um die Herrſchaft zwiſchen Ariſtokratie und Büreaukratie die einzige innere Bewegung des Staates war. Die wunderliche Staatsmaſchinerie ſelbſt und die Neigung des Kaiſers, Alles allein zu machen und zu entſcheiden, brachten eine Stagnation in die ganze innere Verwaltung, die Unzahl der Beamten erforderte ſchlechte Gehalte, dieſe führten zur Beſtechlichkeit, und die Miniſter, ſowohl Metternich als Graf Kolowrat, ſein Gegner, konnten alles dies nicht ändern, weil der Kaiſer „keine Veränderung!“ als höchſtes Geſetz ſeiner Regierung feſthielt. Nach ſeinem Tode (1836) mußte freilich Vieles doch verändert werden, obgleich er es in feierlichem Teſtamente verboten hatte. Denn es war ja das Wichtigſte in dieſem Staate, die Perſon des Herrſchers, verändert. Die Herzensgüte Kaiſer Ferdinands konnte ſeine körperliche Unfähigkeit zu auch nur dem zehnten Theil der Arbeit, welche ſein Vater Franz auf ſich geladen, nicht erſetzen. Es mußte regiert werden, und es wurde durch den Erzherzog Ludwig mit den beiden genannten Miniſtern regiert. Jetzt war für Metternich eine Periode freierer Einwirkung, als ſie der eigenſinnige und mistrauiſche Franz zugelaſſen, gekommen, und in Europa war man jetzt mehr als vorher berechtigt, ihn für alles Thun der öſterreichiſchen Regierung nach Außen verantwortlich zu machen. Man wußte, daß der Kaiſer, wie ſein Vater und mehrere Erzherzoge den Jeſuiten ergeben war, die Metternich nicht liebte, aber gewähren ließ, Kolowrat aber eher haßte und hinderte, man

konnte allmählig bemerken, daß auch eines Kaiſers Teſtament nicht hindern konnte, daß „die Welt ſich drehte“ und daher doch eine Veränderung nach der anderen kam, man merkte die innere Uneinigkeit der oberſten Regierenden, die Unkraft, das Gehenlaſſen und doch wieder das Nachgeben gegen äußere Anſtöße und Einflüſſe.*)

Der mächtigſte dieſer Anſtöße kam von Preußen und ſeinem Zollverein, und es war nebſt Lübeck gerade der Fürſt Metternich, welcher demſelben nachgeben wollte. Es ſollte ein Anſchluß an Preußen und Deutſchland erfolgen, und es war gewiß eines der ſtärkſten Motive dazu, daß Preußen, vom Bundestag bisher im Schlepptau der öſterreichiſchen Politik geführt, ſich ein Gebiet in dem Zollverein geſchaffen hatte, in welchem es neben Frankfurt vorbei eine einigende Macht auf die meiſten deutſchen Staaten übte. Dieſe Macht zu neutraliſiren und wo möglich zu überflügeln mußte Metternichs Wunſch ſein. Oeſterreich ſchien mit einem Male Sinn für die deutſche Einheit gewonnen und die peinliche Furcht vor der Berührung mit dem Auslande verloren zu haben. Aber Metternich unterlag diesmal den Mächten, die er ſelbſt großziehen geholfen hatte, nämlich der Trägheit und Behaglichkeit im Bleiben bei dem Beſtehenden. Der Charakter des öſterreichiſchen Staates hatte ſich abermals behauptet. Und zwar zum Glücke Deutſchlands, in welches Oeſterreich mit Ungarn und ſeinen italiäniſchen Ländern durch den Zollverein aufzunehmen, doch die größten Bedenken gehabt hätte. Ob aber dieſe Bedenken bei der Zuneigung der ſüddeutſchen Staaten zu Oeſterreich, bei der gemüthlichen Stimmung Friedrich Wilhelm IV. in Preußen für möglichſte Gemeinſchaft mit dem Kaiſerſtaat, zu ihrem vollen Gewichte gekommen wären, iſt ſehr fraglich. Wie in dieſen Beſtrebungen auf dem Gebiete der Handelspolitik, ſo erwies ſich Oeſterreichs Abhängigkeit von Preußen auch dadurch, daß die friſche politiſche Regung des preußiſchen Staates unter ſeinem neuen Könige (ſeit 1840) auch in dem Kaiſerſtaat die Lebenspulſe ſtärker klopfen machte. In der Litteratur gab ſich der freiere Athem kund, der von Preußen ausging, und demſelben Einfluſſe glaubte man die in den niederöſterreichiſchen und anderen Ständen auftretenden oppoſitionellen Bewegungen zuſchreiben zu müſſen. Verkürzung der

*) A. Schmidt, S. 520—533 in trefflicher Darſtellung.

eines Ludwig XIV. das Volk als blos für den König vorhanden, ihn als den Herrn und Besitzer des Landes und der Leute betrachtet hatten, kam der Gedanke auf, es möchten wohl die Millionen ein eben so eigenes Existenzrecht haben, wie das Fürstenhaus, welches durch wohlbekannte geschichtliche Vorgänge im Laufe der Zeit an ihre Spitze gelangt war. Erst aus diesem wohlberechtigten Zweifel an dem Alleinrecht der Herrscher, an dieser Karrikatur des wahren Sinnes eines Königthums von Gottes Gnaden*), erwachte der immer weiter dringende Geist der Verneinung, und aus ihm wurde dann die alberne Idee des Gesellschafts-Vertrags geboren, durch welchen Volk und Herrscher zusammenkämen. Gegen diese, wenn auch gemilderte, Vorstellung schleuderte der geistreiche König seine Blitze, von ihr sagte er sich mit jenem berühmten Worte vom „Blatte Papier zwischen ihm und seinem Volke" los. Daß er aber damit nicht dem Despotismus, auch nicht dem Absolutismus das Wort reden wollte, weiß Jeder, der seine langjährigen Bestrebungen auf dem ständischen Gebiete, seine begeisterte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Gesammt-Vertretung kannte.

Also nicht der Verfassung überhaupt, sondern nur dem Abklatsch der französischen von 1789, was doch die von 1815 an so heiß begehrte fast ausnahmslos war und sein sollte, war der König mit voller Entschiedenheit entgegen. Er wollte ein nicht blos militärisch organisirtes, sondern ein innerlich politisch gegliedertes Volk, das aber in einem starken Königthum, dem der preußischen Geschichte, seinen Abschluß habe. Niemand hatte mehr Sinn für die lebendige Gliederung des Volkslebens, mit Selbstregierung in den Gemeinden, Niemand war der bureaukratischen Allwissenheit der geschulten Beamtenregierung so abhold wie er. Aber auch er hatte die Besonnenheit, nicht rasch zu überstürzen, er fühlte sich durch seines verewigten Vaters Mahnung zum Bündniß mit Rußland und Oesterreich gebunden, bis er selbst in St. Petersburg und in Coblenz (mit Metternich) fand, daß dieses unbedingte Bündniß unmöglich geworden, weil beide Bundesgenossen seinen Drang

*) Diese Bezeichnung war überdies bei Pipin dem Hausmeier, als er die fränkische Krone übernahm, gerade dem historisch ererbten Königthum entgegengesetzt.

zur freien Organiſation nur als „Conceſſion“ an den revolutionären Zeitgeiſt zu verſtehen vermochten. Er mußte ſeinen Weg allein gehen und ging ihn.

Die ſtändiſchen Ausſchüſſe, alſo eine Art ſtehender Landſtände, waren ein bedeutender Fortſchritt auf der Bahn der Mitregierung des Volkes; die polniſche Nation tröſtete der König mit dem Schutze ihrer Sprache in ſeinen Landen. Er hatte bei der Huldigung in Königsberg und Berlin Worte geſprochen, die viel erwarten ließen. Er ſprach bei der Grundlegung des Dombaues zu Köln am Rhein die denkwürdigen Worte: „Hier, wo der Grundſtein liegt, dort mit jenen Thürmen zugleich, ſollen „ſich die ſchönſten Thore der ganzen Welt erheben. Deutſchland „baut ſie — ſo mögen ſie für Deutſchland durch Gottes Gnade „Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden. Der Geiſt, der „dieſe Thore baut, iſt derſelbe, der vor 29 Jahren unſere Ketten „brach.... Es iſt der Geiſt deutſcher Einigkeit und Kraft. Ihm „mögen die Kölner Dompforten Thore des herrlichſten Triumphes „werden! Er baue! Er vollende! Und das große Werk verkünde „den ſpäteſten Geſchlechtern von einem durch die Einigkeit ſeiner „Fürſten und Völker großen, mächtigen, den Frieden der Welt „unblutig erzwingenden Deutſchland, — von einem durch die Herr„lichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen „Preußen!“ Dieſe Worte hallten in Deutſchland wieder. Man wußte, daß der König den Entwurf einer conſtitutionellen Verfaſſung ſelbſt unter der Feder hatte. Da erhob ſich Alles, was in Europa einer ſolchen entgegenſtand, und in Preußen ſelbſt gab es kaum zu überwindende Hemmungen. Und dennoch wurden ſie überwunden, und der vereinigte Landtag, ein nicht zu verachtendes Werk, eine weit reichende Verfaſſung erſchien (1847). Der König redete klare, unzweideutige Worte über den Sinn, in welchem er ſtets ſtändiſchen Ordnungen zugethan geweſen, in welchem allein er ſie ſeinem Volke wünſche und entwickeln werde. — Preußen ſtand durch dieſe Schritte von neuem, wie 1815, an der Spitze Deutſchlands, und je kühner und entſchloſſener Rußland und Oeſterreich gegenüber der Schritt war, den der König gethan, deſto höher mußte der Glanz ſeines Thrones leuchten. Auf den Gebieten der inneren und der äußeren Politik hatte Friedrich Wilhelm IV. bis dahin ſich als den Fürſten gezeigt, unter deſſen Führung die Einheit und Größe Deutſchlands

erreicht werden könne. Auf allen Gebieten des geiſtigen Lebens war es unter ſeiner Führung jedenfalls auf eine von keinem anderen Lande erreichte Höhe emporgeſtiegen.

Der König, welcher bei ſeinem Regierungsantritt die Bande der Märtyrer deutſcher Einheit und Freiheit, eines E. M. Arndt und Jahn, und die Kerkerpforten der in politiſche Irrthümer geführten Jugend geöffnet hatte, durfte wohl ſich des „bloßen Anblicks eines öſterreichiſchen Rockes“ freuen, als er am Rhein den Erzherzog Johann zärtlich begrüßte. Ihm war es erlaubt, noch erſt der Täuſchung ſich hinzugeben, als ſei die Einheit Deutſchlands möglich unter Mitwirkung des Hauſes Oeſterreich. Um ſeinen Sinn für „das ganze Deutſchland“ zu beurkunden, rief er zuerſt die Dichter, die Philoſophen, die Sprachforſcher, die Geſchichtskundigen Deutſchlands an ſeinen Hof, ſtiftete den Orden für die Auserwählten deutſcher Nation in der Wiſſenſchaft, verordnete (1843) die Feier des tauſendjährigen Beſtehens des deutſchen Reiches ſeit dem daſſelbe von Frankreich ſondernden Vertrage von Verdun, ließ die Quellen deutſcher Geſchichte in einer Allen zugänglichen Faſſung fließen. Wer nur immer dieſe einzelnen Thaten und Schritte mit den beredten Worten des Königs zuſammenzufügen verſtand, dem mußte ſich mit leuchtender Klarheit die Ueberzeugung aufdrängen: Dieſer Fürſt will die Einheit Deutſchlands, er will ſie mit feſtem Willen, mit feuriger Seele, und er ſteuert auf ſein Ziel mit klarem Haupte und feſter Hand, aber er ſtrebt ihm zu mit der frommen Geſinnung, die nichts thun will ohne die alten Bundesgenoſſen. Schon damals gab es Einige, die in ſeinem edlen, ſelbſtverleugnenden Sinne, der ſich nicht entſchließen konnte, die eigene Kraft rückſichtslos zu gebrauchen, den Hauptfeind der beſten Abſichten des Königs erkannten.

Die Wahl zwiſchen Oeſterreich und Preußen konnte nicht zweifelhaft ſein, wenn es ſich um die Einheit Deutſchlands handelte. Denn für dieſe war Friedrich Wilhelm IV. unausgeſetzt thätig geweſen. Die herrſchende Stimmung in Deutſchland traute ihm Solches kaum zu. Und doch war die Einheit des großen nationalen Vaterlandes ſo ſehr das politiſche Ideal ſeines ganzen Jugendlebens geweſen, daß ihm bei allem Schmerz um die Unfähigkeit Oeſterreichs, dieſelbe zu geſtalten und zu leiten, alte Anhänglichkeit ſogar nicht ſelten

das klare Urtheil über dieſen Staat und ſein Fürſtenhaus trübte. Hätte er die unerbittliche Klarheit Friedrichs des Großen in dieſer Hinſicht beſeſſen und angewendet, wie bittere Enttäuſchungen wären ihm erſpart geblieben! Es war die Macht, welche die Geſchichte über ihn übte, die ihn den Beruf Preußens nicht in ganzer Schärfe faſſen ließ. Er erkannte ihn, aber es war ſeinem edlen Gemüthe ein unerträglicher Gedanke, daß dieſer Beruf in ſeiner letzten Spitze zu der Ausſicht führte: Preußen an der Stelle Oeſterreichs. Ein Verdrängen Deſſen, der wenigſtens eine lange Tradition für ſich hatte, von ſeiner Ehrenſtellung ſchien ihm ſeiner unwürdig. Wir wollen es nicht leugnen, es war ein Fehler, ein Irrthum des geſchichtlichen Urtheils, unter dem der herrliche König litt. Die Macht der Geſchichte iſt nicht allein, ja nicht hauptſächlich in dem zu ſuchen, was zu jeder Zeit auf Grund langer Ueberlieferung beſteht. Die Ueberlieferung hat überhaupt nur ſo lange Werth und Gewicht, als ſie das Beſtehen lebendiger Wurzeln des Ueberlieferten bezeugt. Sind dieſe Wurzeln alle, oder doch die ſtärkſten abgeſtorben, ſo kann doch der Baum noch lange ſtehen, während neben ihm längſt ein neues Gewächs in gewaltigem Leben treibt und ihm immer mehr Saft und Kraft entzieht. Dieſes neue treibende Element in der Geſchichte als deren wirkliche, zukunftreiche Geſtalt anzuſehen, wird oft denen ſchwer, welche ſich in die Betrachtung des ſtolzen Gewächſes der Jahrhunderte mit Luſt vertieft haben, um ſo ſchwerer, weil auch wildes Geſtrüpp falſcher, der Vergangenheit fremder, alſo ungeſchichtlicher und eine Zukunft nicht gewährender Vegetation nach allen Seiten aufſchießen kann, und weil im Anfange das Echte, Dauernde, von Gott Gepflanzte von dieſem unheimlichen Gezweige und Gewurzel ſchwer zu unterſcheiden iſt, ſo ſchwer, wie in dem Gleichniſſe Chriſti das Unkraut vom Weizen. Nicht Alles iſt geſchichtlich begründet, was in der Geſchichte eine Weile ſich umgetrieben hat. Von dieſer wahren Erkenntniß durchdrungen konnte Friedrich Wilhelm IV. einerſeits das volle geſchichtliche Recht ſeines preußiſchen Staates nicht verkennen, nicht aufgeben, und doch mistraute er den ſcharfen Folgerungen daraus, welche dem von ihm hochgehaltenen Kaiſerbaum Oeſterreichs den Fall drohten. Doch vermochte er dieſe Folgerung noch eher zu ertragen, als das Mistrauen, daß das Emporſtreben Preußens ein

revolutionäres, dem Dſchungel der „wildwachſenden Aufwiegelei“ verwandtes, daß es das Uebergreifen des eingebildeten Emporkömmlings ſei. Wie oft hat ſein echt liberaler und doch ſo conſervativer Geiſt an dieſen Schwierigkeiten gearbeitet und bald ſie überwunden, bald auch die Entſcheidung dahingeſtellt ſein laſſen, bis die von Gott gewollte Stunde ſie bringe, inzwiſchen aber das ſittlich und politiſch Nothwendige mit großem Ernſte verfolgt.

Zu dem letztern gehörten ſeine ernſten Bemühungen um die deutſche Bundeskriegsverfaſſung, ohne welche das Einzige, was der Bund wirklich Einheitliches hatte, zum Schein herabſank. Man kann ſagen, daß Friedrich Wilhelm IV. an den idealen Vorausſetzungen Preußens in Bezug auf das übrige Deutſchland noch feſthielt, nachdem ſie längſt (ſchon 1815) an der Geſinnung der deutſchen Bundesgenoſſen Preußens (Baiern, Hannover u. ſ. w.) Schiffbruch gelitten hatten. Die Vorenthaltung Sachſens war der redende Beweis davon. Oſtfriesland und die fränkiſchen Markgrafſchaften waren hingegeben, und der Erſatz an Land und an gemeinſamer Kraft war ausgeblieben. War es aber nicht gerade eine der edelſten Zierden der preußiſchen Krone, daß ihr Träger an deutſchen Geiſt und ſeine Fähigkeit, befreit zu werden, noch glaubte, als nichts mehr davon zu hoffen ſchien? Ihm war Oeſterreichs Politik und die rohere ruſſiſche Auffaſſung, wie ſie unter Kaiſer Nikolaus dem edleren Kaiſer Alexander gefolgt war, als eine in die Länge unhaltbare klar. Metternichs, oder vielmehr Kaiſer Franz' Werk mußte zuſammenbrechen, und wenn es brach, mußte der Druck von Deutſchland weichen, der es niederhielt. Wo anders fand es dann einen Haltpunkt, als an Preußen? Und war es für dieſes und damit für Deutſchland nicht beſſer, in der Geduld des Glaubens an Deutſchland ausgehalten zu haben? Daß Preußens Herrſcher am Ende ſich an die Spitze Deutſchlands werde ſtellen müſſen, erwartete der König, aber erſt, wenn Oeſterreich ſich als ganz unfähig dazu erwieſe. Man höhnte die politiſche Romantik des Königs, man konnte dies ſchon 1815 thun, da Preußen im redlichen Glauben an die Wahrheit des freilich in ihm allein recht heimiſchen deutſchen Geiſtes auch in den von ihm befreiten Knechten Frankreichs feſthielt*). Mit aller Anſtrengung wirkte der König für die Ver-

*) Ein preußiſches Wort. S. 24 f.

wirklichung des von Anfang an beabsichtigten Bundesheeres. Aber Oesterreich deckte das Widerstreben der Klein- und Mittelstaaten, und es war die 1841 bei dem französischen Kriegslärm zu Tage getretene Kläglichkeit der Einrichtung, wie sie bestand, welche wieder den Ausgangspunkt neuer Bemühungen gab. Aber sie scheiterten an den alten Hindernissen. Und das stärkste dieser Hindernisse war dasselbe Oesterreich, welches, stets von Neuem gemahnt, sich zu den nöthigen Fortschritten willig erklärte. Man muß dabei nicht, wie dies so leicht geschieht, an lauter böswilliges Nichtwollen denken, sondern auf das Wort eines Mannes hören, der in diesen Verhandlungen eine Hauptrolle spielte, und den Niemand einer zu geringen Werthlegung auf die „Mission" Preußens beschuldigen wird*). Er sagt: „Es darf nicht verkannt werden, daß der alte Kaiserstaat „mit seinen magyarischen, czechischen, slowakischen, wendischen, illyrischen, wallachischen, polnischen und italiänischen Bestandtheilen „andere und bedächtigere Erwägungen anzustellen hatte, als die „kleineren deutschen Bundesstaaten oder das lebensfrische junge „Preußen mit seiner so überwiegend deutschen Bevölkerung. Diese „historischen und geographischen Hemmungen haben mindestens eben „so schwer im Rathe der österreichischen Regierung gewogen, als „die Persönlichkeiten, denen man jetzt allein die verhängnißvollen „Versäumnisse zur Last legt."

Dieses billige Urtheil wohnte dem Könige bei, es hinderte ihn aber nicht, seine Gedanken und Entschlüsse für echt nationale Gestaltung des deutschen Bundes immer wieder laut werden zu lassen, so oft er auch die Antwort in seiner Umgebung erhielt, daß er einem Phantasiegebilde nachjage, daß Preußen sich nicht für Deutschland opfern könne und dürfe. Auch bei Oesterreich, ohne welches nichts geschaffen werden konnte, hatte er 1845 stark aber vergeblich angeklopft. Er war zu der Erkenntniß gedrängt, daß nur die Nation sein Bundesgenosse sein könne. Dazu bedurfte er der freien Presse und der Veröffentlichung der Bundesverhandlungen. Der König stellte (1846) Anträge bei der Bundesversammlung, weil die Carlsbader Beschlüsse, die sie sich angeeignet, Alles verschlossen.

*) J. v. Radowitz: Friedrich Wilhelm IV. und Deutschland. 2. Aufl. Hamburg 1848. S. 19.

Aber die Gegner wußten die Sache hinzuhalten und zu verſchleppen, wozu die Verfaſſung des Bundes ja jegliches Mittel darbot. Das Jahr 1847 ging faſt darüber hin. Die Anträge Preußens gingen damals auf faſt alle die Dinge, welche jetzt (1867) die Verfaſſung des norddeutſchen Bundes den Einzelſtaaten abnimmt und auf den Bund überträgt. Vorausgehen ſollte eine neue Preßgeſetzgebung*). Die Abſicht des Königs war, Oeſterreich zur Theilnahme an dieſer Forderung in ihrem ganzen Umfange zu bewegen und nur, wenn dies mislänge, ſelbſt ſie am Bunde allein zu vertreten. Wenn auch hier nicht durchzukommen wäre, ſo mußte ſich Preußen an Deutſchland wenden und mit den einzelnen Staaten Vereinigungen nach dieſen Zielen abſchließen, dadurch freilich einen Bund im Bunde ſchaffen, allerdings mit der Hoffnung, daß er allmählig das ganze Bundesgebiet umfaſſe. Daß der König das Recht hatte, ſolche Pläne in Ausſicht zu nehmen, daran vermochte Niemand zu zweifeln, der es mit angeſehen hatte, wie die kleineren Staaten behaglich die Sorge für ihren eigenen Schutz gegen das Ausland den beiden Großſtaaten überließen, aber jeder Forderung dieſer, ſie zu dieſem Schutze kraftvoll zu unterſtützen, als einer Beeinträchtigung ihrer Souveränetät auswichen. Jede Aeußerung Preußens nach dieſer Richtung galt als eine unbedachte Aeußerung „preußiſchen Ehrgeizes“ und „preußiſcher Vergrößerungsluſt“, obwohl männiglich in ganz Deutſchland bekannt war, daß Friedrich Wilhelm IV. geradezu moraliſch unfähig war, nach fremdem Gute zu trachten. Sein unantaſtbar edler Charakter wurde ſogar von denſelben Menſchen als „frömmleriſche Uebertriebenheit und Romantik“ beſpöttelt, die ihn wieder des Strebens nach Erweiterung ſeiner Macht beſchuldigten. Dieſer unſittlichen Zweideutigkeit gegenüber war es wahrlich eher eine edle Selbſtbeſchränkung als irgendwie anders zu nennen, daß der König nur eben die vorhin bezeichneten Pläne hegte. Aber nur Wenige in Preußen erhoben ſich zu den freien, klaren und reinen Gedanken des begabten Herrſchers. Die ſo viel gerühmte Bureaukratie in ihren höchſten Spitzen und noch mehr der preußiſche Adel, welchem dieſe Spitzen angehörten, war

*) Ebendaſ. S. 27, und die angehängten authentiſchen Denkſchriften, S. 39–63.

deutſchen Beſtrebungen Preußens abhold, hielt die Stärkung des preußiſchen Staates, abgeſehen von Deutſchland, für das wahre Strebeziel, weil ſie wohl wußten, daß die meiſten deutſchen Fürſten und Regierungen doch immer nur Preußens Kraft für ihre ſelbſtſüchtigen Intereſſen verwenden wollten. Ihnen galt für phantaſtiſch, was doch vielmehr ein helles Durchblicken auf den Kern der Dunſtkugel war, welche den deutſchen Bund bildete.

So ſtanden die Dinge, als im Februar 1848 die Revolution in Frankreich den Orleaniſchen Thron umſtürzte. Das vorige Jahr hatte in Preußen die Verhandlungen des vereinigten Landtags gebracht, denen nur vorgeworfen werden kann, daß ſie zu ſpät gekommen, keineswegs aber, daß ſie vom Könige ſelbſt verſpätet waren. Bereits zeigten ſich in Deutſchland die Bewegungen, welche zu den denkwürdigen Ereigniſſen des Jahres 1843 führten.

Preußen war von ihnen noch nicht ergriffen. Der König that ſeinen letzten Schritt bei Oeſterreich, um die Wiedergeburt des deutſchen Bundes herbeizuführen, und in Wien zeigte ſich williges Entgegenkommen. Ein Fürſtencongreß in Dresden wurde verabredet, der die Neugeſtaltung feſtzuſtellen haben würde. Im März 1848 ſollte er berufen werden. Zum erſtenmale ſeit 1815 reichten ſich Habsburg und Hohenzollern die Hände zu wirklich nationalen Zwecken. Es war ſogar am 19. März 1848, dieſem wichtigen Tage in der damals nach Tagen zählenden Zeitgeſchichte, in Wien ſchon vereinbart, daß eine aus den Ständekammern der einzelnen Länder abgeordnete weitere Bundesverſammlung geſchaffen werden ſollte*).

Die Berufung des vereinigten Landtags war ja ſelbſt ein von dem Könige allein ausgegangener Schritt vorwärts auf der Bahn geweſen, welche die Wünſche Deutſchlands längſt betreten hatten. Man hat gefragt, was den König zu dieſer Berufung bewogen habe. Es iſt geſagt worden**): „Der Staat bot das Bild der „vollkommenſten Ruhe dar, die bureaukratiſche Maſchine arbeitete

*) Vergleiche: Friedrich Wilhelms IV. Verdienſte um die deutſche Einheit. Rede von L. Ulrichs. Greifswald 1849.

**) Wagener: Staats- und Geſellſchafts-Lexikon. Berlin 1867. Bd. 23. S. 388.

„gleichmäßiger als jemals, und auch in den fremden Staaten war „das Wort Reform nicht blos verpönt, ſondern es ſchien auch in „den Völkern kaum noch eine Wurzel zu beſitzen. Ueberall feierte „das, was man Reaction nennt, ſeine Triumphe. — Wo lag alſo „für Friedrich Wilhelm IV. der Drang, in dieſe allgemeine Be„friedigung eine Wendung zu bringen, welche als der erſte Wellen„ſchlag einer Bewegung, die ein Jahr ſpäter ſtürmiſch emporwogte, „gelten darf? War es gerade die reactionäre Stimmung der Ge„müther, die den König von Preußen bewog, mit einem Experi„ment voranzugehen, welches bei der Oede der Geiſter keine Gefahr „darzubieten ſchien? Man würde dem tiefen Gemüthe des Königs „Unrecht thun, wenn man ihm nur dieſes flache Motiv beimeſſen „wollte. Vielmehr war wohl der Monarch ſelber durch die herr„ſchende Leerheit gepeinigt, er wünſchte das Vacuum zu erfüllen, er „wünſchte, daß die Gewäſſer ſich wenigſtens kräuſeln möchten, er „wünſchte, daß die Kräfte und Gedanken, die etwa im Volke lebten, „zu Tage träten. Er wollte die Geiſter auf einander platzen laſſen. „Er wollte aus dieſem Streite der Geiſter eine neue Form für „Preußen hervorgehen laſſen.“ Sonderbare Frage, die kaum Jemand ſtellen kann, der die Geſchichte Friedrich Wilhelms IV. kennt. War denn nicht der Gedanke der ſtändiſchen Geſammtverfaſſung der ſeines ganzen vorausgegangenen Lebens geweſen? Klingt die verſuchte Beantwortung nicht faſt, als hätte der König aus Langeweile ſich politiſche Circenſes ſchaffen wollen? Wie konnte er die Geiſter ſo leer denken, wenn ſie auf einander platzen ſollten? wie erwarten, daß aus ſolchen Kämpfen der Richtungen ſchon eine neue Staatsform hervorgehen werde? Und war denn in der That die Zeit ſo ruhig, ſo öde, ſo inhaltslos? Vielmehr erkannte der König richtiger als andere Fürſten*), daß die Stunde da ſei, um die

*) Wie ahnungslos ſüddeutſche Fürſten in damaliger Zeit in die nächſte Zukunft blickten, davon hatte der Verfaſſer Gelegenheit ſich zu überzeugen. Er hatte Veranlaſſung genommen, zweien derſelben, dem verewigten Könige von Würtemberg und dem verewigten Großherzog Leopold von Baden, welche beide ihm ſtets ein freies Wort auch über politiſche Dinge freundlich geſtatteten, von Baſel aus bei Ueberſendung des Jahresberichts der dortigen evangeliſchen Miſſionsgeſellſchaft, den Eindruck auszuſprechen, daß wir am Vorabende wilder politiſcher Aufwallungen uns befinden und daß das bisherige

Mitwirkung des Volkes zur Gesetzgebung des Staates in Anspruch zu nehmen. Nichts Anderes bestimmte den König, als was ihn 1846 die General-Synode für die preußische Landeskirche berufen ließ, auch im Staate freieren und beweglicheren Formen, einem wirklichen Staatsleben, den Weg zu öffnen. Der Frager gibt sich eigentlich selbst die Antwort, indem er die Bewegung des Jahres 1848 als ein Werk des Anstoßes betrachtet, den Friedrich Wilhelm IV. gab. Ob dies nicht zu viel behauptet sei, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Aber jedenfalls darf man sagen, daß, was nachher kam, dem Könige nicht in jeder Beziehung ein Fremdes war. Es störte nur die ruhige Entwicklung durch die leidenschaftliche Heftigkeit, mit der es auftrat.

Die neue Erhebung Deutschlands war an einem Wendepunkt angelangt, der zum neuen Ausgangspunkte wurde. Aber daß Preußen der maßgebende Staat und sein König der Führer

---

constitutionelle Wesen in Würtemberg und Baden diesem Sturme nicht gewachsen sein werde. Der König von Würtemberg antwortete ihm mit der Erklärung, daß er nicht so düster in die Zukunft sehe und daß ihm kein Grund zu politischen Aufwallungen vorzuliegen scheine, daß übrigens, selbst wenn sie stattfänden, „er seine und seines Landes Sicherheit in seinen wohl geschulten und treuen Truppen suchen werde"; der Großherzog von Baden aber schien der ausgesprochenen Befürchtung so wenig Eingang zu gestatten, daß er mit Lobsprüchen über die gesegnete Wirksamkeit des Verfassers in der Missionsthätigkeit antwortete. Dies bezog sich darauf, daß der Verfasser öffentlichen Angriffen auf die Freunde der Mission im Großherzogthum gegenüber dem Fürsten des Landes die Versicherung gegeben hatte, daß er keine treueren Unterthanen habe als diese, und daß es übel gethan sei, Angriffen verschiedener Richtungen auf einander unbedingt freien Lauf zu lassen. Es hatte dem Verfasser nicht im Sinne gelegen, von sich dabei zu reden, sondern nur zu empfehlen, daß vom Throne her Alles geschehe, um die schroffen Gegensätze zu mildern, die sich unter den Bewohnern des Landes zeigten. Und wovon ist er ein bis zwei Jahre nachher in Würtemberg und Baden selbst Zeuge gewesen? Der König von Würtemberg erlaubte ihm im Jahre 1849, sich offen über die Lage des Landes gegen ihn auszusprechen, und wollte ihn dauernd in seine Nähe ziehen. Im Jahre 1850 sagte der König dem Verfasser: „Ihr Zuruf: Nur das Land nicht verlassen! klang mir beständig in den Ohren, und ich blieb." Wäre er weggegangen, wie ihm von anderer Seite dringend gerathen wurde, so wäre Würtemberg kaum ähnlichen Zuständen, wie sie in Baden herrschten, entgangen. Und gerade das Verhalten eines Theils der Truppen konnte dem König den Gedanken der Flucht nahe legen.

der neuen Bewegung war, dies zu verkennen waren nur Diejenigen noch im Stande, die es durchaus wollten.

XI.

Der nationale Umſchwung.

Der Stoß, welcher im Februar 1848 von Frankreich ausging, wo das ſchwankende Juli-Königthum dem Anprall der republikaniſchen Parteien raſch erlag, würde in Deutſchland nimmermehr eine ſo gewaltige Wirkung geübt haben, wenn nicht eine langjährige Spannung der Löſung bedurft hätte. Nur die erſten zwanziger Jahre hatten noch etwas von freierer Bewegung des Bundes geſehen, ſeine Verhandlungen waren der Nation dargelegt worden. Sie hatten das traurige Schauſpiel gegeben, daß die eben dem Joche Frankreichs entronnenen Rheinbundſtaaten ihre ungeſchichtliche Souveränetät gegen den Einheitsdrang Deutſchlands wahrten. Jetzt war (1824) der Bund aus der Oeffentlichkeit ins Geheimniß zurückgetreten. Und was er durch Handlungen kundgab, war eitel Verneinung. Faſt überall erſchien er als der Beſchirmer fürſtlicher und bureaukratiſcher Selbſtſucht, als Deckmantel des Partikularismus. Er ſprach ſich im Sinne der Nation ſchon in den dreißiger Jahren das Urtheil, für die Nation nur wenig ſein zu können. Die kurze Regung von 1840 zu beſſerer Wehrhaftigkeit ſank bald in die ſchweren Lethewellen der Apathie zurück. Auch von Preußens König wagte man nicht mehr Größeres zu hoffen, weil er von der Mitwirkung Oeſterreichs nicht loszukommen ſchien und ſie doch nicht erreichte. Jetzt oder nie! ſo ſcholl es von Land zu Land, als jenſeits des Rheins die eingeſchloſſenen Dünſte republikaniſcher Strebungen den gewaltſamen Ausgang gefunden hatten.

Die Bewegung begann in den Kleinſtaaten, wo die längſt vorhandene Repräſentativ-Verfaſſung in den äußerſten Linken der Kammern die Führer und Redner darbot, wo man den Druck der

partikulariſtiſchen Zerſtückelung am peinlichſten fühlte, in Baden und Heſſen. Ihren nächſten Schlag führte die Revolution in Wien. Hier offenbarte ſich die gänzliche Hohlheit und ſittliche Haltloſigkeit des bisherigen Syſtems der öſterreichiſchen Regierung. Sie ſtürzte vor dem häßlichen Geſchrei des Pöbels in Nichts zuſammen. Metternich hatte alles Vertrauen zu ſich ſelbſt verloren und verſchwand. Statt die von Ungarn, Italiänern und Juden gehetzten Maſſen mit feſtem Arm niederzuwerfen, bewilligte man alle Forderungen. Daß in Italien Mazzini, in Ungarn Koſſuth auf Republik und Lostrennung von Oeſterreich energiſch hinwirkten, iſt bekannt. Oeſterreich, mit ſeinem kranken Kaiſer, dem ſchwachen Stellvertreter, und ſeines alten Steuermannes beraubt, trieb rathlos auf den Wogen. In Berlin traf der folgende Schlag. Auch dort waren fremde „Geſtalten“, beſonders jüdiſche, in Menge zu ſehen. Die Einheimiſchen hatten wohl ſtarke politiſche Wünſche gehegt, aber ihren eigenen Staat von Grund aus zu ändern, kam ihnen nicht in den Sinn. Eine Revolution war daher nicht motivirt. Aufſtände in den Städten, vor Allem in Berlin, waren noch keine Revolution. Alles, was zum klaren Ausdruck kam, waren die landläufigen liberalen und conſtitutionellen Vorſtellungen. Die Forderungen gingen in der Form, die man wünſchte, aber nicht im Weſen über des Königs eigene Gedanken und Pläne hinaus. Der Augenblick war nur beſchleunigt worden, welchen der König ſelbſt längſt als die Stunde des Handelns für ſich bezeichnet hatte. An ſeinem Landtag wollte er feſthalten, die Umgeſtaltung des deutſchen Staatenbundes in einen Bundesſtaat, der alle preußiſchen Lande mit einſchlöſſe, verkündigte er. Hier iſt nichts von falſchem Nachgeben, nichts von leichtſinnigem Preisgeben zu ſehen. Das Aeußerſte, was der König zu thun beabſichtigt hatte, war nur dem Mislingen des Näheren raſcher auf dem Fuße gefolgt, als er gedacht hatte. Sein Thun erſchien daher den Uneingeweihten als widerſprechend, ohne es zu ſein. Der größte Fehler, der begangen wurde, war der Befehl an die Truppen, das ſchon beſiegte Berlin zu verlaſſen, in welchem Frevel und Thorheit ohne Zweck und Ziel ſich mit den Waffen in der Hand gegen dieſelben geſetzt hatten. Nur als Sieger konnte der König ſich an die Spitze Deutſchlands ſtellen. Daß es, wenigſtens auf ſymboliſche Weiſe, dennoch

geſchah, verargten dem Könige Viele. Er aber dachte dabei nichts Arges, am wenigſten an Uſurpation der Herrſchaft über Deutſchland. Mochte des Nachgebens zu viel geweſen ſein, Preußen ſtand auch jetzt als der deutſche Staat in hellem Lichte da, an deſſen maſſigem Bau die Wogen der ſtürmenden Volks-Elemente zwar Schmutz und Tang hatten anwerfen, aber nicht eine ſeiner Quadern hatten herausſpülen können. Es iſt wahr, der König wollte ſich „mit dem beſten Geiſte der Nation" verbünden, wie er ſelbſt ausſprechen ließ*), aber es drängte ſich ihm ein trübes Gemiſch von gutem und ſchlechtem Geiſte als Bundesgenoſſe auf, und er konnte nicht ſofort ſcheiden und das Gute annehmen, das Schlechte von ſich weiſen. Erſt nach einiger Zeit war dies geſchehen. War es ſeine Schuld, daß ſein offenes und edles Wort: „Ich übernehme heute dieſe Leitung (Deutſchlands) für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht ſcheut, wird mich nicht verlaſſen, und Deutſchland wird ſich mir mit Vertrauen anſchließen. Ich habe heute die alten deutſchen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutſchen Reiches geſtellt. Preußen geht fortan in Deutſchland auf", daß dieſes Wort in Preußen auf Widerwillen, im übrigen Deutſchland auf Haß, Zorn und Hohn ſtieß? War es nicht vielmehr die Schuld derer, in deren Munde die Worte von deutſcher Einheit und Macht zu lügenhaften Phraſen geworden waren, unter deren Schutz ſie ein wüſtes Chaos oder den albernen Gedanken deutſcher Republiken anſtrebten? Sein einziger Irrthum war der Wunſch, Deutſchland mit Einſchluß von Oeſterreich zu einigen, und bei ſeinem wahrhaftigen Weſen zu viel Glaube an die Wahrhaftigkeit Anderer. Hat er nicht den Fürſten Deutſchlands gegenüber ſich deutlich erklärt: „Man mag mich nicht misverſtehen, wenn ich mir jetzt die deutſche Fahne vortragen laſſe. Ich will keine Krone uſurpiren. Ich will kein Uſurpator ſein und keinen Fürſten vom Throne ſtoßen. Aber die Noth des Augenblickes erfordert es, daß ich mich an die Spitze der Bewegung in Deutſchland ſtelle. — Die deutſche Einheit und Freiheit iſt bedroht, die muß geſchirmt werden durch deutſche Treue. Soll Deutſchland in dieſem Augenblicke nicht verloren gehen, ſo muß ich

*) v. Radowitz, a. a. O. S. 55.

mich als der mächtigſte Fürſt Deutſchlands an die Spitze der ganzen deutſchen Bewegung ſetzen. — Ich ſchwöre es, ich will nichts, als das conſtitutionelle, vereinigte Deutſchland.“ — Hat er nicht ſogar den Abgeordneten zum Reichsparlament in Frankfurt zugerufen: „Sorgen Sie nur, daß man Oeſterreich nicht fallen laſſe; was mich betrifft, ich trete gern zurück.“?*)

Was er unter dieſem conſtitutionellen Deutſchland verſtand, wußte Jedermann, er hatte es ſeit vielen Jahren kundgegeben. Warum aber entſchloß er ſich zu der ſogenannten „vereinbarten Verfaſſung“? Nicht weil er etwa jetzt eines Anderen als zuvor überzeugt war, ſondern weil er mit Recht daran verzweifelte, die ungeheure Mehrheit ſeines Volks und Deutſchlands von der Richtigkeit ſeiner eigenen Anſchauung zu überzeugen.

Sehen wir den Gang der Dinge in Deutſchland erſt an, ehe wir zu dieſer Frage zurückkehren. Eine Anzahl liberaler Männer hatte ein Vor-Parlament zum Bundestag nach Frankfurt berufen. Es war der Auszug aus der Oppoſition der Kammern in den Kleinſtaaten, durch etliche Preußen und den eben jetzt in Amerika verſtorbenen jüdiſchen Litteraten Wiesner**) aus Oeſterreich verſtärkt, eine Verſammlung, die ſich ihr Mandat eigenwillig ſelbſt nahm und die von den deutſchen Fürſten im erſten Schrecken, weil Oeſterreich und Preußen gelähmt ſchienen, geduldet wurde. Dieſer Anmaßung entſprachen die Beſchlüſſe, indem dieſe ſelbſtgeſchaffenen Vertreter einer Nation von 40 Millionen über Länder verfügten, über geſchichtliche Nothwendigkeiten, wie die Theilung Polens, ihr Verdict abgaben. Tauſende von Deutſchen ſchämten ſich dieſer rathloſen Rathsverſammlung. Sogar die deutſche Republik hatten einige verbrannte Köpfe in dieſem Vorparlament gefordert. Die wenigen beſonnenen Männer, wie Paul Pfizer, forderten feſten Anſchluß an Preußen, aber vergebens, denn die anderen beſchloſſen ein Reichsparlament, das ohne die deutſchen Fürſten die Verfaſſung Deutſchlands feſtſtellen ſollte. Der Bundestag, auch hier wieder ſeine Haltloſigkeit erweiſend, ergab ſich in dieſe Schritte.

---

*) Urlichs, a. a. O. S. 22.

**) Er iſt ſeinem Präſidenten, dem Heidelberger Profeſſor Mittermeier, bald im Tode gefolgt.

Die Republik ſollte in Baden durch Aufſtand hergeſtellt werden, unterlag aber dem erſten Angriff regulärer Truppen gegen ihre Freiſchaaren, deren Führer weder Muth noch Einſicht hatten. Das deutſche Parlament, auf deſſen Berufung die Fürſten eingegangen waren — es war doch eine Ausführung eines preußiſchen Königsgedankens, wenn auch weſentlich verändert — kam zuſammen, und hier zeigte ſich, daß in den Kleinſtaaten der Drang nach deutſcher Einheit mächtig geworden war. Die dahin gehenden Schritte konnte Friedrich Wilhelm IV. gerne ſehen, denn er wußte, daß man Preußens unbedingt bedürfen werde, wenn die Idee zur Wahrheit werden ſollte. Hatte man doch, um in Schleswig-Holſtein deutſches Recht zu vertheidigen, den ſtarken preußiſchen Arm angerufen, und der hatte ſofort gewirkt. Nur die Vereinigung Rußlands und Englands gegen Preußen bewog dieſes zum Rückzug. — Was auch immer von Thorheiten', Uebertreibungen, falſchen Verſuchen und Schritten, von dünkelhafter Vorausnahme des großen und mächtigen Bundesſtaates Deutſchland und wieder von kleinlichen Verſchleppungen und Verbohrungen in theoretiſchen Fragen dem Parlamente nachgeſagt werden kann, es wird immer anerkannt werden müſſen, daß es dem Gedanken der deutſchen Geſchichte folgen wollte, Einheit Deutſchlands in der Vielheit ſeiner Stämme und Herrſchaften.

Wie ſtand es aber in Oeſterreich, wie in Preußen, von welchen doch zuletzt die Annahme oder Nichtannahme des Werkes der Paulskirche zu Frankfurt abhing? — Dort ſahen wir das Staatsſchiff ſteuerlos auf den Wogen treiben. Die alte Monarchie ſchien aus den Fugen zu gehen. Aufſtände in Italien ließen den allgemeinen Brand erwarten. Carl Albert von Sardinien ergriff den günſtig ſcheinenden Augenblick, um Italien von Oeſterreich loszureißen. Der alte Feldmarſchall Radetzky hielt ihm Stand und rettete durch ſeine Feldherrnkraft die Provinzen für den Kaiſerſtaat. Ungarn war in vollem Aufſtand unter Koſſuths Leitung. In Böhmen wollten die Slawen dem Reiche ſeinen wahren Stützpunkt in der ſlawiſchen Nationalität geben. Im Mittelpunkte zu Wien hatte Graf Kolowrat das Steuer mit ſchwacher Hand gefaßt, aber er mußte dem Druck des Ruders folgen, nicht minder ſeine raſch wieder abtretenden Nachfolger und der Erzherzog Franz Carl, der

an Ludwigs Stelle die Vertretung des kranken Kaisers übernahm. Wäre nicht Graf Latour als Kriegsminister tüchtig gewesen, es wäre in Italien dem greisen Radetzky unmöglich geworden, die Lombardei neu zu erobern. In Böhmen warf Fürst Windischgrätz die Revolution nieder. In Wien aber herrschten Studenten, Juden und die jämmerlichste Sorte von Litteraten, es war eine Pöbelherrschaft häßlichster Art. Die Nationalversammlung, welche eröffnet war, vermochte bei ihrer schlechten Zusammensetzung nichts. Der Pöbel mordete den Kriegsminister auf barbarische Weise und bedrohte die Versammlung, die nicht einmal wagte, die Gräuelthat zu misbilligen. Weitere Unthaten waren gedroht. Jetzt war es endlich Zeit, mit Ernst einzugreifen. Fürst Windischgrätz eroberte die Stadt und machte dem Unwesen ein Ende. Unter den zum Strang verurtheilten Aufrührern war Julius Fröbel, den nur seine Unbedeutendheit rettete*).

Der schmähliche Aufruhr war beendigt, und durch die Abdankung des Kaisers Ferdinand und die Resignation des Erzherzogs Franz Carl zu Gunsten seines Sohnes Franz Joseph der Staat wieder zu einem neuen Anfang gebracht. Die uralte Stabilität Oesterreichs war aber dahin, das System seit 1815 gestürzt und in seinen jämmerlichen Folgen seine Schwäche blosgelegt, die dem Kaiserreich inwohnende Gefahr, nämlich die Divergenz seiner vier Nationen, der Italiäner, Slawen, Ungarn und Deutschen, zu allgemeiner Erkenntniß gebracht. Die Unmöglichkeit eines nationalen, vollends eines deutschen Umbaues der Herrschaft schien für immer erwiesen und eben damit für alle nicht mit Willen Verblendeten die Klarheit geworden, daß Oesterreich nie an der Spitze des national erneuerten Deutschlands stehen könne.

In Preußen waren die Aufstandsversuche in mehreren Städten längst niedergeschlagen. In Berlin hatte der König, weil für den vereinigten Landtag die aufgeregten Gemüther kein Verständniß

*) Es ist derselbe, der jetzt in Süddeutschland den Partikularismus zuerst mit Schimpfreden und Entstellungen der Thatsachen, hernach mit lächerlichen Großmachts-Ideen für Baiern zu stützen suchte. Ueber die Vorgänge bis zum Sturze Metternichs, da die Zügel ganz in die Hände der Erzherzogin Sophie fielen, und nachher s. A. Schmidt, a. a. O. S. 671 ff. und Mailáth, a. a. O. Bd. 5. S. 408 ff.

zeigten, gegen ſeine Ueberzeugung nachgegeben und die conſtituirende National-Verſammlung, die nicht aus den beſten Elementen zuſammengeſetzt war, berufen. Zur Ehre Preußens muß geſagt werden, daß Viele der Tüchtigſten im Parlamente zu Frankfurt ſaßen, ſonſt wären ſie wohl in dieſe Verſammlung gekommen. Ein Geſchichtſchreiber nennt ſie „für die Metropole der Intelligenz ein arges Dementi“*), und wir können ihn nicht widerlegen. Von Frankfurt her wüthete man gegen den König, weil er mit Dänemark einen den Intereſſen Schleswig-Holſteins günſtigen Waffenſtillſtand (von Malmö) geſchloſſen hatte, der übrigens noch den Frieden und ſeine Bedingungen erwarten ließ. Es iſt heute unbegreiflich, wie man durch das Zugeſtändniß des ohne Zweifel im rechtlichen Beſitze der Herzogthümer befindlichen Dänemark, daß dieſelben eine gemeinſame, und zwar zum Theil vom deutſchen Bunde beſtellte Regierung erhalten ſollten, „die Ehre Deutſchlands herabgewürdigt“ finden konnte. Genug aber, die Parlamentsredner in St. Paul zu Frankfurt hatten die Eroberung Schleswigs für Deutſchland gewollt. Ein Krieg mit Rußland und England war ihnen eine Kleinigkeit, zumal ſie ja die ſtehenden Heere durch eine unwiderſtehliche Bürgerwehr zu erſetzen gedachten. Man muß den deutſchen Einheitsgedanken, den ſie vertraten, ſehr hoch halten, um das Meiſte verzeihen zu können, was Preußen gegenüber in jenem Parlamente ſich laut machte.

Einſtweilen freilich wollten ſie den Krieg gegen Dänemark mit der verwerflichen Soldateska der ſtehenden Heere fortſetzen, aber ſie mußten um ſo mehr dieſen Beſchluß wieder aufheben, weil ja ſchon bisher das deutſche Bundesheer dort wenig, die preußiſchen Truppen faſt Alles gethan hatten. — Kurz, Preußen erſchien auch hier wieder als unentbehrlich. Inzwiſchen hatten in Preußen ſelbſt Viele, die der wilde Strom mit fortgeriſſen, allmählig wieder feſten Boden erlangt. Sie fingen an einzuſehen, wie richtig ihr König geurtheilt hatte. Die National-Verſammlung wurde, ſobald ſie anſtändig verhandelte, vom Pöbel terroriſirt. Die Geduld des Königs war erſchöpft. Er löſte die erſt nach Brandenburg verlegte Verſamm-

*) W. Menzel: Geſchichte der letzten vierzig Jahre. Stuttgart 1857. Bd. 2. S. 258.

lung auf, octroyirte eine neue Verfaſſung und ernannte Graf Brandenburg zum Miniſter. — Der Boden war wieder ſicher unter den Füßen. Preußen hatte ſich mit ſeinem Königthum in der Brandung der Revolution als ein Fels erwieſen, der feſt ſtand und dem Anprall der Wogen trotzte. Der König hatte nur Eines verloren, das früher ſo unbedingte und ſo berechtigte Vertrauen zu ſeinem Volke. Er hatte ſich unverſtanden von den meiſten Führern desſelben geſehen. Doch war das Kriegsheer und war die Kirche mit dem Landvolk unerſchüttert geblieben. Die Untreuen waren in den Städten und in den Reihen der Beamten, Advocaten, Litteraten. Die Polen, die Juden, die vom Glauben der Kirche Abgefallenen hatten ſich als den abgebröckelten Rand des Volkes gezeigt. Preußens Krone war unbeſchädigt, und der König hatte von ſeinen ſtändiſchen Gedanken ſo viel, als bei dem allgemeinen Misverſtand anging, in die Verfaſſung des „Herrenhauſes“, welches einen Theil des „Landtags“ bildete, niedergelegt. Für das Haus der „Abgeordneten des Landes“ hatte er ſich allerdings dem Grundſatz der Repräſentativ-Verfaſſung gefügt.

Von dieſer ſprechen wir am beſten hier ein ernſtes Wort. Daß Deutſchland nach conſtitutioneller Verfaſſung ſeufzte, haben wir bereits geſehen. Was ihre Einführung in die beiden deutſchen Großſtaaten hinderte, ebenfalls. Daß die bloße Wiederbelebung der alten, ſtändiſchen Form, wie ſie in Preußen auf provinzialem Boden zuerſt und in einer die ganze Monarchie umfaſſenden Weiſe erſt 1847 verſucht wurde, dem allgemeinen Verlangen nicht genügte, iſt ebenfalls ſchon berührt worden. Fragen wir nunmehr nach dem wirklichen Bedürfniſſe der Conſtitution und nach der richtigen Form derſelben für deutſche Staaten. Es gab dafür zunächſt zwei große Muſter. Daß eine war das engliſche Parlament, das andere das franzöſiſche Kammerſyſtem. Jenes war das Ideal vieler auf das Concrete und Wirkliche gerichteten Staatsgelehrten, wobei ſie ſich aber nicht verbargen, daß Unzähliges verändert werden müßte, um die Grundzüge parlamentariſcher Verfaſſung den deutſchen Zuſtänden anzupaſſen; dieſes hatte in der breiten Maſſe der Nation ſich einen großen Anhang erworben, der auch durch die Misgeſchicke dieſer Verfaſſung in Frankreich, wie ſie offen als Zeitgeſchichte vorlagen, nicht weſentlich vermindert wurde. Beide Formen hatten

das Princip, die Demokratie, wie sie ein berechtigtes Element des Staatslebens ist, mit der Monarchie, wie sie dem deutschen Volksleben eigenthümlich angehört, zu verschmelzen. Man nannte es bald eine gemäßigte, bald eine beschränkte, nämlich eine gesetzlich beschränkte Monarchie, was man anstrebte. Denn eine wirklich unbeschränkte gab es eigentlich nur in den rohesten Staatszuständen, sie war eigentlich nur in der heidnischen oder muhammedanischen Welt möglich. Selbst der Staat Ludwigs XIV. war nicht in vollem Sinne eine absolute Monarchie, wenigstens konnte er es nur durch eine schwere Verschuldung der katholischen Kirche sein, die jedenfalls eine Beschränkung darbieten mußte, und durch einen Verrath des französischen Adels an seiner eigenen Würde. — Man hatte außerdem in Deutschland an den mediatisirten Fürsten, Grafen und Freiherren noch eine aristokratische Macht dem Staatsleben einzugliedern, man besaß das Material zu Pairskammern oder Herrenhäusern.

Werfen wir einen Blick auf den englischen Parlamentarismus. Als am 15. Juni 1215 König Johann von England auf der Wiese von Runemede die Magna Charta besiegelte, da war ein Grundsatz für die Regierung Englands ausgesprochen und verbrieft, der nicht nur den großen und kleinen Landadel des Königreichs an seine feudalen Leistungen band, aber auch das Forderungsrecht des Königs, ja sein ganzes Herrscherrecht dauernd beschränkte, sondern es war auch jedem freien Manne Schutz und Gericht durch seinesgleichen nach den Gesetzen des Landes gesichert und eine Vertretung aller freien Männer durch die Versammlung der adligen Herren festgesetzt. Aber Simon von Montfort, Graf von Leicester, hatte erst dieser Grundlage Geltung verschafft und Leben eingehaucht. Wechselwirkung zwischen König und mitregierendem Parlament, einheitliches Zusammenschließen beider Factoren der geordneten Macht waren aus dem innersten Wesen des germanischen Staates emporgestiegen und ins Bewußtsein getreten und damit eine Anforderung sittlicher Selbstbeherrschung an alle Betheiligten gestellt*). Der Graf berief als Protector Englands zuerst (1265) Adel, Clerus, Ritter

*) S. Pauli: Simon von Montfort, Graf von Leicester, der Schöpfer des Hauses der Gemeinen. Tübingen 1867. S. 150 ff.

und Bürger zum Parlamente, und Eduard I. nahm die Bewilligung der Abgaben durch ein aus diesen Classen bestehendes Parlament feierlich und urkundlich an*). Das Recht der Steuerverweigerung wohnte demselben von Anfang an bei. Seit 1377 war der Baronen-Hof (curia regis), bisher Kern des Parlamentes, als eigenes Haus der Barone (Lords) von dem der Gemeinen getrennt**).

Jahrhunderte vergingen, ehe das Vertretungsrecht sich klarer ordnete und ehe die Vertreter mehr als Verwilliger von Steuern, ehe sie gar Theilnehmer an der königlichen Gesetzgebung wurden. Dagegen griff auch das Parlament oft tief in die königliche Prärogative ein. Selbst das Beschließen nach Stimmenmehrheit und das Abstimmen ohne Bindungen im Mandat der Wähler war lange Zeit nicht üblich. Als bereits die Theilnahme der Häuser an der Gesetzgebung feststand, war noch ihre Redefreiheit im Zweifel, und es konnte noch 1571 dem Hause der Gemeinen gesagt werden: „sie hätten sich in Staatsangelegenheiten, die sie nichts angingen, nicht zu mischen.“ Unter den Stuarts wurden die Rechte des Parlaments noch als widerrufliche Privilegien (von Jacob I.) bezeichnet, dieses aber behauptete, eigene Jurisdiction, Berathung aller Staatsangelegenheiten und Freiheit der Rede und Person fordern zu können. Im Kampf mit Carl I. kamen Anklagen auf den Tod vom Unterhause und die Behauptung vor, daß dieses allein die Nation, das Oberhaus nur persönliche Rechte repräsentire. Die angemaßte Parlaments-Regierung war es, die den Bürgerkrieg herbeiführte und den König auf's Blutgerüst brachte. Cromwell reformirte das Unterhaus und gab ihm eine gewaltige Macht, aber sein Protectorat und seine Absicht die Krone herzustellen, ließ sie nicht zur absoluten werden. So fand die Restauration das Parlament mit dem Könige und den König mit dem Parlamente in den Herzen und Köpfen fast aller Engländer.***) Erst als nach dem Sturze Jacobs II. durch Wahl des Parlaments Wilhelm III. den Thron bestieg, wurde

---

*) Ebendas. S. 161 und 224 f.

**) Fischel: Die Verfassung Englands. Berlin 1862. S. 353 ff.

***) Guizot: Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi? Leipzig, 1850, page 61 f.

die Beſchränkung des Königthums noch weiter geführt, und ſeitdem regiert in England das Parlament, aus deſſen jeweiliger Majorität der König die Räthe ſeiner Krone zu wählen hat. Aber auch ſeit es ſo iſt, hat das Parlament an Macht zugenommen und ſeine Verfaſſung in manchen Punkten verändert. Es geſchah dies in dem langen Kampfe des Hauſes Hannover, dem die lebendigen Wurzeln im Lande fehlten, und das daher mit ſeinem Miniſterium und Geheimenrath eine Cabinets-Regierung durchzuſetzen ſtrebte. Um ſich im Parlament die nöthige Mehrheit zu ſchaffen, wurde zu dem Mittel der Beſtechung mit großem Erfolge gegriffen. Es iſt dies und wird immer ſein die nothwendige Folge davon, daß die Krone nur mit Räthen aus der Majorität eines Reichstages regieren darf. Sie wird alle Mittel ergreifen, um die ihren Abſichten günſtige Majorität zu ſchaffen, beſonders wenn ein energiſcher und politiſch gebildeter Fürſt die engliſche Krone trägt. Es iſt nicht zuviel geſagt, wenn man behauptet, ein König von England könne bei der beſtehenden Verfaſſung Gutes und Böſes auf dem politiſchen Gebiete nur auf dem Wege der Intrigue thun. Da es dem höchſten Repräſentanten einer Nation, was doch unter allen Umſtänden der König bleibt, ſo nahe liegt, politiſch wirkſam zu ſein, ſo iſt demnach der König von England ſtets verſucht, dieſen Weg zu betreten, der Parlament, Miniſterium, Hof und Krone ſittlich entwürdigt. So lange man dieſe Entwürdigung als ein Uebel an ſich und ſelbſt wieder als eine Quelle von Uebeln zu betrachten genöthigt iſt, muß man, mildeſtens geſagt, wenigſtens ſchon zweifelhaft werden, ob die engliſche Verfaſſungsform eine wünſchenswerthe für Deutſchland wäre. Dazu iſt überdies wohl zu erwägen, ob dieſe Verfaſſungsform, die Parlaments-Regierung, auch nur in England möglich geblieben wäre, wenn ſie auf andern Grundlagen gebaut wäre. Dieſe Grundlagen ſind die ſich ſelbſt regierenden Corporationen der Grafſchaften, Städte, Univerſitäten und der Familienbeſitz. Die Grafſchaften ſchicken ihre Ritter (Knights), die verfaulten Flecken, ſogar ſolche, die längſt das Meer verſchlungen hat, die Ernannten einer Familie, und wenn es „Schornſteinfeger“ wären, wie ein hochmüthiger Pair einmal drohte. Die Wahlen entſtehen durch Beſtechung, ſo daß eine Wahl eine Million Thaler ſchon koſten konnte und daß, weil unmittelbare Beſtechung ſtrafbar iſt,

ein Stachelbeerſtrauch für 800 Pfund (5000 Thlr.) gekauft und damit die Stimme bezahlt wurde.*)

Man wird einwenden, dieſe Mißbräuche würde man in Deutſchland natürlich beſeitigen, und auch in England werden ſie ja durch die Parlamentsreform allmählig beſeitigt. Wohl, aber eben dadurch hört die engliſche Parlaments-Regierung allmählig auf zu ſein, was ſie bisher war und als was ſie das Ideal Mancher wurde. Wohin zielt die Reform? doch darauf, daß in die Vertretung der Corporationen im Parlament eine immer breitere Breſche gelegt wird, und daß der Adel aufhört vorzugsweiſe ſeine Familienglieder in das Unterhaus zu ſenden oder Andere in daſſelbe zu wählen. An ſeine Stelle treten die Bürger. Der dritte Stand arbeitet ſich, wie überall, ſo auch in England, empor zur Theilnahme an den Staatsgeſchäften. Ein Parlament von Bürgern wird zunächſt eine Verſammlung von ſehr reichen Bürgern werden, welche die Wahlkoſten beſtreiten können. Dieſen Reichen werden ſpäter die minder Reichen nachfolgen, und darauf geht auch ſchon die neueſte Reformbeſtrebung aus. So lange es noch die Reichen ſind, wird immer, wiewohl in viel geringerem Grade, als beim Adel, die Stellung des Königs eine glänzende bleiben. Der Adel hat mit dem Monarchen und der Monarchie zahlreiche gemeinſame Intereſſen, auch der bürgerliche Reichthum hat ſie noch oder er affectirt ſie in einem Lande ſo ariſtokratiſcher Gefühle und Neigungen, wie England es iſt. Laßt aber einmal die minder Reichen, die arbeitſamen Bürger ins Parlament kommen, die Mehrheit darin werden, wie dies bei einem unausbleiblichen Fortgange der Reform geſchehen wird, ſo wird die Anſchauung ſich ändern. Dies würde ſie in Deutſchland bei gleicher Verfaſſung in viel kürzerer Zeit. Die Frage würde ſich bald erheben, ob die Stellung des Monarchen nicht mit gleichem Gewichte und geringeren Koſten des Staates von einem erblichen Präſidenten eingenommen werden könnte? Dem erblichen Präſidenten würde ſpäter der auf Lebenszeit oder auch nur auf einige Jahre gewählte folgen. Dazu kommt die zunehmende Macht der öffentlichen Meinung, die um ſo mächtiger wirkt und um ſo mehr alle ihre Wand-

*) Fiſchel a. a. O.

lungen der Staatslenkung mittheilt, je breiter die Maſſe iſt, aus welcher die Vertreter hervorgehen.

Mit einem Worte, die engliſche Parlaments-Regierung, auf deutſchen Boden verpflanzt, führt in ganz gerader Linie zur — Republik. Auch in England führt ſie dazu, nur vielleicht langſamer, weil in England der Adel noch lange ſeine Stellung im Staate behaupten, weil nach ihm der adelnde Reichthum erſt folgen wird, und weil in England jeder Gebildete von der früheren Republik und ihrer Unhaltbarkeit weiß. Die Geſchichte der Veränderung des engliſchen Parlamentes ſeit 1760 (ſeit Georg III.), wie ſie trefflich gezeichnet vorliegt*), wird jeden Nachdenkenden zu dieſem Schluſſe bringen und zeigen, daß die tiefer blickenden Geiſter in England das wiſſen.

Blickt man auf den Grund der engliſchen Geſchichte, ſo kann Niemandem entgehen, daß ihr beſonderer Charakter in den wiederholten Eroberungen beſteht, welchen das Inſelland von dem Feſtlande aus unterworfen war. Die Dänen, die Sachſen, die Normannen wurden nach einander Herren des Landes. Die letzteren kamen, als bereits das Lehnsſyſtem ſeine völlige Ausbildung in Frankreich und Deutſchland erhalten hatte, und brachten daſſelbe als die ihnen einzig mögliche Staatsform mit. Die erobernden Ritter

---

*) Th. Erskine May: Die Verfaſſungsgeſchichte Englands ſeit der Thronbeſteigung Georgs III., 1760 bis 1860, überſetzt von Oppenheim Leipzig 1862—64. 2. Bde. in 3 Abth.; beſonders Bd. 1. S. 298 ff. und John Stuart Mill: Betrachtungen über Repräſentativ-Verfaſſung, überſetzt von F. A. Wille. Zürich 1862. Es ſind dies beides Schriftſteller, welchen die Repräſentativ-Verfaſſung die ideal beſte erſcheint, und welche nur nicht unterlaſſen können, auf dieſe Schattenſeiten hinzudeuten.

Auch Fiſchel, a. a. O. S. 508. — Auch aus den Aeußerungen von Gneiſt: Das heutige engliſche Verfaſſungs- und Verwaltungsrecht. II. Haupttheil. Ergänzungsband. Berlin 1868. S. 401 ff. blicken Vorausſichten ähnlicher Art hervor, wie ſie oben gegeben ſind, nur ſieht er ein gutes Reſultat in dem, was wir einen Untergang nennen. Freilich wird der Staat immer auf eine gewiſſe Weiſe beſtehen und das Beſtehende wird immer das Reſultat des Vorhergegangenen ſein, aber ob ein Volk ſeine dem Grundcharakter der Nation einwohnenden monarchiſchen Gefühle verliert und dem Atomismus anheimfällt, das iſt dennoch keine gleichgiltige Frage. Es iſt die zwiſchen Cultur und Barbarei.

und Herren wurden die großen Barone unter ihrem Lehensherrn, dem Könige. Unter ihnen konnte, was von den ſächſiſchen adlichen Landherren dem Schwert entgangen und in einigem Beſitz geblieben war, nur als ein kleiner, mit den Bauern ihrer Nation eng verbundener Landadel fortbeſtehen. Daß in den allmählig emporwachſenden Städten der ſächſiſche Stamm weit überwog, verſteht ſich von ſelbſt. Es waren die Normannen und Sachſen, welche in dem Parlamente mit ſeinem kleinadlichen (Sirs und Knights, Baronets, Squires) und ſeinem bürgerlichen Elemente ſich ausglichen, und man kann ſagen, daß die Adelsherrſchaft im alten Parlamente der Ausdruck der Eroberung, und die Parlamentsreform zu Gunſten des Bürgers der Ausdruck der ſächſiſchen Reaction war. Jemehr die Engländer zu einer breiten Volksvertretung kommen, deſto mehr werden ſie die ſächſiſche Grundnatur ihres Volkslebens kundgeben. Dies nun aber auf die einheitliche, ſeit der erſten Eroberung vor 2000 Jahren nicht wieder in ihrem Beſitz dauernd geſtörte deutſche Nation übertragen zu wollen, ihr das in England allmählig ſich emporringende nordgermaniſche Element künſtlich mit der Nachahmung einer normänniſchen Adelsvertretung, für die, weil kein erobernder Adel da iſt, auch kein Boden ſich findet, verbinden zu wollen — welch ein Gedanke! Die engliſche Ariſtokratie ſtand zwiſchen dem Könige und dem Volke als Vermittler, ſie hatte ein nach Freiheit (die ihm die Eroberung geraubt) dürſtendes Volk zu befriedigen und zugleich ihre Rechte gegen den König zu wahren, als, wie überall, das Königthum den Adel zu überwältigen trachtete. So wurde der Adel national. Der Normanne verband ſich mit dem Sachſen, und wie der König das Volk an ſich zu ziehen ſuchte, um der Ariſtokratie Meiſter zu bleiben, ſo mußte er dieſem immer neue Vorrechte zugeſtehen, und die Parlamentsrechte mußten ſich erweitern, bis ſie endlich die Königsrechte überwogen*).

Und in Deutſchland ſollte derſelbe Gang durchgemacht werden, ohne daß irgend eine der Vorausſetzungen dazu vorliegt? Iſt denn in Deutſchland der Bann einer übergewaltigen Ariſtokratie zu brechen?

---

*) Sehr treffend ſind die hierher gehörigen Thatſachen dargeſtellt und beleuchtet in A. Winter: Die Volksvertretung in Deutſchlands Zukunft. Göttingen 1852. S. 8 ff.

Sie ist ja schon gebrochen, und zwar durch die Königsmacht. Was wir von eigentlicher Aristokratie haben, sind ja doch nur ehemalige Reichsfürsten. Der übrige Adel steht weder dem Volke, noch der Krone in der englischen Weise gegenüber. Hier ist es vielmehr die Beamtenwelt und ihre Regierung, was die Freiheit des Volkes hemmt, es ist der Staat mit seiner bestimmten Form.

Wenn daher die englische Parlaments-Regierung nur von Kurzsichtigen als ein Ideal für Deutschland betrachtet werden konnte, wie steht es mit der in Frankreich hauptsächlich exemplificirten Repräsentativ-Verfassung? sie hat doch in Deutschland, in den Klein- und Mittelstaaten ihre Existenzprobe seit 50 Jahren abgelegt. Sollte sie nicht auch auf die großen Staaten anwendbar sein? Man hat sie angewendet, in den großen wie in den kleinen Staaten mit mehr oder weniger Zusatz des ständischen Elements aus der alten Zeit. Dieses ständische Element hat man bald nur in einer der beiden Kammern, bald in beiden angebracht. Hören wir einmal ein Wort aus dem Kreise des mittelstaatlichen Lebens, und zwar aus den vierziger Jahren*). Sein weites Ausholen darf uns nicht abhalten, es hier einzurücken. Seine Derbheit mag man ihm zu Gute halten.

„Wenn die sogenannten Conservativen", heißt es da, „von ihren Gegnern als die Kämpen des Polizeistaats geschmäht werden, so preisen die Schmähenden ihren Staat als den Rechtsstaat. Beide aber bleiben nach unserer Ueberzeugung außerhalb des Kreises, in welchem allein die wahre Staatsidee ihre Verwirklichung finden kann, nämlich des Sittlichen. Gerade schon der Begriff des Staates selbst, in welchem die bloße Form der Gemeinschaft, die Ordnung, Einrichtung, die Einheit, aber nicht der Inhalt, das darin sich bewegende mannigfaltige Leben zur Vorstellung kommt, und der so recht ein Product des letzten Halbjahrhunderts ist, beweist, was wir sagen. Man spricht vom Staat, man grenzt seine Aufgaben und Befugnisse von denen der Kirche ab, man construirt seine beste Verfassung, aber man bleibt dabei im leeren Raume der Abstraction. Der lebendige Stoff des Staates, das Volk, kommt nur wenig in Betracht. Und dies ist

*) Ungedrucktes Manuskript von 1848.

nicht etwa blos der Fehler der büreaukratiſchen Behandlungsweiſe des Staates, die allerdings den Staat nur als Gegenſtand und Product ihres normgebenden Handelns, ihrer beſchreibenden und tabellariſirenden Thätigkeit kennt, ſondern diejenigen, die in ihren öffentlichen Kundgebungen ſtets nur das Volk im Munde führen, kümmern ſich in der That um das eigentliche Leben des Volkes noch weniger als jene und haben es blos mit Ausführung ihrer eigenen, eben ſo unlebendigen, abſtracten Theorien zu thun, wenn ſie nicht als eigentliche Demagogen und Volksbetrüger ſogar unfähig ſind, zu ſolchen ſich zu erheben. Der Rechtsſtaat iſt eben ſo ſehr, wie der Polizeiſtaat, dem Volksſtaate fremd, in welchem die lebendigen Perſönlichkeiten ſelbſt in ihrem Zuſammenleben Gegenſtand und Inhalt der bürgerlichen Ordnung ſind. Ob ich um des Rechtes, oder blos um der ſchnurgemäßen Uniformität und der todten Ruhe willen in meinem perſönlichen Leben gehemmt, geſtört, verdreht werde, das kann mir gleichgültig ſein und iſt in beiden Fällen dieſelbe Verkümmerung, ſelbſt wenn dieſes Recht nicht einmal ein hiſtoriſches, ſondern ſogar, wie man es nennt, ein natürliches iſt. Denn nur dann werde ich mich durch irgend eine Beſchränkung nicht geſtört finden, wenn ſie entweder unmittelbar von der höchſten Gewalt, von Gott, ausgeht, oder mir im Intereſſe meiner eigenen Perſönlichkeit auferlegt wird. Das Recht iſt und bleibt, wenn es nicht als göttliches Recht und eben damit als ein Ausfluß des auch für die irdiſchen Verhältniſſe heilskräftigen Willens, der über Alles gebietet, mir entgegen kommt, wenn es nicht der Ausdruck meiner eigenen edelſten Gefühle und Geſinnungen iſt, immer eine fremde, äußere und darum gerade eben ſo widrig zwingende Macht, wie die bloße polizeiliche Schranke. Und überdies, leben denn diejenigen, welche ſo hoch herab die bisherige Staatsbehandlung als eine durchaus unzuläſſige verwerfen, nur irgend in einem edleren beſſeren Gedankenkreiſe, als die von ihnen gehaßten Büreaukraten? Iſt es denn wirklich das Recht, die nach allen Seiten gleich austheilende, jede Perſönlichkeit als ſolche achtende und ſchützende und ihren Beſitz wie ihren Beſtand heilig haltende Macht, was dieſe Advocatenſeelen begeiſtert? Die Rechte ſind es, und nicht das Recht, für was ſie ſo laut und ſtürmiſch ſich erheben, die Rechte viel mehr im Gegenſatz der Pflichten, als ſie gern

öffentlich zugeben würden. Von natürlichen Rechten, von Volksrechten, Grundrechten, Bürgerrechten hört man ſie reden und alles dieſen Gegenüberſtehende, wenn auch noch ſo tief hiſtoriſch Begründete, gehäſſig als Privilegien bezeichnen. Daß ihr Staat, aus lauter Rechtsgenüſſen beſtehend und die Pflichten des Bürgers gewöhnlich kaum betonend, außer, wo es gilt, dem ungeſtümen Verlangen nach Rechten den Mantel des Sittlichen zu erborgen und Trotz und Empörung ſogar als das Gute darzuſtellen, ebenſo wenig ausführbar iſt, als das tauſendjährige Reich der communiſtiſchen Handwerksburſchen, das aus lauter Ruhe und Genuß zuſammengeſetzt iſt — das pflegen ſie erſt zu merken, wenn eine hochgehende Revolutionswelle ſie auf einen Miniſterſtuhl oder des etwas geſchleudert hat. Dann ſehen ſie freilich von der Höhe auch die andere Seite des Berges, gegen den ſie hinanſtürmten, und werden von denen, die ihnen noch von unten her nachdringen, für Apoſtaten gehalten, während die auf der anderen Seite Wohnenden geneigt ſind, Ehrgeizige in ihnen zu ſehen, die ſchon von Anfang in ihrem aufs Recht pochenden Gebahren nur Abſichten auf den hohen Sitz verhüllt haben, den ſie jetzt einnehmen, und doch haben die Leute von dieſſeits und jenſeits wohl gleich Unrecht. Vielmehr ging es in unſeren Tagen hie und da Einem gerade umgekehrt, wie dem Papſt Sixtus V., der als Cardinal gebückt und ſchwach am Stabe ging, als Papſt aufrechten Hauptes kräftig einherſchritt und, als man ihm Befremden über dieſen Contraſt äußerte, die heitere Antwort gab: „„Natürlich, damals habe ich die Schlüſſel Petri geſucht, jetzt habe ich ſie gefunden““; umgekehrt, ſagen wir, geht es unſeren neuen Herrſchern, denn ſie warfen zuerſt den Kopf übermüthig zurück und beugen ihn nun, mit Sorgen und neuer Einſicht belaſtet, vor. Nicht abtrünnig ſind ſie geworden, auch nicht verhüllt ehrgeizig geweſen, ſondern gelernt haben ſie, ſo Gott will, etwas auf praktiſchem Wege, und ein Gefühl überkommt ſie nothwendig, daß ſie mit ihrer ganzen Vergangenheit von Abſtraction der lebendigen Zukunft nicht gewachſen ſeien.

„Warum wir dieſe beiden, die Büreaukraten und Advocaten, beides echte Kinder der jetzigen Zeit, hier einander gegenüberſtellen? Unſere Leſer werden es errathen, daß wir ſie als Urſachen der Revolution betrachten. Dieſe Urſachen ſind weit mehr perſönlicher

Natur als ſachlicher, und die öffentlichen Zuſtände, aus welchen ſie zuletzt hervorſprang, werden ohne dieſe perſönliche Beleuchtung nie verſtanden werden. Verfahren wir nun geſchichtlich, um wahr und billig zugleich zu ſein.

„Mit der franzöſiſchen Revolution des vorigen Jahrhunderts hatte die Sterbeſtunde des alten abſolutiſtiſchen Beamtenthums, der Paſcha-Regierung im Kleinen, geſchlagen. Aber der Todeskampf verlängerte ſich. Noch war es in dieſem Jahrhundert nicht nur möglich, daß der geſtrenge Herr Amtmann das arme Bäuerlein, das in ſeiner Unwiſſenheit ihn um die Stunde des Mittagsmahls zu ſprechen begehrte, ſouverän anfuhr: „„Weißt du nicht, daß es bei Strafe von einem Thaler verboten iſt, mich am Mittageſſen zu ſtören?““ Noch ſetzte ſich das chineſiſch-patriarchaliſche Spazierrohr auf dem Rücken ehrfurchtsvoller Unterthanen in Bewegung, wenn der hochwohlgeborene Obervoigt etwa bei ſeinem abendlichen délassement zufällig Zeuge wurde, wie die Frohnarbeiter an einem öffentlichen Wege ihre Pflicht verſäumten. Allein die eigentliche und von oben her empfohlene Praxis war doch eine andere geworden. Der Beamte war nicht mehr der Juſtiz und Verwaltung, Rechtspflege und Polizei in Einer Hand haltende, durch wenige, einfache Geſetze gebundene kleine Regent in ſeinem Diminutivreiche zu Stadt oder Land, dem eben ſo viel Gewalt zum Böſesthun, als Raum zum Guten vergönnt war; er fühlte ſich daher auch nicht mehr, wie zuvor, in ſeinem Bezirke zu Hauſe, war nicht mehr mit deſſen beſonderſten Verhältniſſen vertraut; er hatte aufgehört, ſich patriarchaliſch an ſeine Untergebenen gebunden zu fühlen. Mit dieſem Aufhören war Gutes und Schlimmes gleichermaßen dahingegangen. Der Beamte konnte nicht mehr der gehaßte Tyrann, aber auch nicht mehr der angebetete Wohlthäter ſeines Bezirkes ſein. Er war, Dank ſei es den Ideen der neuen Zeit, ein bloßer Beamter geworden, der recht ominös in manchen Ländern Deutſchlands kein Bürgerrecht zu beſitzen, d. h. keine Heimath zu haben brauchte, er kam und ging, und ſein Amtskreis war nur die kurze Wohnſtätte des Nomaden. Zugleich war er durch das wohlgemeinte Beſtreben der Regierungen, die Staatsmaſchine recht im Einzelnen auszuarbeiten, zu einer verengten Specialität geworden. Nicht allein waren Juſtiz und Verwaltung, ſondern beide noch in viele Unterzweige ge-

trennt. Die Bildungsſchulen ſonderten ſich; ſogar ganz neue Fakultäten, die ſtaats- und forſtwirthſchaftliche, und zwiſchen ihr und der Rechtsfakultät die regiminaliſtiſche, entſtanden. Bald konnte man keine armſelige Schreibersſtelle mehr erlangen, ohne von einer dieſer Fakultäten den entſprechenden Stempel erhalten zu haben. Beamte, die ſo nur in der theoretiſchen Schule, fern dem wirklichen Leben und ſeiner derberen Ausgeſtaltung, wie ſeinen feineren Triebkräften aufgewachſen waren, konnten nicht mehr mit ſo wenigen geſetzlichen Führern, wie jene patriarchaliſchen Despoten, der in der Erfahrung geſammelten Weisheit, dem praktiſchen Lebensverſtande überlaſſen werden. Dazu kam, daß in Folge der eingetretenen unſeligen Verkehrtheit im Schul- und Erziehungsweſen, und der markloſen Verdünnung in Religion und Kirche, die principielle, höhere Weisheit und die innere, ſittliche Erfahrung dem jungen Beamtenlehrling gänzlich fehlte. Man mußte ihn mit ins Einzelne gehenden Geſetzen, Verordnungen, Regulativen und Normen rings umgeben. Ihrer wurde Legion. In dieſe Papierwelt eingebannt, vertrocknete nothwendig und verknöcherte im Formalismus die junge Beamtenſeele. Was ſollte ihr auch jene höhere Weisheit? War doch, um Alles tabellariſch in gleiche Rubriken zu bringen und um gegebene Geſetze überall gleich anwendbar zu machen, das individuelle Leben der Landſchaften einem monotonen Nivellement gewichen. Wohin der Beamte kam auf ſeinen, oft gefliſſentlich von oben herab vermehrten Nomadenzügen, alles gleich; unter veränderten Namen ſtets dieſelbe Form, derſelbe Inhalt. Die Menſchen wurden ihm zu bloßen Nummern, mit denen er den Regeln gemäß zu verfahren hatte. Nicht, daß der herzvolle Mann ſich nicht auch da noch vom bloßen wandelnden Repertorium der Verordnungen unterſchieden hätte. Aber ſein Amt als ſolches konnte er meiſt auch ohne Herz, und oft ſo noch eher mit dem Erfolge verwalten, daß Belobung, Beförderung, Titel und Orden, die Ziele des Ehrgeizes in dieſer Laufbahn, ihm zufallen mußten. Nur in ſeinen oft wenigen Freiſtunden konnte er als Menſch leben. Iſt es zu wundern, daß der halb todt ſchematiſirte, im Papierqualm verkommene Mann oft kaum für Genüſſe edlerer Art noch ſehr viel Sinn hatte, daß es zur Ausnahme wurde, wenn man den Ortsbeamten am Abend irgend wo anders aufzuſuchen hatte, als im Wirthshauſe? Dieſes

Leben, zwiſchen dem geſchäftsvollen Nichts endloſer Formalitäten und der materiellen, gröberen Genüſſen verfallenen Erholung, ſtellte den Beamten dem Volke, dem er leitend und dienend zugleich angehören ſollte, ſo fern, daß daſſelbe nur mit Gefühlen der äußerſten Kälte, wo nicht mit ſchlimmeren, auf Alles blickte, was zu dieſer Kaſte gehörte.

„Der Herrenhaß wurde die Seele der Wirthshausgeſpräche der Bauern, und die Herren wurden betrachtet als:

Die Landſchmarutzer, die die Füße
Beſtändig unterm Tiſch des Kaiſers haben,
Die von der öffentlichen Fäulniß leben.

Und mit denen, welche das Geſetz zu verwalten und anzuwenden hatten, wurden auch die Geſetze ſelber ein Gegenſtand beſtändigen Mistrauens. „„Wer macht ſie?““ fing der Bauer an zu fragen, „„und zu weſſen Gunſten werden ſie gemacht?““ Und es war an dieſem an ſich unverſtändigen Urtheile doch leider! ſo viel Wahres. Denn auch die Geſetze redeten nur die Sprache der Schreibſtube und des abſtracten Formalismus, ein Kauderwelſch, das Niemand verſtand, als der Beamte; dem Volke blieben ſie ein verſchloſſenes Buch. War aber der Beamte, ohne irgend mit dem wirklichen Leben wahrhaft vertraut geworden zu ſein, ohne in die wirklich treibenden Kräfte deſſelben tiefer hineingeblickt und den ſittlichen Nerv in den Zuſtänden ſeiner Untergebenen erkannt zu haben, ja ſogar mit all den Mängeln und Krankheiten behaftet, die an der Geſundheit des Volkes zehrten, gar zu einer Stelle in der Provinzial- oder Centralregierung vorgerückt, hatte er hier nach wenigen Jahren vollends jeden Hauch von concretem Volksbewußtſein abgeſtreift, dann vollends lebte er ganz nur in der Geſpenſterwelt der Kanzlei, wo des „Lebens goldner Baum“ nur mit ſchwarzen Reifern durch den dicken Nebel des Actenſtaubes hindurch erblickt wurde, wie ein geiſterhafter Schatten. Er ſelbſt war nun unter denen, die er früher oft belächelte, die nur von ferne läuten hörten und ſelten wußten, in welchem Dorfe. Es brauchte bei dem vorher ſchon ſo leichten Anhauch nicht lange, bis er ganz nur zu einer Tabellariſir-Maſchine oder zu einem juridiſchen Subſumtions-Meiſter wurde. Und doch ſollte von dieſen grünen Tiſchen aus das Leben des Volkes im Staate ſeine Regeln,

ſeine Anſtöße erhalten. Bis hinauf in das Cabinet des Miniſters reichte dieſes Traumleben, das ſich mit dem bloßen abdampfenden Waſſer begnügte und den wirklich relevanten Reſt der Zuſtände, die eigentliche Realität der Volksverhältniſſe nicht mehr berührte. Daß man nicht fleißig war, ſich nicht halb todt arbeitete, nicht allgegenwärtig und allwiſſend — das kann man dieſen Miniſtern zum Vorwurfe nicht machen. Sie regierten vielmehr en détail und recht klein geſchnitten und ſahen alle Acten, laſen Alles, waren Miniſter, Rath, Amtmann und Dorfſchulze in Einer Perſon, ſo daß ihnen im Einzelnen nichts entging, nämlich — vom Papier und der papierenen Auffaſſung der Dinge. Zu großartiger und freierer Lebensanſchauung hatte man da keine Zeit mehr. Es konnte ſich im Geiſte des hohen Staatsbeamten nichts mehr ausbilden. Die Sachen wurden nur noch bearbeitet, nicht mehr geiſtig durchlebt. Wie war das auch möglich, wenn Alles in dem Einen Cabinette zuſammen lief und man nur noch zu eiligſter Einreihung der Fälle in ein Regelfach, nicht mehr zu ruhiger Erwägung Zeit hatte und noch überdies darauf Bedacht nehmen mußte, der bellenden Preſſe und den opponirenden Volksrepräſentanten über die Verwendung jedes Zwanzigers, über die Behandlung jeder Bagatelle Rede zu ſtehen. Der fleißigſte Schreibſtubenmann, das allezeit fertige Regiſter der Verordnungen, der behendeſte Formaliſt, der regelrechteſte Abſtractor, der mundfertigſte Vertheidiger oder vielmehr Advocat des Geſchehenen war da der beſte Miniſter. Sparſamkeit war das erſte Geſetz. Alles war in Etats vertheilt, und wer den ſeinigen nie erreichte, ſondern die Geſchäfte ſeines Kreiſes mit weniger Geld machte, ein vortrefflicher Beamter. Selbſt Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion waren unter den Etat geſtellt, und ob die Bildung der akademiſchen Jugend für irgend ein Fach vollſtändig oder verſtümmelt war, hing oft Jahre lang von den Etatsſätzen ab. Was nicht verbraucht wurde, das ſtrich man, und wie ungemein ſchwer war es, an die Stelle ſo eines Ungedankenſtrichs wieder einmal ein pecuniäres Etwas zu ſetzen! — Das Alles aber wäre am Ende doch ein zuſammenklappender, bequemer Mechanismus geweſen und hätte auch ſo noch nützen können, ohne zu ſchaden, wenn nur der Geiſt und das individuelle, genialere Leben noch daneben gegolten hätten. Das war aber nicht der Fall. Vielmehr

war es gerade das Geiſtesleben der Nation, was unter dieſer Herrſchaft der Büreaukraten am traurigſten verkümmerte. Vom armſeligſten Schreiber an bis hinauf zum Staatsminiſter war es die ſelbſtverſtandene Regel, daß ihnen, den Gebildeten, die Religion, wie ſie auf den Kanzeln und am Altare ſich ausſprach, nicht nöthig ſei. Recht als wollten ſie ihre Exemtion von allen Herzensbedürfniſſen der Menſchheit an den Tag legen, boten die kleinen und großen Herren dem Gefühle des Volkes Trotz. In den Gottesdienſten ſahe man ſie meiſt nur ein- bis zweimal im Jahre, wovon noch überdies das eine Mal blos dem Staate angehörte, ihre Büreaus aber waren an dieſem Tage offen; wenn auch nicht Verhandlungen (was häufig genug geſchah) darin vorgenommen wurden, ſo wußten doch die Beamten ſelbſt die langweilige Zeit des Sonntags, während welcher die öffentliche Schicklichkeit ſie im Hauſe hielt, nämlich die gottesdienſtlichen Stunden, nicht anders zu tödten, als durch Arbeiten des Amtes. Man liebte es ſogar, um ſich einen freien Nachmittag in der Woche zu ſchaffen, am Sonntag deſto mehr zu arbeiten, natürlich nicht am Abende dieſes Tages, der auch dem Vergnügen gewidmet werden konnte. Ein wenig beſſer mag es in dieſer Hinſicht noch auf katholiſcher Seite ausſehen, als auf proteſtantiſcher, aber wir fordern den Beweis heraus, daß nicht im Ganzen, vom Schreiber im Landſtädtchen bis zum Staatsminiſter hinauf, die Beamten die erſten waren, das Beiſpiel der Gleichgültigkeit gegen göttliche Dinge zu geben. Kam je einmal eine religiöſe Feierlichkeit vor, bei der der Beamte nicht fehlen durfte, wie fremd ſtand er da. War es uns doch beim Anſchauen oft zu Muthe, als wären dieſe Beamten Engländer, die Gottesdienſt Feiernden etwa Chineſen oder Hindus, die eines ihrer Feſte unter gebotener Aſſiſtenz britiſcher Civilbeamter begehen. — Dieſe Verachtung der religiöſen Mittel war nicht allein die Wirkung der perſönlichen Hohlheit und Leere des Herzens und Geiſtes, in welcher die Maſſe unſerer jungen und alten Büreaukraten aufwächſt und aufgewachſen iſt, die Schuld davon liegt nicht allein an dem verſeichteten Familienleben der gebildeten Stände, der herzloſen Phraſendreſcherei der lateiniſchen Schulen, dem verkommenen religiöſen Zuſtand der Gymnaſien und der gänzlichen Ignorirung dieſes Lebensgebietes für die nicht theologiſch Studirenden der Univerſität. Sie liegt auch

in der ganzen Art, wie von oben herab mit den Intereſſen des Glaubens verfahren wird. Wo ſind die büreaukratiſchen Miniſter und Staatsräthe, ſelbſt Cultusminiſter und Directoren der Kirchenräthe, die nicht entweder mit dem Chriſtenthum ſchmachvoll unbekannt waren und die Sprache der modern-ſchulmeiſterlichen Halbbildung in ihren Erlaſſen ſprachen, den Geiſtlichen „Religionslehrer, Volkslehrer", die Sacramente „Gebräuche, Ceremonien", die Gottesdienſte „öffentliche Vorträge", das Chriſtenthum „die Religion der öffentlichen Moral" u. ſ. w. nannten? und wenn es hie und da einen gibt, der es anders wünſchte, wo ſind die Männer des Muthes, die es wagen, was ſie glauben, zu bekennen auch in ihren amtlichen Verhältniſſen? Wir fragen, ob nicht die Miniſter und Regierungs-Collegien der büreaukratiſchen Schule, wohin wir aber in der Hauptſache die Advocaten, die ſich jetzt ans Ruder geſchwungen haben, auch rechnen müſſen, faſt alle um den Ruhm der Liberalität gebuhlt und ſich als Freunde der Zeitideen dargeſtellt haben? Nichts davon zu ſagen, daß ſie damit dem Götzen räucherten, den ihre furchtbarſten Gegner anbeten, nämlich der Volksſouveränetät, und eben damit um alle Kraft und Achtung ſich brachten, die allein dem gewiſſenhaft und conſequent Daſtehenden bleiben, ſie hatten gewöhnlich nur Einen Weg, auf dem ſie ſich liberal zeigen konnten. Im Staate konnte man ſich nichts vergeben, hier galt es, die Macht in Händen zu behalten, jeder Eingriff hier war Verletzung heiliger Rechte, man war hier entſchloſſen, nichts fahren zu laſſen, was man einem nicht entrang. Deſto nachgiebiger mußte man auf einem anderen Gebiete ſein, und dies war das Gebiet der Kirche und Schule. Beſtand die Volksſtimme, d. h. ein geleſenes, freches Oppoſitionsblatt, dem dann die ſtupiden Städtchenblätter Chorus machten wie Ochſenfröſche, auf Veränderungen, wie Beſeitigung entſchiedener Männer des Glaubens, Anſtellung grober oder feiner Verleugner, Verhöhner oder Verſtörer des wahrhaften Glaubenslebens, ſo war man gewiß, daß das Miniſterium über kurz oder lang ſeine „Liberalität", ſeine Freiſinnigkeit und Geſinnungstüchtigkeit ſchlagend bewies durch Ernennungen, die ihm ſein ärgſter Feind nicht zweckmäßiger hätte rathen können. War ſelbſt der Monarch ein ſo frommer und der Volksbedürfniſſe bewußter Mann, wie Friedrich Wilhelm III. von Preußen, ſo konnte dieſe unſelige Denk-

art des falſchen Liberalismus doch noch bis zu dem abſurden Grundſatze gehen, an den theologiſchen Facultäten wo möglich immer einen bibelgläubigen, einen rationaliſtiſchen und einen hegelianiſchen Profeſſor zuſammenzuſtellen, damit doch die Jünglinge die Wahl hätten, ſich geiſtlich zu ruiniren, wenn ſie wollten, und damit doch das armſelige Gewäſche von „Anſichten“, von „Richtungen“, von „gleichberechtigten Standpunkten“ immer die Ohren der alle Entſchiedenheit fürchtenden Schwächlinge erquicke. Anders freilich verfuhr die Büreaukratie, wo ſie im Dienſte des Ultramontanismus wirkte, wie in Baiern und theilweiſe auch in Baden. Da ließ ſie es am eigenen religiöſen Bekenntniſſe nicht fehlen, ſie konnte ſogar noch in gewiſſem Grade ſchön enden durch Proteſtation gegen das öffentliche Scandal, aber dem Volke entfremdete ſie gleichwohl die Religion durch ihren heuchleriſchen Misbrauch derſelben für reine Zwecke der weltlichen Gewalt. — Im Gebiete der Kirche und Schule hat unſere liberal ſein wollende Büreaukratie des Schadens in 30 bis 40 Jahren mehr geſtiftet, als eine furchtbare Revolution für ſich anrichten konnte. Denn ſie hat die Revolution vorbereitet, ſie hat bei zum Theil ganz redlichem Wollen und Meinen gehandelt, als wäre ſie dazu da, die Revolution möglich, ja unumgänglich zu machen. Hier alſo iſt eine der Urſachen, und zwar nicht die leichteſte, der Revolution zu ſuchen.

„Wir klagen die Büreaukratie an als Urſächerin der Revolution, wiewohl wir ihr zugeben, daß ſie eine ſolche Frucht ihres Thuns weder beabſichtigte, noch ahnte. Wie hat dieſes ganze polizeiliche Staatsprincip auf den ökonomiſchen Zuſtand der Gemeinden, der Länder gewirkt? Es iſt wahr, der ſtatiſtiſche Deſpotismus, dem das zu regierende Land nur ein Object der Staatswirthſchaft war, der nur das Anwachſen der Bevölkerung, das Steigen der Staatseinnahmen in Betracht zog, der in den Ausgaben ſparte, daß es eine Luſt war, hat einen ſcheinbaren Flor der Länder hervorgebracht, aber die Blumen dieſes Flores ſind bloße — Tabellenzahlen. Im Gebiete der Realitäten ſtand es gar anders. — Wenn man in manchen Ländern alljährlich hinreichende Ueberſchüſſe hatte, um Kaſernenpaläſte und Prachtbrücken zu bauen, oder um Walhallen und herrliche Kunſtſammlungen anzulegen, oder um einen Schatz zu ſammeln für ſchlimme Zeiten, ſo war das an ſich recht

gut und ſchön. Aber Reichthum und Wohlſtand der Länder ſchloß man aus dieſen Zahlen nur mit Unrecht, nur wenn man ſich in Hinſicht der wirklichen, tiefſten, am meiſten bedingenden Volkszuſtände die Schlafmütze über die Ohren zog. Die größeren Einnahmen, worin beſtanden ſie? In Zollüberſchüſſen, die eben beweiſen, wie viel noch das Vaterland von fremden Fabrikaten heimgeſucht wird, wie wenig es ſelbſt producirt, in wie ungeheuerem Maße es dem Auslande zinsbar iſt. Dieſe Zahlen ſind ja nur Andeuter von Ausgaben, von beſtändig fortgehenden Verluſten des Landes, und wer ſich ihrer freut, der hat noch nicht weiter geblickt, als auf die Münze, die eben vor ihm auf dem Tiſche glänzt. Auf dieſe Weiſe die Staatseinnahme zu vermehren durch zehnfache Ausgabe, iſt nicht eben große Oekonomie. Und in welchen anderen Rubriken zeigte ſich vergrößerte Einnahme? In den Wirthshausabgaben, im Anwachſen des Verbrauchs ſtarker Getränke zu einer erſchreckenden Höhe. Wie oft führt man aus alten Chroniken an, wie der Eimer Wein in Süddeutſchland einmal 3 Gulden oder noch weniger gekoſtet habe, und findet es faſt unglaublich, auch wenn man den höheren Metallwerth und die größere Ausdehnung des Weinbaues mit in Berechnung bringt. Aber man vergißt, daß damals zwar auch ein guter und gründlicher Trunk der Deutſchen Sache war, daß vielleicht des Zuvielthuns in dieſem Genuſſe an feſtlichen Tagen nicht weniger, eher mehr war, als jetzt, daß aber ein tägliches Beſuchen des Wirthshauſes von Seiten einer ſehr großen Proportion der männlichen Einwohner, daß eine ſo große Zahl von Wirthshäuſern, die wie Polypenarme in unſeren Dörfern und Städtchen den Wanderer durch die Hauptgaſſe feſthalten wollen, den einfachen Sitten früherer Zeiten fremd war. Jetzt erhebt man von Wein- und Bier- und Branntweinverbrauch Steuern, die mit jeder Finanzperiode wachſen. Jeder Thaler, der aus dieſer Quelle mehr in die Staatskaſſe fällt, verkündet eine Ausgabe, die dem Ganzen der Bevölkerung freiwillig auferlegt iſt und die in ihren Wohlſtand und ihren ganzen ſittlichen Frieden viel tiefer hineingreift, als man gewöhnlich ermißt. Mag allerdings einem ſehr armen Theile der Bevölkerung, den Weingärtnern, größerer Ertrag aus dieſem ſtarken Verbrauch erwachſen — auch hier fragt es ſich

erſt noch, ob dieſer Ertrag, näher betrachtet, ihren wahren Wohlſtand fördert.

„Doch wir wollen uns nicht zu tief in ſolche wirthſchaftliche Fragen verſenken. Wir wollen auch nicht die deutſchen Budgets durchgehen, und noch weniger der büreaukratiſchen Regierungsweiſe und ihrer wohlmeinenden Einnahme-Vergrößerung und Sparſamkeit, ihrer uneigennützigen Redlichkeit und achtungswürdigen Ordnungsliebe das Verdienſt ſtreitig machen, daß ſie im finanziellen Theile der Adminiſtration viel Gutes gethan hat. Nur wollen wir auch den quaestus non olens des Vespaſian nicht vergeſſen, der auch ihr Grundſatz war, mit anderen Worten, wir wollen uns nicht durch Zahlen bethören laſſen, die ſittlichen Zuſtänden gegenüber keinen Werth haben. Das Volksleben verſank, während die Büreaukraten ſcharf ſonderten, klüglich ordneten, bequem eintheilten, überſichtlich normirten und ſo einen „geordneten Staatshaushalt“ vor ſich hatten, von Jahr zu Jahr tiefer, und unten herauf grollte der Ton der Klage, oder ſchnitt manchmal ein ſchriller Seufzer durch das Concert der ſich über die ſchöne Ordnung beglückwünſchenden Stimmen der Miniſter und Räthe. Dieſes Grollen aber und dieſe Seufzertöne waren das Gekreiſche der Sturmvögel der Revolution.

„Die Ausgaben des Staates wuchſen auch mit den Einnahmen. Da waren zwar die Landſtände um das Budget zu regeln, und manchmal wenigſtens waren ſie kleinlich genug, an einer Poſition zu zwacken, bis das Miniſterium etwas davon abgab. Aber die guten Leute, die ſich ſo abmühten, vergaßen meiſt, daß, wie beim Krämer, der ſeine Waaren borgt, die Rechnung, ſo auch die ſtaatlichen Etatsſätze darauf eingerichtet waren. Kam doch einmal in einem unſerer conſtitutionellen Länder ein General zu einem uns bekannten Verfertiger mathematiſcher Inſtrumente und beſtellte viele derſelben auf einmal mit der Bedingung, daß ſie vor Ende des Finanzjahres abgeliefert würden. „„Denn““, ſagte er, „„geſchieht dies nicht, können wir ſie nicht mehr vor Ende der Etatsperiode in Rechnung bringen, ſo haben wir unſere Summe nicht verbraucht, es wird ein Theil davon geſtrichen, und wir bekommen das Geſtrichene nicht leicht wieder.““ So ſchlug man den wichtig thuenden Reviſoren, die mit hohem Bewußtſein weggingen, wenn

ſie einige hundert Thaler dem Lande geſpart hatten, während freilich ihre Sitzung, die ſie damit zubrachten, das Doppelte an Diäten gekoſtet hatte, ein adminiſtratives Schnippchen. Man ſetzte die Etats ſo an, daß die Scheeren der oppoſitionellen Schneidermeiſter ſich am Rande derſelben üben und zerarbeiten konnten, ohne doch mehr als das überflüſſige Tuchende davon abzubringen. Man verſicherte, wenn es ſich um Maßregeln handelte, wie Verkauf von Krongütern, die nichts Erhebliches abwarfen, dieſelben trügen ihre Procente ganz gut, und berechnete rechenmeiſteriſch genug ihren Werth nach ihrem Ertrag, um ſo mit leichter Mühe hohe Procente herauszubringen. Auf die Frage, ob ſie um die angegebene Werthſumme oder auch etwas darüber käuflich zu haben wären, antwortete man freilich: das ſei eine andere Frage, weil ihr Verkauf um anderer Rückſichten willen nur nach höheren Anſätzen thunlich ſei. So half man ſich mit quid pro quo's und — im Ganzen waren die Landſtände der Büreaukratie gegenüber von ſehr wenig Werth, und man kann wohl ſagen, daß ohne den redlichen Willen und ordnenden Verſtand unſerer Büreaukraten dieſe Herren Repräſentanten es zu keinem ordentlichen Staatshaushalt gebracht hätten. Die Ausgaben freilich konnte man nicht vermindern, da das Beamtenſyſtem bis ins kleinſte Dörfchen ausgebildet und mit Beſoldung der Angeſtellten in allen Gebieten, daneben mit Militärkoſten, diplomatiſchen Repräſentations-Ausgaben, noch ſtärker aber mit den zahlreichen Controllen im Finanzweſen ungeheure Summen erfordert wurden. Es ſoll nicht geläugnet werden, daß die Militärausgaben, die einen ſo großen Theil der Einnahme verſchlangen, durchaus unvermeidlich waren und ſein werden, ſo lange das jetzige europäiſche Staatsweſen beſteht, ſo lange noch Deutſchland zwiſchen zwei gewaltige Nachbarn im Oſten und Weſten eingeſchichtet iſt, denen es beſtändig die Zähne weiſen muß oder weiſen zu müſſen glaubt. Doch davon nicht weiter. Kurz, an den Ausgaben nach dieſer Richtung ſind unſere geſtürzten Machthaber unſchuldig, und wenn ſie für Straßen und ähnliche Bauten, zuletzt für Eiſenbahnen Millionen hingegeben, ſo iſt das theils eher ihr Verdienſt zu nennen, theils aber ihnen abgedrungen worden. — Was wir von der Bureaukratie ſagen, das gilt in nicht minderem Grade von dem Gebiete, auf welchem die Freiheit am meiſten zu Hauſe ſein

ſollte, dem der Kirche und der Wiſſenſchaft. Wie weit hier die Beaufſichtigung des Einzelnen von oben herab ging, davon kann Würtemberg zeugen, wo vor einigen Jahren die Geiſtlichen unter die Aufſicht der Ortsobrigkeit in Hinſicht ihres politiſchen Betragens geſtellt wurden. Das Unweſen der Conduitenliſten in manchen deutſchen Staaten, wo ſie nicht blos für das Militär eingeführt waren, iſt ohnedies bekannt.

„Wir haben ſchon darauf hingewieſen, daß der Büreaukratie die Kammern gegenübergeſtellt worden ſeien und daß man von hierher einen ausgleichenden Einfluß etwa hätte erwarten können. Aber, lieber Gott! was waren das für Kammern. Es waren ausgezeichnete Männer im Einzelnen unter den Gewählten und wahre Patrioten auf beiden Seiten, der liberalen und conſervativen. Aber das ganze Syſtem, was war es? etwa ein Wiederaufleben und eine Fortbildung der alten, ſtändiſchen Verfaſſungen, wie ſie tief im Leben des deutſchen Volkes wurzelten? ein hiſtoriſches Gewächs aus der uralten Wurzel des deutſchen Volkslebens? Nichts weniger als das, ſondern eine moderne, ſchlecht begründete Uebertragung fremder Einrichtungen, zu denen der ganze ſittliche und politiſche Boden fehlte. Die alte Zeit à la Louis XV. mit Hirſchparken und Maitreſſenwirthſchaft, da geniale Herren deſpotiſch mit dem Wohl eines Volkes ſpielten, war mit ihren Prunkſpielen und ihrer verrotteten Unſittlichkeit durch Napoleons Soldatenfauſt zerſchmettert, und der „tragediante“ hatte wirklich manch Prunkgefäß am Boden zerſcherbt. Aber auch der ſoldatiſche Deſpotismus lag hart auf den Gemüthern, mochte er mit noch ſo viel perſönlichem Geiſte des Fürſten, mit noch ſo viel Gutmüthigkeit, redlicher Frömmigkeit und wahrem Edelmuth vermiſcht und gemildert ſein. Es war eine Sehnſucht nach Anderem, und die Völker fühlten, daß ſie etwas erwarten durften als Lohn ihrer Treue in Erhaltung der Throne, denn ſie hatten ſich zuletzt mit der Macht der Verzweiflung den franzöſiſchen Heeren entgegengeſtürzt. Man wußte nichts Beſſeres, als die Conſtitution, ein Stück aus England, ein anderes aus der franzöſiſchen Revolution, beides zuſammengewachſen mit dunklen Erinnerungen der alten Landtage. Aber der Boden war ein anderer geworden. Die alte Selbſtregierung der Städte, der Klöſter, des Reichsadels, der Kirche mit ihrem eigenen Gute, ſie waren ja

mit zu Grabe getragen, und was ſollte nun vertreten werden? Nicht mehr wurden freie Gemeinſchaften repräſentirt durch Männer aus ihrer Mitte, ſondern die büreaukratiſch gleich geſchorene Staatseinheit war eigentlich durch alle Glieder der Ständeverſammlungen, die dieſen geſchichtlichen Namen nicht mehr verdienten, dargeſtellt. Kaum, daß noch in manchen Ländern, wo dieſe „Verfaſſungen“ aufkamen, durch die Aufnahme der Prälaten, der Abgeordneten des ritterſchaftlichen Adels, des Landesbiſchofs und Univerſitätskanzlers ein Schatten der alten Landtage zurückblieb. Sonſt im Ganzen war jeder Abgeordnete dem ausgeſprochnen Grundſatze gemäß Vertreter des ganzen Landes, ja man ging in der Abſurdität ſo weit, wie ſeiner Zeit in der franzöſiſchen Revolution, einen deutſchen Reichstag zu wählen, von deſſen Abgeordneten jeder ganz Deutſchland zu vertreten hatte. Damit vertrat jeder, was er *nicht* kannte. Denn wo iſt ein Mann, der die Verhältniſſe eines ganzen Landes ſo kennt, daß man ihm deſſen vielſeitige Intereſſen zur Vertretung übergeben könnte? Man hätte denken ſollen, es werde nun wenigſtens gehörig Sorge getragen, daß von den verſchiedenen Ständen, wie ſie die Neuzeit hervorgebracht hat, d. h. von den verſchiedenen Beſchäftigungsarten Leute in gehöriger Anzahl in die Kammern gewählt würden, um ſo doch einigermaßen die verſchiedenen Intereſſen gewahrt zu ſehen. Aber weit gefehlt. Man hatte überall einen Wahlcenſus aus guten Gründen für nöthig gehalten, und dieſer führte dazu, daß die Kammern überall nur Vertreter des dritten Standes waren, der Adel und die Geiſtlichkeit kaum oder gar nicht vertreten wurden, während die Beamten, Advocaten, Fabrikanten die Groszahl der Ständemitglieder bildeten. Der Bauer- und Handwerkerſtand fiel ſo ziemlich ganz weg. Gerade dieſe Mittelklaſſe aber war es, in welcher die moderne, entchriſtlichte, abſtracte Halbbildung ſich mit lautem Gepoche als „Bildung“ breit machte. Kaum konnte es für die höheren, ſittlichen, geiſtlichen Staatsintereſſen ſchlechtere Gewähr geben, als dieſe Kammern, in deren Oppoſitionen unſere liberalen Büreaukraten und unſere revolutionären Advocaten ihren Sitz hatten.“

Es iſt dies ein Gemälde der Wirklichkeit, die uns der Betrachtung des Principes überheben könnte. Aber es bedarf doch noch eines Blickes auf die Hauptſtellen der Geſchichte. Wir wer-

den nicht fehlgehen, wenn wir die Urſprünge der modernen Repräſentativ-Verfaſſungen in der franzöſiſchen von 1791, und die Heimath dieſer wieder in denen von Nordamerika und England aufſuchen, denn die ſtändiſchen Ordnungen des Mittelalters und die republikaniſchen der italiäniſchen und deutſchen Städte waren damals nicht die Gegenſtände des Studiums der Staatsmänner. Hätte der berühmte Guizot ſeine Vorleſungen über die Geſchichte der Repräſentativ-Verfaſſung bis auf die neueſten Zeiten herabführen dürfen, ſtatt ſie mit der Regierung der Königin Eliſabeth von England ſchließen zu müſſen*), wir würden bei ſeiner entſchiedenen Zuneigung zu dieſer Verfaſſung die tieferen Einblicke bekommen haben, die er in ſeinen übrigen Schriften nur gelegentlich verräth**).

Der Schritt zu dem Repräſentativ-Syſtem in Frankreich ging bekanntlich (1789) von der Frage nach der politiſchen Bedeutung des dritten Standes (d. h. der Staatsangehörigen außer Adel und Kirche, aber damals noch mit Ausnahme der Unfreien) und ſeiner Vertretung in der Verſammlung der Stände aus. Es iſt nicht unbedeutend, daß der Mann, deſſen Gedanken in dieſer Beziehung die herrſchenden wurden, der Abbé Sieyès, ein Geiſtlicher und ein Adlicher war und nur durch einen doppelten Abfall zu ſeinen politiſchen Ueberzeugungen kommen konnte, vor Allem, daß er, ein Prieſter und General-Vicar (zu Chartres), ſich zu den Anſichten Rouſſeaus bekennen mochte. Ein Mann, der von den Gütern der Kirche leben und allen Glauben von ſich werfen konnte, kann zwar in einer ſo mechaniſchen Rechenkunſt, wie er ſie auf dem politiſchen Gebiete handhabte, hinreichenden Verſtand haben, aber er kann nicht in die Tiefe des Volkslebens mit Verſtändniß blicken. Er konnte nur ſo unwahre Antworten auf ſeine Fragen geben, wie die, daß der dritte Stand bis jetzt politiſch nichts ge-

---

*) Histoire des origines du gouvernement représentatif en Europe. Paris 1851. 2 voll.

**) Beſonders in ſeinen mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Paris 1850—65. 7 voll., wo er in einzelnen Bemerkungen ſeinen Glauben an dieſe Verfaſſung kundgibt.

weſen, aber Alles werden müſſe. Von dieſem in der todten Abſtraction lebenden Menſchen, dem jede höhere Treue fehlte, kam der Hauptentwurf zu der ſeitdem an Kindern ſo fruchtbar gewordenen franzöſiſchen Repräſentativ-Verfaſſung*). Daß die engliſche und die amerikaniſche Verfaſſung dabei als Muſter vorſchwebten, iſt keinem Zweifel unterworfen**). Wie ſehr Rouſſeaus und anderer ſogenannter Philoſophen Lehren dabei wirkten, dieſer Philoſophen der Sittenloſigkeit und des gemeinen Materialismus, zeigt die „Erklärung der Menſchenrechte", welche der Conſtitution vorausgeſchickt wurde und in der unter dieſem Namen die Principien eines politiſchen Syſtems, welches nur die Republik ſein kann, proclamirt wurden***). Die Volksſouveränetät iſt der Kern davon, und der König kann nur noch Beamter der Nation ſein, deren Wille durch Majoritätsbeſchlüſſe ihrer erwählten Vertreter erkannt werden muß. Die Unwahrheit mancher dieſer Principien, wie z. B. der letztgenannten, leuchtet auf den erſten Blick ein. Der Begriff des Volkes iſt mit dem der Nation verwechſelt, das Königthum nur als eine Inſtitution der bloßen Nützlichkeit betrachtet. Das einzige Verdienſt, aber auch das bleibende, dieſer Grundſätze iſt die Beſeitigung böſer Misbräuche in Staat und Geſellſchaft, des Deſpotismus, der falſchen Ariſtokratie, des Paſcha-Regiments, der Verſchleuderungen. Daß dieſe Verfaſſung ſich ſo ſehr empfahl, rührt einzig von der Verbreitung jener Misbräuche her. Wie wenig aber der abſtracte Grundſatz der Gleichheit aller Angehörigen der

*) Wie wenig dieſer Mann von dem Gegenſtande wußte, den er ſo keck behandelte, erweiſt die Vergleichung ſeiner Schrift über den dritten Stand mit A. Thierry: Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du tiers état. Neueſte Ausgabe. Paris 1867. Dem Vergleicher tritt ſofort der Unterſchied zwiſchen der Abſtraction, der leichtſinnigen Doctrin, ja der Phraſe, und der Geſchichte entgegen. Sieyès war ein echter Studirſtuben-Revolutionär. Im Parteienkampf entfiel ihm das Herz, wie er denn Widerſpruch nicht ertragen konnte und die Welt mit ſeinem Schweigen ſtrafte, wenn ſeine Gedanken nicht aufgenommen wurden. Wachsmuth: Geſchichte Frankreichs im Revolutions-Zeitalter. Hamburg 1840. Bd. 1. S. 157.

**) Wachsmuth, a. a. O. S. 174 ff., obwohl die eigentlichen Anhänger dieſer Vorbilder, die Schüler Montesquieu's, in der Minderheit blieben.

***) Abgedruckt u. A. bei Wachsmuth, a. a. O. Bd. 1. S. 592 ff.

Nation ſagen will, wenn man nicht auch Gleichheit der Kraft, Begabung, Bildung und des Vermögens decretiren kann, vielmehr dieſes letztere mit Recht in ſeiner Verſchiedenheit ſanctionirt, iſt ſeitdem längſt erkannt. Die monarchiſche Verfaſſung, welche feſtgeſtellt wurde, war nur Schein. Der König war zwar erblich, aber nur unter der Bedingung der Conſtitution. Sein bisheriges Erbrecht war aufgehoben. — Kurz, die ganze Idee dieſer Verfaſſung ging von der Vorſtellung aus, daß der Staat neu zu ſchaffen, nicht, daß der vorhandene zu modificiren ſei. Die Erfahrung hat gelehrt, daß von dieſer Verfaſſung nur ein Schritt zur Republik war. Als dieſe mit ihren Gräueln der Militär-Dictatur des Kaiſerreichs Platz machte, wurde ein Schein ihres Fortwirkens durch Beibehaltung mancher ihrer Beſtimmungen erzielt. Es war eine verfälſchte Verfaſſung, verfälſchtes Wahlrecht, verfälſchte Freiheit. Von dieſer Lüge wurden die Franzoſen 1815 durch Europa frei gemacht, und nun trat „die Charte", d. h. das Blatt Papier, zwiſchen die wiederkehrenden bourboniſchen Herrſcher und das Volk. Eine Pairskammer wurde in Nachahmung Englands errichtet. Aber die Grundlage des engliſchen Oberhauſes, die Corporation und der Reichthum, ſomit die Unabhängigkeit, fehlten. Das Königthum ſeit Ludwig XI. und die Revolution ſeit 1789 hatten dieſelben zerſtört. Dieſe Pairie konnte es daher zu keinem Anſehen bringen. Die Staatsgewalt war zwiſchen dem König nnd der Kammer vertheilt. Um die Grenzen dieſer Gewalt, oder vielmehr um die Obergewalt ging nun der innere Kampf, und ſein Erfolg war, daß die Charte immer mehr der Verfaſſung von 1791 angenähert, um eben ſo viel aber auch das Königthum herabgedrückt und die Republik angebahnt wurde. Denn die kirchliche, die Adels- und die Hofpartei, welche das alte Königthum und die alte Hierarchie der Zeit vor der Revolution von 1789 wiederherſtellen wollten, waren ja nimmermehr dem conſtitutionellen Bürgerthum, der republikaniſchen und der bonapartiſtiſchen Maſſe der Nation gewachſen*). Der Kampf, der nunmehr vor den Augen Europas in Frankreich wogte, mußte in Deutſchland, wo eine Neugeſtaltung der Staaten nach

*) Ueber dieſe Gruppirung ſ. A. Schmidt: Zeitgenöſſiſche Geſchichten. 1. Frankreich von 1815 bis 1830. S. 9 ff.

Innen gleichfalls vorlag, die leidenſchaftlichſte Theilnahme finden, und es war nicht anders möglich, als daß die Meiſten und auch die Beſten nicht auf die Seite des Royalismus ſich ſtellten, weil dieſer „nichts gelernt und nichts vergeſſen hatte", weil er mit ungeſcheutem Streben dahin ging, auch alles Gute der Verfaſſung, alle wirkliche Freiheit, die ſie gewährte, zu vernichten oder zu verfälſchen*). Es ſchien, als ſollte der Terrorismus von 1793 nunmehr von royaliſtiſcher Seite mit Gleichem vergolten werden. Aber der Liberalismus ſiegte, diesmal nicht von unten hinauf, ſondern von oben herab, ja man kann ſagen, es war damals (1816) der Liberalismus Europas, der in Frankreich über die Zurückgebliebenen aus dem vorigen Jahrhundert den Sieg davon trug. Aber der Werth des parlamentariſchen Princips war mehr als je zweifelhaft gemacht, da gerade die royaliſtiſchen Ultras zu ihren Zwecken die ſtrengſte Durchführung deſſelben verlangten, und dadurch zeigten, daß dieſe Art der Verfaſſung keineswegs die Freiheit ſichere**). Die Royaliſten gewannen auf dem Wege des Parlamentarismus nochmals die Oberhand. Aber ihre Herrſchaft führte zu der Revolution vom Juli 1830. Sie brach durch die Beſeitigung der erblichen Pairſchaft, an deren Stelle die lebenslängliche trat, das conſervative Element der Charte und das orleaniſche Bürgerkönigthum ſollte mit der ſo veränderten Verfaſſung regieren. Dieſes konnte ſich auf die Macht des Bürgerthums ſtützen, hatte aber die Republikaner, die alten Royaliſten (Legitimiſten) und die Bonapartiſten zu bekämpfen. Ihm trat der Aufruhr in den Straßen und die zunehmende Parteiwuth entgegen. Es war kein echtes Königthum und doch auch keine republikaniſche Präſidentſchaft. Sein Schickſal konnte nur das einer Vorſtufe der Republik ſein, und mit dieſer war wieder der Weg zum ſchon dageweſenen Deſpotismus der Militärmacht gegeben. Welchen anderen Gedanken kann dieſer hiſtoriſche Gang erwecken, als daß er auch in anderen großen Staaten, wenn auch vielleicht in längeren Zeiträumen, ſich wiederholen werde, weil er eine gewiſſe Nothwendigkeit in ſich trage? Freilich, in den kleinen Staaten Deutſchlands

*) Die Geſchichte dieſes Kampfes iſt viel beſchrieben. Wir verweiſen nur auf: Schmidt, a. a. O. und Guizots mémoires.

**) Guizot. Vol. 1. S. 136.

hat die Nachahmung der franzöſiſchen Conſtitution dieſen Gang nicht verfolgt; ſie ſind im Ganzen geblieben, wie ſie bald nach Einführung der Verfaſſungen waren. Aber warum ging es bei den meiſten ſo? denn einen oder zwei müſſen wir doch ausnehmen, in welchen wirklich der Gang zur Republik ſtattfand, oder der Rückgang bis zur abſoluten Herrſchaft verſucht wurde; es ſind dies Baden und Kurheſſen. Und auch die hannoverſchen Verfaſſungsſtreite bieten eher eine Beſtätigung als eine Widerlegung der obigen Folgerung dar. Daſſelbe, was bei den anderen Mittel- und Kleinſtaaten dieſen Gang hinderte, hat auch in den letztgenannten die monarchiſch-conſtitutionelle Ordnung wieder hergeſtellt. Es war ihre Angehörigkeit an den deutſchen Bund, es war das Daſein der beiden deutſchen Großſtaaten, Preußen und Oeſterreich.

Alle dieſe Thatſachen und geſchichtlichen Verhältniſſe waren Friedrich Wilhelm IV. wohlbekannt, und auf Grund derſelben konnte er ſich für das ſogenannte reine Repräſentativſyſtem nicht begeiſtern. Es trug für ihn, wie er von der preußiſchen Verfaſſung ſagte, „den breiten Stempel ſeines Urſprungs.“ Daß er aber endlich dem Drängen nachgab, hat man kein Recht, ihm als Schwäche auszudeuten. Wäre er von Männern in größerer Zahl umgeben geweſen, die ihn und die Geſchichte verſtanden, zugleich aber mit dem Vermögen ausgerüſtet waren, das Verſtandene entweder dem Volke in ſeiner Maſſe klar zu machen, daß es den Parteiführern und ihren lügenhaften Predigten in den öffentlichen Blättern nicht mehr geglaubt hätte, oder die Wortführer ſelbſt zu überzeugen, er hätte nimmermehr das „Blatt Papier zwiſchen ſich und ſein Volk“ gelaſſen. Er ſtand aber faſt allein und — was noch ſtärker ins Gewicht fällt — er ſelbſt hatte mehr negativ, in dem, was er verwarf, als poſitiv, in dem, was an deſſen Stelle treten ſollte, eine klare und durchgearbeitete Ueberzeugung. Er folgte noch immer den großen Auctoritäten ſeiner Jugendzeit, einem Freiherrn von Stein, einem E. M. Arndt, einem Niebuhr, und blieb daher bei dem Principe der ſtändiſchen Vertretung ſtehen, aber ohne ſie aus der engen und der Zeitentwicklung unangemeſſenen Geſtalt herauszuheben, in der ſie bis dahin allein gelebt hatte. Die Kirche allerdings war als Stand längſt weggefallen, weil ſie nicht mehr die größte Grundbeſitzerin war, wie vordem; der Adel

und der große Grundbesitz fielen nicht mehr unbedingt zusammen. Dafür war der dritte Stand in zwei Gestalten ausgebildet, als Städte und als freier Bauernstand. So waren eigentlich jetzt vier Stände zu vertreten, und auch sie waren nicht nur schwer abzugrenzen, sondern auch noch schwerer, wie z. B. von den Städten die größten, eine gewaltige Mannichfaltigkeit einschließenden, wirklich und mit Sachverstand zu vertreten.

In dem augenblicklichen Drang der Lage blieb daher nur übrig, endlich und mit schwerem Herzen auf das allgemein Gewünschte einzugehen, zugleich aber auszusprechen, in welchem Sinne es geschah. Der König war weder unbekannt noch im Widerspruch mit der Thatsache, daß die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen durch sich selbst auf eine freie Verfassung des Staates hintrieb*), vielmehr war er von diesem Gedanken mehr als irgend Jemand in seinem Lande durchdrungen. Aber er kam nicht zu dem Schlusse, daß der König im Staate wirklich ein Repräsentant des Volkes**) sei und weil er, wie Friedrich der Große sagte, sich als „den ersten Beamten" desselben zu betrachten habe, auch in der That seine Krone von Menschen zu Lehen tragen müsse. Er betrachtete sich als von Gott durch die Geschichte an die Spitze seines Staates gestellt, und wußte von einem preußischen Volke nur, sofern auch sein Herrscher in seiner geschichtlich gegebenen Stellung dazu gehörte, ja es war ihm stets gegenwärtig, daß gerade in Preußen das Volk von dem Herrscher zu dem gemacht worden, was es ist. Ein preußisches Volk gab es nie vor dem preußischen König oder Kurfürsten, sondern stets durch ihn. Darum sprach er (1850) bei Annahme der verbesserten Verfassung: „In der Form, „in welcher es (das Werk der Verfassung) Ihnen vorgelegt wor„den, ist es allerdings das Werk aufopfernder Treue von Männern, „die diesen Thron gerettet haben, gegen die meine Dankbarkeit nur „mit meinem Leben erlöschen wird; aber es wurde so in den Tagen,

*) Wie sie H. v. Sybel: „Ueber die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen (Kleine historische Schriften. München 1863. S. 513 ff.) treffend darstellt.

**) Diese Theorie ist nach Mill und v. Mohl kurz und bündig zusammengefaßt in: J. C. Bluntschli und K. Brater: Deutsches Staats-Wörterbuch. Bd. 8. S. 585 ff. Art.: Repräsentativ-Verfassung.

„in welchen, im buchſtäblichen Sinne des Wortes, das Daſein des „Vaterlandes bedroht war. Es war das Werk des Augenblicks, „und es trug den breiten Stempel ſeines Urſprungs. Die Frage „iſt gerechtfertigt, wie ich bei ſolcher Betrachtung dieſem Werke die „Sanction geben könne? Dennoch will ich es, weil ich es kann, „und daß ich es kann, verdanke ich Ihnen allein. Sie haben die „beſſernde Hand daran gelegt, Sie haben Bedenkliches daraus ent„fernt, Gutes hineingetragen und mir durch Ihre treffliche Arbeit „und durch die Aufnahme meiner letzten Vorſchläge ein Pfand ge„geben, daß Sie die vor der Sanction begonnene Arbeit der Ver„vollkommnung auch nachher nicht laſſen wollen, und daß es unſe„rem vereinten redlichen Streben auf verfaſſungsmäßigem Wege „gelingen wird, es den Lebensbedürfniſſen Preußens immer ent„ſprechender zu machen. Ich darf dies Werk beſtätigen, weil ich „es in Hoffnung kann.... Gott iſt der Zeuge, daß mein „Gelöbniß auf die Verfaſſung treu, wahrhaftig und ohne „Rückhalt iſt. Allein Leben und Segen der Verfaſſung hängen „von der Erfüllung unabweislicher Bedingungen ab.... Seine „Lebensbedingung iſt die, daß mir das Regieren mit dieſem „Geſetze möglich gemacht wird. Denn in Preußen muß der „König regieren, und ich regiere nicht, weil es alſo mein Wohl„gefallen iſt, ſondern weil es Gottes Ordnung iſt, darum „aber will ich auch regieren. Ein freies Volk unter einem „freien Könige, das war meine Loſung ſeit 10 Jahren, das iſt ſie „und ſoll es bleiben."

Dem conſequenten, aber auch in ſeiner Conſequenz unausbleiblich zur Republik führenden Repräſentativſyſtem gegenüber waren dieſe Königsworte unzuläſſig, und wenn ſie ohne Proteſtation der Verſammlung, an die ſie gerichtet waren, wenn ſie als Bedingung und Erklärung des nachherigen Eidſchwurs auf die Verfaſſung angenommen wurden, ſo war von nun an in Preußen nicht das reine Repräſentativſyſtem eingeführt, ſondern eine nach der Erfahrung des Königs, ob ſich mit ihr regieren laſſe, abzuändernde Verfaſſung. — Es ließ ſich ja dieſem Syſteme auch das Bedenkliche nachſagen, daß nach ihm die Vertreter der ungeheuren Mehrzahl noch von Leuten gewählt werden, denen ſie unbekannt ſeien, die ein Urtheil über ihre Tüchtigkeit nicht einmal haben können, die alſo

auch ein wirkliches Vertrauen ihnen zuzuwenden nicht vermögen. Nur ständiſche Wahl entgeht dieſem Vorwurf, alle anderen Volkswahlen unterliegen ihm. Nicht minder kann der einfache Verſtand an dem Syſteme ausſetzen, daß die Gewählten nicht Vertreter näher liegender, corporativer, ihnen wohlbekannter Intereſſen, ſondern daß ſie, jeder von ihnen, Vertreter des ganzen Landes ſeien*). Ein ganzes Land aber, ein viele Provinzen, Stämme, Stände, Intereſſen, Verhältniſſe umſchließender Staat iſt ein ſo großer Umfang von Mannichfaltigem, daß kein Einzelner ſich als völlig ſachverſtändiger Vertreter deſſelben ausgeben kann. Es iſt wahr, die Wahlen können zufällig die ſich ergänzenden Capacitäten in die Kammer bringen. Aber nur, wenn ſie von einem überall herrſchenden Willen, ſei es einer Partei, ſei es der Regierung, geleitet werden, iſt dies anders als durch Zufall möglich. Und dann ſind es keine eigentlichen Volkswahlen mehr, dann würde Ernennung der Abgeordneten nicht viel ſchlechter als ihre Wahl ſein, wenn ihnen Vollmacht und Beruf eben ſo wie jetzt gegeben wären. Es läßt ſich nun einmal nicht leugnen, daß, ſobald die privatrechtliche Grundlegung der Vertretung, wie ſie im Weſentlichen den engliſchen Parlamentarismus geſchaffen hat, die Vertretung von Corporationen, beſeitigt iſt, wie ſie auch verdient beſeitigt zu werden, weil ſie nur einen Kampf der Sonderintereſſen auf Koſten des Staates hervorbringt, ſo lange jeder Abgeordnete das „ganze Land oder Volk“ vertritt, jeder ein Vertreter deſſen iſt, was er nicht verſteht. Jede ſolche Verſammlung wird ſich daher leicht dahin wenden, wo die Meiſten ihre Sphäre finden, zu den allgemeinen Begriffen, den Abſtractionen, den Schemen, die an ſich keinen ſicheren Inhalt haben. Begriffe wie: Freiheit, wie: Gleichheit, wie: Brüderlichkeit werden als Schlagwörter die große Zahl der Abgeordneten um ſich ſammeln, es wird bald auf dem Gebiete der Finanz-Haushaltung (Budget), bald auf dem der Rechtsverwaltung, bald auf einem dritten oder vierten ein concreter Inhalt ſich ergeben, und wie ein Eldorado der Freiheit wird jetzt dieſes, jetzt jenes Recht alle Gemüther in einen lechzenden, leidenſchaftlichen Zuſtand verſetzen. Auch der Wähler wird ſich dieſe Seuche bald be-

*) K. Bluntſchli, a. a. O.

mächtigen, und ſie werden dahin ihre Stimme lenken, wo dieſem Durſte ſeine Befriedigung verſprochen wird. Für ſie wird man von Seiten der Parteien, welche nothwendig entſtehen müſſen, das Concrete noch concreter machen und ſie Vortheile höchſt privatrechtlicher Art erwarten laſſen, ſo daß man vor lauter Flucht privatrechtlicher Vertretung zu der allerroheſten Art derſelben, nur ungeordnet und in phantaſtiſcher Weiſe wird herabgeſunken ſein. Es wird mit einem Worte das Wählen nach gehofften landſchaftlichen oder Standesintereſſen, ſogar nach perſönlichen vorkommen können und daher in unſere Form der Wahl eben ſo gut eine Corruption, ſogar eine beſtändig wirkende ſich einſchleichen können, wie ſie in England faſt zur Regel geworden iſt. Und ob es nicht auch eine Art der Corruption, wenngleich eine ſubtilere iſt, wenn Schlagwörter mit zauberhaftem Hintergrund die Wähler beſtechen? Die Vertreter des Landes ſelbſt aber werden gleichfalls durch die Macht dieſer Zauberformeln und durch die ſchon bemerkte Unmöglichkeit, daß jeder auf ſeinem vertrauten Felde ſich bewege, zu der Neigung gedrängt werden, entweder der conſtitutionellen Theorie ſich zu ergeben und an ihrem Faden für die Ausbildung des Syſtems weiter zu ſchreiten, oder gar ſociale Fragen, die von immenſer Tragweite ſind, nach einem formaliſtiſchen Kanon durch Majorität zur Entſcheidung zu bringen.

Ueber alle dieſe Bedenken konnte man aber doch nicht vergeſſen, daß nunmehr Preußen die Erwartung Deutſchlands, mag ſie auf einer Täuſchung über den Werth der Verfaſſung beruht haben oder nicht, erfüllt hatte. Es war in die Reihe oder vielmehr an die Spitze der conſtitutionellen Staaten getreten, und es konnte nicht mehr der Dämpfer ſein, der in den übrigen deutſchen Landen, wenn etwa die Expanſion der volksmäßigen Staatsbehandlung zu hoch aufwogen wollte, ſie niederzudrücken vermochte. Die Revolution zwar, wo ſie in offenen Kampf wider das Königthum trat, wie in Baden, ſchlug es nieder, und preußiſche Helme blitzten über den Rhein hinüber zu den ſchweizeriſchen und franzöſiſchen Nachbarn, und preußiſche Schwerter klirrten in den Straßen Dresdens. Baden und Sachſen waren zu der deutſchen monarchiſchen Staatsform zurückgedrängt worden. Freilich hatte zu gleicher Zeit auch Oeſterreich denſelben Schritt gethan. Aber in wie ganz un-

gleicher Weiſe und mit welchen ungleichen Hoffnungen auf die Dauer eines ſolchen Verſuchs! Kein ernſter Mann in Deutſchland konnte von einem conſtitutionellen Oeſterreich die Einigung Deutſchlands erwarten. In Preußen aber war dieſe Verfaſſung wenigſtens möglich und, wenn auch ungern angenommen, doch mit Wahrheit und tiefem Ernſte als Bedingung des künftigen Zuſtandes betrachtet. Darauf war für jetzt allerdings verzichtet, daß Preußen die Einheit ſchüfe mit der inneren Freiheit zugleich, und dennoch in ſeiner Eigenart voranleuchte. Nur des Königs feierlicher Vorbehalt verhieß dieſer ihre Zukunft. Preußens Beruf hätte es aber darauf gewieſen, die Verfaſſung in echt deutſcher Weiſe entwickelt aus deutſcher Staatsgeſchichte, nicht als ein fremdes, blos äußerlich angepaßtes Werk zu geſtalten. Vielleicht wäre dies möglich geweſen, wenn ſchon 1840 der vereinigte Landtag zuſammengerufen worden wäre, wenn ſeine Berufung nicht ſo nahe an dem Februar-Umſturz in Frankreich gelegen hätte. Genug, Deutſchland nahm Preußen als gewonnen für die volksmäßige Verfaſſung, und ſchon ehe ſie fertig geworden, war ſein König als der Erwählte des Reichsparlaments in Frankfurt zur Uebernahme der erblichen Kaiſerkrone gerufen worden. Er hatte zwar die Krone abgelehnt, weil er ſie nur annehmen könne, wenn dies „ohne Verletzung heiliger Rechte mit dem freien Einverſtändniß der gekrönten Häupter, der Fürſten und freien Städte Deutſchlands geſchehen“, und wenn die Annahme der Kaiſerkrone „ihn in den Stand ſetzen würde, mit ſtarker Hand die Geſchicke des großen deutſchen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen ſeiner Völker zu erfüllen.“ Abgeſehen davon, daß eine deutſche Kaiſerkrone es eigentlich nicht gab, ſondern nur eine deutſche Königskrone, daß ſie eigentlich das Verſchwinden anderer deutſcher Königskronen vorausſetzte, daß das römiſche Kaiſerthum ſeit der Reformation der Herſtellung unfähig war, abgeſehen davon, daß das Kaiſerthum die Herrſchaft über einen Complex aus verſchiedenen Nationen bezeichnet und daher ſein Titel eher für England, auch noch für Oeſterreich und Rußland, aber gar nicht für Deutſchland und Frankreich ſich eignet, abgeſehen von dieſer Begriffsverwirrung, war es doch klar, daß das alte deutſche Wahl-Königthum ohne Mitwirkung der Fürſten nicht wieder konnte in Scene geſetzt werden, und daß ihre Uebergehung, ihre daraus

folgende Abneigung, ihr Widerstand die Krone zu einem bloßen Schatten gemacht hätte. In seinem Briefe an E. M. Arndt über diese Frage sagt der König: „Wo ist der Auftrag, der diese Männer berechtigt, über die rechtmäßigen Obrigkeiten, denen sie geschworen, einen König oder Kaiser zu setzen? Wo ist der Rath der Könige und Fürsten Deutschlands, der nach tausendjährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt und die Wahl dem Volke zur Bestätigung vorlegt? —" Mit klarem Blick erkannte er in dem Rufe, der ihm geboten wurde, nicht eine Krone, sondern das eiserne Halsband der Knechtschaft, das ihn an die Revolution kette. Darum wies er zurück und deutete auf den einzigen Weg, der ihn zur Annahme bewegen könnte.

In den Augen Vieler war Preußen hinfort nicht mehr der große Factor, mit dem man für die Einheit Deutschlands rechnen könne. Sein König habe es dazu unfähig gemacht. Aber es gab auch unter denen, welche die Annahme gewünscht, noch sehr Viele, und die Besten, welche so rasch nicht abschlossen, und im großen, weiten Deutschland selbst erkannten Millionen, daß die preußische Krone auf dem Haupte des Fürsten, der so gesprochen, nur heller strahle und dennoch schließlich der Sammelpunkt Deutschlands sein werde. Die nachherige Ernüchterung der Gemüther war der beste Beweis, wie hell des Königs Blick gewesen war und wie siech das Dasein eines deutschen Reiches geworden wäre, in welchem dem Particularismus durch die preußische Usurpation ein fester, sittlich-politischer Hintergrund gegeben worden wäre, wenn er ihn hartnäckig auszunützen verstanden haben würde. Die Trauer um den versäumten „günstigen Augenblick", den ein Friedrich der Große nicht würde haben vorübergehen lassen, ist jetzt aus den deutschen Gemüthern verschwunden, und man kann heller sehen, daß die späteren Kämpfe nicht würden erspart geblieben sein. Vielmehr stand Preußen nach dieser Abweisung der vorschnell angebotenen Krone in seiner in sich geschlossenen Kraft hoffnungsreicher als je da, es hatte die Pforten der Zukunft nicht zugeschlagen, sondern mit fester Hand offen gehalten, es hatte nur eine Versuchungsstunde in seinem edlen Haupte siegreich bestanden. Wer jetzt auf jene Zeit zurückblickt, der wird den reinen Sinn des Königs verehren, der sich von wohlmeinenden, aber misverständlichen Wünschen für das, was auch sein

Herz begehrte, nicht hatte fortreißen laſſen. Unantaſtbar mußte der „mächtigſte deutſche Fürſt“ daſtehen, der die Zügel Deutſchlands in ſeine Hand faßte, und ſein Gewiſſen mußte ihm ſagen, daß nicht eine Willkühr von Wenigen oder Vielen, ſondern ein göttliches Gebot in der Geſchichte, alſo eine unabweisbare Nöthigung ihm die Herrſchaft auch über die Herrſcher gegeben habe.

Durch dieſe Berührung werden wir nochmals in die Paulskirche zu Frankfurt zurückgeführt. Dort bekämpften ſich die deutſchen Parteien und Intereſſen gedeckt durch den Vorwand der zu ſchaffenden Verfaſſung. Schon die Voranſtellung der „Grundrechte“ war ein Abklatſch von 1791 in Paris, ihre Zuſammenſtellung aber ließ ihnen leicht weiſſagen, daß ſie nicht zur Herrſchaft gelangen würden. Der Fehlſchlag der Kaiſerwahl mußte in der National-Verſammlung Alles ändern. Die Republikaner waren nur durch das Zuſammenſtehen der großdeutſchen (öſterreichiſchen und katholiſchen) und der kleindeutſchen (preußiſchen) Partei vom Einfluß verdrängt worden. Jetzt hatte die letztere eine Niederlage durch die Nichtannahme der Wahl erlitten, jene konnte nicht ihre Erbin ſein. Die ganze alte Gegenſätzlichkeit Oeſterreichs und Preußens zuſammt der Entſchloſſenheit der kleineren Fürſten für die Erhaltung ihrer unverkürzten Selbſtändigkeit war noch vorhanden und trat bei dieſem Anlaß unverhüllt hervor.*) Aber König Friedrich Wilhelm IV. hatte ſeine bekannten äußerſten Gedanken über ein Deutſchland ohne Oeſterreich nicht aufgegeben, nur der Weg dazu ſollte ein loyaler ſein, nicht ein bloßer Gewaltſchritt, der ebenſogut wieder von der andern Seite ſpäter folgen konnte. Sein Aeußerſtes war jetzt das einzig Mögliche. Einigung mit Oeſterreich war nicht erreichbar, Gewinnung des Bundestages außer Frage. Nur der Verſuch blieb möglich, mit den deutſchen Fürſten in engerem Bunde geeinigt einen weiteren Bund mit Oeſterreich zu ſchließen. Dieſes hatte inzwiſchen ſeine Verfaſſung gegeben, aufgegeben, eine neue geſtaltet, und zwar für den Geſammtſtaat, der einen Eintritt ſeiner deutſchen Provinzen in das neue Deutſchland nicht zuließ. Der Untergang der Nationalverſammlung war unausbleiblich. Die preu-

*) W. Menzel: Geſchichte der letzten vierzig Jahre. Stuttgart, 1857. Bd. 2. S. 302 ff.

ßiſche Partei in derſelben erlitt das tragiſche Schickſal, durch ihre Verbindung mit den Demokraten zur Kaiſerwahl ihre freie Stellung verloren zu haben und auf den Gedanken des Königs nicht mehr eingehen zu können. Mit der Paulskirche als einem Factor deutſcher Politik war es zu Ende. Die Revolution erhob in Baden, in der Rheinpfalz, in Heſſen und Sachſen ihr blutiges Haupt. Sie wurde von Reichstruppen und bald mit raſchem Erfolge von dem preußiſchen Heere niedergeſchlagen. Die Linke wurde im Parlament zu Frankfurt allein gelaſſen und fand ihr mehr komiſches als tragiſches Ende in Stuttgart. Preußen ſtand ſo unzweifelhaft als je im Vordergrunde deutſcher Geſchichte, und die Frage war nur: was wird ſein König thun? Daß er auf der Linie ſeiner Ahnen bleiben und der National-Monarchie und eben damit der Einheit Deutſchlands zuſtreben werde, konnte Keinem zweifelhaft ſein, der die Augen offen gehabt hatte. Die Formeln: „Preußen geht in Deutſchland auf“ und: „Deutſchland geht in Preußen auf“ hatten für ihn denſelben Sinn, ſie ſagten beide, daß das deutſche Preußen und das preußiſche Deutſchland die Löſung der uralten Frage ſeien, daß aber eben damit über das öſterreichiſche Deutſchland hinweggeſchritten ſei. Ohne Oeſterreich zunächſt Deutſchland um Preußen zu ſammeln war nunmehr die klare und unverkennbare Aufgabe. Aber mit Oeſterreich zog auch Baiern ſich zurück, Hannover und Sachſen waren unſichere Bundesgenoſſen. Die Politik des Königs war die Friedrichs des Großen, nur ohne ſeine durchſchlagende Initiative. Es iſt eine ungerechte Rede, daß der König die Kaiſerkrone ausgeſchlagen, weil ſie „nur vom deutſchen Volke, nicht auch zugleich von der Geſammtheit der deutſchen Fürſten angeboten ward.“*) Der König kannte kein deutſches Volk ohne ſeine Fürſten und wußte, daß noch Millionen dachten oder wenigſtens fühlten wie er, daß die Combination der Parteien in der Paulskirche zu Frankfurt nicht das deutſche Volk war, daß aus dieſer Combination ein freier Kaiſer Deutſchlands nicht hervorgehen konnte, daß nicht die Geſammtheit der deutſchen Fürſten erforderlich war, um ihn annehmen zu laſſen, aber doch auch nicht der Widerſpruch faſt aller ihm entgegen treten dürfte.

*) A. Schmidt: Preußens deutſche Politik u. ſ. w. S. 182.

Aber Kaiserpflicht zu üben, wollte er in dem kaiserlosen Lande nicht unterlassen. Er stiftete das Dreikönigs-Bündniß mit Sachsen und Hannover, und zwar zu Erfurt, wo 1806 im preußischen Kriegslager der zweite Fürstenbund so kläglich geendet hatte. Aber es war nicht mehr 1806, sondern 1849, an ein getheiltes Nord- und Süddeutschland war nicht mehr zu denken, denn der Klang: „das ganze Deutschland soll es sein" war seit mehr als dreißig Jahren durch die Seelen gezogen, und ein so allmähliger Gang, wie er 1785 denkbar war, stimmte mit den raschen Flügen des Jahrhunderts nicht mehr. — Oesterreich mit Baiern stand dem neuen Bündniß entschieden feindlich gegenüber, weil es sein „Recht auf Deutschland" behaupten wollte. Durch Lockung mit Vergrößerungsaussichten wußte Baiern auch Hannover und Sachsen von Preußen abzuziehen, ganz die alte, aller sittlichen Würde entblößte Politik. Eine Annäherung zwischen Preußen und Oesterreich geschah zu Gunsten des alten Bundestages, aber von Preußens Seite, nur um langmüthig Alles zu erschöpfen, was zur Einigung führen könnte. Nunmehr aber suchten Sachsen, Hannover, Baiern und Würtemberg diese Annäherung zu stören, weil sie die Alleinmacht der beiden Großstaaten in Aussicht stellte. Das Ausland half mit, und schließlich sah sich Preußen von seinen Bundesgenossen verlassen und stand mit den norddeutschen Kleinstaaten dem waffnenden Oesterreich gegenüber. Die russische Politik des Kaisers Nicolaus mischte sich aufs Stärkste in die deutsche Frage, und unter ihrem Schutze suchten die vier Königreiche sich an die Seite der zwei Großstaaten hinaufzuheben. Das neue deutsche Parlament in Erfurt gelangte zu keiner Kraft und Anerkennung. Deutschland mußte es ertragen, daß Rußland erklärte, kein deutsches Parlament zu dulden und daß der österreichische Minister Fürst Schwarzenberg den alten Bundestag wieder zusammenrief. Er sollte dem tollen Plan eines Eintritts Oesterreichs mit allen seinen Slawenlanden in den deutschen Bund dienen. Damit war denn Preußen in deutschen Sachen erdrückt, und Deutschland hatte seine Selbstbestimmung verloren. Daß man in Preußen jegliche Hoffnung auf Erfolg der selbstaufopfernden Politik des Königs aufgab, daß die Partei in den Vordergrund trat, welche Preußen unverworren mit den deutschen Händeln, in sich selbst geschlossen erhalten wollte, war dem Benehmen der deut-

ſchen Fürſten, der Haltung Oeſterreichs und der Einmiſchung Rußlands gegenüber kein Wunder. Wollte der König auf ſeiner Bahn verharren, ſo mußte er den Kampf mit Oeſterreich und Rußland zugleich und wohl auch mit dem ſüdlichen Deutſchland, vielleicht gar mit Hannover und Sachſen aufnehmen, einen Krieg, deſſen Erfolg kaum zweifelhaft war, und der Deutſchland der äußerſten Gefahr nach Weſten preisgab. In dieſe Lage hatte nicht der König, ſondern die Unklarheit der deutſchen Parteiführer, die Selbſtſucht der Fürſten, die Unveränderlichkeit der öſterreichiſchen Staatsanſicht die Dinge gebracht. Daß Friedrich Wilhelm IV. mit blutendem Herzen der vereinten Macht Deutſchlands, Oeſterreichs und Rußlands nachgab und ſich auf ſeine Stellung zur deutſchen Einheit von 1847 zurückdrängen ließ, hat man ihm viel verdacht und ihn als Mann ohne Charakterkraft geſchmäht. Aber ſollte er wirklich den Krieg beginnen und Preußens Exiſtenz aufs Spiel ſetzen? ſollte er den Deutſchen die Rettung, die bereits nicht mehr begehrt wurde, im günſtigſten Falle aufdrängen? und welche Bundesgenoſſenſchaft drohte ihm im Falle des Gelingens! Die der Demokraten, welche ſofort ſich mit ihm um den Preis des unwahrſcheinlichen Gelingens würden geſchlagen haben. Und welches Preußen hatte er hinter ſich? ein ſehr verändertes Dank den Thorheiten ſeiner geweſenen Nationalverſammlung. Die ariſtokratiſch-preußiſche Partei ſtand, wie man ſagte, „klein aber mächtig“ da. Sie redete, als verdankte der König ihr die Rettung ſeiner Krone, und im Namen des Chriſtenthums wurde von ihm verlangt „mit der Revolution zu brechen“ d. h. um der unreinen Elemente willen, die in ihm aufgohren, den deutſchen Volksaufſchwung zu verlaſſen und zu unterdrücken. In ſolcher Lage, was konnte der König thun, als ſeine Gedanken für die beſſere Zukunft bewahren?*) Daß die altpreußiſche Partei, deren leitende Männer (Stahl, v. Gerlach, Wagener u. A.) von ſehr beſtimmter Doctrin ausgingen, die freilich ſich nicht immer gleich blieb, und von dem Schweife, der ihnen den Namen der „Junkerpartei“ zuzog, wohl zu unterſcheiden waren, den König politiſch unterjocht gehalten habe, wie man weit-

*) Auch hier ſchöpft der Verfaſſer aus ſpäteren mündlichen Unterredungen mit dem Könige, in welchen Aeußerungen des ſittlichen Unwillens über einzelne Fürſten vorkamen, die ſich nicht veröffentlichen laſſen. Dieſelben erſtreckten ſich auch auf die anmaßende Rolle, die der ruſſiſche Kaiſer ſich herausnahm.

hin glaubte, iſt entſchieden unwahr.*) Aber der Rückſchlag der Bewegung von 1848—1850 hatte dieſer Partei ihre berechtigte einflußreiche Stellung gegeben. Es galt allerdings, daß Preußen nach dem von ihm unverſchuldeten Mislingen der deutſchen Expanſion ſich einmal wieder in ſich ſelbſt zuſammen nehme, und was aus der großen Bewegung in ſein Leben eingegangen war, in ſich verarbeite, ehe es ſich wieder in ähnlicher Weiſe aufſchließe. Dazu war ein Nachlaſſen der Spannung mit Oeſterreich und dem übrigen Deutſchland nöthig, und es iſt aus den Gefühlen des Augenblicks heraus geurtheilt, wenn man meint, bei dem Namen Olmütz müßte dem Preußen nothwendig das Blut zu Kopfe ſchießen. Es iſt wahr, Preußen hatte damals und dort die peinliche Rolle, von großen Aſpirationen zurückzutreten, aber es war zu ſtolz, anders als ſchweigend die Schmach derer zu bezeichnen, die es in dieſe Rolle gedrängt hatten. Thöricht freilich waren die Verbrämungen und Verhüllungen des bitteren Augenblicks mit ſalbungsreicher Rede vom Frieden, vom Brechen mit der Revolution, von dem heiligen Oeſterreich, dem ehrwürdigen Kaiſerhauſe, nicht blos thöricht, ſondern ſündhaft, weil Diejenigen ſelbſt, die ſie gebrauchten, nicht daran glaubten, weil Jedermann die Lage kannte und Niemand den Frieden für mehr als eine Pauſe hielt, weil Preußen weder anders durfte noch konnte, als ſich die Wiederaufnahme ſeiner Pläne vorbehalten. Mit Oeſterreich gemeinſam zu gehen, war ja dem König immer das Liebſte geweſen, und darin war er bei ſeiner großen geſchichtlichen Pietät einer ſtarken Täuſchung fähig. Dieſe Täuſchung ging weit genug, um einen preußiſchen deutſchen Wahlkönig als wirklichen Regenten Deutſchlands unter einem geborenen öſterreichiſchen oder gar römiſchen Kaiſer, der die Ehre haben ſollte, für möglich zu halten. Aber der erſte Verſuch ſcheiterte an den von Rußland geſtützten Mittelſtaaten. Der alte Bundestag kehrte wieder, und Preußen konnte ſich dem Wiedereintritt in denſelben nicht entziehen.

*) Auch hier können die einzelnen draſtiſchen Aeußerungen des Königs gegen den Verfaſſer, im Jahre 1852 hauptſächlich gethan, weil ſie noch Lebenden oder kaum Verſtorbenen gelten, nicht ſchicklich mitgetheilt werden. Sie geben aber den vollſtändigſten Beweis, daß er den wahren Werth dieſer Partei nie überſchätzte, ſo hoch er auch von einzelnen Männern derſelben hielt.

Deſto entſchiedener war es auf ſeine bisherige Arbeit angewieſen. Rußlands Stellung konnte nicht lange dieſelbe bleiben, denn ſie entſprach weniger ſeiner wirklichen Kraft als dem Charakter ſeines damaligen Herrſchers, des Kaiſers Nikolaus. Sank ſie in ihre wirkliche Bedeutung zurück, ſo mußte Preußens Wirkung ſich verſtärken, zumal Oeſterreich ſeine conſtitutionelle Verfaſſung „in die Quelle", d. i. in den ſouveränen Willen des Kaiſers, „zurückgezogen hatte." In Preußen blieb die Verfaſſung, und die Partei, welche ihr zuvor am abgeneigteſten geweſen, fand in ihr Mittel zum Weiterbau des Staatslebens nach ihren Grundſätzen. Man hat dies eine Falſchheit genannt, weil die Verfaſſung von den Vorkämpfern der „feudalen" Partei gebraucht werde, um ihre Fundamente zu ſtürzen. Aber welches Fundament hat ſie denn geſtürzt? ſie hat Artikel als capita mortua ſtehen laſſen, ohne ſie durch Geſetze ins Leben zu rufen, die auch die entgegengeſetzte Partei, als ſie ans Ruder kam, ebenſo behandelte. Die reinſte Darſtellung dieſer Partei, weil ſie wiſſenſchaftlich auftrat, um den vielfach unreinen Schweif ſich nichts bekümmernd, finden wir bei Stahl,*) der einfach auf den Gegenſatz von Revolution und Legitimität zurückgeht, und zu erſterer alles Mögliche auch den conſtitutionellen Liberalismus zählt. Wenn er aber die Wahrheit über den Parteien und die Freiheit nicht in der Ablöſung von geſchichtlichen Banden, nicht in der Alles gleichmachenden Abſtraction von aller traditionell-concreten Wirklichkeit, ſondern in der richtigen Erfüllung der hiſtoriſchen Formen ſucht als „inhaltsvolle Freiheit, die, indem ſie das Recht der Individualität „ſteigert, zugleich auch jene ſittlichen Güter (Eigenthum, Erwerb, „Wohlſtand, Religion, Sitte, Bildung) ſteigert und nicht preisgiebt" — wer wollte ihm da nicht Recht geben? Aber wird irgend einer ſeiner Gegner, wenn man ſie nicht bei Communiſten und Anarchiſten ſucht, wenn es nicht der Berliner Aufſtandsheld iſt, der, nach ſeinem Glaubensbekenntniß gefragt, antwortete: „in der Religion Atheiſt, in der Politik Anarchiſt," zugeben, daß auf ſeinem Wege dieſe

*) Den Principien nach in ſeiner Rechtsphiloſophie und in: Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche, 29 akademiſche Vorleſungen. Berlin 1863. Die Anwendung davon in: Siebzehn parlamentariſche Reden und drei Vorträge. Berlin 1862. natürlich hier nur theilweiſe, wie eben die Veranlaſſung ſich bot.

Güter beſchädigt werden? Gerade darum handelt es ſich, ob auf dem Wege der Revolution oder auf dem der Legitimität die „inhaltsvolle Freiheit“ am ſicherſten erreicht werde? Und wenn Stahl und ſeine Partei das ſtändiſche Princip der Verfaſſung als ein legitimiſtiſches betrachten, haben ſie damit nicht das Product der Revolution, den freien dritten Stand, ſchon im Voraus anerkannt und alſo nach ihrem Maßſtab ſich auf den Boden der Revolution geſtellt, die freilich in Preußen keine gewaltſame von unten her, ſondern in der Geſetzgebung von 1808 eine organiſche von oben her war? Die Wahrheit iſt, daß Stahl nicht den Standpunkt des Reiches Gottes als den höheren nahm, ſondern etwas Politiſches, die hiſtoriſche Monarchie, zum abſoluten Maßſtab erhob, während er doch „Auctorität, nicht Majorität“ und „Pietät“ verlangte, welche beide höher hinaufweiſen, als auf geſchichtlich entſtandene Ordnungen. Denn in der Geſchichte darf man nicht irgendwo willkürlich einen letzten Punkt ſetzen, über den man rückwärts nicht hinausgehen dürfe, und von dieſem Punkte aus eine Auctorität für die Folgezeit ableiten. Weder die ſtändiſchen Einrichtungen, noch die Herrſchaft des landbeſitzenden Adels, noch irgend eine der feudalen Inſtitutionen iſt ſo alt wie das Menſchengeſchlecht oder auch nur wie die germaniſche Nation. Nur das Stamm-Königthum geht bis in die letztere Wurzel zurück. Es kommt alſo bei der Partei auch auf die Conſequenz an, mit welcher ſie die oberſten Principien ausführt, und hier kann kein Billiger der ſogenannten „Kreuzzeitungs-Partei“ nachſagen, daß ſie unbeugſam geweſen und die eiſerne Conſequenz auf Koſten der Möglichkeit des Lebens zum Geſetz gemacht habe. Aber einen feſten Halt hatte die Partei in ihren hervorragendſten Gliedern daran, daß ſie den Gegnern von mannigfacher und wechſelnder Schattirung, nicht wenige davon auch als Gegner des poſitiven Chriſtenglaubens bekannt, ein feſtes Bekenntniß zu dieſem entgegenhielt und in ihren litterariſchen und publiciſtiſchen Organen (Kreuzzeitung, Berliner Revue u. a.) ihnen den Abfall vom Glauben der Väter als die Quelle ihrer politiſchen Beweglichkeit vorwarf. Man tadelte dies als Verketzerung und ſuchte nun der Kreuzzeitung, deren Redacteur einer Secte angehörte, eine falſche Vermiſchung von Religion und Politik nachzuweiſen. Die Vorwürfe waren nicht völlig ungegründet, indem in der Hitze

des Streites gar leicht als Impietät gegen Gott, als Untreue gegen den Glauben der Kirche bezeichnet wurde, was zunächſt Conſequenz einer politiſchen Theorie oder Ausdruck einer praktiſch-politiſchen Beſtrebung war. Verdacht konnte dies um ſo weniger werden, als ja wirklich von den weiteſtgehenden Liberalen nicht wenige gar nicht Chriſten, auch nicht altgläubige Juden, ſondern unverhohlene Pantheiſten, Materialiſten oder gar Nihiliſten waren.

Dieſe Partei war und iſt für den preußiſchen Staat und ſeine nationale Stellung von großer Wichtigkeit. Stahl, der ihr angehörte, hat ſie doch mit gemeint, wenn er ſagte: „das ſind die „beiden geiſtigen Mächte, die unſer Zeitalter erfüllen und bewegen, „die in jedem Verhältniß, hohem und geringem, politiſchem, ſocialem, „kirchlichem, um die Führerſchaft für den Fortſchritt ſtreiten; die „Freiheit, die an Gottes Weltordnung gebunden, von ihrem Inhalt „erfüllt iſt, und die Freiheit, die von Gottes Weltordnung gelöſt, „nur auf ſich ſelbſt geſtellt iſt. Jenes die vis vitalis, dieſes die „materia peccans des Zeitalters.“ — Natürlich kommt es hier auf die Entſcheidung der philoſophiſchen und theologiſchen Frage an: was zu Gottes Weltordnung gehöre? In einem weiteren Sinne gehört ja Alles dahin, auch die im Laufe der Staatsentwicklung entſtandenen politiſchen Geſtaltungen, Anſprüche und Forderungen. Dann wäre mit dem Worte nichts geſagt. In einem engeren Sinne giebt es göttlich geordnete Dinge und andere, die auf einem klaren geoffenbarten Willen Gottes nicht beruhen. Daß zu erſteren die Verfaſſung ſowohl der Kirche als des Staates nicht gehört, iſt wohl allgemein erkannt. Die heilige Schrift hat niemals für die monarchiſche oder republikaniſche Verfaſſung, auch nicht gegen ſie ſich ausgeſprochen. Wenn nun geſagt wird, Gottes Weltordnung fordere Dieſes oder Jenes, ſo wird immer der Gegenpart, ohne irreligiös zu ſein, behaupten können, dieſe auch von ihm als höchſter Maßſtab anerkannte göttliche Weltordnung fordere gerade das Gegentheil. Nur gegen diejenige Anſicht und Partei hatte Stahl Recht, welche in der Religionsfreiheit die Freiheit irreligiös zu ſein, in der Redefreiheit auch die Freiheit zum ſchreienden Misbrauch der Rede, in der Lehrfreiheit auch die Freiheit, jeden Unſinn zu lehren, alſo ein abſtraktes, inhaltloſes Schema von Freiheit verſteht. Aber dies iſt ja nur die Carricatur der

politiſchen Partei, und nicht wirklich eine ſolche. Freilich Stahl ſagt: „ich weiß wohl, daß die Liberalen ſo conſequent nicht ſind, „daß ſie bis zu dieſem Extreme fortgehen, es iſt aber das, was ich „bekämpfe, „des Pudels Kern“, und alles Andere iſt nur bald eine „vom Legitimismus entlehnte Hülle, bald Dunſt und Dampf, um „den allerdings fratzenhaften Ungedanken, das Meduſenhaupt der „Revolution, zu verdecken; wäre der Liberalismus conſequent, ſo „käme er zu den Sätzen von der abſtracten, hohlen Freiheit.“ Aber dieſe Art, den Anderen Conſequenzen zu ziehen, die ſie nicht anerkennen, darf nicht als wiſſenſchaftliches Verfahren auf einem Gebiete gelten, wo nicht, wie in Philoſophie oder gar Mathematik, nur Operationen des denkenden Geiſtes, ſondern ein praktiſches Rechnen mit den Thatſachen der wirklichen Welt maßgebend wird. Eben ſo unrichtig iſt es, wenn die liberalen Gegner der Legitimiſten dieſen nur die Möglichkeit einer abſoluten Monarchie als ihre Conſequenz entgegenhalten.

In der Wirklichkeit des preußiſchen Staates, um die es ſich in den fünfziger Jahren, die wir vor uns haben, handelte, war zunächſt die conſervative Partei von bedeutendem Einfluß, um, was die aufgeregte Zeit von 1848 bis 1850 geſchaffen hatte, theils zu acceptiren und zu verarbeiten, theils weſentlich zu modificiren oder lahm zu legen. Sie kämpfte dabei mit der Demokratie und der Bourgeoiſie als den Mächten, welche jene Schöpfungen erhalten und weiter ausführen wollten. Natürlich ſtimmte ſie dabei in ſehr vielen und weſentlichen Punkten mit den Gedanken des Königs zuſammen, aber daß er „ſeinen eigenen Weg ſtets gegangen ſei, von Niemand darauf gedrängt“, daß er für Deutſchland dieſelben Gedanken, „ſeine eigenſten“, noch hege und weiter verfolge, daß er, „weil der beſte Preuße, auch der beſte Deutſche“ ſei, ſprach er gerade einer Deputation von Conſervativen aus, und Niemand hat jemals dieſes Wort der Unrichtigkeit geziehen.

Die parlamentariſchen Arbeiten und Leiſtungen der Partei waren in der That auf die innere Kräftigung und den conſtitutionellen Ausbau Preußens gerichtet, nur dachten ſich ihre Führer mehr das engliſche Parlament, nicht in ſeiner Regierung, denn dieſe wollten ſie nicht, ſondern in ſeinem Ruhen auf corporativen Kreiſen, in ſeinem Zuſammenhang mit dem größeren Grundbeſitz, in

der von ihm vorausgesetzten Selbstregierung der Corporationen, ja Manche vielleicht gar eine Umgestaltung nach dem alten, ständischen Principe als das Ziel ihres Strebens. Daß sie damit Unerreichbares, ja geradezu Unmögliches neben Wünschenswerthem anstrebten, bedarf nach dem Obengesagten einer Nachweisung nicht mehr. Aber die Partei nahm den Constitutionalismus gleichwohl ohne bösliche Hintergedanken an. Ganz klar sprach es Stahl in einer seiner Kammerreden*), und noch öfter von Gerlach aus, daß sie nimmermehr die gegebene Verfassung würden herbeigewünscht haben, daß sie aber auch gegen ihre Beseitigung die schwersten Bedenken hätten, weil sie in dem Grade von Verwirklichung der constitutionellen Grundgedanken, welche sie gebe, immer noch Preußen nicht zur Republik mit einem Scheinkönig, sondern blos zur beschränkten Monarchie mache, weil sie nicht das doctrinäre Princip der Theilung der Gewalten in gesetzgebende und vollziehende durchführe, sondern auch in der Gesetzgebung das Königthum und die Regierung als einen bedingenden Factor anerkenne. „Die bedenklichsten Sätze der „Verfassung", sagt Stahl, „haben sich selbst neutralisirt, die Macht der „Krone ist auf allen Positionen derselben Sieger geblieben. Der „König besitzt eine gesicherte Armee und besitzt gesicherte Finanzen." Er spricht die Wünsche seiner Partei in den Worten aus: „Wir „wollen und erstreben Rechtsgarantieen, wir wollen keine ungemessene Freiheit der Staatsbürger oder der Corporationen oder „der Kirche; wir wollen aber auch keine ungemessene Freiheit der „büreaukratischen Gewalt und der Präventiv-Maßregeln. Wir wollen „ein wohlgefügtes harmonisches Rechts-Ganze, in welchem jedem „Elemente die nach höherer ewiger Ordnung ihm zukommende „Sphäre angewiesen und rechtlich unverbrüchlich gesichert sei. Ich „betrachte diese Verfassung als die erste Grundirung eines solchen „harmonischen Bildes. — — Wir wollen die Landesvertretung nicht, „um den sogenannten Fortschritt, diesen großen Auflösungsprozeß „unserer Zeit, zu fördern, im Gegentheil, um die Rechte der Krone zu „erhalten und da, wo sie beschädigt sind, wieder herzustellen." Seine und seiner Freunde Grundgedanken über den Werth einer tüchtigen Grund-Aristokratie, ebensowohl zum Schutze gegen die revolutionären

*) Siebzehn parlamentarische Reden. Berlin 1862. S. 27 ff.

Strömungen, als gegen die Büreaukratie, hat er in verſchiedenen ſeiner Reden ſtark und klar ausgeſprochen*).

In ſehr richtiger Erkenntniß ſprach er von Friedrich Wil„helm IV.: „Es wäre eine ungenügende Charakteriſtik, wollte man „den König als einen Contrerevolutionär, einen Conſervativen, einen „Reſtaurator bezeichnen. Dieſe engen Begriffe decken nicht ſeine „reiche Geſinnung. Er war überhaupt kein Parteimann, der unter „fertigen Programmen ſich für eines entſchieden hat und nur deſſen „Sätze und Loſungen zur Ausführung bringt. Schon das, womit „er der Zeitbewegung entgegentrat, war nicht die Logik eines doctri„nären Syſtems, ſondern eine Fülle ſittlicher Erkenntniſſe und ge„ſchichtlicher Anſchauungen. Aber er verſchloß ſich auch nicht gegen „die Zeitbewegung ſelbſt, er verkannte nicht die großen Wahrheiten, „die ſie in ihren Irrthümern birgt, die wirklichen Ziele und Ge„bote der Zeit. Ueberdem hatte er einen ſchöpferiſchen Drang. „Ihm that es nicht Genüge, das Ueberkommene zu bewahren, ſon„dern aus dem Ueberkommenen herausbilden, das Erſtorbene be„leben, Neues gründen, allem Bildungstrieb zu Hülfe kommen, „große Impulſe geben, das war das Element, in dem er lebte. „Was ihn aber vor Allem auszeichnete, das war, daß er den „Kampf mit geiſtigen Waffen führte. Der Vorwurf, daß er Wider„ſprechendes anſtrebte, iſt gerade ein Lob. Der göttliche Weltplan „ſchließt ſelbſt dieſe Gegenſätze in ſich**). Sein Gang glich nicht „der wandelloſen Bahn des glänzenden Geſtirns, aber dem ſpülend „und fluthend ſein Bette ſuchenden und doch immer ſich ſelbſt „gleichen Zug des ſegenſpendenden Stromes. Er war der wahre „Bannerträger gegen den Abfall der Zeit, weil er den Kampf gegen

*) Ebendaſ. S. 44 ff. S. 53 ff.

**) Selbſt geiſtig ſehr hoch ſtehende Männer ſeiner nächſten Umgebung wußten ſich dieſe Duplicität ſeines geiſtigen Weſens nicht zurecht zu legen. Alexander von Humboldt äußerte einmal gegen den Verfaſſer: „Ich kann, wie phyſiſch, ſo auch geiſtig, in den verſchiedenſten Temperaturen leben, das beweiſt mein ganzes Leben, aber den Dualismus, in welchem der König ſich bewegt, vermöchte ich nicht lange zu ertragen.“ Mir ſelbſt war ſein freies, willenskräftiges Vorwärtsſtreben als die eigentliche Natur ſeines Geiſtes, das pietätsvolle Haften an Altem, beſonders Uraltem, das ihm als heilig erſchien, durch die ſtarken, tiefen Eindrücke ſeiner Jugend, aus der ſie ſtammten, erklärlich.

„ſie nicht für ſein Königthum führte, ſondern für das Reich deſſen, „der der König aller Könige iſt“*).

Wenn Stahls Worte hier die vollkommene Bezeichnung der Sache ſind, ſo können wir nicht mit ihm gehen, wenn er die oben berührten, allbekannten Schritte des Königs im März 1848 als ein „Vergleichſchließen mit der Revolution“ betrachtet. Der äußerlichſten Erſcheinung nach, ja; aber es war des Königs eigenſter Gedanke für Deutſchland, der ihm in der damaligen verzerrten Geſtalt entgegentrat. Er hätte das Zerrbild nicht überwinden können, ohne dieſen eigenſten Gedanken ſeiner Seele mit niederzutreten. Er mußte daher lieber die Aftergeſtalt ſich eine Weile gefallen laſſen, um „die Wahrheit, welche der Irrthum der Zeit barg“ — ſo hat ja Stahl ſelbſt geſagt — öffentlich in ihr Recht einzuſetzen. Daß es auf dieſem Wege nicht gelang, war, wie bemerkt, nicht ſeine Schuld. — „Von nun an ging ein fremder Zug durch ſeine Regierung“, das iſt in ſofern ein wahres Wort Stahls, als der König ſeine großen Gedanken nicht mehr rein und ganz auf ſeinem eigenen Wege verfolgen konnte. Er hatte mit Mächten zu rechnen, denen er ſelbſt ihr relatives, vorübergehendes Recht zugeſtanden hatte, zugeſtehen mußte. Preußen hatte die Aufgabe, die echt deutſche Verfaſſung zu ſchaffen, und es mußte ſich bequemen, weil die Zeit für dieſe nicht reif war, mit dem Abklatſch des fremden, des weſtfränkiſchen Geiſtes, der ſelbſt wieder ein ſtückwerklicher Abklatſch war, zu beginnen. Dieſer Kampf wogt noch, und wann wird er ſein heilſames Ziel erreichen? Warum iſt Friedrich Wilhelm IV. eine ſo wenig verſtandene Königsgeſtalt? Weil er ein König ſein wollte, der dienend das Reich Gottes auf Erden bauen wollte, welches eben ſo im Staate den Willen Gottes thut, wie in der Kirche, eben ſo in der Kunſt ihn feiert, wie in der Wiſſenſchaft ihn zu klarer Erkenntniß bringt. Wie hätten ihn diejenigen verſtehen können, deren ledernes Bewußtſein entweder im Staate und ſeiner Freiheit für alle Einzelnen, oder auch in der Kirche den letzten Zweck alles Menſchenlebens ſah, oder gar nur in der Kunſt oder nur in der Wiſſenſchaft? Nur, wer weit hinaus, tief hinab und hoch hinan ſchaut, iſt dieſes Weltgedankens fähig, dem in edlem Sinne Ein-

*) Stahl, Vortrag über Friedrich Wilhelm IV. Ebendaſ. S. 265 ff.

fältigen erblüht er aber in den Gleichniſſen Jeſu Chriſti vom Himmelreich. Hier iſt die Stelle, wo auch die Theorieen vom chriſtlichen Staate und vom religionsloſen Staate ihr Urtheil finden müſſen. Der Wille Gottes iſt nicht, kann nicht ſein das weltloſe Daſein des Einzelnen und die Steigerung ſeiner Bedürfniſſe und Befriedigungen, ſondern er iſt und muß ſein, weil er eben Gottes Wille iſt, die Vollendung der gottgeſchaffenen Welt in der Gemeinſchaft der perſönlichen Geiſter. Darum iſt die Beherrſchung und Erkenntniß der Natur und ihrer Lebensgeſetze, die Verwendung ihrer Kräfte und Stoffe für das höhere Menſchenleben, darum iſt das Leben und Wirken der Menſchen als Gemeinſchaft, als Menſchheit, aber gegliedert in Grundracen, in Völkerfamilien und Nationen, darum iſt der Staat und die ihm analoge, aber nicht ihm feindlich entgegengeſetzte und nicht ihm unterworfene oder übergeordnete Gemeinſchaft der Kirche unentbehrlich, und das Chriſtenthum hat in funfzehnhundert Jahren dieſe beiden Kreiſe der Gemeinſchaft geſchaffen und durch einander entwickelt, ſo daß allmählig jeder ſein eigenes Gebiet fand und einnahm, keiner des andern entbehren konnte, jeder dem andern zu ſeiner Freiheit behülflich ſein mußte. So gibt es eine Kirche und einen Staat, in welchen beiden das Reich Gottes ſich verwirklicht, welches die Darſtellung des göttlichen Weltplanes in irdiſcher Wirklichkeit iſt. In dieſem Weltplan iſt die Verherrlichung Gottes identiſch mit dem Wohlſein der Geſchöpfe, und dieſes beſteht wieder ihren Stufen gemäß in dem Ausleben aller ihrer Kräfte, in ihrer Entwicklung nach eingeſchaffenen Lebensgeſetzen. Bei den perſönlichen Weſen wird alſo harmoniſche Entfaltung, mannigfach gegliederte Einheit und Wirken auf die geſammte Erdenwelt in der Gemeinſchaft mit Gott, alſo Seligkeit des Daſeins und Verklärung der Erde in eine Gotteswelt das Ziel ſein. Daß zu dieſer Verklärung die Kunſt und die Wiſſenſchaft unerläßlich ſind, daß auch ſie bis zu einem gewiſſen Grade freie Gemeinſchaften in Anlehnung an Kirche und Staat bilden müſſen, daß daher die wahre, menſchheitliche Bildung der geſammten Geſellſchaft erſt das Reich Gottes darſtellt, dies Alles ergibt ſich mit Nothwendigkeit. Da nun das Chriſtenthum die Idee des Reiches Gottes erſt in vollkommener Weiſe geoffenbart hat, während alles vorchriſtliche und außerchriſtliche Leben nur den Werth einer Vor-

ſtufe für daſſelbe haben kann, ſo iſt klar, daß der Staat ein religionsloſer, ein auf Gott gar nicht in ſeinem Daſein bezogener nicht ſein kann und darf. Er würde dadurch zur bloßen Vorſtufe des Chriſtenthums herabſinken, ja, wenn er aller Religion baar wäre, nicht einmal das bleiben können, was die heidniſchen Volksgemeinſchaften ſind, in welchen Staat und Kirche nicht unterſchieden werden. Die alberne Vorſtellung von einem Staate, der es nur mit der Thierſpecies Menſch zu thun und für die einzelnen Individuen derſelben gegenüber den anderen Fürſorge zu treffen habe, daß ſie ihre Freiheit behalten, kann hier nicht in Frage kommen. Der ſogenannte vernünftige Staat, wie ihn die naturrechtlichen Theorieen geſtalten, ſinkt aber unausbleiblich zu dieſer albernen Vorſtellung herab. Den religionsloſen Staat hat nur eine an Verrücktheit grenzende Phaſe der franzöſiſchen Revolution eine kurze Zeit wollen können. Daß ſelbſt die unförmliche Geſtalt, in welcher der Staat in Nordamerika beſteht, dies wolle, kann kein Sachkundiger behaupten. Nur die Kirche in ihren concreten, verſchiedenen Verkörperungen der Religion ſchließt der amerikaniſche Staat von ſich aus; es iſt der kirchenloſe, aber nicht der religionsloſe Staat. Zugleich aber erkennt er die Kirche als ſeine nothwendige Parallele an und bietet ihr in manchen Geſetzen, z. B. über Sonntagsarbeit, über Sicherung des ſittlichen Lebens gegen Branntwein u. ſ. w. die Hand. Dies thut der preußiſche Staat nach ſeiner Verfaſſung noch mehr, ſofern er die chriſtliche Religion bei den öffentlichen Einrichtungen, welche ſich mit der Religion berühren, zu ſeiner Vorausſetzung macht*). Damit iſt er eigentlich als ein chriſtlicher Staat bezeichnet, und zwar noch mehr als er es ſchon dadurch iſt, daß überhaupt eine wahre Staatsform in Unterſcheidung von der Kirche erſt das Werk des Chriſtenthums, und zwar, in richtiger, weder die Kirche, noch den Staat zum Mittel herabwürdigenden Weiſe, erſt des evangeliſchen Chriſtenthums, der Wirklichkeit nach ſogar erſt einer neueren Zeit innerhalb deſſelben iſt. Wenn man nun damit den chriſtlichen Staat in Ver-

*) Verfaſſungsurkunde vom 31. Januar 1850. Art. 14, bekanntlich ein Artikel, welcher in dem Entwurfe von 1848 nicht ſtand, ohne daß man deshalb annehmen darf, daß ſein Inhalt nicht auch damals als ſelbſtverſtändlich betrachtet wurde.

gleichung ſtellt, wie ihn die conſervative Partei, die Kreuzzeitung, in ihren erſten Jahren als ihr Organ ſich dachte, ſo wird man zugeſtehen müſſen, daß ſie mit ganzer Energie den Staat als einen chriſtlichen wollte, und in dem von ihr der Verfaſſung gegebenen Artikel 14 das Minimum dieſer Chriſtlichkeit erkannte, daß es ihr aber weniger gelang, den Staat als einen von der Kirche beſtimmt unterſchiedenen und dennoch chriſtlichen zu verſtehen, kurz, daß ihr Chriſtenthum und Kirche zu ſehr zuſammenfielen, daher auch der kirchenloſe Staat ein ſchwer zu vollziehender Gedanke für ſie war. Und doch iſt es gerade das Intereſſe der Kirche, ja des Chriſtenthums ſelbſt, daß die beiden Sphären klarer aus einander treten. Auch hier iſt Stahl*) wieder der Mann, welcher am Klarſten die Idee ausgeſprochen hat, um die es ſich handelt. Der Staat ſoll ein chriſtlicher ſein, indem er das Chriſtenthum als Nationalreligion anerkennt. Damit hat er, weil das Chriſtenthum nicht in Einer Form nur beſteht, bereits die Confeſſionen auch für ſein Gebiet anerkannt und muß, wo katholiſche und proteſtantiſche Kirche ſeine Angehörigen theilen, einen Standpunkt über dieſer Scheidung einnehmen und in abstracto ein weder proteſtantiſches, noch römiſch-katholiſches Chriſtenthum für das ſeinige erklären, er muß den Kirchen ihre Bewegung überlaſſen und ſelbſt als Staat keiner Kirche angehören. Dies iſt der kirchenloſe Staat, aber noch nicht der unchriſtliche. Aber wie kann z. B. der preußiſche Staat ſeine proteſtantiſche Grundnatur vergeſſen und aufgeben, ohne eine unſägliche Verwirrung anzurichten? Iſt er aber ein proteſtantiſcher Staat, ſo kann er nicht zugleich ein römiſch-katholiſcher ſein. Wenn „chriſtliche Ehe- und Familien-Ordnung, chriſtliche öffentliche Volks-„erziehung, chriſtliche öffentliche Sitte und Ehrbarkeit, Schutz und „Förderung des chriſtlichen Cultus, Aufrechthaltung der chriſtlichen „Kirche, je nach der Confeſſion, als öffentlicher Nationalkirche“, nach Stahls Forderung die Aeußerungen des chriſtlichen Staates ſein müſſen, ſo entſteht hier, wenn zwei oder mehr verſchiedene Confeſſionen dem Staatsgebiete angehören, entweder der Kampf um die Herrſchaft Einer, oder unlösbare Schwierigkeit.

Stahl hat deshalb den richtigen Gedanken ausgeſprochen, daß

*) Parteien. S. 313 ff.

der christliche Staat „kein fertiger, absoluter Begriff“ sei, daß hier ein mannigfacher Stufenunterschied sich finde, z. B. zwischen dem christlichen Staate Constantins des Großen, Calvins und Cromwells, der preußischen Verfassung. Damit hat er die Gefahr ferne gehalten, das Christenthum zu einem bloßen Gesetz herabzudrücken, wie es der Staat handhabt. Ja, er hat damit den Gedanken ausgesprochen, daß der christliche Staat erst völlig möglich wird, wenn einmal das Christenthum nur in Einer wesentlich gleichen Kirche bestehen wird, und die Unterschiede auch zwischen Katholisch und Evangelisch durch eine Union werden gelöst sein. Damit stieg er von dem beengteren Standpunkte des kirchlichen Staates wieder zu dem höheren des Reiches Gottes hinauf; für die Gegenwart und die wohl noch lange Zukunft vor dieser Einheit des Christenthums, wenigstens in Deutschland, hat er dann nur Principien angegeben, die nicht aus den Augen verloren werden dürfen, und die der Gesetzgebung vorschweben müssen, ohne daß deswegen das Wort Gottes, geschweige denn das kirchliche Dogma, unmittelbar zum Staatsgesetze gemacht werde.

Wer die wahre Humanität nur im Christenthum findet, dem wird der Gegensatz des humanitarischen und des christlichen Staates schwinden, und er wird die Stahl'schen Gedanken gerne begrüßen und ihnen keine Hintergedanken von Knechtung des Staats durch die Kirche mehr vorwerfen, aber er wird allerdings an die conservative Partei Forderungen stellen, die für ihre Angehörigen unausweichlich sind*).

Daß Friedrich Wilhelm IV. wesentlich in derselben Weise wie Stahl, frei von den Verengungen, welche in der Partei hervor-

*) Zum Beispiel unbedingt die Forderung, daß sie niemals ein Recht behaupten, mit den Bedürfnissen des materiellen Lebens, des Ackerbaues, der Industrie, des Ertrags derselben, die Knechtung einer Menschenklasse (Tagelöhner, Fabrikarbeiter u. s. w.) zu entschuldigen, eine Knechtung, welche diese Klasse um ihre Sonntagsruhe, um den Gottesdienst, kurz, um wesentliche Christenrechte bringt. Wie man für den christlichen Staat begeistert sein und diese auch abgesehen von demselben gebietende Christenpflicht misachten kann, ohne auf diesem Gebiete zu heucheln, ist schwer zu ermessen. Daß aber diese Knechtung bei uns in weitem Kreise besteht, wer kann es in Abrede stellen? Auch der Verfasser der höchst interessanten „Grundzüge conservativer Politik.“ Berlin 1868. weist gelegentlich auf diesen kranken Fleck.

traten, die große Frage von Kirche und Staat und Reich Gottes betrachtete und behandelte, ist nicht Wenigen bekannt; daß er die geistigen Führer der conservativen Partei von ihrem nicht sowohl politischen als socialen Schweife zu unterscheiden wußte, welcher ihr den Spottnamen der „Junkerpartei“ zuzog, dafür könnte der Verfasser die schlagendsten Aeußerungen des hohen Hingeschiedenen anführen*). Er hatte ein klares Bewußtsein davon, daß er dieser Partei in den nächsten Jahren sehr bedürfen würde, und es ist kein Beweis von politischem Blick gewesen, daß die Liberalen auch der besseren Art ihren Einfluß so unmuthig ertrugen. Es ist freilich wahr, die Augen der Zeitgenossen mußten sich erst wieder des Doppelsehens entwöhnen, und was man „Reaction“ nannte und als solche aufs Härteste beurtheilte, in seiner relativen Nothwendigkeit erkennen und nicht Alles als tadelnswerthe Reaction anklagen, was von dem vulkanisch auflodernden überreizten Gefühl auf den Boden der Wirklichkeit zurückführte. Gesteht doch ein Mann, der wahrlich der Reaction nicht hold ist, zu, daß 1848 „ein Jahr des Chaos“ gewesen**).

Es war wirklich, wie die Kreuzzeitung (1851) sagte „eine Gespensterfurcht vor der Reaction“ vorhanden. Und doch war diese Reaction unerläßlich, sie war gefordert von Allen, die eine erträgliche Existenz des öffentlichen und Privatlebens verlangten. Daß der König in diesem Sinne reactionär sein mußte, verstand sich von selbst. Auch das war nicht zu verwundern, daß die wieder befestigte Staatsgewalt nunmehr zu Polizeimitteln griff, oder es war da, wo es vermeidlich gewesen wäre, wenigstens zu entschuldigen. Der König aber, der dies gewähren ließ, war deshalb keineswegs von dem liberalen Kronprinzen, dem Freunde der Stein, Arndt, Gneisenau u. s. w. abgefallen, vielmehr hatte er ein Recht, eine andere Beurtheilung von seinen Zeitgenossen zu erwarten. Das Misbehagliche, welches diesen Zuständen anhing, das Hin- und Herziehen, wie es zwischen den Parteien stattfand, noch mehr aber

*) Er unterläßt es nur wegen der witzigen Derbheit dieser Aeußerungen, welche in dieser Zeitnähe noch verletzen müßten.

**) Max Stirner: Geschichte der Reaction. Berlin 1852. Bd. 2. Vorrede.

die Oberhand, welche die Conſervativen hatten, während die revolutionären Liberalen mit Unmuth lernten, daß ſie ſich in Zeit und Mitteln getäuſcht hatten, die Beſſeren von ihnen wirklich zu richtiger Einſicht kamen, die Schlimmeren ſich grollend zurückzogen und nur in der Preſſe wirkten, das Gefühl, daß die alte Offenheit des Vertrauens zwiſchen dem König und Vielen im Volke nicht wiederkehren wollte, die peinlichen Erinnerungen, die Unmöglichkeit für Preußen, ſofort zu neuer Action in Sachen Deutſchlands mit Kraft überzugehen, die Stellung, welche die Regierung in dem Kriege der Weſtmächte gegen Rußland nahm, dies Alles hat man nachher in einem bitteren und höchſt ungerechten Ausdruck: „Misregierung“ zuſammengefaßt. Allerdings war des Königs ſchwunghafter Flug durch die Erfahrungen von 1848 bis 1850 an Deutſchland, an Oeſterreich, aber auch an einem Theile ſeines eigenen preußiſchen Volkes gelähmt.

Wenn aber nun verleumderiſche Zungen und Federn den König in verachtendem Unmuthe vom Staate überhaupt ſich abwenden und denſelben bitter als „den Racker von Staat“ bezeichnen laſſen, ſo weiß man nicht, ob die boshafte Unwahrheit oder die Thorheit mehr zu bewundern iſt, die Solches ausbrachte. Es kann aber und muß verſichert werden, daß zu keiner Zeit der funfziger Jahre bis in die Krankheit des Königs hinein dieſe Denkart ihm eigen geweſen iſt*).

*) Da immer neue Blätter oder Bücher dieſe Loſung gegen den König wiederholen, ſo ſei auch hier davon geredet. Sie iſt als erzählende Aeußerung Alexanders von Humboldt durch Varnhagen von Enſe in dem nach ſeinem Tode gedruckten Briefwechſel Humboldts mit ihm ans Licht getreten. Aber Humboldt kann ſo nicht erzählt haben, wie Varnhagen ihn erzählen läßt, weil er den wahren Sachverhalt kannte und darüber nie getäuſcht war. Wohl aber kann der verſtimmte Varnhagen ihn misverſtanden haben. Allerdings ſprach der König von „dem Racker von Staat“ in heiterem Scherze oder im Unmuthe über ſeine Miniſter, wenn ſie ihm im Namen des Staates Hinderniſſe wider die Ausführung ſchöner königlicher Gedanken entgegenthürmten, beſonders finanzielle. Ein Bauer aus dem Regierungsbezirk Merſeburg, dem der König eine unbillige Forderung, die er mündlich vorbrachte, nicht gewähren konnte, und ſich dabei auf den „Staat und deſſen Ordnung“ berief, hatte nämlich geantwortet: „O! ich wußte wohl, daß nicht mein geliebter König mir entgegenſteht, ſondern der Racker von Staat.“ Dieſes Bauern Wort gebrauchte der König im Scherze, oft auch in Ironie.

Ueberhaupt hat wohl ſelten ein geiſtvoller Herrſcher ſo ſehr das Unglück gehabt, von Freunden und Feinden auch da misverſtanden zu werden, wo nur ein klein wenig mehr Geiſt und guter Wille dazu gehört hätte, um ihn recht zu verſtehen*). Es iſt wahr, er betrachtete den Staat nicht als die alleinige Macht im Leben der Geſellſchaft, ſondern erwartete von der Kirche und ihrer „wahren Geſtaltung" mehr, als von jenem, in welchem auch feindſelige Kräfte nicht außer Wirkſamkeit geſetzt werden konnten, den höchſten Segen für die Zukunft. Es iſt wahr, der König hatte Lieblingsideen, welche er nicht ſelten und mit Nachdruck ausſprach. Aber es iſt auch eben ſo wahr, daß er in hohem Maße die Selbſtverleugnung beſaß, dieſelben den beſtimmten und klaren Anforderungen der Zeit unterzuordnen. Nichts war ihm mehr zuwider, als auf den Gebieten des öffentlichen Lebens willkürlich „machen" oder die Anſichten eines Einzelnen, auch wenn er der König war, zur Geltung bringen zu wollen. Er trug die feſte Ueberzeugung in ſich, daß auch über dem Staate Gottes allmächtige Hand walte und daß, was ſeit 1850 die Geſtalt des öffentlichen Rechts in Preußen geworden war, nicht das Bleibende ſei, daß das preußiſche Volk des hohlen Scheins, deſſen er ſo viel in dem conſtitutionellen Weſen erkannte, einmal müde werden und zu einer anderen Form der Verfaſſung zurückkehren werde. Als der Schreiber dieſer Worte ihm einmal ſagte, die ſtändiſche Verfaſſung, wie ſie dem vereinigten Landtag innegewohnt, habe doch auch den Fehler der Scheinhaftigkeit, ſoferne ritterliche Grundbeſitzer, Städte und Bauern doch auch nicht die wirklichen „Stände" der Neuzeit ſeien, ſofern namentlich die größeren Städte eine Zahl von Ständen in ſich tragen, wie das trojaniſche Pferd die griechiſchen Krieger in ſeinem Bauche, da antwortete er: „Warum konnten Sie mir das nicht vor zehn Jahren ſagen?" — Daß dem Könige das „Blatt Papier zwiſchen ihm und ſeinem Volke" niemals ein befreiender Talisman wurde, er alſo niemals einer ſchnell verfertigten Verfaſſungs-Urkunde die Heilkraft für das politiſche Leben des Staates zuzuſchreiben ver-

*) Zu den ſtärkſten Beiſpielen ſolchen Misverſtehens gehört die gründlich fehlgehende Zeichnung ſeines Geiſtes und Charakters in Thaulow: Die Neugeſtaltung Deutſchlands. Kiel 1867. S. 24 ff.

mochte, das kann ihm Niemand verdenken, der nicht ſchließlich den Staat doch privatrechtlich nur als einen Vertrag zwiſchen König und Volk betrachtet, oder gar naturrechtlich dieſen Vertrag in die Anfänge der Staatengeſchichte hineindeutet. Der König glaubte, daß die ſtärkſte und berechtigtſte irdiſche Macht die der Geſchichte ſei, und daß weder ein Einzelner, noch eine zufällig größere Zahl von Einzelnen ihr gegenüber ein Recht der Allmacht beſitzen können. Er wollte den Fortſchritt, aber aus der hiſtoriſchen Wurzel des Staates und der Geſellſchaft. Daher war ihm das „ſtändiſche" Princip, wie er ihm in ſeinem Herrenhauſe Geſtalt gegeben hat, unentbehrlich. — Aber hat er denn dem conſtitutionellen, wie es in dem Abgeordnetenhauſe ſeine Verwirklichung fand, entgegengearbeitet? Hat er etwa die Wahlen verfälſchen laſſen oder das Wahlgeſetz, welches ſchon im Voraus darauf berechnet war, den unteren Schichten der Geſellſchaft und eben damit der ſie ſocial und politiſch beherrſchenden Bourgeoiſie den überwiegenden Einfluß auf die Wahlen zu geben, verändert oder willkürlich aufgehoben? Man ſagt: Aber die Regierung hat die Wahlen beeinflußt. Das hat ſie gethan, nicht immer in den rechten Grenzen und mit den rechten Mitteln gethan. Aber konnte denn Jemand, der nicht in lächerlicher Verblendung mit der Conſtitution auch die unbedingte Herrſchaft der einen Partei als ein Recht anſah, leugnen, daß dieſe Beeinfluſſung, wenn die Regierung ſie unterließ, von der ihr feindlichen Partei geübt wurde, und hatte man dann etwa ein Recht zu ſagen, das Volk ſei politiſch urtheilsfähig genug, obwohl es nur eben conſtitutionell geworden, um trotz der liberalen Wahlagitationen auf die Seite der Regierung ſich zu ſtellen, wenn dieſe durch Schweigen oder Zulaſſen den Schein erregte, es ſei ihr das Treiben von der Gegenſeite willkommen, oder doch, ſie habe kein Recht, demſelben entgegenzutreten? Wenn man dies „Misregierung" genannt hat, ſo iſt wenigſtens ſolch Urtheil von Seiten der Liberalen kein unparteiliches und objectives zu nennen. Welcher Vernünftige konnte denn erwarten, daß der preußiſche Staat ſeine militäriſch und büreaukratiſch ſtramme Natur ſofort aufgeben, allen ſtärkenden Phosphor aus ſeinen Knochen entlaſſen und ſofort in den Zuſtand der Gelatine übergehen werde, damit die liberale Partei die Knochen aus freier Hand zurecht kneten könne? Mußte nicht vielmehr, wer der

Vertragstheorie huldigte, es um ſo natürlicher finden, daß jeder der beiden Theile, König und Volk, in ihrer (freilich falſchen) Gegenſtellung gedacht, ſich möglichſt verſtändigen, daß der erſtere hierzu ſeine Regierung und deren Beamte gebrauche, während dieſes doch immer noch die Wahl hätte, ob es den Angehörigen der liberalen oder der conſervativen Partei bei ſich am meiſten Einfluß überlaſſen wolle? Es leidet aber keinen Zweifel, daß der ruhige Fortgang der inneren ſtaatlichen Bewegungen hauptſächlich dem grollenden Zurücktreten der entſchiedenſten demokratiſchen Partei zu verdanken war und daß mit dieſer der Kampf doch noch erſt durchgekämpft werden mußte, ehe Preußen mit ſeiner Verfaſſung auf feſtem Boden ſtand.

Es mußte daher die erſte rohe Parteibildung, wie ſie nicht einmal eine neue war, ſich allmählig modificiren. Daß nämlich unter den verſchiedenſten Namen, als Liberale und Conſervative, als Radicale und Moderate, als Ariſtokraten und Demokraten, als Progreſſiſten und Retrograden, als Exaltados und Moderados, als Whigs und Tories, als Royaliſten und Nationaliſten, als Rothe und Weiße, und wie die veränderten und nuancirten Benennungen alle heißen, ſich ſtets in den modernen Staaten zwei Parteien gegenüberſtanden und gegenüberſtehen werden, liegt in der Combination der Gewalten und ihrer Träger, welche den Staat der Neuzeit bilden. Dieſe Richtungen ſind zunächſt noch keine Parteien, ſondern vertheilen ſich in endloſen Abſchattungen durch die ganze politiſch bewußte Welt. Auch in dem centraliſirteſten Beamtenſtaat iſt dieſe Gegenſtellung eben ſo vorhanden, wie in einem von Repräſentativ-Verfaſſung getragenen Staatsweſen. In Preußen war der Liberalismus in der Beamtenwelt zu einer Zeit ſtark vertreten, in der man eine Conſtitution eben ſo dringend verlangte, als andererſeits für gänzlich überflüſſig hielt. Wenn man unter demokratiſcher Richtung, um dieſe Bezeichnung als die allgemeine zu gebrauchen, diejenige verſteht, welche die Theilnahme an der Ordnung und Führung des öffentlichen Lebens in Staat und Kirche womöglich allen Staatsangehörigen zu verſchaffen und die Regierung des Staates möglichſt unter die Controlle dieſer Menge zu ſtellen ſtrebt, ſo iſt anzuerkennen, daß ſie gegenüber der abſoluten Monarchie und auch der büreaukratiſchen Omnipotenz eine berechtigte iſt, daß daher allen Beſchränkungen der

Herrſchergewalt etwas von ihr einwohnt. Demokratiſch iſt Alles, was dem Volke einen Antheil an der Leitung des Staates zu geben trachtet, aber darum wird nicht jeder ein Demokrat im jetzigen Sinne des Wortes, der dieſem Streben in irgend welchen Grenzen zuſtimmt. Dem modernen Staate iſt daher das demokratiſche Element eingeboren, und es hat ihm auch in Preußen vor der Verfaſſung, es hat ihm zu keiner Zeit ganz gefehlt, nur war es zu Zeiten am ſtärkſten im Regenten ſelbſt, z. B. in Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm III. vorhanden. Sofern man das demokratiſche Element von dem conſervativen, wie ſie beide in den meiſten Theilhabern an der Staatslenkung beiſammen ſind, entſchieden lostrennen will oder losgetrennt hat, oder wo es ſo überwiegt, daß jenem ſeine wirkliche Freiheit der Bewegung entzogen wird, da entſteht der Demokratismus in engerem Sinne, wie dies in den Urhebern der Revolutionen in England, Frankreich und 1848 in Deutſchland der Fall war. Ein gewiſſes demokratiſches Gefühl entſteht, wo einzelne Claſſen der Geſellſchaft früher im Alleinbeſitz der Bildung und der Macht waren und nunmehr durch Verbreitung der Bildung über mehrere Claſſen, z. B. die Bürgerlichen im Unterſchiede vom Adel, aus dieſer Beſchränkung heraustreten. Der Bildung folgt der Einfluß und die Macht*). Die

*) Buckle in ſeiner: History of Civilization in England. Leipzig 1866. vol. III. pag. 282 ff. gibt ein ſchlagendes Beiſpiel von der demokratiſirenden Wirkung der Wiſſenſchaft aus der Zeit vor der franzöſiſchen Revolution von 1789, indem er lebhaft ſchildert, wie aufweckend die großen naturwiſſenſchaftlichen Entdeckungen auf weite Kreiſe in Paris und weiterhin gewirkt, wie die Vorleſungen der Chemiker, Geologen, Mineralogen und Phyſiologen auch von Solchen beſucht wurden, die nur wenig für das Verſtändniß ihres Gegenſtandes vorbereitet waren. Des Anatomen Petit Vorleſungen waren ſo beſucht, daß auch die Fenſter mit Hörern beſetzt waren, und für den Chemiker Fourcroy mußte zweimal der Hörſaal erweitert werden, um die Schaaren der Männer und Frauen zu faſſen, die ihn hören wollten. Die öffentlichen Sitzungen der Akademie waren ein öffentliches Schauſpiel geworden. Die glänzendſten Verſammlungen lauſchten anatomiſchen und chemiſchen Erörterungen. Lalandes aſtronomiſche und Rollets elektrologiſche Unterſuchungen waren Lieblingslectüre der Damen geworden. Die Geſellſchaft in ihrer ſcharfen Trennung konnte der auflöſenden und nivellirenden Wirkung dieſer gemeinſamen Arbeit des Geiſtes nicht widerſtehen. Der bürgerliche Profeſſor war vom höchſten Ruhme umſtrahlt, der hochadliche Miniſter oder Heerführer ſah

Geſellſchaft war daher in Preußen durch die Verbreitung der Bildung in dieſem Sinne längſt demokratiſirt, ja man kann ſagen, die Reformation habe dieſe Wirkung auf die Geſellſchaft angeſtrebt, und nicht allein in den proteſtantiſchen Ländern, ſondern auch in den katholiſchen herbeigeführt, weil ſie die möglichſt höchſte Bildung Aller zu ihrem Ziele hat. Reißt ſich dieſe Bildung von dem Mutterboden los, auf dem ſie erwachſen iſt, nämlich dem religiöſen, dem chriſtlichen, ſo wird ſie mechaniſirt, wird äußerlich und leichter auch an die oberflächlichen Geiſter und Gemüther mittheilbar. Ja, ſie wird dann populariſirt, hört auf, wirkliche Bildung zu ſein, ſinkt zum Spiel mit ſogenannten Reſultaten der Wiſſenſchaft, zum Einüben von Phraſe und Schlagwort herab und ſchädigt eben ſo ſehr die Wiſſenſchaft, die eigentliche Bildung ſelbſt, als die ſittliche Haltung der Geſellſchaft, und ſchließlich auch den Staat. Aus dieſer Verkehrung entſteht der zerſtörende Demokratismus, der nur erſt die vorhandene Geſtalt des Staates beſeitigen und eine neue ſchaffen, dieſe aber eben ſo wieder zerſtören will und zuletzt kein anderes Ziel haben kann, als die Auflöſung der Geſellſchaft. Jemehr er letzteres thut, jemehr er die geſchichtlich gewordenen Stände und Ordnungen für gar nichts, ja für das Schädlichſte erachtet und verſchreit, deſto mehr nähert er ſich den die abſolute Gleichheit aller Menſchen anſtrebenden Richtungen des Socialismus und Communismus.

Daß in den Gährungen und Bewegungen des Jahres 1848 alle dieſe demokratiſchen Elemente vorhanden, aber nicht durch ſcharfe Grenzen von einander geſchieden waren, wird Niemand in Abrede ſtellen. Daß ihnen gegenüber ein Verhalten wie das einer ruhigen conſervativ-politiſchen Partei nutzlos geweſen wäre, muß bei ruhigem Denken Jedem klar werden. Dem heftigen Anprall konnte nur ein rocher de bronze begegnen, der, noch ungeſchlacht und unaus-

---

bewundernd zu ihm auf. Menſchen der verſchiedenſten Rangklaſſen theilten dieſelben Genüſſe, denſelben wiſſenſchaftlichen Ehrgeiz, dieſelben Gegenſtände der Unterhaltung. Ein neues Band der Geſellſchaft war gegeben und, von ihm umſchlungen, fand ſich zuſammen, was ſich zuvor völlig fremd geweſen. Natürlich wurden an dem neuen, großen, unermeßlichen Gegenſtande gemeſſen Titel und Würden und Geburtsadel im Preiſe gemindert, und der Sinn für das allgemein Menſchliche ſtieg im Werthe.

gearbeitet, dem tüchtigſten Stoffe der Bevölkerung entnommen war. Seine Kraft zum Gegenſtemmen hatte dieſer Fels durch den Glauben an die göttliche Ordnung und durch feſtes Anſchließen an das alte geſchichtliche Königthum in Preußen, wodurch die Partei freilich zu dem Könige, der in edelſtem Sinne das demokratiſche Element in ſich ſelbſt hatte, in eine unklare Stellung gerathen mußte. Sie glaubte ihm etwas Fremdes abzunehmen, das ihm angethan ſei, und ſie bekämpfte etwas, das in ſein ganzes Wollen und Fühlen mitverwachſen war, freilich aber ſehr verſchieden von der Geſtalt, in welcher es als revolutionäre Partei auftrat. — Dieſe Partei, mit der ſich wieder aufraffenden intelligenten Büreaukratie, beſonders aber mit dem Könige, war hinreichend, auf der nun gewonnenen Arena den trüben Strom zu theilen. Die ſchlimmſten Elemente deſſelben verkamen, weil in Deutſchland für ihre Gedanken doch kein wahres Echo ſich fand, andere faßten ſich und ſchlugen um, es blieb aber eine doppelte demokratiſche Partei zurück, die ſogenannte liberale, die eben ſchon vor 1848 gelebt hatte, und die im engeren Sinne demokratiſche, aber auch dieſe blieb nicht beiſammen, ſondern aus ihr ſchieden ſich die nachher unter der Firma des „Fortſchrittes“ hervorgetretenen weitergehenden Demokraten bis an die Grenze des Republikanismus hin aus, während die anderen auch wieder nicht mit dem altpreußiſchen Liberalismus ſich verſchmolzen. Man nannte ſie nachher das linke Centrum. Alſo Kriſis, Scheidung und damit Klärung trat ein und war in der That dem conſtitutionellen Wirken der conſervativen Partei zu verdanken. Dieſe ſelbſt bedurfte aber ebenderſelben Klärung durch Scheidung. Sie ging natürlich bei ihr langſamer vor ſich. Die eigentlich europäiſch-demokratiſche Partei, wie ſie weſentlich dieſelbe in Moskau, Berlin, Paris und Madrid iſt, war zunächſt nur zum ſchwächeren Theil auf dem Plane.

Die Aufgabe war, das in der Demokratie Berechtigte, die Wahrheit der Demokratie, die ſie nothwendig haben muß, weil ein bloßer reiner Irrthum nicht durch alle gebildeten Völker hindurch ſich durch Jahrhunderte erhält und entwickelt, zu erkennen und anzuerkennen. Dies war Anfangs, z. B. auf dem vereinigten Landtage von 1848 oder der Nationalverſammlung von 1849 gegenüber, noch kaum möglich. Es wurde aber möglich und, ſobald es ge-

ſchah, mußte die neue Erkenntniß einigend und reinigend im Staate wirken. Dieſe Wirkung wäre nicht ausgeblieben, wenn nicht nochmals eine zurückgepreßte Maſſe (1862) in das Staatsleben hineingebrochen wäre. — Aber auch dieſe Wirkung durfte die letzte nicht ſein. Es mußte der Demokratismus in Allem, was er wirklich werth war, in das Staatsleben verarbeitet werden, er mußte ſein Recht und ſeine Stelle erhalten, ſeine wirkliche und kräftige Mitwirkung am öffentlichen Leben, nicht im Reden nur, ſondern im Beſchließen und Handeln. Seine Wahrheit war leichter in den Beſtrebungen zu erkennen, die er für ganz Deutſchland hatte, als in ſeinen beſonderen preußiſchen. Auf dieſer Seite lag ſein Einverſtändniß mit den Gedanken des Königs, der im Grunde nichts Anderes in der Sache, wiewohl unter verſchiedenen äußeren Formen, mehr geſchichtlichen und poetiſch anſprechenden wollte, als der poeſieloſe, rein politiſche Gedanke der Demokraten. Eine wirkliche Verwendung des Demokratismus für die großen Zwecke der preußiſchen Geſchichtsaufgabe lag damals noch unter dem Horizonte.

Dieſem geiſtig wie geographiſch bedeutendſten Staate Deutſchlands mußte es obliegen und nicht minder zu ſeiner geſchichtlichen Miſſion gehören, die rechte deutſche Verfaſſung ins Leben zu rufen, die nicht minder ein Bedürfniß des deutſchen Volkes war, wie ſeine Einheit. Der König war an dieſem Verſuche geſcheitert, weil er — zu ſpät gekommen war. Daß er in der von ihm hauptſächlich ausgegangenen Formation des Herrenhauſes noch ein Erinnerungsmal errichtete an das, was er einſt gewollt, war faſt wie eine wehmüthige Reſignation. Er wußte wohl, daß in nächſter Zeit auf dieſem Wege nicht vorwärts zu kommen ſei, er kannte die ihm entgegenſtehende Partei, die keine preußiſche, ſondern eine europäiſche war. Der Verſuch, eine preußiſche Oppoſitionspartei zu bilden, hatte ſich gerade an den Fortbeſtand der provincialen ſtändiſchen Inſtitutionen bei der neuen Verfaſſung angeknüpft. Dieſe allerdings in allen ſchrofferen Fragen nicht mehr vermittelnde, ſondern nur in der Mitte ſtehende, wie in einem Thal ohne Sohle befindliche, mit dem einen Fuße auf den Boden der Rechten, mit dem anderen auf den der Linken geſtützte Partei des von ihr weſentlich modificirten Berliner Wochenblattes bot, da ſie meiſt aus ehemaligen Angehörigen der Rechten beſtand, daher dort um ſo weniger

Einfluß üben konnte, keine Aussicht für einen selbständigen Aufbau, da sie hinsichtlich der Principienfrage der Constitution entschieden auf dem Repräsentativ-Principe bestand. Es gab daher in dem Landtage eigentlich keine entschiedene Partei des Königs, und er wußte dies wohl und gab mehr als einmal diesem Bewußtsein klaren Ausdruck. So sehr er sich auf die persönliche Ergebenheit der einzelnen Glieder sowohl der conservativen als dieser Mittelpartei verlassen konnte, so war ihm doch keine derselben nach seinem Herzen, und er erwartete von der Zukunft eine bessere Parteibildung. Die europäischen Angelegenheiten zogen aber bald (von 1853 an) die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich.

Es war ja eine ganz neue Gegenstellung der Mächte unter sich eingetreten. Rußland hatte durch den Charakter und das Streben des Kaisers Nikolaus, der bei allem bekannten Bemühen, ein Gentleman auf dem Throne zu sein, doch einen Hintergrund asiatischer Wildheit und Leidenschaft in der Seele trug, unter den inneren Theilungen Deutschlands eine Stellung eingenommen, die das nationale Selbstgefühl jedes Deutschen verletzen mußte. Es hatte durch seine Parteinahme mit England für Dänemark das preußische Schwert in Schleswig-Holstein in die Scheide zurückgestoßen und im Jahre 1850 den Krieg zwischen Preußen und Oesterreich durch seine Drohung verhindert, dem Angegriffenen das Gewicht seiner ganzen Macht zuzulegen. Diese Macht erschien durch die Ferne und durch die räumliche Größe des Reiches, trotz aller Versicherungen des sachkundigen Generals von Radowitz, größer, als sie wirklich war. Durch Truppenansammlungen an den westlichen Grenzen, durch unaufhörliches Exerzieren und Drillen, durch die Geschäftigkeit seiner Diplomaten hatte Nikolaus diese Meinung geflissentlich unterhalten.

Preußen und sein König hatten alle Ursache, sich von Kaiser Nikolaus verletzt zu fühlen. Dieses Gefühl war auch allgemein vorhanden, als der Czar jene berühmten Worte von dem „kranken Manne“ zu dem englischen Gesandten Seymour in St. Petersburg sprach. Er hatte in Ungarn den Aufstand zu Gunsten Oesterreichs niedergeschlagen und so eine Schiedsrichterstellung auch durch die That eingenommen. Es war klar, daß er auf Oesterreichs Unfähigkeit zu einem großen Kriege und auf die von ihm als Schwäche

misdeutete Friedensliebe des Königs von Preußen rechnete, als er dem Engländer sagte: „Wenn wir zwei einverstanden sind, so kommen die Anderen nicht in Betracht.“ Kaiser Nikolaus hatte seine Regierung mit einem glücklichen Türkenkrieg begonnen und (1828) den Frieden von Adrianopel, freilich mehr durch diplomatische Gewandtheit, errungen. Wäre er weiter vorgerückt, so möchte ihm der Preis entgangen sein. Allein dies war Wenigen bekannt, und man glaubte allgemein, wenn das übrige Europa still sitzen bleibe, so sei das ottomanische Reich unausbleiblich die Beute des Czaren. Eine Demüthigung solcher unberechtigten Ueberhebung lag in den Wünschen Aller. Auch Friedrich Wilhem IV. sprach, als nachher der Krieg ausbrach, dieses Gefühl in den Worten aus: „Meinem Schwager, dem Kaiser, gebührt eine Schlappe, möge sie nur nicht zu stark sein; es thut mir aber leid, daß er sie von dieser Seite empfängt.“ Damit meinte er Frankreich. In diesem Lande war seit 1848 die Republik durch mehrere Phasen hindurchgegangen und hatte sich unhaltbar gezeigt, indem sie nicht vermocht hatte, die socialen Weltstürmer, die Communisten und Socialisten, politisch niederzuhalten. Es war zu keinem Ausbruche gekommen, aber man fürchtete ihn im Anfang des Winters 1851 bei Anlaß der neuen Präsidentenwahl im folgenden Frühling. Auf dem Präsidentenstuhle saß Carl Ludwig Napoleon Buonaparte, der durch zwei gefährliche Abenteuer, die er gewagt und welche die Welt noch heute nicht recht begreifen kann, seinen Meuterei-Versuch in Straßburg und seine Landung in Boulogne, sich wenigstens im Gedächtniß der Franzosen erhalten hatte. Er war ordnungsmäßig zum Präsidenten gewählt, aber er wollte bleibender Herrscher Frankreichs sein. War er doch durch Senatsbeschluß von 1804 zum Thronfolger des Kaisers Napoleon bestimmt worden; warum sollte nicht jetzt dieser Beschluß durch den Willen der Nation zur Ausführung kommen?

War es doch, als wollte die Geschichte in wenigen Jahren die stärksten Gegenbilder in den Personen der Herrscher aufstellen. In Preußen der gewissenhafte König, der auch die stärkste Versuchung überwand, seine edelsten politischen Ideale, aber gegen den Willen seiner Mitfürsten, auszuführen, der sich lieber schmähen und als muthlosen Schwächling ausschreien ließ, als daß er vom Pfade des

Rechten ein Haar breit wich; in Frankreich der Präſident der Republik, der gegen ſeinen feierlichen Eid mit Lug und Trug nach der Kaiſerkrone griff und ſie, nicht durch eigenes muthiges Wagen, ſondern durch die verzweifelte Entſchloſſenheit Anderer, an ſich riß. In Rußland ein Imperator, der ſich anmaßte, wenn England mit ihm ginge, ganz Europa Geſetze vorzuſchreiben, weil er wirklich, der unermüdliche Exerziermeiſter eines zahlreichen Heeres, ſich die militäriſche Macht dazu getroſt zuſchrieb. In Oeſterreich der junge Kaiſer, in ſeinem Reiche durch die Nationen- und Einheitsfrage hin und her geſchleudert, auf Rußlands Drohen geſtützt und auf Preußens edle Rechtlichkeit trauend, um ſeinerſeits gröberen Impulſen nachgeben zu können. Und durch dieſes Alles hindurch nun die Frage der Türkei, überhaupt des Orients, mit welcher die Zukunft Europas ſo ſehr zuſammenhing. Sollte Rußland durch die Eroberung der Halbinſel jenſeits des Balkan wirklich das werden, was es ſich ſchon anmaßte zu ſein? Sollten künftig die beſtimmenden Worte über Europa von dem halbbarbariſchen Oſten ausgehen? Sollte das alte Kaiſerreich an der Donau dem neuen an der Newa zum erſten Trabanten, und Preußen zum zweiten werden? Oder ſollte dem Moskowiter gezeigt werden, daß ſeine Macht keineswegs die Alles überbietende in Europa ſei? Und wer ſollte ihm dies zeigen? Preußen, das mit ihm ſo nahe verwandt, durch ſo alte Bande mit ihm verflochten war, und dem ſeine Schwächung zwar einigen Vortheil, aber noch weſentlicheren Nachtheil bringen mußte, indem es zuletzt den ganzen Polenhaß auf ſein alleiniges Haupt ſammelte? oder Oeſterreich, welches eben noch das ſtolze Geſchenk des wieder eroberten Ungarns aus ſeiner Hand angenommen hatte, und das an der unteren Donau die griechiſche Kirche gegen ſich und auf der Seite Rußlands ſah, während es ſelbſt durch ſeine erneuerte enge Verbindung mit dem päpſtlichen Rom ſeine Fähigkeit verminderte, auch der griechiſchen Kirche die freie Bewegung in ſeinem Innern zu laſſen? Wenn aber dieſe beiden nicht, dann ſicherlich Frankreich, mit oder ohne Hülfe Englands. Dem neuen Herrſcher, dem Manne, der ſeinen Thron nicht der Europa gefährdenden Revolution durch Heldenthaten abgerungen, ſondern ihn durch rohe Gewaltthaten und falſche Schliche erbeutet hatte, ſollte dieſer Act der Gerechtigkeit, dieſe Herſtellung der po-

litiſchen Wahrheit überlaſſen werden, wodurch er ſich für einige Zeit wenigſtens zum numen Europaeum an der Stelle des ruſſiſchen Kaiſers machen mußte? Und ſeiner Politik ſollte Oeſterreich, ſollte ſogar Preußen trotz 1806 und 1813 dienen? Oder ſollten ſie ſich ihm entgegenſtellen und Rußlands Anmaßung als Satelliten ſtützen? Sollte auch Preußen das thun, welches ſeinen Rückzug aus Schleswig, ſein Olmütz nur dieſer Anmaßung verdankte? Und wozu wollte Frankreich dieſe große europäiſche Action ins Werk ſetzen?

Es liegt klar vor Augen, daß Napoleon III., wie er ſich nannte, keineswegs durch das Intereſſe für die Erhaltung des türkiſchen Reiches in gleicher Weiſe getrieben war, wie England. Dieſes beherrſchte durch ſeinen großen Geſandten Sir Stratfort Canning (nachher Lord Redcliffe) die türkiſche Politik, und zwar im Intereſſe der Erhaltung des osmaniſchen Reiches. Ihm konnte zunächſt an Ländererwerb im Oriente nichts gelegen ſein, denn an Quadratmeilen hatte es einen rieſigen Beſitz in beiden Hemiſphären. Neuer Stationen für ſeine Kriegsſchiffe zum Handelsſchutz bedurfte es nur noch hie und da und konnte ſie wohlfeiler haben, als durch einen großen Krieg. Sein Zweck in Erhaltung großer barbariſcher Herrſchaften, wenn es ſie nicht erobern will oder kann, iſt die Offenhaltung und weitere Oeffnung ſeiner Handelsmärkte. Es hat ſeine Induſtrie überſteigert, und dies iſt nicht am wenigſten Frankreichs Werk. Seit der Continentalſperre des erſten Napoleons hat England andere Märkte in der weiten Welt für ſeine Fabrikate geſucht und gefunden. Die Schranken fielen, und zu den neuen traten die alten Marktplätze wieder hinzu. Ganze Grafſchaften Englands verwandelten ſich allmählig in induſtrielle, die zuvor ackerbauende geweſen. Eine Stockung des Handels bedroht Millionen ſeiner Einwohner mit dem Hungertode, und ſeine reichen Claſſen mit der Social-Revolution. Es muß alſo, weil der Mordſchlag vor ſeiner Hausthüre ſich entzünden kann, für Arbeit und Abſatz ſorgen. Wo es ein ganzes Reich hat, wie in Spanien und Portugal, in der Türkei und China, da wird es, bald durch Frieden und Schutz, bald durch Krieg und Umſturz, wie es der Vortheil fordert, feſt darauf beharren, dieſes Reich vor der Macht eines Nebenbuhlers einer Intereſſen zu ſchützen. Darum iſt es der beharrliche Protector

der Osmanlis. Das wußte Napoleon III. ſehr gut und hoffte deshalb die engliſchen Miniſter immer tiefer, ſelbſt bis zum Krieg in die Sache ziehen, die er ſich vorgeſetzt. Auch er bedurfte eines Krieges, und zwar womöglich eines ſolchen, der ihm den Sieg und noch den Nimbus eines Herſtellers der Gerechtigkeit in Europa verſchaffte. Er wußte, daß Deutſchland die Demüthigung des Kaiſers Nikolaus mit Freuden begrüßen und dem Urheber derſelben dankbar ſein würde, daß Oeſterreich ſeine Dankſchuld gegen Rußland ſchwer ertrug und gern, wenn es ſein mußte, auch à la Macdonald und Deveroux in Schillers Wallenſtein ſie abſchütteln würde. Englands und der Türkei war er ſicher.

Wie er dem beſitzenden und ruhig erwerbenden Theile der franzöſiſchen Nation, alſo dem weit größeren, das Hinwegſehen über die verrätheriſchen, eidbrüchigen und tückiſch ſchleichenden Praktiken, durch welche er zum Thron gelangt war, durch die Uebertreibung, vielleicht ſelbſt Hervorrufung, und durch die gewaltſame Niederſchmetterung und erbarmungsloſe Beſtrafung der anarchiſchen Bewegungen der Socialiſten und Communiſten erleichterte, ſo wollte er die heller Sehenden in Frankreich durch Kriegsruhm blenden, zugleich die Armee, die ihm ſo großen Dienſt geleiſtet, belohnen und die Kleinen in Europa nebſt den Großen ſich verbindlich machen, weil er ſie von der Koſakenfurcht befreite. Wie groß dieſe war, bewies dem Verfaſſer, daß ſogar ein bekannter General ihm ſagen konnte: „uns hat die Furcht vor den Koſaken von der Revolution befreit.“ *)

Vor Allem wollte ſich der neue Kaiſer in die Reihe der europäiſchen Fürſten durch eine That des kaiſerlichen Frankreichs einführen. Alſo ſein Intereſſe war es, vergeſſen zu machen, daß er freiwillig und feierlich erklärt hatte, die Verfaſſung der Republik aufrecht erhalten und ſeine Stellung durchaus nicht zu einer dauernden machen zu wollen, und daß er hernach Alles, was er für ein ſchweres Verbrechen erklärt hatte, in der ſchlimmſten Weiſe gethan,

*) Allerdings erwiderte ihm der Verfaſſer, ſoviel er wiſſe, ſei dieſes Verdienſt der preußiſchen Armee und der preußiſchen Kirche, vor Allem aber dem Könige zuzuſchreiben, wozu er noch fügte: „wenn ich preußiſcher General wäre, würde ich, was Sie geſagt haben, nicht denken, und wenn ich es dächte, nicht ſagen.“

um Mehr als den dauernden Präſidentenſtuhl zu erlangen. Seine Genoſſen Fleury, Maupas (St. Arnaud) Fialin (Perſigny), Magnan vollzogen für ihn, was er ſelbſt auszuführen nicht gewagt hätte. Es trat ein Moment in der verhängnißvollen Nacht vom 1. zum 2. December 1851 ein, da die Unternehmer des Planes nicht mehr alle vorzugehen wagten. Nur die Drohung mit der geladenen Piſtole im verſchloſſenen Gemach zwang den Zurückbebenden. Die Vertreter der Nation, die ächten Republikaner, die hervorragenden politiſchen Männer und Generale Frankreichs wurden eingekerkert, verbannt und das Feld für ſeine Plane gereinigt, Paris aber wurde, und damit das ganze Land, durch ganz unnöthiges Morden und Schlachten eingeſchreckt. In den Provinzen wirkte die Maſchinerie der Centralregierung, die in den Händen der Verſchwörer war.*) Dieſe Thatſachen müſſen im Auge behalten werden, um zu begreifen, warum dem neuen Kaiſer der Franzoſen eine That unentbehrlich war, die ihn als den Vorkämpfer der europäiſchen Gerechtigkeit, wie man ſie mit dem Namen des „Gleichgewichts“ recht mechaniſch und äußerlich zu bezeichnen pflegt, als den Schützer des unbillig Unterdrückten, und wäre es der Moslem, erſcheinen ließ. Nur vortheilhaft war dabei der religiöſe, kirchliche Anſtrich, welchen der Kampf durch ſeinen Ausgang von den Schlüſſeln der Geburts-Kirche Chriſti in Bethlehem bekam. Der Kampf der römiſchen gegen die griechiſche Kirche war mit ins Intereſſe gezogen, und Frankreich nahm in dieſer Hinſicht eine alte Miſſion wieder auf, die ihm ſogar der Proteſtant Guizot zugeſprochen hatte; der Neffe erwarb damit ein goldenes Kleinod der Aehnlichkeit mit dem Oheim, der die Kirche in Frankreich wieder hergeſtellt hatte. Daß es ihm dabei gelang, das proteſtantiſche England an ſeinem oben geſchilderten Intereſſe für die Stabilität der Türken zu faſſen und es zum Theilnehmer ſeiner Politik zu machen, zugleich aber ihm in ſeinem Kriegsheere eine ſo abſtechende Rolle neben der franzöſiſchen Armee zuzuſchieben, dies Alles mehrte nur den Vortheil für den Inhaber des franzöſiſchen Kaiſerthrons.

Dies Alles aber ſah auch ein Herrſcher wie Friedrich Wilhelm IV.

*) Die Geſchichte iſt lebendig und den vorhandenen Quellen gemäß erzählt in Kinglake: the invasion of the Crimea. Leipzig. 1863. Vol. I. p. 218 ff.

mit klarem Auge; daher jenes Wort: „mir thut es nur leid, daß der ruſſiſche Kaiſer die Schlappe von dieſer Seite erhält.“ Aber durfte er mit hineingehen, ſich an die „Weſtmächte“ anſchließen, ſelbſt am Siegeswagen Frankreichs mitziehen, wie England gethan hat? Er mußte thun, was er that, in einer Ehrfurcht gebietenden Neutralität verharren, Rußland ſeine weiche Seite, die polniſche, decken, die, wenn man ſich den Marſch eines franzöſiſchen Heeres gegen dieſelbe denkt, auch für das preußiſche Polen von Bedeutung war, damit aus einer „Schlappe“ nicht eine Zerſtörung werde, die unausbleiblich zu der Entſchädigung Preußens mit ruſſiſcher Beute in Polen und Littauen geführt, ihm aber dafür Opfer an deutſchem Lande jenſeits des Rheines abgenöthigt hätte, wenn es nicht ſofort, ohne Rußlands Mitwirkung, wahrſcheinlich auch ohne Oeſterreichs und vielleicht ohne die des ſüdlichen Deutſchlands, einen Krieg mit dem ſiegreichen Frankreich wagen wollte. Darum ſtand der König gegen hochbedeutende Stimmen des eigenen Landes, ſogar aus dem eignen Hauſe, überdies gegen die herrſchende Meinung in Deutſchland feſt. Hatte er denn die Pflicht, den Thaten des neuen Kaiſers im Weſten einen Ehrenmantel umwerfen zu helfen? Durch ſeine Neutralität hielt er Oeſterreichs Schwert in der Scheide, das gleichfalls durch Eroberung im Oſten zu einer Zulaſſung ſüdweſtlicher Entſchädigung Frankreichs in Deutſchland genöthigt geweſen wäre und dieſe, da ſie nicht vom eigenen Lande ging, ohne Zweifel nicht verweigert hätte. Dieſe „Reviſion der Karte von Europa“ hat der König von Preußen durch ſeinen feſten Willen für die Neutralität gehindert und Deutſchland für eine günſtigere Zukunft auch wider ſeinen Willen zuſammengehalten. Das nennt der Engländer im Aerger über Preußens Haltung die „zitternde Hand des Königs“. Wir aber danken dem verewigten König noch im Grabe, nicht für die Erhaltung Rußlands, wiewohl auch dieſe für Europa nöthig war, ſondern für die Deutſchlands, daß es nicht im Weſten deutſches Gebiet hingeben und ſlawiſches im Oſten dafür eintauſchen mußte. Daß auch hier ein Verdienſt Preußens um die Einheit Deutſchlands vorliegt, haben noch lange nicht alle Zeitgenoſſen eingeſehen. Freilich es hätte ſich noch eine ſtärkere preußiſche Politik denken laſſen, und auch dieſe kam wenigſtens vertraulich zur Sprache. Sie hätte aber nebſt Nordamerika, das nicht abgeneigt dazu geweſen wäre, die

kleineren nordiſchen Seemächte und was ſich vom deutſchen Bunde dazu ziehen ließ, in die Action bringen müſſen, und dies wäre ohne die dauernde Preisgebung Schleswig-Holſteins kaum möglich geweſen. Wenn dieſe Ausſicht neben Anderem von einer ſolchen poſitiveren Politik abhielt, die Selbſtverleugnung der bloßen Neutralität auferlegte, wer kann auch hierin den deutſchen Einheitsſinn des Königs überſehen? Man ſagt freilich: Preußen hätte durch ſeine Kriegserklärung Rußland zum friedlichen Nachgeben gezwungen und den Krieg unmöglich gemacht. Dies iſt unwahr, denn Napoleon bedurfte nicht des ruſſiſchen Nachgebens, ſondern des Krieges, und England war von ihm bis zu erbitterter Volksſtimmung für den Krieg fortgeriſſen.

Ehe der Krieg ausbrach, hatte Preußen ſtets mit den übrigen Mächten und dem Geſandten Englands in Conſtantinopel, dem „großen Eltſchi“ wie er dort hieß, aber immer mehr im Unterſchiede von dem engliſchen Miniſterium, an einer Beſeitigung der Spannung zwiſchen Rußland und der ottomaniſchen Pforte gearbeitet, die Anſprüche des Czaren als unberechtigte verworfen, die friedliche Löſung des Knotens angeſtrebt. Dieſelben Urtheiler, welche das preußiſche Cabinet faſt nur wie ein Anhängſel des ruſſiſchen ſchilderten, konnten nicht verhehlen, daß nach der Sendung des Fürſten Mentſchikoff nach Conſtantinopel der König von Preußen das Auftreten dieſes Mannes in hohem Grade misbilligte und von dem Kaiſer den ſtrengſten Tadel deſſelben erwartete, dies auch gegen den ruſſiſchen Hof ausſprach.*) Daß aber ein ſo edler Monarch wie Friedrich Wilhelm IV. auf eine Politik, wie die von Napoleon geübte war, nicht gefaßt ſein konnte, wird ihm Niemand verargen können. Vielmehr hielt er ſich ſtreng an Recht und Thatſache. Der Kaiſer Nikolaus hatte die rumäniſchen Fürſtenthümer beſetzt, um ſie als Pfand für ſeine Forderungen an die Türkei zu behalten. Dies durfte Oeſterreich nicht zulaſſen und war dabei von Preußen unterſtützt. Oeſterreich waffnete, und der Czar gab nach. Sobald ſeine Truppen über den Pruth, den Grenzfluß zwiſchen der Moldau und Beſſarabien, zurückgegangen waren, fiel für Preußen jeder Grund weg, ſich ferner an der Action der Weſtmächte zu betheiligen.

*) Kinglake a. a. O. Bd. 1. S. 80 verglichen mit S. 212, 214.

Oeſterreich hätte es gern gethan, that es auch inſofern, als es die türkiſchen Länder an der Donau beſetzte. Aber weiter ging es nicht, um nicht Preußen auf die Seite des ſonſt zu ſchlimm bedrohten Rußlands treten zu laſſen. Hier war nichts als Gerechtigkeit, Wahrheit und weitblickende Klugheit in Preußens Verfahren zu finden, wenn auch die Organe der weſtmächtlichen und auch der öſterreichiſchen Politik, die weithin die Stimmung und das Urtheil beherrſchten, die richtige Einſicht hierüber nicht aufkommen ließen. Preußen that ſeiner geſchichtlichen Aufgabe gemäß, was es mußte, um die Zukunft Deutſchlands ungefährdet zu erhalten. Wie gänzlich ohne Kenntniß von dem Charakter und der Geſinnung Friedrich Wilhelms IV. die Engländer vor Allem urtheilten und noch urtheilen, davon zeugt die Meinung des geiſtreichen Geſchichtſchreibers dieſes Krieges, der verſichert, der Kaiſer von Rußland habe ſich auf die Furchtſamkeit ſeines Schwagers in Sansſouci verlaſſen, und ſein Volk habe dieſen letzteren zu einer energiſcheren Politik gezwungen. Zu ſolcher Zuverſicht hatte der ruſſiſche Kaiſer wahrlich keinen Grund, und er wußte es, daß er keinen hatte. Nicht auf die Furcht des Königs, ſondern auf ſeine ritterlich edle Geſinnung rechnete Nikolaus, und vielleicht, da er nicht leidenſchaftlos genug war, um ſein eigenes Unrecht zu erkennen, in viel ſtärkerem Grade, als er dazu berechtigt war. Denn erſt jenſeits der Räumung der rumäniſchen Fürſtenthümer konnte Friedrich Wilhelm IV., nachdem der Gerechtigkeit Genüge geſchehen war, ſeinem ritterlichen Sinne folgen. Das aber war dem ruſſiſchen Kaiſer, auch aus den ſchon berührten Gründen politiſcher Nöthigung für Preußen, gewiß, daß deſſen König nicht über die politiſche, rechtliche und ſittliche Nothwendigkeit hinaus ſich Rußland feindlich erweiſen und deſſen gute Dienſte für die vorausſichtliche Abfindung Preußens mit Oeſterreich über Deutſchland, beſonders auch mit Dänemark über Schleswig-Holſtein, und für die ſchließliche Zurechtſetzung mit Frankreich für immer verloren geben würde. Er kannte die Verbindung des ruſſiſchen und preußiſchen Intereſſes in den polniſchen Provinzen zu wohl, um an einen Angriffskrieg Preußens gegen Rußland zu glauben. Bedarf es alſo der Erdichtung von der Furchtſamkeit Friedrich Wilhelms IV., um das Thun und auch das Erſtaunen des Kaiſers Nikolaus zu erklären, als Preußen ihm mit großem Ernſt die Schranken zeigte,

innerhalb welcher Rußland ſich zu halten hätte? Iſt es damit unverträglich, daß Preußen ſich des ruſſiſchen Sieges bei Sinope freute und dem Nachbarſtaate den Ruhm gönnte, nicht ohne Erweiſung tapferer Gegenwehr zu erliegen? und noch mehr, iſt die Erklärung des Miniſters von Manteuffel damit unverträglich, daß Preußen jedem der gegen Rußland verbündeten Staaten mit ſeiner Macht beitreten würde, der ſich genöthigt ſehen würde zur Schützung „deutſcher Intereſſen“ das Schwert zu ziehen? Kein Menſch konnte die Worte misverſtehen. Sie ſagten: wenn Rußland die Donaufürſtenthümer nicht räumt und Oeſterreich es dort angreift, ſo werden wir letzterem helfen, weil die Donaumündungen in ruſſiſchen Händen zu laſſen gegen die deutſchen Intereſſen verſtößt; weiter aber werden wir kriegeriſch nicht eingreifen. Das war richtige Politik, und zu mehr war Preußen nicht verpflichtet. Daß die engliſchen Blätter und Geſchichtſchreiber *) ihm daraus ein Vorwurf machten, war einfach lächerlich und hieß in deutliche Rede überſetzt: „wir hätten gehofft, daß Preußen und Oeſterreich, mit Hintanſetzung ihrer eigenen Intereſſen, den unſrigen dienen und Rußland erdrücken helfen, unſeren Handelsmarkt ſichern, beſonders aber die ſchmähliche Abhängigkeit unſerer Politik von den Ränken Napoleons dadurch zudecken würden, daß auch ſie ſich nach deſſen Wink bewegen würden. Nun hat aber dieſes Preußen ſich erkühnt eine ſelbſtändige Politik zu treiben, hat dadurch Rußland gerettet, indem es auch Oeſterreich hinderte, über das Nothwendige hinaus zu gehen. Iſt das nicht haſſenswerth?“ — Meint man doch Kinder auf dem Spielplatze zu hören. Aber daß dieſes Gerede von deutſchen Blättern gegen Preußen nachgeſprochen und Preußen der Ruſſenfurcht und der Servilität gegen den Kaiſer Nikolaus beſchuldigt wurde, war weniger lächerlich als betrübend, weil es zeigte, wie wenig Preußen in Deutſchland auf den guten Willen rechnen durfte, es in ſeinem Thun zu verſtehen, wie wenig auch umfaſſenderer politiſcher Verſtand vorhanden war. Anders freilich redeten franzöſiſche Blätter, wie die

*) Kinglake, Bd. 2, S. 234 ff. Neben dieſer engliſchen Darſtellung iſt aber heute noch leſenswerth meines verewigten Freundes Dr. Sander Schrift: Die Kataſtrophe im Orient und ihre Rückwirkung auf den Occident. Berlin, 1855.

Revue des deux mondes.*) Dieſes Blatt ſuchte die Politik des Königs als die der Kreuzzeitungs-Partei und als eine auf Beſchädigung der wahren Intereſſen Deutſchlands und Preußens oder, wie es deutſche Pamphlete**) kräftiger ausdrückten, auf „einen Selbſtmord Preußens“ ausgehende darzuſtellen. Mochte es immer Recht haben, wenn es den ruſſiſchen Einfluß bis nahe zum Throne als ſtark und auch als in gewiſſen Perſonen der conſervativen Partei verkörpert ſchilderte, es war dennoch getäuſcht, wenn es die Neutralität Preußens auf dieſe Quelle zurückführte. Im Gegentheil hat die Partei in vielen ihrer verſchiedenen Theile den Krieg Preußens für Rußland entſchieden gewollt und angerathen und ſich nur der höheren Einſicht des Königs gefügt, der auch andere Rathgeber hatte, die ihn auf die Seite der Weſtmächte geneigt wünſchten. Es war der König allein, der ſich für die Neutralität entſchied, und wie hernach das Blatt der Partei dieſe Politik adoptirte und den Schein erregte, daß es nie einer anderen das Wort geredet habe, ſo konnten diejenigen, welche in gutem Gedächtniß behalten hatten, was es früher geſprochen, ſich dadurch doch nur überzeugen laſſen, daß nächſt dem Kriege für Rußland die daſſelbe rettende Neutralität der Partei das Liebſte war. — Die Mittelpartei des Wochenblattes hatte vielmehr zuerſt die freie Zwiſchenſtellung Preußens zwiſchen den Weſtmächten und Rußland als die richtige Politik bezeichnet, aber ohne damit Einfluß auf die Entſchlüſſe des Königs zu üben. Es iſt wahr, was jene Schrift hervorhebt, der König ließ damals, von der religiöſen Seite der Frage lebhaft ergriffen, die Worte in das allgemeine Kirchengebet einrücken: „Wende die

*) In einem ſehr geſchickten Artikel, der als beſondere Schrift: La Prusse la cour et le cabinet de Berlin dans la question d'Orient. Paris 1855 erſchien und in welchem von kundiger Feder viele, wohl zutreffende Urtheile über die preußiſchen Zuſtände und Parteien, ſowie über handelnde und Einfluß übende Perſonen, neben manchen Misgriffen, vorkommen. Sie widerlegt gelegentlich das Urtheil, daß der König den orientaliſchen Krieg hätte verhindern können. Sie rührt ohne Zweifel von Berlin her, iſt aber im franzöſiſchen Geiſte und vom franzöſiſchen Standpunkte verfaßt, jedoch mehr wie ein Scandal-Roman, als wie ein politiſches Werk. Der Charakter des Königs iſt falſch gezeichnet. S. La cour et le gouvernement de Prusse en face de la coalition. Bruxelles et Leipzig 1855.

**) Z. B. „Preußen und Rußland.“ Leipzig (Hirzel), 1854.

Augen deiner Barmherzigkeit auf Alle, die deinen Namen bekennen, und die unter dem Joche der Ungläubigen seufzen"; aber er ließ ihnen auch, auf die kirchlichen Unternehmungen des Kaisers Nikolaus in den Ostseeprovinzen blickend, die weiteren Worte nachfolgen: „Sei aber insonderheit allen denen gnädig und barmherzig, die mit uns eben denselben theuren Glauben empfangen haben, dermalen aber noch in vieler Gefahr, Noth und Verfolgung leben", so daß der König keineswegs, kirchlich wenigstens, auf die Seite Rußlands trat. Das nannte man dann die „Romantik des Königs von Preußen", weil man selbst für Zeugnisse sittlicher Art, wie sie der König mit dieser Anordnung gab, keinen Sinn und kein Verständniß hatte. Zugleich gesteht man in demselben Athemzuge zu, daß nur für Rußland die deutsche Neutralität „beunruhigend" war, daß Rußland sich alle Mühe gab, derselben den Sinn eines Bündnisses zu geben, und damit an dem Willen des Königs von Preußen scheiterte*). Welche Mühe gab sich der Kanzler Nesselrode, den König durch Worte von der gemeinsamen Bluttaufe Rußlands und Preußens von 1813, vom Wiederaufleben des alten Bündnisses der drei Ostmächte und durch die Behauptung, daß Rußland uneigennützig nur im deutschen Interesse arbeite, zu bestechen, und wie gab sich da der kleinliche Zorn des Kaisers Nikolaus bis zum Verbot des Tragens preußischer Ordensdecorationen kund! Das Alles spricht doch wahrlich deutlich genug aus, daß die Neutralität Preußens nicht die von St. Petersburg und nicht die von der russischen Partei in Berlin gewünschte Haltung war. Daß aber der König die Unterschrift einer Convention mit den Westmächten verweigerte, wußten seine Gegner mit Achselzucken nur dem Zorn seines Schwagers und dem Schmerz seiner geliebten kaiserlichen Schwester, ja gar dem blinden Schrecken vor dem Anmarsch der Russen gegen Preußen zuzuschreiben, während es einfach die offene Redlichkeit des Königs zum Grunde hatte, der seine Neutralität weder zu Gunsten Rußlands, noch zum Vortheil der Westmächte verfälschen lassen wollte. Die Convention hätte ihn moralisch weiter verpflichtet und wahrscheinlich in den Krieg mit hineingerissen. Trotz aller Anstrengungen, selbst des Ministers, der sich den Westmächten nähern

*) La Prusse, la cour et le cabinet de Berlin. p. 28 ff.

wollte, ſelbſt einer noch höheren Perſon, die überhaupt nur eine kräftige Politik Preußens, ſeiner Geſchichte gemäß, verlangte, blieb der König bei ſeiner Weigerung, eben ſo entſchieden, wie er der ruſſiſchen Partei auch jetzt noch widerſtand.

Dem Könige kam es darauf an, daß, was in den Beſchwerden Rußlands gegen die Türkei wirklich Grund hatte, nämlich der Druck der chriſtlichen Unterthanen der Pforte durch die vom Islam eingegebenen Geſetze, wirklich weggeräumt werde, daß, wenn die Pforte unter den europäiſchen Mächten eine Stelle einnehmen wollte, ſie ihren chriſtlichen Unterthanen daſſelbe Recht gewähre, welches dieſe ihren muhammedaniſchen, heidniſchen, jüdiſchen Staatsangehörigen, Rußland in ſeinem weiten Reiche, England in ſeinen Colonieen, Frankreich in Algerien, angedeihen ließen. Als dies erreicht war, blieb für Friedrich Wilhelm IV. kein Grund mehr für einen Krieg Rußlands mit der Pforte, aber auch keiner für einen Krieg der Weſtmächte gegen Rußland. Wenn die Klugen dieſer Welt meinten den König in einer theilnehmend vornehmen Weiſe beurtheilen zu können, wenn ſie von ſeiner religiöſen Beſchränktheit und harmloſen Gutmüthigkeit redeten und ihm jede Ahnung davon abſprachen, um was es ſich in dem Kriege weiter handelte, ſo verriethen ſie nur, daß ſie in all ihrer Weltklugheit nicht halb ſo klug waren, wie dieſer fromme und aufrichtige Herrſcher. Er blieb trotz der Ueberraſchung, durch die man ihn zur Unterſchrift der Convention hatte verleiten wollen, bei ſeiner feſt gefaßten politiſchen Entſchließung, ſo wenig dieſe auch zur Zeit in Deutſchland und ganz Europa verſtanden wurde. Daß er dabei noch immer hoffte, durch Vereinigung mit Oeſterreich Deutſchland zum Schiedsrichter Europas zu machen, konnten ihm die Franzoſen verdenken, aber nicht die Deutſchen.

Auch diesmal mußte ſich der König mit dem ſtolzen Bewußtſein tröſten, wider Deutſchlands Willen für deſſen beſſere Zukunft zu handeln*).

*) Allerdings iſt bei dieſen Aeußerungen nicht zu vergeſſen, daß es in Preußen damals, ich will nicht ſagen, eine Partei, aber doch Einzelne in der conſervativen Partei gab, denen Rußland nach ihren ledernen Theorieen von Revolution und Legitimität als das Muſter eines legitimen Staates, als der große Erretter von der Revolution galt, und die deshalb es kaum ertragen

Während die Engländer und Franzoſen ſich an der Halbinſel Krimm und der feſten Stadt Sewaſtopol zerarbeiteten, blieb Preußen auf ſeinem wahren Poſten als der Wächter Deutſchlands ſtehen und konnte es nicht ungern ſehen, daß Rußland und Oeſterreich einander immer feindlicher und bitterer entfremdet wurden. Denn entweder mußte Oeſterreich in Folge davon Preußens Zuneigung ſuchen, oder es hatte wenigſtens keinen Rückhalt an Rußland, wenn einmal die Entſcheidung zwiſchen beiden deutſchen Mächten fallen ſollte. Allerdings dachte ſich der König dieſe Entſcheidung nicht nahe und ſuchte ſie nicht, weil ſeine Pietät ihm nicht zulaſſen wollte, der Sache auf den Kern zu ſehen und Oeſterreich einfach als das Hinderniß der Einheit und Kraft Deutſchlands zu betrachten. Dadurch wurden auch ſeine Miniſter in energiſchem Weiterſchreiten gehindert. Allerdings muß zugeſtanden werden, daß ſie zu extremen Schritten nicht geneigt waren und auch zu verhüten hatten, daß Oeſterreich ganz in die Arme der Weſtmächte fiel. Die Beſtrebungen der deutſchen Mittelſtaaten um eine eigene europäiſche Politik waren vielleicht noch ein ſchlimmeres Hinderniß für ein geſundes Leben Deutſchlands. Daß daher die Miniſter ſich an kleineren Verhältniſſen als der großen Frage Europas gegenüber von Rußland abzumühen hatten, kann ihnen zum Vorwurf nicht gereichen, wenngleich auch nicht geleugnet werden ſoll, daß Herr von Manteuffel nicht der Mann einer durchgreifenden Politik geweſen ſein möchte, auch wenn die Zeit zu einer ſolchen aufgefordert hätte. Es iſt für einen Staatsmann ein Unglück, wenn er nach einer Periode hoher Aſpirationen und wilder Eruptionen ans Ruder treten muß, weil er immer in das Licht kommt, mit der Beſeitigung der Wirkungen und Urſachen der letzteren auch den erſteren den Athem entziehen zu wollen. Der Groll der in die Schranken zurückgebannten wilden Elemente tritt dann mit dem Unwillen der Vielen zuſammen, welche nunmehr alle Ziele zu klein finden, die hinter den höchſten zurückbleiben, aber aller der Mühen und Sorgen unkundig ſind,

---

konnten, daß der König nicht ſeine ganze Macht auf die Seite Rußlands ſtellte. Damit hätte er aber wieder durchaus undeutſch gehandelt, und das war ihm nicht möglich. Wir verweiſen hinſichtlich dieſer Anſichten nochmals auf die kleine Schrift: Preußen und Rußland. Leipzig (Hirzel) 1854.

welche die Leiter des Staates auf ſich nehmen müſſen, um dieſe höchſten Ziele noch immer erreichbar zu halten. Und dies hat auch das Miniſterium Manteuffel gethan. Wenn man es dabei beſchuldigte, „die Kraft der Nation mit kleinlichen Zielen und kleinlichen Mitteln erſchlafft zu haben,“*) ſo iſt dies als Vorwurf gegen die Staatslenker eine Ungerechtigkeit, vielmehr iſt es die einfache Folge großer, leidenſchaftlicher Erregungen, wie die von 1848—1850 geweſen waren, daß in der nachherigen Ernüchterung Alles „kleinlich ſchaal und unbedeutend“ erſcheint. Wenn zugleich nicht undeutlich der „Reaction“ auf dem kirchlichen Gebiete gedacht und Führern der Staaten zum bitteren Vorwurfe gemacht wird, ſie hätten ſich dieſer für politiſche Zwecke bedient, ſo muß auch hiergegen, wenigſtens was den preußiſchen Staat betrifft, entſchieden Proteſt eingelegt werden. Es iſt wahr, die Kirche hatte ſich der revolutionären Bewegung von 1848, die in ihren lauteſten Vertretern zugleich, nicht etwa gegen die Geſtalt und bisherige Verfaſſung der Kirche, ſondern gegen ihre Grundlage in Glauben und Religion anſtürmte, entgegengeſtellt. Daß ſie alſo die Umkehr zu ruhiger Beſonnenheit auf dem Gebiete des Staates wünſchte, daß ihre Vertreter, die Geiſtlichen, in ihrem Theile dazu wirkten und ihre Gemeinden vor dem Taumel der Aufregung zu bewahren ſuchten, daß die Staatsmänner, welche die Umkehr hauptſächlich leiteten, in der Kirche eine Bundesgenoſſin ſahen, daß Kirche und Staat nach der Zeit der ſtürmiſchen Erregung mehr Hand in Hand gingen, als während derſelben, das ſind doch alles leicht begreifliche und keineswegs tadelnswürdige Dinge. War doch die Kirche einen Augenblick irre an dem Zuſammengehören beider im Reiche Gottes geworden und hatte darauf denken müſſen, ſich ſelbſt in dem wilden Strudel zu erhalten, ſo daß ſie zu engeren Formen ihres Daſeins ſich zuſammenzuziehen anfing. Die Frage nach einer feſten Einheit der Kirche war dieſer, die ſeit Jahrhunderten mit dem Staate verſchmolzen geweſen, durch die begonnene Löſung der inneren Ordnung des Staates aufgenöthigt werden. Es lag die Gefahr nahe, daß ſie in ſchroffer Con-

*) Z. B. in der Fortſetzung von Lorentz: Neueſte Geſchichte von den Wiener Verträgen bis zum Frieden von Paris herausgegeben von Th. Bernhardt. Berlin, 1867. S. 467.

feſſionalität ſich gegen das weitere Gebiet des Staates abſchloß und ein Leben für ſich ſuchte. Es war allerdings ein Moment, da die Kirche ſelbſt in vielen ihrer Vertreter in Gefahr ſtand, den Begriff des Reiches Gottes von ſich zu ſtoßen oder vielmehr auf ſich ſelbſt zu beſchränken, wie die katholiſche thut. Sie iſt davor bewahrt geblieben. Preußen gab in dieſer Hinſicht das Beiſpiel. Es wurde zu gleicher Zeit ausgeſprochen, daß der Staat die chriſtliche Kirche bei ſeinen Einrichtungen vorausſetze und daß die Kirche ihre Angelegenheiten ſelbſtändig verwalte, alſo eine Scheidung und Unterſcheidung ohne Trennung, eine Anerkennung der Zuſammengehörigkeit beider, alſo des Reiches Gottes, das ſich durch ſie vollzieht.

Die Zeit nach dem Frieden von Paris (1850), bei welchem Preußen nur nach dem Maße ſeiner Theilnahme am Kriege, alſo in untergeordnetem Maße, mitwirken konnte, aber in dieſem Maße auch wirklich mitwirkte, war gleichfalls noch keine für das deutſche Geſammtgefühl wohlthuende. Denn mit Oeſterreich, auf deſſen Stellung zu Preußen ja ſoviel ankam, war eine Einigung weder geſchehen noch möglich. Die beiden deutſchen Großſtaaten ſtanden einander mehr wie europäiſche als wie deutſche gegenüber. Man hat geſagt, es ſei der „feudalen Partei" in Preußen zuzuſchreiben, daß „Oeſterreich damals das entſcheidende Wort in Deutſchland geredet." Dieſe Partei hatte allerdings in ſich die Kraft, die Klarheit und die Einheit nicht, um in der Weiſe Friedrichs des Großen aufzutreten. Keine Partei konnte dies, ſondern nur ein genialer Königscharakter. Friedrich Wilhelm IV. war dies in ſeiner Weiſe. Aber er war ermüdet von den Gegenſätzen, worin die wankende Zeit ihn ſich hatte bewegen laſſen. Er zog ſich gern von den Unmöglichkeiten, die ſeinen deutſchen Gedanken entgegenſtanden, auf das innerliche Gebiet der Kirche zurück, und auch auf dieſem gab es Neues zu ſchaffen und an das Alte entwickelnd anzuknüpfen. Schon nahten die erſten Schatten der Krankheit, die ihn bald dem großen hellen Kreiſe ſeines königlichen Wirkens entrücken ſollte. Aber es iſt ein grober Irrthum, wenn man ſelbſt in dieſer Zeit (1856 bis 1857) den König als ein bloßes Werkzeug einer einzelnen Partei betrachtet hat, die ſeine Stimmungen für ihre Zwecke benutzt habe. Er war und blieb König und klar darüber bewußt, wie und wieweit die Partei ſeinen Herrſcherzwecken dienen ſollte. Daß er nicht einer

ſtraffen durchſchlagenden Centralität im Staatsleben zuſtrebte, geſchah wahrlich nicht, weil die Partei dies nicht wollte, ſondern weil er ſelbſt, aber nicht jetzt erſt, ſondern von jeher „peripheriſche Gewalten“ im Staatsleben in lebendiger Wechſelwirkung mit der centralen wollte und wünſchte. Niemand, der nicht das franzöſiſche Staatsideal zu ſeinem eigenen gemacht, wird ihn darüber tadeln können, denn der deutſche Staat wird dem Volksleben in ſeinen verſchiedenen Kreiſen ſein Recht des Mitwaltens nie verkümmern wollen und dürfen. Es war des Centraliſirens in der Büreaukratie Preußens ſchon längſt mehr als genug, und der Fehler der „Kreuzzeitungspartei“ war nicht der, daß ſie dieſem entgegenſtrebte, ſondern daß ſie ſich leicht verleiten ließ, „Freiheiten“ ſtatt der Freiheit zu ſuchen und ſocialen Sonderintereſſen mit der Politik zu dienen. Der allgemeine Weg, auf den ſie zeigte, war kein unrichtiger, aber ſie mußte mit weiterem reinerem Blicke denſelben und ſein Ziel ſuchen.

Es iſt wahr, Preußens Anſehen ſank in den genannten Jahren, weil die deutſchen Mittelſtaaten, ſein Zurücktreten von der großen Bahn der vierziger Jahre als ein Aufgeben ſeiner ſelbſt betrachtend, nunmehr ihr ehrgeiziges Spiel trieben und von Oeſterreich darin geduldet wurden. Es war ja klar genug, daß mit einer Erneuerung derjenigen Bewegungen, welche am Bundestage und durch dieſen ſo lange Deutſchlands Hoffnungen getäuſcht hatten, nichts zu gewinnen war, und daß Preußen ſich vor Allem erſt militäriſch in die Verfaſſung zu ſetzen hatte, welche nach Außen Ehrfurcht gebot. Aber gefürchtet war Preußen ſowohl von Oeſterreich als von Frankreich. Dies zeigte ſich hernach, als der König erkrankt war und ſein Bruder der Prinz von Preußen ſtellvertretend das Ruder des Staates ergriffen hatte. Der Krieg Oeſterreichs mit Italien und Frankreich (1859) war augenblicklich zu Ende, als Preußen ſich waffnete, um dem erſteren beizuſtehen. Denn mit dem Siege über Frankreich, welchen es mit dem übrigen Deutſchland erſtritten hätte, wäre es an die Spitze Deutſchlands geſtellt worden. Lieber wollte Oeſterreich ſein Schooßkind, die Lombardei, „dreimal“ hingeben, als dieſe Demüthigung ertragen. Frankreich aber war ohnedies froh, den Krieg endigen zu können, deſſen größere Aufgabe noch vor ihm lag. Die Geringſchätzung Preußens wurde faſt mehr von den

eigenen nach politiſcher Wirkſamkeit lechzenden Parteien, als von dem Auslande, oder doch von dieſem auf Grund der einheimiſchen Urtheile ausgeſprochen. — Es war eben keine ſehr glänzende Zeit, welche Preußen durchlebte. Oeſterreich beizuſtehen, wurde es von dem ſüdlichen Deutſchland und von Allen, die an der alten Glorie des Kaiſerhauſes noch Gefallen fanden, aufgefordert. Dieſes ſelbſt aber wies die Hülfe zurück, wenn ſie nicht als einfache Bundespflicht vaſallenmäßig geleiſtet werden wollte; dieſe Bundespflicht lag aber noch nicht vor. Oeſterreich in Italien ſchwächen zu laſſen, deſſen Einheit offene Bahn zu geben, war der Wunſch der anderen Partei, weil dadurch der Kaiſerſtaat auch in Deutſchland zurücktreten müſſe. Ihre Berechnung hat ſich als falſch erwieſen.

Es war als ob über dem Grabe des Königs, der nach Außen und Innen den Frieden zu wahren gewußt, alle wilden Mächte losgelaſſen würden. Er war ſtill hingeſchieden, tief betrauert und unvergeßlich Allen, die ihn erkannt hatten, während die Maſſe der Oberflächlichen urtheilsunfähig das göttliche Zeichen überſah, welches der Zeit in einem großen Geiſte und großen Herzen gegeben worden, die der Ueberanſtrengung einer Königsſtellung erlegen waren, von welcher in allen geiſtigen und materiellen Richtungen gewaltige Impulſe ausgingen. Der nationale Umſchwung, dem ſeine Frucht noch fehlte, die heftigen Rucke und Stöße, welche er hervorgebracht, der Mangel an klarer Einſicht über die zu erſtrebenden Ziele ſelbſt in denen, ohne die der König nicht vorwärts konnte, die Zwieſpältigkeit, ja die Zerfahrenheit der Parteien im Innern, die Hemmungen ſeiner Abſichten auch im kirchlichen Gebiete, vor Allem aber die ſo gründlich erkannte Unzuverläßigkeit vieler deutſchen Mitfürſten, die Unfertigkeit der deutſchen Frage in den Elbherzogthümern, die rohe und barſche Handlungsweiſe des ruſſiſchen Kaiſers, die widrig ſchlaue Art des neuen franzöſiſchen, das Verkauftſein des proteſtantiſchen Englands an die politiſche Oberherrlichkeit dieſes Mannes, die unlautere Haltung Oeſterreichs, das Alles hatte den lebendigen Geiſt ermüdet, der Alles ſo ſcharf und tief erkannte, und hinter deſſen Action ein ſo tief empfindendes Gemüth mit ſeinen Schmerzen und Enttäuſchungen lebte. Die Leiden ſeiner Krankheitsjahre waren das Werk ſeiner Zeitgenoſſen, und es ſchien ſein Ende der tragiſche Ausgang deſſen zu ſein, der mit dem beherrſchenden Gedanken des

Reiches Gottes in die Mitte der ſich ſtoßenden Gegenſätze nur weltlicher und parteiſüchtiger Strebungen geſtellt war. Aber ſein Vermächtniß blieb in treuen Händen, und die feſten Arme zu ſeiner Durchführung waren ſchon bereit.

Die Regierung König Wilhelms (ſeit 1857 October), ſowohl als Regenten, wie als gekrönten Herrſchers, bietet den Anblick einer Ernte deſſen, was ſein Vorgänger geſäet, einer Vollendung deſſen, was er vorbereitet hatte. Die „neue Aera" iſt die üblich gewordene Bezeichnung für die Wendung im Anfange derſelben. Der Prinz von Preußen hatte das Scheitern aller preußiſchen Plane und die Tage von Olmütz als ein zweites Jena empfunden, als die Verwirklichung der erſten Hälfte von Fürſt Schwarzenbergs Loſung: „Preußen erſt zu erniedrigen, dann zu vernichten." Ihm mußte Vieles von dem, was unter ſeinem königlichen Vorgänger geſchehen war, als Folge dieſer Verwirklichung erſcheinen. Die öſterreichiſche Action in Kurheſſen und die Entwaffnung Schleswig-Holſteins gehörte dahin. Aber er kannte die Motive, welche ſeinen Bruder geleitet hatten, und urtheilte nicht wie die Maſſen. Die Schuld der deutſchen Fürſten, beſonders Hannovers und Sachſens, lag klar vor ihm. Die Beſtrebungen Oeſterreichs, den Zollverein, die Ehre Preußens, im innerſten Weſen zu zerſtören, und die Hülfe der Mittelſtaaten zu dieſem eben ſo thörichten als ſchädlichen Treiben waren ihm bekannt, und er wußte, daß dieſe böſe Reaction nicht im Schooße Preußens entſprungen war, daß dieſes nur Schritt für Schritt, gezwungen, aber eben doch nachgegeben hatte. Daß die Männer, welche König Friedrich Wilhelm IV. in ſeinen Rath berief, die Erniedrigung Preußens nicht wollten, bezweifelte auch er nicht. Sie folgten nur zunächſt dem natürlichen Rufe: erſt wieder preußiſch ſein, hernach deutſch! eine natürliche Regung und berechtigte Wendung, nachdem Deutſchland in ſeinen Fürſten wie in ſeinen Parteien ſich von Preußen abgewendet, weil deſſen König nicht uſurpatoriſch den günſtigen Augenblick ergriffen hatte. Aber in dieſen Ruf miſchte ſich bald die Verkennung der Thatſache, daß weder die Fürſten noch die Parteien der volle Ausdruck des deutſchen Volkes waren, und daß dieſes ein geſchichtliches Recht an Preußen hatte. Die Reaction blieb nicht in den Schranken des Unerläßlichen, ſondern ein enger, mehr brauden-

burgiſcher als preußiſcher Geiſt trat gegen die deutſchen Anforderungen hervor. Daß als Träger dieſer Reaction mehr der Adel als die Beamtenwelt, welche von den treibenden Ideen des Zeitalters viel mehr bewegt wurde, in den funfziger Jahren ſich dargeboten hatte, war natürlich. Denn in dem landſäßigen begüterten in dem Kriegsheere verzweigten Adel mußte ja die ſpecifiſch preußiſche, dem Bürgerthum in ſeiner neuen induſtriellen Geſtalt abholde und deſſen Berechtigung miskennende Art ſich kundgeben. In der ausſchließenden in ſich ſelbſt verkochenden Bewegung dieſes Kreiſes mußten ſich aber auch die karrikirten Züge ergeben, die nicht mehr conſervativ, ſondern wirklich „junkerhaft“ genannt werden konnten.

Es war ja und iſt noch eine ſeltſame Erſcheinung, daß der auf Güterbeſitz ruhende Adel, dem die induſtrielle höhere Bourgeoiſie als Gegenpol contraſtirt, einerſeits durch die induſtrielle Ausbeutung der Agricultur und des Bodens dem Fabrikanten in fließender Gränze ſich nähert, und doch ſeinen ſocialen und politiſchen Anſchauungen ſich fern halten möchte, daß andererſeits die Söhne des Adels und die Töchter der reichen Bürgerwelt in ſo zahlreichen Fällen ſich ehelich verbinden, und dadurch der adliche Ton in die Bürgerkreiſe bringt und dennoch der ſocial-politiſche Gegenſatz fortdauern ſoll. Dazu kommt, daß adliche und bürgerliche Gutsbeſitzer immer mehr durch einander gehen, und kaum noch eine geſchloſſene „Adelskette“ möglich iſt. Am meiſten hat es dem Adel in den Augen des Volkes geſchadet, daß auch ſeine höhere Region, das Herrenhaus, in der Branntweinſteuer- und der Grundſteuer-Frage der Verſuchung nicht widerſtand, zu verwerfen, was ihm pecuniär, alſo ganz bürgerlich, ſchädlich war. Hier hätte die Willigkeit für den Staat zu opfern, auch wenn die Ueberzeugung der Ungerechtigkeit ihm feſtſtand, dieſem Stande ein anderes Votum abgewinnen müſſen. Das ſo oft von dem Organ ihrer Partei gebrauchte Wort: noblesse oblige! hätte hier zur That werden müſſen.

Dem zahlreichen Adel Preußens kam es, ſofern ihm die geiſtige Befähigung dazu nicht fehlte, in der That zu, ſich um den Thron ſeines von Deutſchland unverſtandenen Königs zu ſchaaren, und wenn es der märkiſche Adel zuerſt that, wenn dadurch die Concentration einen zu provinziellen Charakter erhielt, ſo iſt dies kein Vorwurf gegen dieſen Adel. Aber wenn man Worte hörte, wie

von dem „Alter der Stände, welches in Preußen höher gehe, als das der Monarchie“, wenn man dadurch an die Wedells erinnert wurde, die vor den Hohenzollern im Lande Dynasten gewesen, wenn sich an dieses specifisch preußische Streben nach Concentration ein Anspruch schließen wollte, daß der König verpflichtet sei, mit seinem treuen Adel zu gehen und ihm gewissermaßen zu gehorchen, so war etwas krank und faul an dieser festen Zusammenschließung. Es wurde doch klar und offenbar, daß kein Standesrecht mehr dem Staate unvermittelt oder gar beherrschend gegenüber stehen kann. Es galt im Staate wie in der Kirche sich mit neuen Ständen in richtiger Weise auszugleichen, die zuvor nicht existirt hatten, die aus dem Aufschwunge des Gewerbewesens und der Sammlung des Capitals in wenigeren Händen hervorgegangen waren, denen die neuen Bildungsanstalten dieselbe geistige Stellung, ja nicht selten eine höhere zuführten, als sie der Adel besaß. Der Kampf zwischen Adel und Bürgerthum hatte Theil an der Bewegung, welche die letzten Regierungsjahre des entschlafenen Königs gesehen hatten, wiewohl es irrig wäre, die ganze Bedeutung derselben in diesem socialen Kampfe zu suchen. Der Kampf war nicht vergeblich, die conservative Partei hörte allmählig auf, „Junkerpartei“ auch in dem Maße zu sein, in dem sie es eine Zeitlang gewesen war; die politische Arena brachte wirklich ein gegenseitiges Verstehen und Annähern, und die Physiognomie des Landtages änderte sich so, daß die Entstehung einer wirklichen politisch-conservativen Partei sich anbahnte.

Wenn man bei diesen Anlässen behauptete, es werde der Staat in seinen Beamtenstellen, besonders in den höheren Offiziersstellen der Armee, in einer unverhältnißmäßigen Weise für die Privatinteressen des Adels ausgebeutet, so bedarf dies hier eines kritischen Wortes*). Es ist wahr, daß die höheren Stellen in unverhältnißmäßigen Procentsätzen von Adlichen besetzt waren und noch sind. Wenn man dagegen auf die gleiche Stellung des ganzen Volkes zum Herrscher, auf die gleiche Berechtigung aller Classen am Staate und seiner Leitung sich berief, um die Uebervortheilung der bürgerlichen Mehrzahl durch die adliche Minderzahl recht schreiend er-

*) Freimund Gutemuths: Patriotische Untersuchungen. 1. Der Adel im preußischen Staatsdienst. Hamburg 1860.

ſcheinen zu laſſen, ſo iſt das ein bloßer Schein. Denn nur gegen die Geſammtzahl des Volkes iſt der Adel ſo auffallend im Vortheil, nicht gegen die an Vermögen ihm parallel ſtehenden Bürgerklaſſen. Nur aus dieſen aber kann neben dem Adel die große Mehrzahl der Beamten und Offiziere kommen, weil nur dieſe das Capital aufzuwenden vermögen, welches die akademiſche und die höhere militäriſche Vorbildung in Anſpruch nimmt. Nur wenn in dem Kriegsheere ein Aufrücken vom Unteroffizier zum Offizier, auch Stabsoffizier und Commandeur zuläſſig wäre, könnte aus noch niedrigeren Stufen der Geſellſchaft eine Theilnahme an den höchſten Stellen im Militär eintreten. Es bedarf aber ſehr wenigen Nachdenkens, um dieſe Einrichtung im Intereſſe des Heeres als unausführbar zu erkennen. Für die Civil-Laufbahn iſt daran vollends nicht zu denken. Daß aber in den wohlhabenden Mittelklaſſen, ſofern ſie nicht gerade um ihrer militäriſchen Söhne willen den Adel nachſuchen und erlangen, der Eintritt in die Militärlaufbahn in Vergleich mit dem Adel ſeltener iſt, wird Niemand beſtreiten und Jedermann leicht erklären können. Warum Adliche nicht gern Advocaten werden? Warum Söhne reicher Kaufleute nicht gern Offiziere werden? Es hat beides entſprechende Gründe. Der Advocatenſtand iſt lucrativ und wird ſehr oft um deswillen dem juriſtiſchen Staatsdienſt vorgezogen. Dem Adel gebührt es nach ſeinen Gefühlen nicht, lucri bonum odorem als Hauptmotiv für ſich gelten zu laſſen. Der Offizierſtand iſt nicht lucrativ, koſtet vielmehr auf ſeinen unteren Stufen viel Geld, und nur Wenige können die höchſten erreichen, und nicht Alle, wie der adliche Gutsbeſitzer, nach mehrjährigem Militärdienſt ohne Penſion den Abſchied nehmen, dann aber dennoch eine Familie würdig ernähren. Für den geweſenen Offizier würde man es für unſchicklich halten, ein Bankgeſchäft zu errichten oder eine Fabrik zu führen. — Iſt es denn zu beklagen, daß unſer Adel die kräftigſten Jugendjahre dem König im Offizierdienſt widmet und hernach ſich ins Privatleben zurückzieht? — Wenn aber im Civildienſt die Adlichen viele der höheren Stellen einnehmen, ſo vergeſſe man nicht, daß die Prüfungen und der Dienſt ſelbſt weit mehr dazu beitragen, ſie dahin zu fördern, als etwa beſondere Gunſt. Der Beweis wäre noch zu führen, daß unſere adlichen Miniſter, Ober- und Regierungs-Präſidenten an

Tüchtigkeit den bürgerlichen nachſtehen oder Würdigeren vorgezogen worden ſind. Es wird vielmehr des Adels Aufgabe ſein, durch tüchtige Bildung ſeiner Söhne an der Leitung des Staates ſeinen gebührenden Antheil auch für die Zukunft zu ermöglichen.

Selbſt aber wenn an Begünſtigung zu denken wäre, wenn unter gleichen Umſtänden der Adliche dem Bürgerlichen vorgezogen würde, ſo wäre es kein billiges Urtheil, darüber gleich als über ein entſetzliches Unrecht zu ſchreien. Dem Bürgerlichen ſtehen für jetzt noch eine Menge Laufbahnen offen, die dem Adlichen ſich verſchließen. Wie ſelten iſt noch immer ein adlicher Arzt oder Geiſtlicher, wie noch ſeltener ein adlicher Advocat, Kaufmann oder Fabrikant! Das wird wohl nicht immer ſo bleiben. Iſt es denn unbillig, dem Adel, der ſich für den Kriegsdienſt auf den unteren Stufen der Offizierſtellen hingibt und dadurch die Zahl der grauköpfigen Subaltern-Offiziere ſehr ermäßigt, der ſich dann ohne Penſion auf ſeinen Beſitz zurückzieht und der Landwehr tüchtige Führer gibt, den Uebergang aus dem Zuſtande der „Standesvorrechte“ zu dem der bloßen „perſönlichen Auszeichnung“ durch billige Rückſichten zu erleichtern? Iſt es nicht eines der ſchönſten Vorrechte und eine der wichtigen Aufgaben der Krone, die Brücke zu ſchlagen zwiſchen den ſchroffen Forderungen des Rechts und den weicheren Anſprüchen des Gemüthes, und ſo auch hier die durch die Verfaſſung geſchaffene gleiche Berechtigung der Staatsangehörigen mit den früheren wahrlich nicht leiſtungsloſen Standesvorrechten zu vermitteln? Nur darf ſolche Begünſtigung nicht als eine in andere Form gekleidete Fortſetzung des Vorrechts behandelt und betrachtet werden. Die echt ritterliche, im ſchönſten Sinne adliche Geſinnung des Regenten war die beſte Bürgſchaft für ſeine Werthſchätzung deſſen, was der Adel von wahrem Werthe in ſich trägt. Aber als Stand konnte er nicht mehr für die Politik des Staates mit vorwiegendem Moment in Betrachtung kommen.

Hier war der Punkt, an welchem der neue Regent einen anderen Weg betrat, als das bisherige Regiment. Er wollte nicht zurück auf das Abgelebte, ſondern vorwärts zum Neuen, das, geſtützt auf das deutſche Volk und auf Preußens unveränderte Beſtimmung durch die Geſchichte, noch immer möglich war. Noch fand er für dieſes Streben die Werkzeuge nur in der altliberalen

Partei, der ſtreng conſtitutionellen, in ihren etwas verſchiedenen Nüancen. Aus ihnen wurde das neue Miniſterium gebildet. Was es in der deutſchen Sache zunächſt wollte, das drückte ſich in dem Worte „moraliſche Eroberungen“ aus, dem jedenfalls die Erklärung innewohnt, daß an kriegeriſche Erwerbungen nicht gedacht werde. Und moraliſche Eroberungen waren in der That nöthig. Die Reaction, deren Unerläßlichkeit nach der Sturmzeit nicht vergeſſen werden ſoll, hatte zu lange gedauert und ſelbſtiſchen Standesintereſſen Zugang gelaſſen, noch mehr aber den Argwohn geweckt, daß ſie dieſen mehr diene, als wirklich geſchah. Ihre Zeit war abgelaufen, und auch Friedrich Wilhelm IV. würde bei längerem Leben in kräftiger Geſundheit nicht lange mehr mit ihr gegangen ſein. Wie oft ſprach er in vertrautem Kreiſe ſein Misbehagen über ſie aus, und wie oft redete er von der Unerläßlichkeit anderer Männer, wenn man ſie ihm nur zeigen wolle, mit welcher Energie des Ausdrucks wies er die herrſchende Annahme von ſich, daß die Kreuzzeitung das Organ ſeiner Gedanken ſei. — Moraliſche Eroberungen zu machen, gab der Krieg Oeſterreichs in Italien Gelegenheit. Allein wir kennen Oeſterreichs Handlungsweiſe, die tief verletzende, ränkevolle, anmaßende gegen Preußen, und Süddeutſchlands Mitgehen auf dieſem Wege. Das Schändlichſte von Allem aber war, daß Oeſterreich, als Preußen zu ſeiner Hilfe ſich erhob, ſofort Frieden ſchloß und vor ganz Europa die Schuld ſeines Unterliegens — Preußen zuſchob. Jeder letzte Zweifel an der Unmöglichkeit, daß Preußen und Oeſterreich ſich dennoch einigen werden, war dahin. Abermals war die edle Geſinnung misbraucht und die Wahrheit ins Angeſicht geſchlagen worden. Preußen ſollte wieder der gedemüthigte Ehrgeizige ſein, weil es ſeinen Vortheil aus deutſchem Sinn nicht gebraucht hatte. Auch an dem neuen Regenten war dieſelbe Verſuchung, wie an ſeinem Vorgänger, ſich ohne Frage an Deutſchlands Spitze zu ſtellen und die Widerſtrebenden zu zwingen, wirkungslos vorübergegangen. Auch diesmal wieder hatte Deutſchland d. h. ſeine Fürſten und Regierungen Preußen ſchmählich zurückgewieſen. Auch jetzt hatte der Herrſcher Preußens die innerliche Zuſammenfaſſung desſelben zur nächſten Aufgabe. Diesmal aber hieß dieſer Act nicht: „Reaction“ ſondern: „Militärfrage“. Es war über alle Möglichkeit des Zweifels entſchieden, daß nur ein Krieg mit Oeſterreich

ſchließlich die deutſche Frage zur Entſcheidung bringen könne. Wie und wann er kommen würde, war dunkel, aber daß er nicht ausbleiben könne, dem blödeſten Auge klar; dazu mußte Preußen vollwichtig ſein, was es längſt hieß: „ein Volk in Waffen“. Dänemark ſchien, weil es ſeine im Londoner Protokoll (1852) gegebene Zuſage in Schleswig-Holſtein offen und ſchamlos brach, den nächſten Anlaß zu bieten. Mit welcher Langmuth Preußen unter der neuen Aera dieſem frechen Nachbar die Wege rechtſchaffenen Friedens wies, wie es durch frivole Leugnung der Thatſachen verhöhnt wurde, bedarf keiner Erinnerung.

Der Prinz-Regent nahm in ſeiner neuen Stellung das Werk ſeines ganzen Lebens mit Energie auf, nämlich die Wehrverfaſſung Preußens zur vollen Wahrheit zu machen. Sie hatte durch das Anwachſen der Bevölkerung von 11 zu 18 Millionen immer mehr aufgehört, dies zu ſein, ſofern lange nicht mehr jeder Preuße die Nöthigung, ja auch nur die Veranlaſſung hatte, dem Vaterland in den Waffen zu dienen. Eine Vergrößerung des Kriegsheeres, zuſammen mit größerer Schonung der Landwehr, wie die Erfahrungen in Schleswig-Holſtein und Baden ſie dringend empfahlen, mußte in den Vordergrund treten. Ein ſchwieriger Moment im conſtitutionellen Leben Preußens trat ein. Der Prinz von Preußen hatte ſchon 1858 ſeine Abſicht verkündet, die Kriegsbereitſchaft von 1859 wegen Italiens hatte die Abſicht verſtärkt, 1860 wurde das Geſetz dem Landtage vorgelegt. Das Miniſterium der neuen Aera hatte, im Unterſchiede mit dem vorhergegangenen, den Verſuch gewagt, von Einflußübung auf die Wahlen zurückzutreten. Jetzt war die Stunde der demokratiſchen Partei, welche ſich grollend bisher zurückgezogen hatte, gekommen. Sie trat mit energiſcher Agitation hervor, zu welcher die Springfedern, welche die Maſſe des Volkes am ſtärkſten bewegen, ſtark berührt wurden, militäriſche Dienſtpflicht und ihre Dauer, und finanzielle Leiſtung. — Zuerſt war noch die Ausgabe für die Militär-Organiſation verwilligt, aber nicht von den ordentlichen Staatsausgaben, ſondern als eine ſolche, die abermaliger Verwilligung bedurfte. Kein auch nicht Sachverſtändiger war darüber im Zweifel, daß es ſich um eine bleibende Einrichtung handle, und daß auch der verwilligende Landtag nur an eine ſolche gedacht. Allein der Landtag, welcher verwilligt hatte, war nicht

mehr, als es ſich um dauernde Genehmigung der Ausgabe handelte. Das Miniſterium der neuen Aera hatte ihn aufgelöſt, weil ſich in ihm ein Streben, parlamentariſche Rechte über die Verfaſſung hinaus zu erringen, nach ſeiner Anſicht ausgeſprochen. Das Miniſterium war aber auch ſelbſt vom Platze gewichen, und ein neues conſervativeres an ſeine Stelle getreten. Dieſem lag nunmehr der große Kampf um die Verfaſſung ob. Er begann in vollem Maße mit dem Jahre 1862. Der Kern des ganzen Kampfes war einfach die Frage, ob das Budgetrecht des Landtags ſo weit gehe, daß er die Verwilligung des Budgets aus Gründen, die nicht in dieſem ſelbſt, ſondern in der Stimmung der Verſammlung gegen die Miniſter der Krone liegen, verweigern könne? Die Regierung war und blieb der Anſicht, daß die preußiſche Verfaſſung ein ſolches Recht des Landtags nicht begründe, die Mehrheit des Abgeordnetenhauſes aber blieb bei der Weigerung, das Budget in der ſonſt gewöhnlichen Weiſe zu behandeln, ſo lange nicht andere Miniſter den Staat leiteten. Darin lag allerdings und unzweifelhaft das Beſtreben, nach Art des engliſchen Parlaments den Haupteinfluß bei der Wahl ſeiner Miniſter auf den Landesherrn zu üben. Die Verfaſſungsfrage war alſo in den Vordergrund getreten. Sie war es nicht für Preußen nur, ſondern für ganz Deutſchland. Es ſollte ſich in Preußen zeigen, ob die conſtitutionelle Bahn, einmal betreten, in nothwendigem Drange der Conſequenz, wenn ſie nicht mit Gewalt unterdrückt wird, zu immer vollerer Herrſchaft des geſetzgebenden Körpers, zum engliſchen Parlamentarismus und von da zu einem republikaniſchen Uebergewicht der repräſentativen Verſammlung, zum Scheinkönigthum oder zur Republik führen müſſe. Preußen mußte auch in dieſer Frage ein großes Werk für Deutſchland thun. Noch hatte kein großer deutſcher Staat die Durchführung des Conſtitutionalismus ausdauernd verſucht, noch war trotz der Conſtitutionen in den kleinen Staaten die davon gehoffte Freiheit und Befriedigung nicht eingetreten. So viel war von Anfang klar, daß das preußiſche Königthum nicht vor dem Anlauf einer ſo oder ſo gemiſchten Verſammlung ſofort ſeine ſtolze Flagge ſenken werde. Es nahm den Kampf auf und war ſich ſeiner guten Sache bewußt. Was auch die conſervative Partei in ihrem früheren Stadium gefehlt haben mag, jetzt war, ſo ſchwach ſie auch im Ab-

geordnetenhauſe an Zahl vertreten war, ihr Daſein unerläßlich, und ſie mußte, nachdem die erſten Eindrücke im Volke vorüber waren, wieder in den Vordergrund treten. Inzwiſchen war ſie in den Miniſtern des Königs und im Herrenhauſe eine hinlängliche Macht, um den erſten Sturmlauf des „Conflicts“ aufzuhalten. Wenn damit auch Gutes, das der nationalen Bewegung zu ſtatten kommen ſollte, mit aufgehalten wurde, weil Regierung und Herrenhaus der Mehrheit der Abgeordneten ſolche Vortheile nicht gönnten, ſo war dies auf ihrer Seite das Parteimäßige, im Unterſchiede des Staatsmänniſchen, aber ebenſo war es auf Seiten der Verſammlung mehr factiös, als conſtitutionell, wenn ſie Solches, das ſonſt ganz in ihrer Linie lag, wie den Krieg in Schleswig-Holſtein und die Förderung der Flotte, zurückwies, weil es von dieſen Miniſtern gefordert und gefördert wurde. Daß hier eine große und allgemeine Frage durchgearbeitet werde, das zeigte die Theilnahme des ganzen Deutſchlands an den Verhandlungen in Berlin. Den conſtitutionellen Verſammlungen iſt es eigen, ihre Rechte erweitern zu wollen, und es liegt auch in der Entwicklung des Staates unter dem Einfluß der allgemeinen Culturzuſtände, daß hierin ſogar ein ſtetiges Fortſchreiten ſtattfindet. Aber weder iſt es zuläſſig oder berechtigt, im Sturme erzwingen zu wollen, was nur die auf allen Seiten entſtehende Ueberzeugung von der Berechtigung oder Nothwendigkeit dieſes Fortſchreitens im einzelnen Falle herbeiführen darf, noch kann von der Regierung eine Nachgiebigkeit gefordert werden, zu welcher ſie in der Verfaſſungsurkunde keine Aufforderung zu finden glaubt. Es iſt wohl zuzugeben, daß in dem erſten Stadium dieſes Conflictes eine Ausgleichung noch möglich geweſen wäre, und daß die Neigung zu derſelben auf Seiten der Regierung ſtärker war, als bei ihren Gegnern.

Die Frage um die Dauer der Dienſtzeit im Heere, ſo ſehr ihre Beantwortung ſeitens der Regierung techniſch und ſachlich richtig ſein mochte, hätte wohl ein weiteres Nachgeben möglich erſcheinen laſſen, wenn nur die Ueberzeugung hätte Platz greifen können, daß mit dieſem Nachgeben der Knoten des Conflicts gelöſt worden wäre. Selbſt aber wenn man den Streit um dieſe Poſition nur für einen Vorwand hielt, und wenn er es wohl bei den ſchroffeſten Männern des Fortſchrittes auch war, wenn ſie zugleich andern-

orts von Auflöſung der Kriegsheere und Erſetzung durch Schützengilden und Turner reden konnten, ſo war es dennoch des Verſuches werth, ſolchen Vorwand den Gegnern zu entwinden und dadurch die Partei in ſich zu theilen oder zu mäßigen. Allein auch in der Haltung, welche die Regierung einnahm, wurde die Sache ſelbſt zu einer Entſcheidung getrieben, die nur durch die Umſtimmung der Wähler und die Wahl einer neuen Verſammlung dereinſt kommen konnte. Daß die Regierung inzwiſchen mit dem letzten verwilligten Budget regierte, war ein Uebelſtand, aber ein unvermeidlicher, wenn ſie nicht gewonnen Spiel geben wollte.

Mag es ſein, daß viele von den Abgeordneten, welche ſich in den wilden Strudel einer principiellen Oppoſition hatten reißen laſſen, dafür eine Entſchuldigung in den Misgriffen der früher herrſchenden conſervativen Partei, auch in formellen Fehlern des letzt abgetretenen Miniſteriums der neuen Aera, ſowie des ihm nachgefolgten, und in der unbefriedigenden Stellung Preußens ſeit mehr als 12 Jahren beſaßen, es iſt gleichwohl nicht zu verkennen, daß ſie, die Gemäßigteren, ſich als unfähig erwieſen, dem heftigen Andrang der eigentlichen Demokraten in der Kammer Stand zu halten. Der Liberalismus, welcher unter dem vorigen Miniſterium geherrſcht hatte, war zu einem unmächtigen Mittelfluidum herabgekommen, und der Kampf wogte in ſteigender Aufregung des Landes durch denſelben über daſſelbe hin. Daß er in einer Ermüdung des Landes würde geendet haben, wenn nicht größere Ereigniſſe ihn raſcher zum günſtigen Ziele geführt hätten, iſt kaum zu bezweifeln, und ſicher wäre aus ihm eine andere Parteiſtellung als die bisherige ſchroffe hervorgegangen.

Erſt aber ſollte er durch einen Mann auf ſeine Höhe geführt werden, den nur Wenige damals in der eigenſten Richtung ſeines politiſchen Denkens und Wollens kannten, den Herrn von Bismarck. Er war auf dem politiſchen und dem parlamentariſchen Gebiete ſchon bekannt, und zwar als Angehöriger der Partei, welche durch ihr zähes Halten am Herkömmlichen, ihre entſchiedene Abneigung gegen conſtitutionelle Freiheit, ihre Zuneigung zu Oeſterreich, ohne welches ſie kein Heil für Deutſchland ſehen konnte, ihre Vertheidigung unhaltbarer Zuſtände und ariſtokratiſcher Intereſſen den Demokraten und den Conſtitutionellen gleich verhaßt war. Er

konnte durch ſeine pointirte, geiſtreiche und rückſichtsloſe Polemik und Defenſion im Landtage von 1848 nur die Spitze dieſes Haſſes auf ſich ſelbſt mit wenigen Anderen, die mit ihm hervorgetreten, gelenkt haben. Aber wohin konnte ein klarer und entſchloſſener Geiſt, der dem Königthum, dem preußiſchen, ſeiner Kraft und Weihe, wie die Führung Gottes in der Geſchichte ſie erhoben, von ganzem Herzen ergeben war, ſeine Lanze kehren, als gegen diejenigen, welche in damaliger Zeit als die Vertreter alles deſſen erſchienen, was gegen den Fortbeſtand der geheiligten Mächte, die er verehrte, zerſtörend anlief? Ein ſchroff Conſervativer von 1848 brauchte er dies nicht auch 1866, nicht einmal 1862 zu ſein. Doch hatte er auch 1849 in der preußiſchen Kammer ſchon ein „mit oder ohne Oeſterreich“ ausgeſprochen, indem er forderte, daß „Preußen ſich auch mit dem Schwerte, ſo es nöthig wäre, an die Spitze Deutſchlands ſtelle.“ In Erfurt hatte er (1850) geſehen, wie wenig mit dem Willen der Einheit ohne die Macht und That ihres Schaffens gefördert ſei. Er war aus der rauhen Schule der erſten parlamentariſchen Verſuche und Stöße in Preußen, wie ſie die Parteien als die der Zerſtörung und Erhaltung ſich gegenüberſtellten, in die glattere der Diplomatie, und zwar insbeſondere an dem wiederhergeſtellten Bundestag in Frankfurt, übergegangen. Hier ſah er der deutſchen Frage ins Herz, und ſein klares Reſultat war, daß nicht mit, ſondern ohne und wider Oeſterreich Preußen dieſe Frage zu löſen habe. Nach allen Beziehungen wurde er nunmehr Gegner Oeſterreichs, und die Mächte des deutſchen, des preußiſchen Volks- und Staatslebens, welche in dieſem Kampfe mitzuwirken hatten, traten ihm allmählig in ein helleres Licht. Daß er deshalb, weil die Geſchichte klar für ihn redete, ein demokratiſch geſinnter Mann geworden, kann Niemand erwarten. Vielmehr wurde es ihm zur Lebensaufgabe, den Thron des preußiſchen Königs der Sache nach zum deutſchen Königsthrone zu machen. Der Verfaſſung aber und der Kammern glaubte er zu ſeinem Plane zu bedürfen und wünſchte nicht mehr, wie früher, daß der preußiſche Staat dieſer neuen Geſtaltung wieder ledig werde. Nachdem er durch ſeine anti-öſterreichiſche Stellung am Bundestage unmöglich geworden und nach St. Petersburg verſetzt war, gab ihm der italiäniſche Krieg den Anlaß, ſeine Ueberzeugung auszuſprechen, daß

jetzt die Zeit zu entſchloſſener That gekommen ſei. Ich habe oben dieſe Anregung eine Verſuchung genannt, und ſie war eine, denn ſie hätte, ehe die preußiſche Heeres-Organiſation geſchehen und ehe die kleineren Feinde Preußens entweder gewonnen oder zum Gerichte reif waren, zu einem Frieden nicht nur, ſondern zu einem Offenſiv-Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Frankreich geführt. Nicht kluge Berechnung, ſondern der edle Sinn des Königs, der die Noth ſeines Nebenbuhlers in dieſer Weiſe auszubeuten ſich weigerte, ließ ſie unbefolgt vorübergehen. Als Herr von Bismarck von liberalen Blättern beſchuldigt wurde, an einem Plane zu arbeiten, der für Preußen die Vergrößerung, aber mit Abtretung der Rheinprovinz an Frankreich, verſprochen haben ſollte, ihn aber das Organ ſeiner alten Partei nicht vertheidigte, da erklärte er ſich in energiſcher Weiſe und verhehlte nicht, daß er Preußens Stärkung wolle, aber nur durch die eigene und die deutſche nationale Kraft, nicht durch Frankreich; und daß er in ſolcher Weiſe von der Solidarität der Kreuzzeitungspartei loskam, ſchien ihm eher bequem, als widrig zu ſein*). Man hat ſein Auftreten als Miniſter (1862) als einen Rückſchritt gegen ſeine ſonſt kund gewordenen, von der Politik ſeiner früheren Partei abweichenden Anſichten betrachtet**). Dies iſt aber unnöthig. Es war allerdings ein ſeltſames Loos des Mannes, die Unpopularität tragen zu müſſen, die er in den Augen der Maſſen längſt nicht mehr verdiente, wenn ſie ſeine Anſichten und Abſichten gekannt, die er nur in einzelnen Worten verrathen, nicht aber klar und breit dem Verſtändniß einer gereizten, zum Verſtehen eben nicht geneigten Partei bloslegen konnte. Und durfte er denn der ganzen, auch im Miniſterium nicht unvertretenen Partei, welcher er die Unpopularität verdankte, als ein blos Abtrünniger, gar als ein in das Lager ihrer Gegner Uebergegangener erſcheinen? War es für den neuen Miniſter-Präſidenten und Miniſter des Auswärtigen richtig, die Unterſtützung dieſer Partei von ſich zu werfen, ehe er die einer anderen gewonnen hatte? Ja, brauchte er denn eigentlich mit der Kreuzzeitungspartei, die

*) A. Schmidt: Preußens deutſche Politik. S. 223 f.

**) Schmidt, S. 229. und: Graf Bismarck; ein Lebensbild. Altenburg 1867.

ſelbſt in Wandlung begriffen war, zu brechen und etwa ſeine politiſche Stellung vor 1850 zu verdammen? Zwar die Anſchauung der deutſchen Politik, und beſonders Oeſterreichs, wie die Partei ſie hegte, war ihm unmöglich geworden, und damit Manches auch nach anderen Seiten nothwendig verändert. Aber ſo ſtand es doch wahrlich noch nicht und ſteht es auch heute noch nicht, daß auf Seiten der Kreuzzeitung und ihrer Partei eitel politiſche Unwahrheit, herzloſe Ausbeutung des Staates für Standesintereſſen, bornirte altpreußiſche Adels-Vorurtheile, und auf Seiten ihrer Gegner die mannigfachen Erleuchtungen des Zeitalters ſtehen, der gerade Weg zum politiſchen Paradies, und keine Gefahr, ſtatt in dieſes, zur Hölle zu gelangen. Herr von Bismarck hatte mit ſeiner geſchichtlich-politiſchen Anſicht von Oeſterreich, Deutſchland, Bundestag keineswegs auch alle mit ſeiner alten Partei gemeinſamen Ueberzeugungen aufgegeben. Er gehörte nicht zu dem liberalen Troß, dem es unerläßlich ſcheint, mit der Ueberzeugung, daß der Staat der Jetztzeit ein bewegtes politiſches Volksleben ſchaffe und fordere, daß die Geſtaltung Deutſchlands eine Nationalfrage, nicht ein bloßes Cabinets- oder Dynaſtie-Intereſſe und auch nicht ein bloßes Object diplomatiſcher Kunſtübung ſei, auch gleich die parlamentariſche Herrſchaft der Majoritäten, die völlige Trennung der Gewalten im Staate, die Ablöſung des Staats von der Religion, die Gleichgültigkeit des religiöſen Lebens für die Politik und all den Kram kleingeiſtiger conſtitutioneller und liberaler Wirthſchaft anzunehmen. Er hoffte vielmehr, die alte Partei mit ſich fortzureißen, emporzuheben, auszuweiten, in der neuen aber die geſunden conſtitutionellen Elemente von den trübe gährenden, roh demokratiſchen und eigentlich republikaniſchen zu ſondern. Wenn er in letzterer Beziehung mehr als in erſterer ſich für den Augenblick getäuſcht ſah, war denn das ſein Fehler? Die Männer der Fortſchrittspartei, denen er ſich vertraulich näherte, hätten ihrerſeits weniger einen kleinlich engen Horizont und mehr ſtaatsmänniſche Weisheit bewieſen, wenn ſie vor dem Geſpenſt ſeiner früheren Verbindung mit der damaligen conſervativen Partei nicht zurückgebebt und dem Miniſter ihre Unterſtützung auch dann geben zu können geglaubt hätten, wenn er nicht das Vertrauen verriethe, das die Krone in ihn geſetzt, wenn ſie, ſtatt ſeine Andeutung „zu unbeſtimmt“ zu

finden, tiefer gegraben hätten. Ja man konnte von ihnen nach den ſo großen Anſprüchen, die ſie an Urtheilsfähigkeit in der großen Politik machten, eigentlich verlangen, daß ſie nicht in abergläubiſcher Abneigung, ſondern in geſchichtlich billiger Erwägung die Fehler und Tugenden der Kreuzzeitungspartei gegen einander abgewogen und dem beginnenden Staatsmanne von 1847 dieſelben Entſchuldigungen zugerechnet hätten, deren ihre Genoſſen beim Rückblick auf 1848 ſo reichlich bedurften.

Es war von Bismarcks ſchwierigſte Lage, daß er der Majorität des Landtages zu ſeinen größeren Gedanken bedurfte, daß er aber die Mittel, ſie unfehlbar zu gewinnen, nicht anwenden konnte, ohne dieſen Gedanken den Weg zu verbauen, und daß ihm in der Leidenſchaftlichkeit oder Beſchränktheit der Oppoſition ſo wenig feinerer politiſcher Verſtand begegnete. Es mußte alſo nun der Conflict durchgekämpft, ſeine Schärfe nicht weiter abgeſtumpft, ſondern der Frage ihr ganzer Verlauf gegeben werden. Entweder die Regierung brachte noch durch geduldiges Ausharren die Abgeordneten zu einer Verſöhnung, oder, was wahrſcheinlicher war, das Land wurde der obſtinaten Principienreiterei dieſer Mehrheit müde, weil ſie ſich in einen bloß theoretiſchen Streit verbiſſen hatte, und eine andere Verſammlung wurde gewählt. In beiden Fällen wurde der Weg für Bismarcks deutſche Gedanken geöffnet. Wir haben uns im Verlauf jener Verhandlungen öfters gewundert, daß der geiſtvolle und energiſche Miniſter hie und da in brüsker Manier den Zorn der Gegner reizte und durch ſcharfe, ſpitze Worte einen Hagel von Grobheit hervorrief, daß er zu vergeſſen ſchien, daß Dreihundert immer mehr witzige und unwitzige Grobheit hervorbringen können, als ſelbſt der feinſtgeſchliffene Geiſt Eines Mannes, wir haben ſogar ihn getadelt, daß er durch dieſes Spiel einen Ton in der Verſammlung erziehe, der nahe an das „Ungezogene“ ſtreifte. Jetzt iſt uns das Alles begreiflich, und wir nehmen den Tadel zurück. Da das ſcheue Pferd ſich nicht wollte lenken laſſen, ſo ritt es der feſte Reiter immer wieder vor den Gegenſtand ſeines Schreckens und ließ es ſeine Ungeberdigkeit austoben. Mit jedem Schlag in die Luft vor ganz Europa mußte es, wenn erſt der Reiz der Neuheit vorüber war, an dem Glauben verlieren, daß es ſeine ungezähmte Natur durchſetzen werde. Der Miniſter wußte, daß dieſes nämliche

Pferd ihn noch auf Triumphzügen tragen würde. Er erwartete noch „der populärſte Mann in Deutſchland zu werden.“

Man hat ihm Verletzungen der Verfaſſung vorgeworfen, und zwar ſolche, die bei einem heißblütigen Volke eine Revolution hätten herbeiführen können*), aber daß ſie ſie nicht herbeigeführt haben, auch nicht einmal Einen geringſten Anlauf dazu, das zeigt ja eben, wie das preußiſche Volk ſeiner Regierung vertraute und die Verletzung der Verfaſſung auf ihrer Seite wenigſtens nicht größer fand, als auf der der Mehrheit der Abgeordneten, die geradezu eine Umwandlung der Verfaſſung, eine Aufhebung des Gleichgewichts der Staatsgewalten anſtrebten. Es ſoll hier nicht behauptet werden, daß die Regierung, wie ſie ſelbſt meint**), in keinem der angeſchuldigten Fälle über die von der Verfaſſung geſetzte Grenze der Gegenwehr hinausgegangen ſei. Aber daß dies ein Vergehen geweſen, kann nur der annehmen, welcher der Majorität eines Landtags-Hauſes nicht nur politiſche, ſondern auch moraliſche Souveränetät zuſpricht. Wenn dieſe Majorität mit ihrem Angriffspunkte ſich außerhalb der Verfaſſung ſtellt, wie dies für jeden Unparteiiſchen geſchehen war, ſo iſt es eine geradezu lächerliche Zumuthung, daß die Regierung gleichwohl durch die Verfaſſung in allen Punkten gebunden bleibe.

Mag man auch noch ſo viel billige Rückſicht für den lang verhaltenen und nun endlich zur öffentlichſten Rede berechtigten Drang haben, ſeine politiſchen Gedanken und Wünſche zur That und zum Geſetze werden zu laſſen, man kann dennoch dieſer Mehrheit des Abgeordnetenhauſes die Palme des echten Parlamentarismus nicht reichen. Nicht Eine Maßregel iſt von ihr ausgegangen, die wirklich dem Staatsleben höhere Kraft und leichtere Bewegung gegeben hätte. Es war nur ein Glück zu nennen und dem Umſtande, daß Preußen in ſeiner büreaukratiſchen Verwaltung groß und ſtark geworden und die Conſtitution das alte Beamtenthum und ſeine wirklichen Früchte nicht beſeitigt hatte, zu verdanken, daß dieſe Mehr-

*) A. Schmidt, a. a. O. S. 233 f.

**) Die innere Politik der preußiſchen Regierung von 1862 bis 1866. Berlin 1866. Bericht des Staatsminiſteriums über die Preßverordnung vom 1. Juni 1863. S. 195 ff. Ueber das Budgetrecht der drei Factoren. S. 264 f. Die Redefreiheit der Landtagsmitglieder. S. 955 ff.

heit „ſtark in der Negative“ doch das Nothwendige, wie die Eroberung der Elbherzogthümer, die Erweiterung und innere Umbildung der Armee, die Förderung der Marine, das energiſche Auftreten Preußens am Bundestage, nicht hatte hindern können. Wohl aber hat ſie Preußen, ſo viel an ihr lag, wirklich Schaden gethan, wenn ſie durch maßloſe Urtheile auch in Dingen, zu deren Beurtheilung ſie nicht eben ſonderlich befähigt erſchien, überhaupt in dem vollmundigen Auftreten bei oft geringer Information das Zerrbild des preußiſchen und überhaupt des norddeutſchen Charakters zu bewahrheiten ſchien, gegen welches in Süddeutſchland ſo viel Abneigung herrſchte*). Auch der bei den Oberdeutſchen vorwaltenden Meinung von hochmüthiger Geringſchätzung gegen ſie hat das Abgeordnetenhaus Vorſchub geleiſtet, freilich nicht im Gegenſatze gegen die Regierung, welche in dieſer Hinſicht auch ihre deutſche Pflicht nicht gethan hatte. Dieſe forderte ohne Zweifel ſchon ſeit Jahrzehenten, daß der von Oeſterreich bezahlten Publiciſtik das Feld im ſüdlichen Deutſchland nicht allein gelaſſen worden wäre. Nicht weniger als fünf zum Theil ſehr angeſehene politiſche Blätter träufelten Tag für Tag die Tropfen des Haſſes gegen Preußen in die ſüddeutſche Bevölkerung, denn „der Tropfen höhlet den Stein“, die für Preußen freundlich Geſinnten fühlten ſich verlaſſen, einſam und nicht einmal fähig, den beſtändigen Entſtellungen zu begegnen. Wie dringend nöthig wäre ein Blatt geweſen, das, mit den nöthigen Mitteln der Information ausgerüſtet, die Wahrheit hätte mittheilen können. Nicht anders war es in England während des Krieges mit Dänemark. Dieſes kleine Land war in der Preſſe beſſer bedient, als das große Deutſchland. Und doch ſtrichen dieſe Abgeord-

*) Wenn man auch Manches durch die confeſſionelle Stellung des Verfaſſers Eingegebene nicht unbedingt ſich aneignen kann, ſo iſt doch die Schrift des Abgeordneten Dr. A. Reichenſperger: Ein Rückblick auf die letzten Seſſionen des preußiſchen Abgeordnetenhauſes. Paderborn 1864. in 2 Abtheilungen hinreichend, um ein concentrirtes Bild der Sitzungen von 1862 und 1863 zu geben. Man ſieht allerdings die Dinge in ihrem allmähligen Werden und darum in milderem Lichte. Aber der Charakter des Factiöſen und der ans Revolutionäre ſtreifenden Anſprüche und Beſtrebungen der Mehrheit wird dennoch auch nach dieſer Darſtellung dieſen Verſammlungen zuzuſchreiben ſein.

neten aus dem Budget alle Mittel für ſolche Zwecke, als wären ihre Reden und Beſchlüſſe hinreichend, Deutſchland aufzuklären.

Der Conflict war da und mußte ſich durchſpielen, bis die Löſung entweder von ſelbſt kam oder durch Ereigniſſe herbeigeführt wurde.

Faſt ſchien es, als wolle Oeſterreich dazu die Gelegenheit ſchaffen und als wäre es durch den Conflict im Innern des preußiſchen Staates zu ſeiner Wahl des Augenblicks beſtimmt. Jetzt war Preußen gelähmt, und Oeſterreich konnte ſchnell ſein Erbtheil an ſich raffen. Dies iſt die Bedeutung des ſogenannten deutſchen Fürſtentags in Frankfurt am Main vom 16. Auguſt 1863. Allerdings war demſelben etwas Wichtiges vorangegangen. Der neue preußiſche Miniſter des Auswärtigen hatte dem öſterreichiſchen Cabinet klar gemacht, daß Preußen noch auf dem Standpunkte Friedrich Wilhelms IV. von 1850 ſtehe, dem der Selbſthülfe in der deutſchen Frage, nachdem alle Verſuche, mit Oeſterreich Hand in Hand zu gehen, fehlgeſchlagen. Aber nochmals wurde die Freiwilligkeit Oeſterreichs angeſprochen, diesmal allerdings für ſein Ausſcheiden aus dem deutſchen Bunde. Es ſollte, wie Herr von Bismarck ſich ausdrückte, ſeinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen. Oeſterreich ſah ſich vor die Entſcheidung geſtellt. Es hatte die norddeutſchen Staaten, ohne welche Preußen nicht vorwärts kommen konnte, die deſſen eigenen Staat zerſchnitten, Hannover und Heſſen, in ſeinem Garne, die ſüddeutſchen Länder hatten von ſeiner Angel nie loskommen können. Es vertraute auf die Tradition des Kaiſerhauſes, Preußen auf die Miſſion der göttlich regierten Geſchichte, dort das Vergangene, hier die blühende Gegenwart. Es war auf die Gefahr hingewieſen, daß Preußen bei der erſten europäiſchen Bewegung nicht der Tradition, ſondern ſeiner Miſſion folgen und daher Oeſterreich mit den Waffen begegnen werde. Preußen hatte ſogar unverhohlen ſeine Abſicht ausgeſprochen, am Bundestag nicht länger ſich durch bundesverfaſſungswidrige Majoritäten überwältigen zu laſſen. Dies war nämlich im Widerſpruch mit dem Grundgeſetze des Bundes geſchehen. Man beſchäftigte ſich damals mit einem ſcheinbaren Fortſchritt, mit einer Delegirtenverſammlung am Bunde, d. h. einer Art Parlament aus Abgeordneten der einzelnen Kammern der Bundesländer, um blos verſuchsweiſe ſie etliche Geſetz-

entwürfe vorberathen zu laſſen. Dieſem Schein konnte Preußen nicht mehr beipflichten. Klar und deutlich hatte Preußen die Nichtigkeit des Projects erwieſen, die Forderungen des deutſchen Einheitsdranges vor Augen geſtellt, ein wirkliches Bundesparlament mit einer Einheit der Leitung gefordert und auf den engeren Bund hingewieſen. Oeſterreich wußte alſo, weſſen es ſich von dem neuen Preußen zu verſehen hatte, und ſchon länger ſcheint es durch Beſeitigung der Hinderniſſe in ſeiner Verfaſſung ſich auf den Augenblick vorbereitet zu haben, da es Deutſchland mit der längſt erſehnten Bundesreform überraſchen wollte. Plötzlich erſchienen ſeine Einladungen an die deutſchen Bundesfürſten auf den 16. Auguſt nach Frankfurt, wo nichts Geringeres beabſichtigt wurde, als ein öſterreichiſch-deutſches Reich mit Ausſchluß Preußens zu gründen, wenn dieſes nicht unbedingt ſich einſtelle und dem Rufe Oeſterreichs wie andere Reichsfürſten gewärtig ſei. Dieſes hatte ſich der Zuſtimmung Sachſens, Hannovers, Würtembergs, Heſſen-Darmſtadts und Naſſaus verſichert, und es kann jetzt kein Zweifel mehr obwalten, daß Oeſterreich zuerſt wieder auf einen engeren Bund, diesmal aber einen ſüd- und norddeutſchen, zurückging, nachdem es 1849 und 1850 ſtets Preußen das Recht zu einem ſolchen beſtritten hatte. Genug, der Wille war da, es ſollte ſich zeigen, ob auch die Kraft. Man hatte Preußen über das ſtillgehegte Project in Unwiſſenheit gelaſſen, hatte ſchließlich Preußen um vier Tage ſpäter erſt benachrichtigt, als die übrigen Fürſten Deutſchlands, und misachtete ſeine Forderung einer Vorberathung durch eine Miniſter-Conferenz und Verſchiebung des Fürſtentags um 6 Wochen. Auch hier handelte Preußen loyal und vergalt nicht Böſes mit Böſem, weil es ihm wirklich um die Reform des Bundes zu thun war, wogegen Oeſterreich, wenn auch die Sagen von mitgebrachtem Krönungswagen nur Dichtung ſein ſollten, auf eine Herſtellung ſeines deutſchen Kaiſerthums ausging. Jetzt war der bisherige Bund unhaltbar, unbrauchbar, aller Tadel, den Preußen vergebens gegen ihn ausgeſprochen, wurde nun laut. Auf die Furcht der kleinen Fürſten vor der Revolution und vor dem Verſchlungenwerden durch Preußen unter dem Namen des Bundesſtaats wurde ſpeculirt, und Oeſterreich erſchien großmüthig, edel und aufopfernd als der einzige Retter. Und wie bequem ließ es ſich unter dieſem weiten Mantel unter-

ſchlüpfen, der für alle Nationen, alle Stabilitäten und Trägheiten, alle Misregierungen und unſauberen Wirthſchaften, daneben auch für den ganzen Pomp der römiſchen Kirche hinreichenden Raum bot. War es doch die gute alte Metternichſche Zeit, die wiederzukehren ſchien, da man ſein ſouveränes Behagen ſo wohlfeil durch Niederhaltung des deutſchen Geiſtes, der nationalen Beſtrebungen, des Proteſtantismus und durch Gehorſam gegen „den Kaiſer“ erkaufte. Kein Wunder, daß die Fürſten dem neuen Lichte zuflogen, das noch überdies den blendenden Schimmer einer Conceſſion an die nationalen Stimmungen darzubieten ſchien. Nur eins hatten die ungeſchickten Rechner vergeſſen, daß Preußen noch in voller Kraft beſtand und ſich nicht in ein mit Baiern, Sachſen u. ſ. w. gemeinſames Directorium unter Oeſterreichs Oberherrlichkeit hineinphantaſieren ließ. Es mußte erſt hineingezwungen werden, und dazu gehörte mehr als fromme Wünſche.

Es konnte nicht mehr überraſchen, daß Herr von Bismarck gegen das öſterreichiſche Puppenſpiel den wirklichen Ernſt, die Forderung eines aus unmittelbaren Wahlen hervorgehenden beſchließenden Parlamentes ſetzte. Wer ſtaunte nicht, aus dieſem Munde von directer Wahl zu hören? Aber bald konnte man ſich zurechtlegen, was erſt unglaublich ſchien, indem Preußen immer ein ſehr ſtarkes Contingent von Stimmen in dieſe Verſammlung zu ſenden bekam und ſich von den Nationalgeſinnten der übrigen Lande bedeutende Verſtärkung verſprechen durfte. Selbſt wer in einer augenblicklichen Blendung durch ſeine alten Wünſche der Bundesreform einige Tage ſich überreden wollte, daß Reinecke Fuchs wirklich bekehrt ſei, dem mußte ſeine erſte Predigt die Augen öffnen, in welcher Preußen der gottloſen Störung des frommen Werkes angeklagt wurde. Denn hier wurden ja mit offenbarer Lüge des verewigten Friedrich Wilhelms IV. treue Beſtrebungen verleugnet und Preußens weitergehende Vorſchläge als Ablenkung vom Erreichbaren heuchleriſch betrachtet; denn Niemand hinderte deren Annahme, als nur eben der eifrige Prediger, der die Stirn hatte, im näſelnden Klageton von der Nothwendigkeit zu ſprechen, die heilſame Reform auch ohne Preußen durchzuführen, während es ſein heißeſter Wunſch war, dies zu können.

Preußen aber ſtand zu Deutſchlands Glück unverblüfft, ungetäuſcht, ſein klarſehender und ſtarkwilliger Miniſter aber freute ſich

ohne Zweifel im Stillen, daß Oeſterreich nun ſelbſt den Bund aufgelöſt hatte, und verſprach ſich in dem bevorſtehenden Kampfe, der ihm nicht mehr zweifelhaft blieb, ein Erwachen des augenblicklich bethörten Deutſchlands. Vereinzelt, wie Preußen daſtand, umwölkt von dem Staube des inneren Conflicts, ſeine Regierung misverſtanden auch von Solchen, auf deren Verſtändniß ſie hätte ſollen rechnen können, war es dennoch der Hort der deutſchen Zukunft, die nun nicht mehr in unabſehbarer Ferne lag.

Oeſterreich und ſeine Genoſſen ſahen damals den Krieg gegen Preußen vor ſich, und in Preußen war man ſich deſſen bewußt. Der Landtag allein war nicht zur Beſinnung gekommen, er wurde aufgelöſt. In den Neuwahlen beſtätigte ſich die Erwartung der Regierung, daß zwar nicht eine Majorität, aber doch nicht eine für nichts zu achtende Minderheit (elf!) ihrer Freunde, wie bisher, gewählt werden würde. Der Conflict mußte ſich fortſetzen, aber auch ausleben. Gottes Schickung aber wollte Oeſterreich und dem öſterreichiſchen Deutſchland nochmals eine Friſt und einen thatſächlichen Anſtoß zur Beſinnung geben. Der König von Dänemark ſtarb am 15. November 1863.

XII.

Der letzte Befreiungskrieg.

Mit dem Tode Friedrichs VII., Königs von Dänemark, Herzogs von Schleswig, Holſtein und Lauenburg, war der Mannsſtamm der drei nur in dieſem vererblichen Herzogthümer erloſchen. Freilich hatte der Londoner Conferenzbeſchluß von 1852 im Voraus die Thronfolge geregelt und den Prinzen Chriſtian von Glücksburg zum Erben der däniſchen Monarchie auch einſchließlich der Herzogthümer erklärt, unter Bedingungen, welche dieſe Herzogthümer von einem däniſchen Geſammtſtaat ausſchloſſen und daher vor der Unterdrückung der deutſchen Sprache und des deutſchen Charakters durch

die Dänen ſicherten. Zugleich aber mit der Thronbeſteigung Chriſtians IX. erklärte der Prinz Friedrich von Auguſtenburg, geſtützt auf das Erbrecht ſeines Hauſes, daß er die Regierung von Schleswig-Holſtein antrete. Die im Jahre 1848 ans Ruder gelangte demokratiſche Partei in Dänemark nöthigte aber den neuen König, ſofort die Bedingungen zu brechen, unter welchen er ſeine Krone beſaß, indem ſie ihn zur Unterzeichnung einer gemeinſamen Verfaſſung von Dänemark-Schleswig bewog. Damit allerdings lebte das nähere Erbrecht der Auguſtenburgiſchen Linie wieder auf, aber doch nur erſt, wenn der Bruch der Bedingungen von Seiten des Königs von Dänemark durch einen Spruch der betheiligten Großmächte, welche thatſächlich den Gerichtshof für ſolche Fragen bilden, anerkannt und die Folge dieſes Bruches für ſein Herrſcherrecht über die Herzogthümer ausgeſprochen war. Außerdem war erſt die Frage klar zu beantworten, ob die Auguſtenburgiſche Linie nicht auf ihr Erbrecht gegen eine Geldſumme, welche als Kaufpreis für ihre Güter von der däniſchen Krone bezahlt worden war, unbedingt Verzicht geleiſtet hätte? Dieſe Güter waren von Dänemark confiscirt, weil ihr Beſitzer als Rebell erklärt worden. Erſt auf Vermittlung der Mächte ließ ſich Dänemark bewegen, für ſie eine Geldſumme zu erlegen. Der von däniſcher Seite geſtellten Bedingung gemäß verzichtete der Herzog von Auguſtenburg für ſich und ſeine Nachkommen auf jegliche Einſprache gegen eine anderweitige Regelung der Thronfolge. Obwohl unklar geſtellt, konnte dieſe Erklärung doch nur den Sinn haben, daß die Thronfolge in den Herzogthümern gemeint ſei, denn für die in Dänemark ſelbſt lag ein Grund für eine ſolche Bedingung nicht vor, da Chriſtian IX. dort vermöge der weiblichen Linie ein unbezweifelbares Succeſſionsrecht beſaß, und bei dem Kinderſegen dieſer Familie eine Entſagung dem däniſchen Throne nur in eine ferne Zukunft hinausdeuten, ſomit nur eine Erklärung ſein konnte, an welcher dem damaligen Könige von Dänemark ſicherlich nichts gelegen war. Die Entſagung mußte ſich auf den Thron der Herzogthümer beziehen. Sie hatte bei fürſtlichem Worte ſtattgefunden. Daß ſie im Namen der Nachkommen ſtattfand, ohne daß die bereits dazu Befähigten ſie unterzeichneten, mag für einen Advocaten ein formeller Mangel ſein, in der Sache aber hatte es kein Gewicht, da weder damals, noch

nachher ein Proteſt der Söhne des Herzogs ſtattfand, vielmehr dieſe mit Bewußtſein im Beſitze der Güter lebten, welche durch die Abfindungsſumme erkauft waren. Nur auf Grund des Vertragsbruchs von Seiten Dänemarks konnte daher das ältere und nähere Erbrecht wieder aufleben, und ob dieſer Fall vorliege, darüber kam dem Erbprinzen Friedrich von Auguſtenburg der gültige Rechtsſpruch nicht zu. Seine Erklärung des Regierungsantritts war daher jedenfalls ein voreiliger und eigenmächtiger Schritt. Nur die allgemeine deutſche Stimmung konnte dieſe Umſtände überſehen und dem Schritte des Erbprinzen Recht geben.

Die Frage, die damit ſich öffnete, war ſofort eine allgemein deutſche*). An Schleswig-Holſtein war Deutſchland, war Preußen 1848 und 1849 zu Schanden geworden, weil Rußland und England auf die Seite Dänemarks getreten waren. Der tiefe Schmerz und Groll über dieſe Niederlagen, verſchärft und verbittert durch die maßloſen Mishandlungen der deutſchen Ehre und der deutſchen Bevölkerung in Schleswig, der Schrei des „verlaſſenen Bruderſtammes“ ließ die Deutſchen über alle zwiſchen der Befreiung Schleswigs und dem Tode des Königs Friedrich liegende Gräben und Mauern hinwegſetzen.

Der Erbprinz Friedrich von Auguſtenburg wurde ohne Weiteres als der allein berechtigte Erbe der Herzogthümer betrachtet. Der deutſche Bund ſogar, in deſſen Verfaſſung es gar nicht begründet war, ihn über Thronfolgefragen Entſcheidung treffen zu laſſen, hielt ſich diesmal für den zuſtändigen Gerichtshof, obgleich das Land, dem es galt, über den Bereich des Bundes hinauslag. Preußen aber ergriff ſofort die Lage der Dinge als ein Mittel, Oeſterreich, welches ſich die Stellung eines Reformators des Bundes erſchwindelt und zugleich damit die Vernichtung Preußens vorbereitet hatte, die Wahl zwiſchen derſelben Alternative zu laſſen, die es ihm hatte verderblich machen wollen. Es mußte in dieſelbe Grube fallen, die es für Preußen gegraben hatte. Daß der König von Dänemark jetzt zum Halten ſeines gegebenen Wortes gezwungen

*) Sie war es ſchon längſt, und Schriften, wie die treffliche von W. Beſeler: Ein Mahnruf an das deutſche Volk. Leipzig 1860. mußten ſie als ſolche erkennen laſſen.

werden müſſe, war die allgemeine Anſicht. Daß ihm aber die Herzogthümer zu Gunſten des Prinzen von Auguſtenburg abzunehmen ſeien, hatte ſich Preußen bereits als Minimum geſtellt, weil die däniſchen Verſprechungen bereits als nutzlos erprobt waren. Doch ließ Preußen die Frage über das Thronrecht des Auguſtenburgers noch offen und band ſich nicht. Denn klar war ja von Anfang, daß ohne Preußens Hülfe er weder eingeſetzt werden, noch ſich behaupten konnte, daß ſeine Herrſchaft ein Fluch für Deutſchland werden mußte, wenn ſie den demokratiſchen Muſter-Kleinſtaat abgeben oder wenn ſie ſich auf Dänemark oder England oder Rußland ſtützen und ſelbſt für Frankreich möglicherweiſe die Eingangspforte nach Deutſchland bereiten würde. Wir dürfen hier nicht wiederholen, was in Jedermanns Gedächtniß iſt. Genug, Preußen benutzte ſeine Poſition, da diesmal Rußland (dem ſich Preußen in der polniſchen Sache günſtig erwieſen hatte) ſicher gar nicht, England nur wenig zu fürchten war, Frankreich vollends keinen Vorwand zur Einmiſchung hatte, um den Krieg mit Dänemark zu eröffnen, zuerſt noch, um es zur Annahme vernünftiger Friedensbedingungen zu zwingen, vielleicht auch, um ihm die Herzogthümer ganz abzunehmen. Der Winter wurde dazu gewählt, und raſches Handeln war geboten, damit nicht dennoch die Flotten Englands und Frankreichs eingreifen könnten. Der preußiſche Miniſter hatte ſich zuvor überzeugt, daß die Dänen in übermüthiger Verblendung alle Mahnungen der Großmächte zum Nachgeben zurückwieſen und auf die Hülfe Englands und Frankreichs pochten. Daß man in ganz Europa, ſelbſt in Deutſchland, ja in Preußen ſelbſt meinte, das Miniſterium könne und werde keinen Krieg wagen, war nur ein begünſtigender Umſtand*). Es war der Krieg der Großmacht gegen den fremden Staat, aber im Intereſſe und — ob der Bundestag ſo beſchloß oder nicht — ſachlich auch im Namen Deutſchlands. Oeſterreich wurde durch die Gefahr, daß Preußen in ſelbſtändiger, deutſcher Action ſich die Gefühle Aller gewinnen möchte, an ſeine Seite getrieben, und es war ein Meiſterſtück der Politik Bismarcks, es in dieſe immerhin abhängige und ſecundäre Rolle hineinzuziehen. Was

*) S. darüber ſehr gut in Ilſe: Die Politik Preußens. Heft 1. Marburg 1867. S. 43 ff. 53 ff. Heft 2, S. 73 ff.

es Preußen zugemuthet, dieſes aber abgewieſen hatte, das that es auf einem nur ſcheinbar anderen und doch auf demſelben Gebiete nun ſelbſt. Preußen war an der Spitze, wo es Handeln galt, Oeſterreich folgte ihm. Daß der deutſche Bund an der über bloße executiviſche Beſetzung Holſteins hinausgehenden Action nicht theilnehmen wollte, war ſein Fehler, denn darum hatte er auch kein Verfügungsrecht über die Früchte des Krieges. Die Nichttheilnahme des Bundes an dem Londoner Protokoll von 1852 erhielt den Bund frei von der moraliſchen Nöthigung zum Kriege, verminderte auch die Provocation gegen die übrigen Mächte, aber ſie trennte auch das übrige Deutſchland von Preußen und Oeſterreich, auf deren ſchließliche Uebereinkunft die Herzogthümer für ihre Zukunft gewieſen waren.

Der Krieg brachte für Preußen die unſchätzbare Erprobung der neuen Heeres-Organiſation, die noch immer zwiſchen Regierung und Landtag im Streite lag. Kein Vernünftiger konnte ihre Zurücknahme mehr befürworten. Er erwies zugleich, daß die preußiſchen Waffen und Truppen die erſten in Deutſchland waren, er ließ eine Vergleichung zwiſchen Oeſterreichs tapferen Soldaten und denen Preußens anſtellen, die jedenfalls nicht zum Nachtheil der letzteren ausfiel. Das Ergebniß hob Deutſchland in Europa um ein Merkliches und ließ die Mächte wahrnehmen, daß die Einigung der deutſchen Großſtaaten eine ſchwerwiegende Macht aufſtellte. Aber auch die deutſchen Mittelſtaaten ſahen, daß dieſe Einigung ihren Träumen großer Politik ein Ende machte. Sie durfte alſo nicht bleiben, und die Thronfolge des Prinzen Friedrich gab den gelegenen Anhalt für trennende Beſtrebungen. Es war ja auch undenkbar, daß ſie beiſammen blieben. Sobald der Grund wegfiel, der ſie zuſammengedrängt, war auch die alte Eiferſucht wieder da. Preußen wollte dem Auguſtenburger die Herzogthümer überlaſſen, aber nur mit ſichernden Bedingungen für die militäriſche und maritime Erhaltung dieſer deutſchen Nordmark. Jetzt wurde in den Mittel- und Kleinſtaaten für das Recht des Auguſtenburgers geworben und gewiegelt, nichts war ſo zweifellos, als daß er der rechte Herzog ſei, und zwar — ohne Bedingung. Die Beſchlüſſe von Abgeordneten der Mittelſtaaten waren geradezu lächerlich und ließen den tiefen Mangel an politiſchem Verſtande erkennen. Ueber

die wichtigſten Rechtsfragen und Sachbedenken ging man mit einer Leichtigkeit hinweg, die den Holſteinern zu verzeihen war, die ſich vorſchnell an den Prinzen gebunden hatten. Oeſterreich ſchützte ihn bei ſeinem Vorgehen via facti und ſelbſt bei Agitationen wider Preußen. Wie konnte es anders kommen, als daß der Prinz, der, vollends nach dem ſein Recht anerkennenden Beſchluſſe des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, ganz Deutſchland hinter ſich zu haben glaubte, die Bedingungen Preußens zurückwies? Damit aber war dieſes unwiderruflich zu dem Entſchluſſe gedrängt, die Herzogthümer für ſich ſelbſt zu erwerben. Es mußte ſo handeln. Selbſt Männer, die noch jetzt das Recht auf der Auguſtenburgiſchen Seite glaubten, geſtehen dies zu*). Hätte Dänemark, ehe der Krieg vollendet und ganz Jütland beſetzt war, ſich zum Frieden gemeldet und Bürgſchaften ſeines künftigen Verhaltens gegeben, die nun freilich nicht unter der Aufnahme Schleswigs in den deutſchen Bund und Ueberlieferung Rendsburgs und Kiels an den Bund zu ſtehen kommen konnten, ſo war die Kraft des Londoner Protokolls nicht aufgehoben. Englands zweideutiges Spiel hat es wohl zum Aushalten verführt, um dieſer Bedingung zu entgehen. So fielen durch ſeine Schuld die Herzogthümer den deutſchen Großſtaaten zu.

Es war ein merkwürdiges moraliſches Schauſpiel, daß Oeſterreich daſſelbe Land, welches es 14 Jahre früher entwaffnet und ſeinem däniſchen Peiniger überliefert hatte, nunmehr ihm mit Waffengewalt hatte müſſen abnehmen helfen, und daß es dies thun mußte, ohne für ſich ſelbſt den geringſten Vortheil, wohl aber großen für den Nebenbuhler vorauszuſehen. Oeſterreich hatte ſich ſelbſt zu dieſer Strafe verdammt, und zwar — aus Neid und weil es ſeinen einmal angeſchlagenen deutſchen Ton vom Fürſtentag nicht ſofort ſchmählich als einen unaufrichtigen darſtellen konnte. Es war aber ein betrübendes Schauſpiel, daß man Oeſterreichs deutſcher Geſinnung traute und ihm Recht gab, das gefährliche Preußen nicht allein handeln zu laſſen. Die Waffenbrüderſchaft war daher von öſterreichiſcher Seite (wir meinen nicht das Heer, ſondern die Lenker des Staates) ebenſowenig wahrer Ernſt, als es die vorherige Verdammung des alten Bundestages und der hohe deutſche Ton gegen Preußen ge-

*) A. Schmidt, a. a. O. S. 265.

weſen war. Es iſt dies der wirkliche Dienſt, welchen der deutſche Fürſtentag von 1863 dem deutſchen Vaterlande leiſtete, daß Oeſterreich, durch denſelben gebunden, den Befreiungskrieg gegen Dänemark mitmachen mußte. Ein furchtbarer Ernſt aber liegt für die Staatslenker in der Mahnung, daß die Lüge ſtets als Strafe auf den Lügner zurückfällt, und daß der Herr im Himmel es den Aufrichtigen gelingen läßt. Aufrichtig aber war Preußen geweſen, wenn es 1863 dem hochmüthigen Nachbar klar und offen ſeine Stellung und deren mögliche Folgen angezeigt, wenn es jetzt die Gemeinſamkeit der Action ihm angetragen und dadurch den Verſuch gemacht hatte, den Argwohn zu entwaffnen, als wollte es für ſich mehr, denn ſein und Deutſchlands Intereſſe gebieteriſch verlangte. Wie enttäuſcht waren einen Augenblick Diejenigen, welche, von Frankreich angeſchmeichelt — es waren die deutſchen Mittelſtaaten — deſſen Einſchreiten in den Elbherzogthümern gehofft, ja Preußen ſchon im Geiſte vernichtet und den Doppelaar über Deutſchland ſchweben geſehen hatten.*) Genug, Preußen ſtand in der ſchleswig-holſteiniſchen Frage handelnd und verhandelnd da, wo es nach der Geſchichte Deutſchlands und ſeiner eigenen ſtehen ſollte, an der Spitze Deutſchlands. Wenn auch ein großer Theil der Deutſchen dieſe ſeine Stellung nicht wollte, ſondern lieber mit Oeſterreich den Auguſtenburger eingeſetzt hätte, dennoch war wieder einmal geſchehen, was wir ſchon öfter bezeugt haben, Preußen hatte wider den Willen der Deutſchen für Deutſchland gekämpft und geſiegt. Es blieb nun freilich die Frage noch zu löſen, wie der neue deutſche Erwerb, die Elbherzogthümer, von Preußen und Oeſterreich gemeinſam verwaltet werden ſollte? Lauenburg, das anders zu der Erbfrage geſtanden, ſchied auch aus der Beſitzfrage bald aus, indem Oeſterreich ſich ſeinen Rechtsantheil an dieſem Ländchen, welches unter preußiſche Hoheit zurückzukehren wünſchte, abkaufen ließ. Es iſt kein Zweifel, daß im preußiſchen Volke die herrſchende Meinung für die Einverleibung (Annexion iſt ein der mechaniſchen, äußerlichen Staatsanſchauung des franzöſiſchen Bonapartismus und Romanismus entſtammender Misbegriff) der Herzogthümer ſich ausſprach. Dieſe Einverleibung geſchah, wenn die im Februar 1865

*) Das Nähere bei Ilſe a. a. O. Heft 2, S. 69 ff.

dem Prinzen von Auguſtenburg geſtellten Bedingungen angenommen wurden, in den loſeren Körper Deutſchland, wenn nicht, ſo blieb nur das Streben für Einverleibung in den compacteren Körper Preußens übrig. Aber zum Glück für die Herzogthümer, für Preußen und Deutſchland war der Prinz ſchlecht genug berathen, um die Bedingungen, abzulehnen, und damit war auch der Gedanke, ihn zum Erbſtatthalter mit dem Titel und der Würde des Herzogs für Preußen zu erheben, an ſeinem und der Seinigen verkehrtem Willen zur Unmöglichkeit geworden. Oeſterreich aber ſchloß die Verhandlungen mit der barſchen Erklärung, daß eine Verſtändigung unmöglich ſei.*)

Damit war die ſchleswig-holſteiniſche Frage wieder auf das Niveau der deutſchen Frage herabgekommen oder hatte vielmehr einfach in ſie gemündet. Der Verſuch Preußens, mit Schleswig-Holſtein ein neues Verhältniß der Bundesſtaaten zu dem führenden Bundeshaupte zu begründen, war geſcheitert und zwar hauptſächlich an der Haltung Oeſterreichs. Mit dieſem nunmehr ein wenigſtens erträgliches Verhältniß zu ſuchen, war die nächſte Aufgabe. Daß Preußen auch jetzt wieder mit der langmüthigſten Geduld dieſen bitteren Weg ging, obgleich ihm nicht wie 1850 und ſpäter das übrige Europa drohend gegenüber ſtand, hat man ihm damals, wie früher, als Mangel an entſchloſſenem Muthe gedeutet. Seine Gegner meinten, es werde ſich diplomatiſch drehen und winden, um ſchließlich dem drohenden Uebergewicht Oeſterreichs und ſeiner engeren Bundesgenoſſen nachzugeben. Verlautete doch, daß die Regierung Preußens, ſo verhaßt, wie ſie im Lande ſei, ſo verwickelt in den Conflict mit dem Landtag, ohne den für einen ſchweren Krieg die Mittel nicht zu Gebote ſtehen würden, in der Unmöglichkeit ſich befinde, in dem Grade zu waffnen, wie es ein Kampf mit faſt ganz Deutſchland erfordern würde. Trotz alles Verkehrs zwiſchen den deutſchen Ländern war doch im Süden Deutſchlands von der Schlagfertigkeit des preußiſchen Volkes und von ſeiner Entſchloſſenheit, ſeinen König in keinem Kampfe mit äußeren Feinden zu verlaſſen, noch keine auch nur annähernd richtige Vorſtellung

*) D. L. Hahn: Zwei Jahre preußiſch-deutſcher Politik, 1866—1867. Sammlung amtlicher Kundgebungen und halbamtlicher Aeußerungen. Berlin, 1868. S. 1—240.

zu finden. Man urtheilte zu ſehr nach der eigenen Behaglichkeit, man unterſchätzte trotz des Krieges in Schleswig die preußiſche Bewaffnung, man ſprach gering von der Landwehr und ihren Leiſtungen, man hatte eine hohe Idee von der öſterreichiſchen Kriegsmacht und zählte die Millionen, die gegen das vereinzelte Preußen ſtehen würden. Die innere Triebkraft und Spannkraft des preußiſchen Staates aber kannten nur Wenige. Selbſt in dem von Preußen umſchloſſenen Hannover wiegte man ſich blind in den Täuſchungen der langgehegten Wünſche. In Preußen ſelbſt wurde je länger je mehr eine bange, ernſte, düſtere Stimmung herrſchend, die aber nur dem Kriege gegen Deutſche, dem ſchweren Kampfe, den es gelten möchte, nicht aber dem Gedanken galt, einem Waffenrufe des Königs etwa nicht zu folgen.

Man hat gemeint, der Graf von Bismarck habe in den erſten Monaten des Jahres 1866 einen feſten Plan noch nicht gehabt, und dies möchte inſofern die Wahrheit ſein, als er nicht, wie ihm Schuld gegeben wurde, ſchon von 1863 an jeden Schritt der künftigen Politik Preußens bis auf die böhmiſchen Schlachtfelder in petto haben konnte. Mußte er doch hinſichtlich der Herzogthümer vernünftigerweiſe eine Annahme ſeiner Bedingungen von Seiten des Prinzen von Auguſtenburg erwarten, und dann — war der ganze Gang der Ereigniſſe ein anderer, ein friedlicher. Die Blindheit und Gedankenloſigkeit der Gegner Preußens führte nur immer die weiteren Schritte deſſelben herbei und das Verdienſt ſeines Miniſters war es, daß keiner dieſer Schritte rückwärts ging. Daß Graf Bismarck den Krieg mit Oeſterreich, aber ohne Mitwirkung des übrigen Deutſchlands, für unvermeidlich hielt, hat er allerdings ſchon 1865 nicht verhehlt. Aber ein Anderes iſt es, an die Unvermeidlichkeit des Krieges, wie man den Gegner kennt, glauben, und den Krieg herbeiführen. Offene Rüſtungen hätten ihn herbeigeführt. Anknüpfungen mit Italien für den drohenden Fall waren daher nur zweckmäßige Vorkehrungen für die Eventualität, freilich mit der Wirkung, daß dieſelbe leichter eintrat, als ohne ſie. Daß Oeſterreich ſeine Freunde zur Kriegsbereitſchaft mahnte und daß alſo auf der andern Seite dieſelbe Meinung von der Wahrſcheinlichkeit einer gewaltſamen Löſung des Knotens waltete, kann jetzt nicht weiter beſtritten werden. Aber das iſt jedem Preußen bekannt, daß der König ein friedliches Ab-

kommen einem Krieg mit Oeſterreich weit vorgezogen hätte. Standen doch die Mahnungen ſeines verewigten Vaters, wie die Handlungen und Ueberzeugungen ſeines entſchlafenen königlichen Bruders jedem Gedanken an ſolchen Krieg entgegen. Es mußten daher alle Wege des Friedens und der Verhandlung erſt verſucht werden, ja es mußte Alles geſchehen, was den Krieg zu einem vom Gegner aufgezwungenen machte, ehe der König ſich zu der Entſcheidung der Waffen entſchloß. Die Verhandlungen des Sommers 1865 ſind dafür der ſtärkſte Beweis. Ihr Ergebniß war der Gaſteiner Vertrag, der Preußen entſchieden in den Vortheil ſetzte, der aber allerdings die letzte Entſcheidung nur hinausſchob, nicht abwandte. Daß dies den Vertragſchließenden nicht unbekannt war, iſt ſicher anzunehmen. Aber wie viel war für einen ſo entſcheidungsvollen Kampf mit dem in Preußen eher zu hoch als zu niedrig angeſchlagenen Gegner erſt militäriſch und politiſch vorzubereiten! Wie viel kam dabei auf die Haltung der außerdeutſchen Großmächte, auf die der unſicheren deutſchen Bundesglieder an! Wenn er losbrach, ſo konnte er für Preußen nur ein Kampf um die Exiſtenz ſein, für Oeſterreich aber nicht ebenſo nothwendig. Wird man es da einem gewiſſenhaften Rathgeber ſeines Königs als Unentſchloſſenheit oder umhertaſtende Planloſigkeit vorwerfen dürfen, wenn er jeden Faden feſthielt, der aus dem Labyrinth leiten konnte, ohne daß ein blutiger Krieg voranging? und ſo völlig gleichgültig konnte die Haltung des Landtages dem Miniſter doch auch nicht ſein. Eben hatte der Miniſter dem Abgeordnetenhauſe geſagt, daß es „nur einer in einer Viertelſtunde aufzuſetzenden Erklärung der königlichen Regierung bedürfte, und der unabhängige ſchleswig-holſtein'ſche Staat wäre geſchaffen", daß aber ſeine Ziele höher gehen, und gleichwohl hatte die Mehrheit des Hauſes ſich von den Erfolgen des Heeres in Schleswig losgeſagt, hatte wieder die Ausgaben für das Militär-Budget und ebenſo eine Anleihe zu Beſchaffung einer tüchtigen Marine verweigert. Alles was ſie redete, beſchloß und that war gegen die Erfüllung der deutſchen Aufgabe Preußens gerichtet, und ein unbefangener Beobachter konnte nicht umhin, die Arbeit des Miniſters und ihre Erfolge gegen die der Landesvertretung abzuwägen und ſich nach dem Werth der letzteren zu fragen, wenn ſie ſo große Dinge, wie der däniſche Krieg war, nicht hatte hindern können und wenn die ſchönſten

Thaten des Heeres und die weitgehendſten Schritte der Diplomatie außer allem Connex mit ihr geſchehen konnten. Nichts war in der That mehr geeignet, die Hoffnungen herabzuſtimmen, welche Millionen auf die Mitwirkung einer ſolchen Repräſentation am Staatsleben geſetzt hatten. Der Landtag von 1866 hatte in der Nichtig-Erklärung des Staatsvertrags über die Einverleibung Lauenburgs, in der verſuchten Caſſation eines Spruches des Ober-Tribunals und im Eingreifen in die vollziehende Gewalt des Königs die ſchlimmſten Vorwürfe wahr gemacht, die bisher gegen ihn laut geworden waren. Er konnte nur nach Hauſe geſendet werden.

Daß die Regierung dennoch auf ihrem Weg beharrte, bewies ein Vertrauen auf den Geiſt und Sinn des preußiſchen Volkes, welches auch durch die Wahlen deſſelben nicht getrübt werden konnte. Sie wußte wohl, daß daſſelbe eher ſeine Abgeordneten im Stich laſſen, als die Aufgaben Preußens in Deutſchland wegwerfen würde. Dieſe Aufgaben wurden wieder in volle Bewegung geſetzt, aber, daß auch der ſchleswig'ſche Krieg ein deutſcher Befreiungskrieg, oder die erſte Action eines ſolchen geweſen war, nämlich ein Krieg der Befreiung Deutſchlands von dem drückenden Alp der öſterreichiſchen Fremdherrſchaft, der ungariſch-ſlawiſchen Uebermacht in Deutſchland, das zeigten die jetzt von Preußen aufgeſtellten und am Bundestage frank und frei herausgeſprochenen Forderungen. Sie gingen geradezu auf die Erneuerung des deutſchen Bundes ohne Oeſterreich. Der Sache nach hatte Preußen längſt dieſe Zumuthung an Oeſterreich gemacht, in wörtlicher Klarheit noch nie. Damit war der Würfel gefallen, und inſofern war Preußen der Angreifer. Es brachte zur Entſcheidung, was längſt unter der Aſche glimmte. Preußen oder Oeſterreich war jetzt die Wahl. Viele der deutſchen Fürſten und Bevölkerungen hatten ſchon gewählt. Der geheime Bund gegen Preußen, der Plan ſeiner Zertrümmerung, beſtand ſeit längerer Zeit. Der Frankfurter Bund war die Stätte der wahren Kriegserklärung. Nur vier Tage nach der Einbringung des preußiſchen Entwurfs der neuen Bundesverfaſſung kam der berühmte Beſchluß vom 14. Juni 1866, welchen Preußen von jedem Beitretenden als eine Kriegserklärung zu verſtehen ſich ausgeſprochen hatte. Daß es gegen alle und jede Bundesordnung verſtieß, einen ſolchen Beſchluß der Mobilmachung gegen ein Bundesglied zu faſſen, geben jetzt

ſelbſt die damaligen erbittertſten Feinde Preußens zu.*) Der Bund war zerriſſen und Preußen frei.

Von Rüſtungen, von Bündniſſen und auf Krieg zielenden Verhandlungen waren ſchon ſeit Monaten die öffentlichen Organe voll geweſen.**) Es lag im allgemeinen Gefühle, daß es über Deutſchland zur kriegeriſchen Entſcheidung kommen werde. Nur an die Möglichkeit wollten Viele noch nicht glauben, daß Oeſterreich ſich entſchließen werde, zugleich mit Italien und Preußen das Wageſpiel eines Krieges zu unternehmen, weil ſie in der Meinung ſtanden, das übrige Deutſchland werde in einem ſolchem Kriege neutral bleiben. Von den leiſeren Verhandlungen war nur ſoviel verlautet, daß man berechtigt war, wenigſtens an die Neutralität Hannovers, Kurheſſens und Badens feſt zu glauben, daß ſelbſt die Baierns nicht unglaublich erſchien. Dann war an ein Losſchlagen Würtembergs, Heſſen-Darmſtadts und Naſſaus kaum zu denken. Die meiſten norddeutſchen Kleinſtaaten aber hielten feſt zu Preußen. Nur Sachſen ſtand unzweifelhaft auf der Seite Oeſterreichs. Es war daher eine ſchmerzliche Ueberraſchung, als am 14. Juni noch in der letzten Stunde Hannover und Kurheſſen, als auch Baiern und die andern auf die feindliche Seite traten. Das konnte nur das Werk einer länger genommenen Abrede ſein. Am tiefſten ver-

*) Ein Blick in die Quellen des Bundesrechtes kann davon überzeugen. Vergl. Wiener Schlußacte Art. XXI. und XXII. Bundesacte Art. XI. den Bundesbeſchluß vom 3. Auguſt 1820. Art. VI. der von der Wiener Miniſter-Conferenz aufgeſtellten Ordnung. Ebenſo die Exekutions-Ordnung von demſelben Tage in Art. IV. V. VII. X. S. v. Leonhardi: Das Austrägalverfahren des deutſchen Bundes. Frankfurt a. M. 1838. S. 113—151. Man kann ſagen, daß das Verfahren Oeſterreichs und der (überdies zweifelhaften) Bundes-Majorität faſt wie darauf angelegt erſchien, gegen möglichſt viele bundesrechtliche Beſtimmungen zu verſtoßen. Und doch gab es ſogar nicht wenige Juriſten, die den Beſchluß vom 14. Juni als richtig anerkannten.

**) Für eine klare und möglichſt gedrängte Darſtellung der Urſachen, die zum Kriege führten und die Verhandlungen vor demſelben verweiſe ich auf: H. Blankenburg: der deutſche Krieg von 1866, hiſtoriſch, politiſch und kriegswiſſenſchaftlich dargeſtellt. Leipzig 1868 und neben der nachher zu nennenden Schrift von W. Menzel auch noch auf: C. v. Winterfeld: Geſchichte der preußiſchen Feldzüge von 1866. Potsdam, 1867. Unrichtig und tendenziös falſch in: Zum Verſtändniß der deutſchen Frage. Stuttgart (Aue) 1867. Am beſten und vollſtändigſten jetzt in L. Hahn a. a. O. S. 35—127.

ſchuldet gegen Preußen waren dabei die erſtgenannten Länder, weil ſie in bewußter Täuſchung gehandelt hatten. Wer das thut, muß als unverbeſſerlicher Gegner erachtet und behandelt werden. Baden war in hülfloſer Lage eingeklemmt. Nun konnten die Gegner Preußens in großem Bogen ein eiſernes Netz um daſſelbe immer enger zuſammenziehen, und wenn man nur die Millionen der Bevölkerungen zählte, die gegen daſſelbe aufgeboten waren, ſo ſchien ſein Untergang unvermeidlich. Auf nicht weniger als dieſen konnte es abgeſehen ſein, darüber war kaum eine Illuſion möglich. Preußen war alſo frei, und mit gutem Gewiſſen konnte es ſein erprobtes Schwert ziehen.

Aber nicht allein ein gutes Vertrauen zu ſeinem und ſeines Königs Recht begleitete Preußens Volk und Heer in dieſen Krieg, ſondern die Zuverſicht kam aus einer tieferen Quelle. Allem blos auf Tapferkeit, Gewandtheit und Führung des Heeres gebauten Vertrauen ſtanden Hinderniſſe genug im Wege. Als tapfer waren Oeſterreichs Regimenter in den letzten Kriegen nicht weniger erprobt als die unſrigen, und zu dieſer Erprobung und kriegeriſchen Uebung hatten ſie in Italien noch vor wenigen Jahren eine Gelegenheit gehabt, die über der mit uns gemeinſamen in Schleswig ſtand. Sie hatten neben der italiäniſchen auch die franzöſiſche Armee gegenüber gehabt und waren — das wußte man in Preußen wohl — nicht durch die überlegene Tapferkeit der Gegner, auch kaum durch deren beſſere Führung, ſondern durch andere Uebel unterlegen; ſie brannten, dieſe Scharte auszuwetzen, und an ihrer Spitze ſtand gerade der Feldherr, welcher in Italien an ſeinem Theile Sieger geblieben war. Die Soldaten der öſterreichiſchen Armee dienten länger, die Reiter waren mit ihren Pferden alt vertraut, überhaupt war die Meinung von der Reiterei Oeſterreichs eine ſehr hohe. Die Meiſten, ſelbſt Militärs, erwarteten einen langen, hartnäckigen Kampf und im günſtigſten Falle ſehr theuer erkauften Sieg. Dabei grollte in der Heimath der auf ſeine höchſte Höhe geſtiegene Conflict zwiſchen den Staatsgewalten, die Erklärung vieler Abgeordneten kein Geld ohne Bedingung für den Krieg verwilligen zu wollen. Der Freunde Oeſterreichs, die einen Krieg mit dieſem für ein Unheil erachteten, waren doch auch nicht wenige, gerade in den Claſſen, die am meiſten Opfer zu bringen hatten. Dazu kam die Ueberzahl

der Feinde und der Anblick von mehr als halb Deutſchland gegen Preußen. Wie Frankreich ſich zu dieſem Kriege ſtellen würde, wußte man nicht. Es war ein ernſter Wendepunkt, und das Gefühl, daß Preußens Schickſal einmal wieder in der Wage der göttlichen Allmacht ſchwebe, durchging die Herzen. Kein Menſch dachte an einen Krieg von Cabinet gegen Cabinet, vom Staat gegen Staat, ſondern Jedermann fühlte, daß die uralten Aufgaben Preußens jetzt oder nie zur Löſung kommen würden, daß es entweder eine glänzende Stellung in Deutſchland und für dieſes eine entſcheidende Stellung in Europa erreichen, oder an ſeiner Geſchichte irre werden und in die Reihe der deutſchen Oeſterreich gehorchenden Länder zurücktreten müſſe. Auch daß jetzt über die Zukunft der katholiſchen Kirche und des Proteſtantismus in Deutſchland eine Entſcheidung fallen werde, ging wie eine Ahnung durch die Seelen. Alle die Fäden, die viel verſchlungenen und wieder weit auseinander laufenden, der deutſchen Geſchichte ſammelten ſich in dem engen Momente weniger Wochen. Als der Bettag auf den 27. Juni angeordnet wurde, während unſere Heerſäulen die Grenzen Böhmens überſchritten, da brach es hervor, was in den Seelen der Millionen evangeliſcher Preußen vorher ſich heimlich geregt hatte. Alle Kirchen zu Stadt und Land bis ins letzte Dorf füllten und überfüllten ſich, und ein betendes Volk ſtand um Errettung vom Untergang vor ſeinem Gott. Da trat wieder das Reich Gottes, das in den wogenden Kämpfen der Staaten und Reiche ſo oft verſchwindet und deſſen Daſein Vielen im Volke im gewöhnlichen Gange der Dinge kaum vernehmlich wird, in den Vordergrund. Es war eine Zukunft auf dem Spiele, die dieſem Reiche angehörte, und der Pulsſchlag der göttlichen Führung und Fügung wurde auch dem gröberen Ohre hörbar. Auch das Kriegsheer ſammelte ſich, wie nie ſonſt, um Gottes Wort und weihte ſich für den Kampf*), ſo fern auch unſern ja in nicht geringer Zahl römiſch-katholiſchen Truppen jeder Gedanke eines Religionskrieges lag, dem ewigen Herrn der Heerſchaaren. In ſolchen Augenblicken weiß auch die Maſſe, daß es ein Reich Gottes auf Erden giebt, dem der Staat angehört, das nicht blos im Frieden, ſondern auch im Kriege der Nationen waltet.

*) Die klarſten Bilder hiervon giebt die Schrift von Rogge: Die evangeliſchen Geiſtlichen im Feldzuge von 1866. Berlin, 1867.

Hätte das preußiſche Volk damals gewußt, was es ahnte, was ſeine oberſten Führer vielleicht ſchon wußten, und was ſeitdem allgemein bekannt geworden, ſo würde es mit einem gerechten Zorn in dieſen Krieg gezogen ſein. Lange, ehe irgend Jemand an Krieg dachte, als Oeſterreich noch die ſtärkſten Friedensverſicherungen gab, hatte es Anträge zu einem Bündniſſe und Kriege gegen Preußen an die Mittelſtaaten geſtellt. Der Bundesverrath war längſt vorausgegangen, und man wiegte ſich in dem Traum, mit einer Million Soldaten das ſchwache Preußen zu erdrücken.*) Und noch höher würde ſich der Zorn geſteigert haben, hätte man gewußt, daß nicht Preußen, ſondern Oeſterreich, wie ſich hernach zeigte, im Einverſtändniß mit Frankreich ſtand, gleichwohl aber Preußen deſſen zu beſchuldigen die Stirn hatte. Daß Oeſterreich Venetien abgeben wollte, wenn es dafür Schleſien wieder erobern könnte, war der Preis der franzöſiſchen Erlaubniß. Auch in den Tuilerien rieb man ſich die Hände, weil man die Schwächung Preußens für unfehlbar hielt. Der arme Kaiſer von Oeſterreich war von der großdeutſchen, der ultramontanen und der Militär- und Adelspartei, welche zuſammen die Kriegspartei bildeten, welche gar Verſchiedenes, die Einen das Kaiſerthum über Deutſchland, die Andern den Sieg Roms über den Proteſtantismus, die Dritten Ruhm, Ehre, Avancement und Geld für zerrüttete Finanzen hofften, zuletzt überwogen, während ſeine Miniſter noch den Frieden halten wollten. Er ſoll mehr als einmal händeringend ausgerufen haben: „ich kann nicht! ſo lang ich mit Preußen zuſammenhalte, geht es gut! Ich kann nicht!“ das anderemal aber: „ich muß Schleſien wieder haben, ich kann nicht anders!“ — So erzählte man ſich.

Es konnte nur ſchmerzlich berühren, wenn ein Mann, der ſonſt Preußens Recht und Stellung in Deutſchland zu wahren bereit geweſen, nunmehr als der Anwalt Oeſterreichs hervortrat. Herr von Gerlach ſprach ſich im Namen des göttlichen Rechts gegen das Verfahren Preußens aus.**) Er vermochte es über ſich die Mobil-

*) W. Menzel: Der deutſche Krieg im Jahre 1866. Stuttgart 1867. Bd. 1. S. 204 f.

**) Die Annexionen und der Norddeutſche Bund. Berlin, 1866 (3. Aufl.). Von Schriften wie: Preußen vor den Aſſiſen. London (?) 1866. nicht einmal zu reden, da hier die leichtfertige Behandlung der preußiſchen Politik blos von er Plumpheit überwogen wird, mit welcher ſchon auf dem Titel „Mord“

machung der Bundesſtaaten gegen Preußen von einer Kriegserklärung, als welche ſie von Preußen betrachtet wurde, zu unterſcheiden und in der Vergewaltigung gegen Preußen eine Sprengung des Bundes nicht zu erkennen. Wenn Oeſterreich mit faſt ganz Deutſchland gegen Preußen waffnete, ſollte nach ſeiner Anſicht dieſes ruhig abwarten, ob es wirklich von Oeſterreich zum Kriege getrieben werden würde. Und daß Preußen denen, welche ihm den Krieg factiſch erklärt hatten, den Frieden bot, aber unter der Bedingung, daß ſie an der neuen Geſtaltung Deutſchlands Theil nähmen, das wagte er zu verurtheilen, weil dieſe Staaten nach der Sprengung des Bundes für Preußen dieſelbe Stellung, wie Holland oder die Schweiz, gehabt hätten. Hätte Preußen gehandelt, wie er verlangt, ſo hätte es Verrath an Deutſchland, das in dieſer Zertrümmerung gegen die großen einheitlichen Nachbaren wieder verloren war, wie es ſchon geweſen und zugleich an ſeiner eignen Aufgabe geübt. Spricht er ſogar für die Kleinſtaaterei „wenn nur die Kleinen zu den Großen im rechten Verhältniß ſeien," ſo weiß man nicht, welches rechte Verhältniß er meint, wenn es nicht das iſt, welches Preußen als Bedingung des Friedens von mehreren der Kleinen verlangte. Alſo genau, was er verlangt, hat Preußen gefordert. Als die Forderung abgelehnt wurde, da kam der Krieg, und nach dem Kriege ſollte man Staaten von der verhältnißmäßigen Größe Hannovers und Kurheſſens, welche ihr Nichtwollen des rechten Verhältniſſes ſo ſtark ausgeſprochen hatten, wieder in die Lage ſetzen, dies Nichtwollen durchzuſetzen und Deutſchland in die alte Zerſtücklung, ja in eine ſchlimmere, als die innerhalb des deutſchen Bundes geweſen, zurückzuwerfen? Was er von den Annexionen ſpricht, kann weiter nichts ſagen wollen, als daß Preußen auch im Kriege nicht erringen dürfe, was es eigentlich im Kriege (1813 bis 1815) ſchon erworben und was es nicht zu beſitzen ſich längſt beſchieden hatte, ja daß es auch dann auf ein ſolches Erringen ver-

---

als die Anklage ſteht. Noch weniger verdienen Schriften, wie: „Ein patriotiſches Wort an meine Landsleute von einem Hannoveraner. Wien, 1866" eine Widerlegung, vielmehr kann man nur den Schmerz ihrer Verfaſſer über den rechtmäßigen Verluſt eines theuren Gutes, der Selbſtändigkeit, die Schmähungen verzeihen, in welchen ſie ſich ergehen.

zichten müſſe, wenn dieſes deutſche „Ausland“ ihm ſelbſt den Untergang geſchworen haben würde.*)

Das Sonderbarſte von Allem iſt aber, daß dieſe Schriftſteller gegen die Einverleibung der eroberten Lande keinen Anſtand nehmen, auf göttliche Geſetze, die in der Weltgeſchichte ſich vollziehen, mit der drohenden Weiſſagung zu berufen, daß Preußen wieder verlieren werde, was es durch Gewalt an ſich geriſſen habe. Bemerken ſie denn gar nicht, daß eben dieſes Geſetz der Weltgeſchichte die Einverleibung Sachſens und Hannovers wenigſtens als ganz unzweifelhaft gerecht erſcheinen läßt und daß ſie, welche über den „Götzendienſt des Erfolges“ ſo große Worte ſprechen, denſelben ſelbſt treiben, wenn ſie künftige Unglücksfälle Preußens im Voraus als Strafe und Wiedervergeltung bezeichnen, komiſch genug aber den Verſuch des Beweiſes gar nicht machen, daß Preußen im Jahre 1866 *nicht* Vollſtrecker dieſes göttlichen Geſetzes geweſen ſei. Denn daß ſein und Deutſchlands Vortheil, daß die politiſche Nothwendigkeit für die Einverleibung ſprach, hindert doch dies keineswegs. Denn rein um der göttlichen Geſetze willen und nur auf Grund des Vollſtreckungsbefehls von Oben hat ſeit Israel bei ſeiner Eroberung Kanaans kein Staat mehr gehandelt und wird auch wohl künftig keiner handeln. Denn das Geſetz iſt ja in der Geſchichte, die Motive für ſeine Vollziehung werden ebendaſelbſt zu ſuchen ſein. Haben denn die Staaten, um welche es ſich handelt, bei der Mediatiſirung im Jahre 1805—1806 Bedenken dieſer Art gehabt, und haben ſie nicht dennoch ein göttliches Geſetz vollzogen, welches die Güter der Nation aus der todten Hand der Kirche zurückforderte und die Kleinen zum Wohle des Ganzen in ihrer Souveränetät verſchwinden ließ?**)

Noch Ein Wort ſei hier geſtattet zur Selbſtvertheidigung. Man hat von verſchiedenen Seiten den „Theologen zu Berlin“ ſchwere Schuld beigemeſſen und ſie ſogar der Verleugnung ihrer Amtspflichten angeklagt. Was ſollten denn dieſe Theologen —

*) Daß es aber mit Hannover ſich ſo verhielt, davon liegen die Beweiſe vor. S. die Verhandlungen zwiſchen Preußen und Hannover im J. 1866. Berlin, 1867. (Amtliche Documente) und L. Hahn a. a. O.

**) Vergl. Menzel a. a. O. Bd. 1. S. 193 ff. worauf überhaupt verwieſen wird.

es können doch nur die Mitglieder der höchſten kirchlichen Behörde und die Hofprediger des Königs gemeint ſein — etwa thun? Sollten ſie über die ſittliche Rechtmäßigkeit und die politiſche Nothwendigkeit des Krieges oder etwa früher ſchon über ein ſogenanntes unzweifelhaftes Recht des Prinzen von Auguſtenburg ſich ein amtliches Urtheil anmaßen? Wenn ſie aber von dieſem Rechtsanſpruch nicht überzeugt, an dem ſchreienden Unrecht Oeſterreichs und ſeiner Bundesgenoſſen nicht zweifelhaft waren? — oder ſollten ſie damals, als der König bei dem Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten die (zu einer Conferenz über die Synodal-Verfaſſung) verſammelten General-Superindenten und Conſiſtorial-Präſidenten der Landeskirche anredete und ſie zum Gebet für ihn ſelbſt und das Land aufforderte, weil er fürchte, der Krieg ſei unvermeidlich, nachdem er Alles gethan um ihn zu vermeiden und ſo eben nochmals dringend an den Kaiſer von Oeſterreich geſchrieben habe, dem König mit einer Predigt über die Unſittlichkeit jedes Krieges überhaupt, oder mit der beliebten unwahren Phraſe von dem Brudervolke an der Donau, oder mit der Lehre entgegentreten, daß Preußen ſich müſſe von ſeinen Feinden in den Staub treten laſſen? Sie waren aber von der Lauterkeit ihres Königs und ſeiner Abſichten durchdrungen, ſie wußten, daß er die Wahrheit rede, ſie kannten Alle die Lage der Dinge, ſie zweifelten nicht an Preußens Recht. Oder ſollten ſie dem König jenen viel geſchmähten Bettag nicht anrathen? ſoll nicht ein Volk auf den Knieen zu ſeinem Gott kommen, wenn Er die Wage ſeines Schickſals hält? Oder verlangt man von ihnen, daß ſie ſich hätten herausnehmen ſollen, für tückiſchen Verrath, wie ihn Hannover geübt, für die politiſche Gräuelwirthſchaft in Kurheſſen, für die giftige Falſchmünzerei der Lügenwerkſtätten fürbittend einzutreten und die Gefahr einer nochmaligen Verfälſchung der Einheit Deutſchlands auf ihr Gewiſſen zu laden, wenn ihre Fürbitte eine Wirkung gehabt hätte?

Man hat freilich*) dieſe Beſchuldigung gegen die Geiſtlichen Preußens, nicht blos die von Berlin oder in den bezeichneten Stellungen, näher dahin präciſirt, daß ſie den günſtigen Erfolg als ein

*) Groen van Prinsterer: l'Empire Prussien et l'Apocalypse. Amsterdam, 1867.

Gottesurtheil betrachtet hätten, welches auch alle Uebertretungen der zehn Gebote von Seiten des Staates zudecke, oder dahin, daß ſie gar die zehn Gebote als nicht gültig für die Politik erachteten. Man hat Aeußerungen hierhergezogen, welche ein bekannter theologiſcher Schriftſteller in dieſer Hinſicht gethan, nach welchen der Staat in ſeinem Gebiete zunächſt auf ſein Intereſſe gewieſen ſei. Wir machen für die Rechtfertigung der Geiſtlichen in Preußen keinen Anſpruch auf dieſen Grundſatz. Wir glauben nicht, daß die zehn Gebote eine Exemtion für die Politik zulaſſen, auch nicht daß der Staat ſeine Intereſſen ſo niedrig faſſen dürfe, um die Verletzung göttlicher Ordnungen, weil ſie augenblicklich vortheilhaft ſchiene, für erlaubt halten zu können. Wir behaupten auch nicht, daß dem politiſchen Thun Preußens keinerlei Sünde anhafte, und daß ausnahmsweiſe dieſer Krieg und ſeine Folgen auf ſeiner Seite gar keine Demüthigung vor dem heiligen Gott und gar keine Vergebung begangener Fehler erfordere. Aber wir leugnen auf's Entſchiedenſte, daß mit den Annexionen die zehn Gebote verletzt ſeien, was ebenſowenig geſchah als mit der Eroberung Kanaans durch die Israeliten oder des Keltenlandes durch die Germanen, wir leugnen, daß der Krieg ein abſichtlich herbeigeführter geweſen, um annectiren zu können, daß die Einverleibungen irgend früher beabſichtigt geweſen, behaupten aber, daß ſie durch das Betragen der Gegner aufgenöthigt geweſen ſeien. Wir leugnen auf's Entſchiedenſte, daß Preußen Wege der Revolution betreten habe, wenn man nicht Alles, was an das alte lügenhafte Legitimitäts-Princip rührt, ſo nennen will, wir leugnen, daß Preußen auf dem Wege des Cäſarismus ſich befinde und überhaupt, daß es mehr mit dem Principe der Revolution und was an dieſem hängt, zu thun habe als z. B. das Königreich der Niederlande in ſeinem Entſtehen und jetzigen Beſtande. Wir verwerfen aber dieſes unheilige Spiel mit Begriffen, dieſes willkürliche Verkehren bibliſcher Gedanken, (z. B. der Weisſagungen vom Antichriſt) zu Werkzeugen politiſcher Diatriben, dieſes Gebahren, als wäre man auf lauter Wegen Gottes, wenn man mit Berufung auf Guizot gleichwohl die Früchte der Juli-Revolution beſtens annimmt.

Es darf hier nicht unſere Aufgabe ſein, dieſen merkwürdigſten aller großen Kriege zu ſchildern, der in Wochen eine weiterreichende

Wirkung ſchuf, als der Krieg Friedrichs des Großen in eben ſo vielen Jahren; freilich Jahren des Kampfes mit mehr als dem halben Europa*). Der Krieg brachte den Frieden, aber auch einen viel tieferen Blick in die wahre Natur und den wirklichen Zuſtand des öſterreichiſchen Staats-Conglomerats. Mit welcher höhniſchen Schadenfreude und übermüthigen Zuverſicht war von dorther der Untergang des preußiſchen Staates, die Eroberung Berlins, die Plünderung dieſer glänzenden Hauptſtadt und von anderswo accompagnirend das vae victis! ausgerufen worden. Dieſe ganze Art der Bethätigung ließ vermuthen, daß man ein ſittlich ſtarkes Selbſt- und Kraftbewußtſein dort nicht habe, daß vielmehr Hochmuth und Selbſtüberhebung neben einem tiefen Mangel an höherem Schwung des Volkslebens ſich breit machten. Es war dies das Ergebniß der ganzen inneren Führung des Staates. Oeſterreich hat ſeine große ſchwierige Aufgabe in der Mehrheit der Nationen, die dieſen Staat bilden. Aber nicht ſie iſt an ſich das Unglück Oeſterreichs geweſen, ſondern die falſche Behandlung derſelben. Anſtatt das deutſche Element als die Wurzel ſeiner Kraft zu heben, zu ſtärken, geiſtig zu bereichern und zur Befruchtung des Fremden zu befähigen, hat man es zurückgeſetzt und den anderen Nationalitäten, der italiäniſchen, ungariſchen, czechiſchen, geſchmeichelt. Der Lohn dafür war der grellſte Undank von dieſen Seiten. Jede wollte ſelbſtändig und herrſchend auftreten. An geiſtiger Bildung blieb Oeſterreich hinter dem ganzen übrigen Deutſchland zurück, ſeine Wiſſenſchaft war geknechtet, ſeine Kunſt nur zum Lebensgenuß vergeudet. Dieſem zu fröhnen, wurde das Volk nicht nur nicht verhindert, ſondern in jeder Weiſe ermuntert. Man wollte ein ſinnlich luſtiges, um die höheren Intereſſen der Nationen unbekümmertes Volk haben, und man erreichte es, ihm die eigentliche Spannkraft zu nehmen, ohne welche weder im Kriege noch im Frieden Großes und Nachhaltiges zu vollbringen iſt. Die Verſchleuderung unglaublicher Summen zu Nebendingen ſteigerte die Schulden des Staates ins Immenſe, und dieſe Steigerung, mit dem Leichtſinn früherer Staatsbankerutte, mit dem Treiben der auf Koſten des Staates ſich bereichernden Juden, mit der tollen Verſchwendung der großen Adelsgeſchlechter, ſchwächten den Credit des Landes und der Einzelnen und lähmten den Unternehmungsgeiſt

*) L. Hahn, a. a. O. S. 127—220.

und die Erwerbskraft. Ueberall zeigte ſich der Einfluß der ſittlichen Verſunkenheit der Hauptſtadt, die ein öſterreichiſcher Heerführer einen „abfaulenden Miſthaufen“ nannte*). Die römiſch-katholiſche Kirche war durch das Concordat von 1856 in eine falſche Stellung zum Staate gekommen. Sie hatte keine Befähigung, das Volk mit einem höheren Geiſte zu durchdringen und die daſſelbe unmittelbar führende niedere Geiſtlichkeit zu heben. Der Proteſtantismus war durch Bedrückung matt geworden, und die Regierung hatte ihn nur in der Geſtalt des unfruchtbarſten Rationalismus geduldet. Wie im Bunde mit dem rückſichtsloſen jüdiſchen Erwerbsgeiſt eine herabgekommene Litteratur und ein entſittlichtes Theater die Volksmaſſen vergiftete, davon gibt W. Menzel ein grauenhaftes Bild**). Wie konnte unter dieſen Zuſtänden das Kriegsheer, auch bei ſonſt gleicher techniſcher Brauchbarkeit, dem preußiſchen echten Volksheere, in deſſen Reihen die intellectuelle und ſittliche Blüthe der Nation, und neben dem ernſten Hausvater der jugendfriſche Student, neben dem tüchtigen Offizier von Beruf der Gutsbeſitzer vom Lande ſtand, und jede Kraft an ihrem Orte das Rechte leiſtete, gewachſen ſein?***)

*) Menzel: Der deutſche Krieg im Jahre 1866. Bd. 1. S. 32.

**) Ebendaſelbſt, S. 45 ff.

***) Es mag am Orte ſein, auch hier an die charakteriſtiſchen Thatſachen zu erinnern, die ſonſt erzählt worden ſind. In einem mörderiſchen Gefechte ſtanden drei Stadtkinder von Cöln in derſelben Reihe. Einer fiel und die andern ſandten ſeine Uhr und ſein Geld nebſt Photographieen, die er ſich eben hatte machen laſſen, an die Eltern in der Heimath. Dieſe aber, arme Handwerksleute, gaben das Geld (12 Thaler oder mehr) für die Verwundeten. — Graf St. begegnete einem Triebe Ochſen, die ein Soldat eben weiden ließ. Dieſer lag, in einem großen Blatte leſend, unter einem Baum. Der Graf fragte ihn, ob er ſeines Berufs ein Schlächtermeiſter ſei? Der Angeredete zeigte ihm ſeine Lectüre — die Times — mit der Eröffnung, daß er Privatdocent der Univerſität B. ſei, mit der Beifügung: „Dies iſt jetzt mein Dienſt.“ — Man hat mir erzählt — verbürgen kann ich es nicht — daß in der Nacht, da die Hannoveraner über Eiſenach durchzubrechen verſuchten und dort nur eine ſchwache preußiſche Truppe in einem Engthale entgegenſtand, Alle aus einem Munde ihrem Führer erklärt hätten, hier mit ihm ſterben zu wollen. Als die hannöverſche Uebermacht ſich heranwälzte, erhob ein Soldat (Schullehrer von Beruf) den Geſang: „Ein feſte Burg iſt unſer Gott.“ Die Muſik fiel ein, ie ſpielte fort, auch als eine Kugel einen der Muſikanten niederwarf, und der ächtige Geſang der tauſend Männer gab dem Feinde die Meinung, hier auf ine größere Truppenmaſſe geſtoßen zu ſein und bewog ihn zum Zurückgehen. – Ich wiederhole, daß ich die mir erzählte Anekdote nicht verbürgen kann.

Zum erſtenmale hatte das preußiſche Wehrſyſtem ſeine volle Kraft im Kriege mit wohlgeübten Truppen zu erweiſen, und es hat ſich, noch mehr aber haben ſich die Männer, die es gebildet und um die Fahnen geſammelt, glänzend erprobt. Es war die deutſche Kraft, die in dieſem Kriege auf die Unkraft ſtieß. Die Preußen konnten in Wien einziehen, ſie hatten Hannover und Kurheſſen genommen, Naſſau und Frankfurt und das Großherzogthum Heſſen waren in ihren Händen, ihre Truppen waren im Herzen Baierns, und nur die Gewährung des Waffenſtillſtandes konnte die Eroberung von ganz Süddeutſchland aufhalten.

Jetzt endlich war es nicht mehr länger möglich, an Preußens Beſtimmung für Deutſchland zu zweifeln. Man hat dies den Götzendienſt des Erfolges genannt und ſich mit ſeiner Unabhängigkeit des Urtheils gebrüſtet, wenn man auch jetzt noch der Anerkenntniß dieſer Beſtimmung ſich verſchloß, und zwar iſt dies unter dem Schilde des chriſtlichen Glaubens geſchehen. Wie wunderlich nahm es ſich aus, wenn im Namen des ſtreng lutheriſchen Glaubens in Baiern, wenn aus dem Munde von Männern einer theologiſchen Schule, oder vielmehr einer kirchlichen Richtung in Würtemberg, wenn aus der Feder eines hochkatholiſchen Biſchofs in Mainz dieſe ſelbe Zurückweiſung der preußiſchen geſchichtlichen Beſtimmung laut wurde, aber in allen Fällen doch aus dem Herde der Mittel- und Kleinſtaaten, deren Stunde nunmehr geſchlagen hatte. Nichts ſeltſamer, als Souveränetäten unter die beſondere Garantie des göttlichen Willens geſtellt zu ſehen, deren Entſtehung doch ſeit Menſchengedenken datirte und deren Urquelle der Mann der Revolution war. Wie mußte ſolch Urtheil ſich ſelbſt verſchlingen, und wie mußte überhaupt die Berufung auf den göttlichen Willen im Werthe ſinken und das Urtheil jedes Einzelnen als das zufällige Werk ſeiner äußeren Lage erſcheinen laſſen, wenn dieſelben, die im großartigſten Maßſtabe die Geſchichte als Werk Gottes anriefen, nun auf einmal „Gott in der Geſchichte“ nicht mehr zu erkennen vermochten, weil der ſtarke Fußtritt der Geſchichte das Gras in ihren Gärten niedertreten wollte. Der Friede von Prag, der Oeſterreich in ſich ſelbſt und damit in ſeine wahre Exiſtenz zurückwarf und ihm die Lebensfrage unerbittlich ſtellte, ob es ferner in Täuſchungen, Träumen, berauſchenden Plänen aus der Vergangenheit taumeln, oder endlich

einen feſten Stand auf ſeinen eigenen Füßen ſuchen wolle, ließ Preußen freie Hand in Deutſchland; nur Sachſen und die deutſchen Länder im Süden des Main waren ſeiner vollen Einwirkung entzogen. Hinſichtlich Sachſens war es ein Zugeſtändniß, ein vielleicht beklagenswerthes, da es gegen die Natur der Länder und gegen die Forderung der Geſchichte anläuft und daher auch kaum für lange Dauer haltbar ſein dürfte*), aber in ſofern ein erfreuliches, als es ein Act der Treue von Seiten Oeſterreichs war, ſeinen feſteſten Bundesgenoſſen nicht zu behandeln, wie die ſüddeutſchen Anhänger, die es dem Sieger überließ. Daß es ein Zugeſtändniß mehr an Frankreich als an Oeſterreich war, die Mainlinie als Grenze des neuen deutſchen Bundes zu betrachten, das hätte wohl dem neu erwachten deutſchen Vaterlandsſtolz ſchmerzlich ſein können, weil es an eine Erbſchaft aus ſchlimmen Zeiten gemahnte; aber der Schmerz wurde gemindert durch den Gedanken, daß es bei der vorherrſchenden Abneigung, ja dem grimmigen Haſſe, der ſich in Süddeutſchland gegen Preußen kundgab, für jetzt doch zu einer wirklichen Gemeinſchaft nicht gekommen wäre, ja daß es ſelbſt fraglich geweſen wäre, ob nicht auch ohne das Zugeſtändniß an Frankreich (dem übrigens durch die Schutz- und Trutzbündniſſe mit dem Süden nebſt Zollverein der Nerv durchgeſchnitten wurde) es doch rathſamer war, die gleichartigeren norddeutſchen Länder erſt ſich feſt vereinigen zu laſſen und den Süden zu ſeiner Zeit in eine bereits maßgebende Gemeinſchaft aufzunehmen.

Was den deutſchen Particulariſten die Ohren gellen machte, war freilich die Kunde, daß Preußen hinſichtlich Hannovers, Kurheſſens, Naſſaus und Frankfurts bei einer Bundesgemeinſchaft nicht ſtehen bleibe, ſondern dieſe Lande als eroberte ſich einverleibt habe. Hierüber ſind natürlich als über Gewaltthat, Kronenraub, Vergrößerungsluſt u. ſ. w. die ſtärkſten Worte gefallen. Man mußte ſie verhallen laſſen. Aber wer kühles Blut genug hat, der vergegenwärtige ſich nur, wie ſchändlich durch Oeſterreich mit der Hülfe Frankreichs und Englands Preußen im Jahre 1815 behandelt worden, wie beſonders dafür geſorgt wurde, dieſen Staat durch

*) Wir verweiſen ſtatt vieler Zeugniſſe aus der Gegenwart nur auf die Schriften: Was wird aus Sachſen? Leipzig (Wigand) 1866. und: Die albertiniſche Dynaſtie und Norddeutſchland, von F. Fiſcher. Berlin 1866.

Hannover und Kurheſſen zu unterbinden, wie zu dem Ende das Land, welches durch eigene berechtigte Wahl ſich Preußen ergeben hatte, Oſtfriesland, an dieſes Hannover gegeben, und wie es von Hannover behandelt worden war, und wie gar nicht ſeine Meerberührung den deutſchen Intereſſen zu ſtatten kam. Man ziehe in Erwägung, wie feindlich und wie als Freund unzuverläſſig, ſtets von Oeſterreich benebelt, wie in der letzten Entſcheidung ſtockblind, verrätheriſch, feindſelig die Regierung Hannovers gehandelt, wie nach ſolchem Handeln und bei dem ausgeſprochenen Nichtwollen ſeines Königs es auch im norddeutſchen Bunde ein falſches Glied, ein gehäſſiger Gegner innerhalb des Bundes, geworden wäre. Es gab keine einzige Betrachtung, weder politiſcher, noch ſittlicher Art, welche die ſelbſtändige Fortexiſtenz dieſes Königreichs geſtattete. Der deutſche Bund, der es ſchützte, war von ihm ſelbſt am 14. Juni zerriſſen, es hatte ſich mit den Waffen gegen Preußen erhoben, um an ſeiner Zerſtückelung mitzuhelfen; es war im Kriege, nicht der Uebermacht, ſondern der raſchen Energie Preußens erlegen. Die Wiener Verträge waren durch Oeſterreich, durch alle mit Preußen kriegenden Staaten in Fetzen geriſſen, alſo nirgends ein Grund mehr für das Königreich Hannover, als der zufällige Beſitz des Herzogs von Cumberland, der übrigens für ſeine Perſon verfaſſungswidrig den Thron beſaß. Dieſe Souveränetäten aber, wie ſie die Congreſſe der Miniſter geſchaffen, noch irgend als ein Hinderniß des Nützlichen, ja Nothwendigen anzuſehen, war durch die Abſichten, welche die jetzt Beſiegten mit Preußen hatten, völlig unmöglich geworden. So ſchwer der Schritt dem Könige von Preußen werden mochte, er war unerläßlich. Er war aber auch gerecht, denn er ſtrafte Bundesbruch, Treuloſigkeit, Hinterliſt und auf Zerſtörung bedachten Haß. Ein ſehr befangener Schriftſteller*) ſpricht den

*) Es iſt eine der unglücklichſten Schriften, welche der neue Umſchwung hervorgebracht hat, aus der wir hier citiren und noch etlichemal citiren werden, weil ſie ſo recht zeigt, zu welchen Urtheilen ſelbſt Staatsmänner (der Mann war Cultusminiſter in Hannover, früher Geſandter im Haag) die Befangenheit des leidenſchaftlichen Schmerzes getrieben hat. Ich ſpreche von B. Freiherr von Hodenberg: Sechs Briefe über die Gewiſſens- und Begriffs-Verwirrung in Politik, Kirche und Wiſſenſchaft der Gegenwart. Erlangen 1867. Heft 1. S. 194 f. Er war freilich durch eine unbeſonnene Aeußerung der Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung gereizt, welche meinte, das Moralgeſetz

wahren Satz aus, daß die 10 Gebote auch für das ſtaatliche Handeln die Richtſchnur ſein müſſen und fährt dann fort: „Wortbruch, „Bundesbruch, Lüge, Rechtsverletzung, Diebſtahl, Raub und Er„oberung gelten der germaniſchen Ehre, wie dem chriſtlichen Ge„wiſſen für ſchwere Sünden gerade im öffentlichen Leben.“ Wenn er die Eroberung überhaupt den anderen Sünden an die Seite ſtellt, ſo hat er in Bezug auf ihre Geltung für die germaniſche Ehre und das chriſtliche Gewiſſen etwas Unwahres geſagt, mit den übrigen Anklagen aber eben die Regierung Hannovers, zu welcher er als Miniſter gehörte, verurtheilt. Auf preußiſcher Seite trifft blos die Eroberung zu, die aber hinreichend iſt, um die Einverleibung zu rechtfertigen. Er wird fragen: wer gibt Preußen das Recht, über Hannover zu Gerichte zu ſitzen und es zu ſtrafen? Unſere Antwort iſt: derſelbe Gott, der Israel das Recht gab, Kanaan zu erobern, als die Kanaaniten das Maß ihrer Sünden vollgemacht hatten, derſelbe Gott, der den Germanen das Recht gab, die Kelten zu unterjochen und Deutſchland zu Deutſchland zu machen, derſelbe Gott, der Preußen das Recht gab, das Königreich Weſtphalen zu erobern und Hannovers Exiſtenz wieder möglich zu machen. Seine Richterſprüche irdiſcher Art werden in der Geſchichte geſprochen, und ein Jeglicher ſpricht ſich in ihr ſelbſt das Urtheil. Aber wahr iſt es gleichwohl, daß die Gebote ihre Anwendung auf Staaten nicht unvermittelt finden, z. B. das Gebot: Du ſollſt nicht tödten! iſt von demſelben Gott gegeben, welcher die Ausrottung der Kanaaniter befahl. Die Vermittlung iſt aber die: hätte der König von Preußen mit Uebermacht das argloſe Hannover überfallen, erobert und behalten, um ſich ſelbſt zu bereichern, ſo waren die Anklagen unſeres Verfaſſers anwendbar; Preußen war aber von Hannover durch den Beſchluß vom 14. Juni und ſchon durch vorherige Verabredungen mit Krieg bedroht worden, und als es dieſer Bedrohung zuvorkam und Sieger blieb, den nur mit Unrecht auf dem Throne ſitzenden, treuloſen König von ſeinem Throne geſtoßen, aber über-

---

ſei nicht für die Völker und Staaten vorhanden, die blos dem Geſetz ihres Vortheils zu folgen hätten. Der wahre Vortheil auch der Staaten iſt und bleibt die Befolgung des göttlichen Moralgeſetzes. Aber dieſes Geſetz ſelbſt muß man erſt verſtehen, und daran fehlt es dem Freiherrn völlig.

reich mit dem, worauf er ſtets großen Werth legte, entſchädigt hat, da dem Lande und Volke an Gut und Leben, an Freiheit und politiſcher Kraft kein Schaden gethan, es vielmehr aus einer unhaltbaren Exiſtenz erlöſt worden iſt, da ein von den Schöpfern und Inhabern des Königreichs Hannover (der engliſchen Königsfamilie) geſchaffenes feindſeliges Unrecht gegen Preußen, welches nicht Er perſönlich iſt, gut zu machen war, ſo hatte der König die Pflicht, die göttlich gebotene Pflicht, ſein großes Amt recht und im Intereſſe Aller, auch des ganzen Deutſchlands, zu thun und Hannover Preußen einzuverleiben. Es iſt, ſo unvollkommen und leicht mit Sünde behaftet auch alles menſchliche und politiſche Thun bleibt, ein Bruch der Gebote Gottes durch dieſe Einverleibung nicht geſchehen, vielmehr iſt den Folgen eines ſolchen Bruchs im Jahre 1815 abgeholfen worden.

Hören wir neben den Befangenen auch einen unbefangenen Mann, nämlich aus dem Jahre 1814 ein Wort B. G. Niebuhrs, das er gegen Sachſen ſprach und das doch wie für 1866 und gegen Hannover geſprochen iſt: „Als Gottesurtheile können wir die „Kriege nicht betrachten, ſo wenig wie den Zweikampf, wie gewiß „es auch iſt, daß Gott oft den ſchwachen Arm ſtärkt, der eine ge„rechte Sache führt. — Wer für das Recht und wider das Unrecht „kämpft, der erobert, wenn er ſiegt, was ein Gericht, welches an „keinen Buchſtaben gebunden wäre, ihm zuſprechen würde. Denn „er iſt außer dem Bereiche des Buchſtabens getreten, der im Bezirk „des poſitiven Rechtes herrſcht. Aber aus der Nothwendigkeit, das „Recht zu ergänzen, entſteht ein Zweifaches: ſich für Verluſt und „Anſtrengungen zu entſchädigen und ſich für die Zukunft zu ſichern, „damit nicht unter begünſtigenden Umſtänden der, dem dieſesmal „das Recht abgezwungen iſt, die Gelegenheit nehme, ſich zu rächen. „Betrifft der Krieg nicht ein ſtreitiges Recht, ſondern eine das „Daſein bedrohende Feindſeligkeit, ſo entſtehen zwiſchen den Regie„rungen, wie im Alterthum zwiſchen den Völkern, Vertilgungskriege, „als wenn ein Mann dem andern an das Leben greift. — Die „Grenzen der Befugniſſe des Siegers laſſen ſich durch keinen Buch„ſtaben beſtimmen, ſie gehören vor den Richterſtuhl des Gewiſſens. „Wo das Unrecht gering, die Feindſchaft gemäßigt, der Kampf ein „bloßes Fechten war, da ſind keine billigen Gründe vorhanden, dem

„Besiegten hart zu fallen; wer aber einen auf das Dasein gerich-„teten Krieg bis zur letzten Entscheidung ausficht und seinen Staat „dabei einbüßt, der hat kein Recht zu fordern, daß er ihm wieder-„gegeben werde.“ Damals war Sachsen mit Frankreich auf Entschädigung durch Preußens Vernichtung bedacht. Hier Hannover mit Oesterreich nach demselben Ziele blickend*).

Mit mehr Resignation als der hannoversche Ex-Minister spricht sich der hessische Bischof**) aus, daher auch, wenigstens anscheinend, mit mehr Billigkeit. Er meint, die Thaten Preußens seien an sich böse Thaten, aber von Gott zugelassen, um die Freiheit des Willens zu bethätigen und durch Trübsal Heil zu schaffen. Er erkennt auch an, daß Oesterreich in der Sache der Elbherzogthümer den Bruch herbeigeführt habe, weil es ihm nicht gelungen sei, für die Verstärkung Preußens im Norden eine Landentschädigung (in Schlesien?) zu erlangen. Er reiht aber dann in der Prüfung des Verhaltens der beiden Großstaaten hinsichtlich der Elbherzogthümer und der Succession des Erbprinzen von Augustenburg ein falsches Urtheil an das andere, wenn er z. B. meint, Preußens Erklärung, daß der Prinz der bestberechtigte Erb-Competent sei, und seine Bereitwilligkeit, die Sache am Bunde behandeln zu lassen, sei im Widerspruch mit seinem nachherigen Verhalten. Vorher war die Bedingung zu Gunsten Deutschlands selbstverständlich und vom Bunde am wenigsten zu erwarten, daß er sie zurückweisen werde, nachher war der Prinz und der Bund zur Abweisung der deutschen Bedingung verleitet. Kurz angebundenes politisches Urtheil, die frühere und die spätere Lage identisch zu finden! Jedermann ver-

*) „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof.“ S. 17 f. Man möge dort auch noch lesen, was der große Geschichtskenner über das Recht der Acht gegen den Einzelstaat oder die Einzelstaaten sagt, die gegen die National-Einheit mit dem Feinde derselben, auch wenn er nicht der fremdsprachige Erbfeind ist, sich verbunden. Es klingt wie ein Richterspruch aus alter Zeit in diese neuen Verhältnisse herein.

**) Wilhelm Emanuel, Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz: Deutschland nach dem Kriege von 1866. 5. Aufl. S. 11 f. S. 13 ff. S. 20 ff. S. 29 ff. Neben den ein höchst mangelhaftes Studium der Geschichte verrathenden falschen Behauptungen stehen auch wieder ganz gesunde theile des hochbegabten Prälaten, wie z. B. über die innere Nothwendigkeit eines Systemwechsels im constitutionellen Staatswesen. S. 23 ff.

ſtand damals die Lage der Dinge, warum trübt ſie der Biſchof? Hat denn Preußen dem Prinzen die Herzogthümer nicht angeboten? — Von einem „formellen Rechte“ Oeſterreichs kann daher nicht die Rede ſein, ſondern gerade Oeſterreich hat das Gegentheil von dem gethan, was es verſprochen hatte, indem es einſeitig die Sache an den — in der That an ſich und nach dem Bundesrechte nicht berechtigten — Bund bringen wollte. — Dem Biſchof von Mainz erſcheint der innere Conflict in Preußen als die wahre Urſache des Krieges. Hier glaubte er im Hintergrunde der Seele des Miniſters Grafen Bismarck zu leſen. Aber auch des Königs, der noch in der letzten Stunde Alles aufbot, um den Frieden zu erhalten? und war denn Graf Bismarck des Sieges ſo gewiß? wenn er dies geweſen wäre, ſo könnte man ſo ſagen, wie der Biſchof ſagt; worauf ſollte aber dieſe Gewißheit der großen Uebermacht gegenüber ruhen? doch weſentlich auf dem Bewußtſein des guten Rechtes, das Gott ſchützt. Wenn aber auf dieſem, ſo mußte ein Recht auf Preußens, ein Unrecht auf Oeſterreichs Seite beſtehen, ſtark genug, um einen Krieg zu motiviren; ſo exiſtirte alſo doch eine andere Kriegsurſache. Und dieſe war längſt da und hatte nur in der neueſten Frage ihre Spitze erlangt. War ſie denn 1850 nicht auch ſchon dageweſen? — Alſo des Biſchofs Anſicht bleibt — Vermuthung, aus dem Erfolg geſchöpft. Aber eben jene tiefere und ältere Urſache iſt dem Herrn Biſchof eine imaginäre Tradition vom „Berufe Preußens.“ Die deutſche Geſchichte hat ſich das Alles nur eingebildet. Es iſt eine Einbildung der preußiſchen Geſchichtsſchreiber, eines Droyſen und von Sybel, daß die Schaffung des preußiſchen Staats, die Arbeit der Germaniſirung des Nordoſtens, die Stellung Brandenburgs zum Kaiſerthum im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert, die proteſtantiſche Vormacht, die allmählig Erbin Kurſachſens wurde, das Ringen des großen Kurfürſten, Friedrichs des Großen, die Beſtrebungen Friedrich Wilhelms IV. (die Herr von Ketteler ignorirt, um die jetzige Regierung deſto ſtärker des „Boruſſianismus“ anklagen zu können), auf die Führung Deutſchlands durch Preußen hinweiſen, es iſt leere Selbſttäuſchung, daß die Geſchichte des deutſchen Bundes eine Geſchichte des Kampfes Oeſterreichs und Preußens um die Führung Deutſchlands ſei, und daß Oeſterreich mit jedem Jahrzehent unfähiger zu dieſer Führung in

anderem als dem alten Sinne ſeiner Hauspolitik, der Ausnützung Deutſchlands für ſeine Particularzwecke, geworden. — Daß dieſer Beruf Preußens von dem preußiſchen Beamten, Soldaten, Geiſtlichen je durch die Brille ſeines beſonderen Berufs geſehen werde, wie der Herr Biſchof meint, wird doch nicht als Beweis gelten ſollen, daß das Object, welches ſie ſo Alle ſehen, gar nicht wirklich exiſtire? Er führt zum Beweiſe, daß er ſelbſt nicht an Imagination leide, wenn er von dieſem Boruſſianismus ſpreche, Stellen aus Häuſſer (der doch kein preußiſcher Beamter, ſondern ein badiſcher Profeſſor war), Droyſen (der auch als Profeſſor in Jena ſchon längſt dieſes Geſicht hatte) an und hätte auch noch auf von Sybel, als er in München lehrte, auf Römer, der in Tübingen docirt, ſogar auf Männer in ſeiner nächſten Nähe, wie Ilſe in Marburg, Stern, und auch (in ſeinem Geſchichtswerke) Souchay in Frankfurt am Main ſich berufen können. Aber ſeine Berufung auf bedeutende Geſchichtsforſcher ſpricht ja eher gegen ſeine Behauptung von den bloßen Phantaſiegebilden. Wenn aber zuletzt der Biſchof in die Bahn des Ex-Miniſters einlenkt und unter der Aufſchrift: „Der Zweck heiligt die Mittel“ von ſchlechten Mitteln ſpricht, denen Preußen ſeine raſchen Erfolge zu verdanken habe, wenn er lamentirt, daß das jetzige Verhalten Preußens zu Oeſterreich ſo gar unähnlich dem in den Zeiten der heiligen Allianz ſei, ſo vergeſſe er doch nicht, wer die Fortdauer dieſer Allianz unmöglich gemacht hat. O, hochwürdigſter Herr Biſchof! dieſen Punkt zu berühren war nicht behutſam. Die heilige Allianz war zu einer unheiligen entartet, ſie hatte die kranken Revolutionsgelüſte in Europa zu bekämpfen übernommen und ſie zerdrückte zugleich auch die berechtigten Regungen des Volksgeiſtes. Und wer ſtand dabei im Vordergrund, Oeſterreich oder Preußen? Daran ſtarb die Allianz. Preußen konnte längſt nicht mehr in derſelben Weiſe, wie die Kaiſer Franz und Nikolaus, den deutſchen Staatsentwicklungen gegenüberſtehen. Die Allianz war in der griechiſchen Sache, in den Kriegen Rußlands im Kaukaſus und Perſien, in Oeſterreichs Behandlung Italiens längſt untergegangen, als ſie vollends durch die Anerkennung des Juli-Thrones in Frankreich, durch die Trennung Belgiens und Hollands, ihren letzten Athem aufgab. — Wo aber wurden die wirklich chriſtlichen Grundſätze derſelben auch nur annähernd

gehandhabt, wenn nicht auf dem preußiſchen Throne, ſeit Friedrich Wilhelm III. und ſeine Söhne auf demſelben ſaßen? Die fromme Fürſorge Oeſterreichs für Concordat und Kirchenherrſchaft wird freilich der Herr Biſchof für viel anrechnen, aber er bedenke daneben die Allerhöchſt angelächelte Liederlichkeit und Sittenverderbniß Wiens! er vergleiche damit die ſtramme Sittlichkeit, wie ſie in Preußen gefördert wurde*); die Beſtechlichkeit und das Verlottern dort, die Redlichkeit und Uneigennützigkeit hier. Nein, zu Gunſten Oeſterreichs muß man nicht den heiligen Allianzſpiegel herbeiholen. Nun aber, das Bündniß mit Italien! liegt hier nicht der wunde Fleck Preußens? So meint wenigſtens der Herr Biſchof. Aber wie? ſollte Preußen, welches das Königreich Italien anerkannt hatte, ohne damit für alle Mittel einzuſtehen, welche zu deſſen Entſtehung wirkten, durch dieſes Bündniß eine ſo entſetzliche That begangen haben? Das Bündniß war dem öſterreichiſchen, auf Zerſtückelung Preußens gerichteten, entgegengeſtellt. Es hatte für Italien den Zweck, Venetien von Oeſterreich frei zu machen. Es iſt wahr, die deutſche und die bourboniſche Herrſchaft in Italien war durch Eroberung und Aufſtand beſeitigt worden. Aber ſie waren aufgedrungene Fremdherrſchaften und hatten ſich in hohem Grade unfähig und deſpotiſch benommen. Wären die Italiäner rechte Chriſten geweſen, wie ohne Zweifel auch der Herr Biſchof ſie verlangt, ſo hätten ſie ihr Joch in Geduld des Glaubens getragen und nur Gottes Hülfe geſucht. Das waren ſie aber nicht, und Rom hatte in ſo langer Einwirkung auf ſie nicht vermocht, ſie dazu zu machen. So thaten ſie, wie ſie konnten, und ſchüttelten das fremde Joch von ſich. Preußen aber erkannte in der nationalen Einigung Italiens eine berechtigte Beſtrebung, wie in der deutſchen gegen das fremdherrliche Joch Oeſterreichs. Ob hierin politiſcher oder ſittlicher Irrthum lag, ändert nichts an der Sache. Preußen aber mußte wünſchen, ſeinen Gegner anderswo zu beſchäftigen, und dies hat noch Niemand im Kriege für unerlaubt gehalten, auch Oeſterreich nicht, als es die Ruſſen zum Wiedergewinn des verlorenen Ungarns herbeirief.

Freilich, der Herr Biſchof hat noch einen ſchwereren Schlag in petto. Preußen hat mit den revolutionären Ungarn gegen

*) Wir blicken auf das Ganze des Volkes. Die Sittlichkeit der großen Hauptſtadt läßt viel zu wünſchen übrig und doch iſt ſie eine andere als in Wien.

Oeſterreich agiren wollen. Hierin könnte man mit dem Herrn Biſchof einverſtanden ſein und dennoch ſeine Geſammtanſicht misbilligen. Allein auch hier, um was handelte es ſich? Oeſterreich wollte Preußen zerſtückeln, und längſt ſchon avilir et démolir (Schwarzenberg). Sollte nun Preußen nicht auch auf Zerſtörung des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats ausgehen dürfen? Und was war Ungarn? ein Wahlreich, dem die Wahlcapitulationen gebrochen waren, dem der Kaiſer in Folge der Revolution ſein Wahlrecht als Partei einſeitig abgeſprochen hatte. War es nicht berechtigt, ſich zu erheben und ſeine nie rechtlich aufgegebene Selbſtändigkeit zu fordern? Konnte es nicht ſeinen Fürſten außerhalb der Kaiſerfamilie wählen? Dazu es zu veranlaſſen, war kein tückiſcher Streich, ſondern eine natürliche Handhabe. Damit freilich wäre Oeſterreich zerbrochen geweſen, es hätte aber nur die Früchte ſeines Thuns geerntet. Ein ſchlechtes Mittel war es alſo auch nicht, das Preußen hier ergriff, wiewohl ich dem Herrn Biſchof zugebe, daß es beſſer nicht ergriffen worden wäre, weil es über das Ziel hinausgriff*). Dieſes Ziel war ja nur das Ausſcheiden Oeſterreichs aus Deutſchland, nicht die Auflöſung der öſterreichiſchen Monarchie, mit der eine Ablöſung Ungarns von ihr gleichbedeutend wäre. Seinen Schmerz um Deutſchland wollen wir ihm nicht antaſten, nur möge er alle Uebertreibung davon ferne halten, die wir darin ſehen, daß er Preußen „auf Oeſterreichs Koſten“ ſich „bereichern“, und zwar „unter der Oberleitung Napoleons“ ſich bereichern läßt. Hier redet er Dinge, die, wie er ſehr wohl wiſſen kann, der Wirklichkeit nicht entſprechen.

So bleiben wir denn bei unſerer Ueberzeugung ſtehen, daß der Krieg von 1866 ein von Oeſterreich und den deutſchen Mittelſtaaten verſchuldeter, daß er aber für Preußen und Deutſchland

---

*) Wenn man ſpeciell über die Bildung der „ungariſchen Legion“ auf ſchleſiſchem Boden ſich ſo ſehr ereifert hat, ſo ſcheint man ganz vergeſſen zu haben, wie ſchon vor Beginn des Krieges Graf Starczenski in Lemberg ſeine Krakuſenlegion zu errichten unternahm, in der unverhohlenen Abſicht, das preußiſche Polen zu inſurgiren. Daß dieſes Regiment nie über die erſte Schwadron hinauskam und überhaupt das Loos der vielen anderen ſo pomphaft angekündigten öſterreichiſchen Freicorps theilte, ſpurlos zu verduften, das ändert Nichts in der Beurtheilung ſeines Zweckes.

ein nothwendiger und daß er ein deutſcher Befreiungskrieg geweſen ſei.

Um dies letztere noch näher zu beleuchten, werfen wir einen Blick, auf ſeine Folgen in Preußen, in den Staaten des norddeutſchen Bundes, in den übrigen deutſchen Ländern und in der Stellung Deutſchlands zu den verſchiedenen Mächten und Ländern der politiſchen Welt*).

Dabei glauben wir hinſichtlich der Einverleibung Kurheſſens, Naſſaus, Frankfurts und vollends der Elbherzogthümer des Nachweiſes überhoben zu ſein, daß Preußen in ſeinem guten Rechte mit denſelben handelte. Wir ſchweigen lieber, da wir nicht gezwungen ſind zu reden, wie hinſichtlich Hannovers, weil es nicht wohlthuend iſt, durch nachherige Aufrollung des Schuldregiſters die ſchmerzliche Wunde des Betroffenen wieder aufzureißen.

Die erſte und wichtigſte Wirkung mußte auf Preußen ſelbſt gehen. Sie war von mächtiger Bedeutung. Angeſichts der gewaltigen Entſcheidung auf den Schlachtfeldern hätte die Aufrechthaltung des Trotzes der fortſchrittlichen Oppoſition nur lächerlich erſcheinen können. Das Volk hatte geſehen, daß der König mit ſeinen Miniſtern, daß ſein unvergleichliches Kriegsheer wider den unpreußiſchen und undeutſchen Parteigeiſt dieſer Oppoſition, die zum Kriege kein Geld verwilligen wollte, das Größte vollbracht, daß es in Preußen noch eine andere, vor dem Abgeordnetenhauſe dageweſene Macht gab, die ihm ſeine wahre deutſche Stellung mit Thaten erſtritten hatte; es ließ ſich daher nicht mehr durch die Phraſe und das Parteigeſchrei irre führen. Die Oppoſition war gebändigt, der Conflict beſeitigt und, um dies auch der Form nach zu thun, forderte und erlangte die Regierung für die ohne die Bewilligung des Budgets vollbrachten Thaten eine Indemnität. — Regierung und Landtag waren wieder einig, und die Arbeiten für die Einverleibung der neuen Lande konnten ihren ungehemmten Fortgang nehmen. Die Welt aber ſah, wie in Preußen König und Volk ſich angehören, und wie die Conſtitution mit ihren Staubwolken des Kampfes zwar dieſe Einheit trüben und verdunkeln, aber nicht aufheben konnte. Die Mäßigung der Regierung nach dem Siege war

*) Dies Letztere behalten wir uns für eine kleinere Schrift vor.

die ſtärkſte Bürgſchaft für den hergeſtellten Frieden. Der preußiſche Staat aber war mit einem Kraftbewußtſein erfüllt, wie es an ſich ſchon ein hohes Gut des Volkslebens iſt, und dennoch mit dem demüthigen Gefühle der Abhängigkeit von Gottes allmächtigem und gnädigem Walten, durch welches dieſes Bewußtſein der Kraft in ein höheres Gebiet hinaufgehoben und zu einer Offenbarung des Reiches Gottes auch im Leben des Staates verklärt wird. Dieſes Kraftgefühl erwies ſich vor allem in und gegenüber von dem Kriegsheere und deſſen jetziger Geſtalt, dann aber auch hinſichtlich der Finanzverwaltung, die ohne Anleihe ſolchen Krieg durchgehalten, und am allermeiſten in der begeiſterten Liebe zum Königshauſe, deſſen Helden, den greiſen König an der Spitze, vom Siegesglanz umleuchtet waren. Welch andern Blick in die nächſte Zukunft gab es, daß der König aus ſolchen Anſtrengungen jugendlich friſch heimkehrte und daß einer der Sieger in der großen Entſcheidungsſchlacht der Thronerbe war. — In Preußen ſelbſt konnte an deſſen deutſcher Beſtimmung Niemand mehr zweifeln.*)

Aber von der Kleinſtaaterei im Ganzen muß hier geredet werden. Haben die Deutſchen etwa nicht, wie ihrer kleinſten Fürſten einer, der aber ein geſundes Herz hatte, unter der „Maſſe von Er„bärmlichkeit, die in der Flachſenfingerei eines kleinen Staates auf„tauchte", geſeufzt?**) Bedurften ſie erſt des Hohnes der Engländer und Franzoſen über ihr „mittelaltriges Gewirr von Großherzogen „und Herzogen, von Fürſten, Staaten, Stäätchen, Völkern und Be„völkerungen", „von Pfalz- und Landgrafen, deren verroſteten An„ſprüchen, die zu Marionetten einer vorſtädtiſchen Theaterbude ge„worden", von dem „Ungethüm Deutſchland und dem great father„land und ſeinem Winterſchlaf", um brennend die kranke Stelle des deutſchen Lebens zu fühlen? Wer hat je in Deutſchland ohne inneres Ja! die Worte des obengenannten Niebuhr geleſen***):

*) Man darf nur die Sprache der Berliner Blätter vor und nach dem Kriege, mit Ausnahme der albernſten Pöbelblätter, vergleichen. S. die liberale Tagespreſſe Berlins im Sommer 1866. Leipzig 1866, wo eine klare Charakteriſtik gegeben wird. Auch Witte: Monarchie oder Demokratie. Greifswald 1867.

**) Köpke: Das Ende der Kleinſtaaterei. Berlin 1866. S. 5 f.

***) a. a. O. S. 30 f.

„Ein Staat kann nur heißen, was in ſich Selbſtändigkeit hat, „fähig iſt, den Willen zu faſſen, ſich zu behaupten und ſein Recht „geltend zu machen, nicht, was einen ſolchen Gedanken gar nicht „hegen kann, was ſich einem fremden Willen anſchließen und unter„ordnen muß, und dieſen ergreifen, wo er der eigenen Lebens„friſtung am günſtigſten ſcheint. Solche geſchützte Gemeinheiten „mögen denen, die in Zeiträumen von Ruhe in ihnen leben, ſehr „gemächlich ſein, günſtig ſogar für Litteratur und Künſte; aber „wer nur ihnen angehört, hat kein Vaterland, und es gebricht ihm „am Beſten, was das Schickſal zur Ausrüſtung des Mannes zu „verleihen vermag. Denn nicht nur in der Knechtſchaft iſt die „Hälfte des Mannes geraubt; ohne Staat und unmittelbares Va„terland gilt auch der Beſte wenig, durch ſie auch der Einfältige „viel. Sind die Zeiten gefahrvoll und bedrängt, ſo wird denen, „die zur Vertheidigung der Nation berufen ſind, durch dieſe Nicht„ſtaaten um und neben ihnen viel Kraft entzogen und ihre Laſt ver„vielfacht.“ Iſt es nicht, als hätte der Mann die Zukunft geſchaut? — Und wie ſpricht Friedrich der Große über das Kleinfürſtenthum!*) Ein lebendiges Gemälde davon hat Köpke gegeben**). Wenn der Krieg von 1866 dieſes Unweſen gemindert hat, ſtatt es zu mehren, ſo hat er in der That befreiend auf Deutſchland gewirkt. Die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit dieſer Minderung auch noch weiter als ſie geſchehen iſt, fängt an, überall klar zu werden***).

Daß mit den neu einverleibten Ländern und mit den angeſchloſſenen Kleinſtaaten eine andere Stellung, zum Theil eine Auflöſung, zum Theil eine Umgeſtaltung der politiſchen Parteien gegeben war, daß diejenigen, welche zuvor ſich damit gebrüſtet, daß Preußen wider Willen Schleswig erobert habe, welche hernach gegen die Einverleibung dieſes Landes ohne den Willen der Einwohner proteſtirt, welche feierlich erklärt hatten, wenn das Bismarck'ſche Miniſterium gehe, gerne Miniſter werden zu wollen, die Männer,

*) Oeuvres, VIII, 94.

**) a. a. O. S. 11 ff. Dieſe ganze Schrift eines geiſtvollen Hiſtorikers verdient auch jetzt noch und immer wieder geleſen zu werden.

***) Vergl. H. v. Treitſchke: Die Zukunft der norddeutſchen Mittelſtaaten. Berlin 1866.

durch deren Wahl die Stadt Berlin ſich immer von neuem lächerlich machte, nur im Vergeſſen ihrer Thaten und Worte Schutz vor der gleichen Lächerlichkeit finden konnten, braucht nicht mehr geſagt zu werden. Aber dem Volke waren die Augen aufgegangen. Die neuen Wahlen bezeugten es laut, wenn auch Berlin und Breslau außer der wirklichen nationalen Strömung blieben und eben damit auch ihre wahre Stellung als Hauptſtädte wegwarfen*). Aber auch von dieſen Männern haben etliche den neuen Standpunkt bereits gewonnen und ſich der nationalen Strömung wieder zugewendet, ſie ſind von neuem Preußen und Deutſche geworden. Auch von der Gegenſeite kann dies nicht unterbleiben, und damit iſt der alte Gegenſatz der Parteien gelöſt und das einheitliche Streben für das Vaterland, nicht mehr mit dem Unterſchiede des engeren und weiteren, gewonnen. Es wird immer Conſervative und Liberale geben, aber nicht immer ſteife Principien-Reiter, wenigſtens nicht immer Millionen, die ſich von ihnen bethören laſſen.

Was hat denn nun dieſes räuberiſche Preußen mit den neu erworbenen Ländern gethan? Es hat ſie ſo raſch als möglich in ſein eigenes Staatsweſen aufgenommen, um durch die Bande der Einheit, welche ſich zwiſchen dem alten Preußen und den neuen Landen knüpfen, das peinliche Gefühl der Veränderung ſo bald als thunlich zu heilen. Verſtändige Männer aus den neuen Landen haben ſich ſeitdem in Schriften**), wie in Reden im preußiſchen Abgeordnetenhauſe darüber ſo ausgeſprochen, daß kein Zweifel über den Gewinn der neuen Lande mehr obwalten kann***). Wenn dies nicht auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, ſondern nur auf dem ſtaatlichen durchgeführt worden, ſo haben wir darüber ſpäter noch ein Wort zu reden. Der Uebergang iſt ein kurzer geweſen, und ſeit dem 1. October des abgelaufenen Jahres ſind die neuen Lande völlig einverleibt. Was ihnen an ſogenannter ſelbſtändiger Bedeutung verloren gegangen iſt und was von ihren Regenten

*) J. Schmidt: Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung. Berlin 1866.

**) Z. B.: Nun ſind wir Preußen. Von einem Hannoveraner. Bremen 1866.

***) Z. B. Thaulow in der oben angeführten Schrift und: Schleswig-Holſteins Verbindung mit dem preußiſchen Staate. Kiel 1867. u. a. m.

hauptſächlich zu Hinderung der Kraft und Einheit Deutſchlands misbraucht worden war, das iſt ihnen mehr als erſetzt durch das Verſchwinden des Streites, worin ſie ſeit Jahrzehenten lebten, in den Elbherzogthümern um Sprache und Nationalität, um relative Selbſtändigkeit und ſtändiſches Recht, in Hannover um die rechtmäßige Verfaſſung, in Kurheſſen um dieſelbe und um jede rechtmäßige Aeußerung der Freiheit, noch abgeſehen von den Vermögensfragen an Geld und Gut, in Naſſau um die Beſitzthümer des Staates, welche der Fürſt in ſein Privateigenthum verwandelt hatte. Wo iſt unter der neuen Herrſchaft ein ſolches Misgönnen zwiſchen Fürſt und Volk, ein ſolches habſüchtiges und herrſchſüchtiges Vorwalten der dynaſtiſchen Familie? Und in Hinſicht der höchſten Güter des Geiſtes, abgeſehen noch von Religion und Kirche, wie gar nicht konnten dieſe Lande durch den Eintauſch der preußiſchen Gemeinſchaft verlieren, ja wie ſehr mußten ſie meiſt gewinnen? Mit wie großer Uneigennützigkeit hat der preußiſche Staat ihnen all ſeine reichen Schatzkammern geöffnet, und wie viel weiter und freier kann der Einzelne athmen in dem Volksthume, das eine ſo große Mannigfaltigkeit einſchließt.

Hat doch der preußiſche Staat nunmehr nahezu alle deutſchen Grundſtämme in ſich gefaßt und brauchte dazu nicht einen einzigen durch die Eroberung neu aufzunehmen*). Denn nur der bairiſch-öſterreichiſche Stamm iſt kaum vertreten in ihm, der ſchwäbiſche war längſt aufgenommen im Lande Hohenzollern, der fränkiſche, jetzt durch Naſſau und Frankfurt und einen Theil von Heſſen verſtärkt, lebte in der Rheinprovinz, der heſſiſche, der in ſeiner Gegenwart ſelbſt nur eine Durchdringung des thüringiſchen und fränkiſchen iſt, war in ähnlicher Miſchung am Niederrhein vorhanden, der thüringiſche oder oberſächſiſche ſchloß ſich nur an die thüringiſchen Lande Preußens an, der niederſächſiſche in Hannover an Weſtphalen, wie andererſeits in den Elbherzogthümern an Sachſen und Brandenburg. In Schleſien, in Poſen, in Preußen, in Pommern und in Brandenburg ſelbſt iſt es und war

*) Vergl. die treffliche Broſchüre: „Preußen und Schwaben. Von einem Annectirten", deren Verfaſſer ſeinen engeren Landsleuten namentlich die völlige Grundloſigkeit ihres Preußenhaſſes in unwiderleglicher Weiſe darthut.

es immer der ſächſiſche Stamm in ſeinen verſchiedenen Abtheilungen, der mit den ſlawiſchen Urbewohnern ſich miſchte, ſie überwand, auffog, aſſimilirte. Es hat ein Mann, der mit dieſer ethnographiſchen Behauptung ſich ein Denkmal ſetzte*), die Brandenburger u. ſ. w. als gar keine rechten Deutſchen, ſondern als ein Slawen-Gemengſel betrachten wollen und nicht bedacht, daß, was er in dieſer Hinſicht ſagte, eben ſo genau auf Oeſterreich paßt, als es auf Preußen keine Anwendung findet. Eben dieſes nordöſtliche Deutſchthum in ſeiner Aſſimilation des urverwandten Slawiſchen hat ein Recht, als echtes Deutſchthum erkannt zu werden, denn es hat die deutſchen Thaten gethan, während gerade die Süddeutſchen, die er als die wahre Deutſchheit preiſt, des romaniſchen Elementes ſo viel in ſich walten laſſen, daß ein Schriftſteller das leichte Hinfallen derſelben an Frankreich und den Rheinbund und die immer erneuerte halbe Gebundenheit an die franzöſiſche Macht daraus erklären will.**) Hier im öſtlichen Deutſchland iſt eben das ſiegreiche und daher auch das hellbewußte Deutſchthum, während im Süden das celtiſch und romaniſch berührte, wenn auch unbeſiegte, doch auch nicht ſieghafte ſich findet. Dabei iſt der zahlloſen Colonien zu gedenken, welche aus allen deutſchen Stämmen, auch die Salzburger, Tyroler und Oeſterreicher eingeſchloſſen, die preußiſchen Herrſcher in ihre Lande gezogen haben. Freilich iſt die Provinz Preußen urſprünglich von gothiſchen Pruthenen bewohnt, alſo urdeutſch, hernach von der Blüthe deutſcher Ritterſchaft aus allen deutſchen Gauen, mit den ſie begleitenden Mannen, rein deutſch coloniſirt, als der rechte Auszug deutſchen Weſens zu betrachten.

Und über Alles noch Eine Betrachtung. Niemand zweifelt daran, daß dieſes energiſche, ſchlagfertige, elektriſche Preußen nicht

---

*) Es war Julius Fröbel im würtembergiſchen Staatsanzeiger, derſelbe Mann, der ſeine Laufbahn mit einer für ſeine Jugend fürwitzigen, frechen und auch ſeiner Zeit gebührend abgefertigten geographiſchen Schriftſtellerei begann in einer Zeitſchrift, wo er den damals ſchon rieſig den jungen Anfänger überragenden Carl Ritter in lächerlicher Weiſe angriff, der in Oeſterreich begnadigte Aufrührer, der ſich von dem öſterreichiſchen Machiavellismus gegen Deutſchland misbrauchen ließ und zuletzt mit den würtembergiſchen Schmähartikeln und ſeinem bairiſchen Großmachtsproject ſich charakteriſirte.

**) Ilſe a. a. O. Heft 1. an mehreren Stellen.

einfach ein Gewächs der Stammesnatur ſeiner Bewohner, ſondern daß es mindeſtens ebenſoſehr das Werk — der Hohenzollern iſt. Wenn irgendwo, ſo iſt hier der Staat das Werk des Fürſten geworden. Wenn irgendwo, ſo könnte hier, in ganz anderem Sinne als Ludwig XIV., der Fürſt oder wenigſtens die Dynaſtie ſagen: Der Staat bin ich! Und dieſe Hohenzollern waren — halb Schwaben, halb Franken. Sie waren Schwaben der Urheimath nach, Franken durch ihre ſtaatsmänniſche Bildung. Iſt hier nicht in den mächtigen und tiefwirkenden Herrſchern die ſchönſte Verſchmelzung des Deutſchen, welches ſich als urdeutſch erklärt, mit dem gewordenen Deutſchen zu erblicken?*)

Nur Eines noch zu dieſer Nachweiſung des Deutſchen in Preußen, nämlich die Erinnerung daran, daß auch nach der Einwanderung ſchwäbiſcher Ritter und Edlen in die Provinz Preußen eine ſpätere noch ſtattfand, die ſich auf Tauſende von Köpfen belief, und die ein ächt preußiſch geſinntes Schwabenthum, alſo gerade das rechte und reine Deutſchthum in Preußen aufzeigt. Aber nicht nach Preußen allein, auch in das polniſche Gebiet (Poſen), auch nach Pommern und Brandenburg, ſind ganze Schwaben-Colonien gekommen.**)

So ſind die neuerworbenen Lande in der That aus der einſeitigen Stammesfraction in ein reiches deutſches Geſammtleben im preußiſchen Staate getreten, und dies wird auf ſie zurückwirken

---

*) Dieſe ſchwäbiſche Seite des preußiſchen Staates iſt glücklich hervorgehoben in: Neueſtes Geſpräch mit dem Grobian über die Aufgaben und Ausſichten Deutſchlands nach dem Kriege. Leipzig, 1867. S. 45 ff. — In heiterer Weiſe kam ſie einmal an der Tafel des verewigten Königs Friedrich Wilhelm IV. zur Sprache. Es war an einem Theile derſelben in nächſter Nähe des Königs von einer ſchwäbiſchen Sitte die Rede, für deren Verſtändniß es auf ein ſpecifiſches Gefühl ankam, und verſchiedene Anſichten wurden ausgeſprochen. Der Verfaſſer im Geſpräche mit ſeinem Nachbar begriffen, hatte ſich nicht dabei betheiligt. Er wurde zur Entſcheidung aufgerufen mit dem Worte des Königs: „wir haben einen Schwaben am Tiſche, der mag entſcheiden.“ Der Verf. antwortete: „Majeſtät, es ſind deren zwei“ und auf die verwunderte Frage: „wer ſonſt?“ ſagte er: „Hohenzollern liegt mitten in Schwaben.“ — „Er hat ganz Recht“ fuhr der König fort, „und ich ſpüre etwas davon in mir ſelbſt.“

**) S. Dr. M. Beheim-Schwarzbach: Friedrich der Große als Gründer deutſcher Kolonieen in den im Jahre 1772 neu eroberten Landen. Berlin, 1864.

und, was im alten Preußen ſchon durch die Miſchung der Stämme geſchehen war, ſie in phyſiſcher Anlage und geiſtiger Begabung bereichern, ohne ihre Eigenthümlichkeit mehr zu verwiſchen, als es in Weſtphalen, Rheinland, Pommern geſchehen iſt. Jene Lande ſind alſo in einem volleren Sinne deutſch geworden, als ſie es zuvor waren, und die Völkerſtämme ſind der Gefahr entronnen, durch Blindheit ihrer Leiter im Dienſte der ſlawiſchen oder romaniſchen Beſtrebungen gegen die germaniſche Macht zu ſtehen, wie ſie in demſelben ſtanden, ſo lange ſie dem germaniſchen Preußen als Anhänger Oeſterreichs und hierdurch vermöge der Zerſplitterung Deutſchlands als Förderer der Abſichten Rußlands und Frankreichs gegenüberſtanden. Es wird in den weiteren Jahren erſt zum Bewußtſein kommen, von welchem drückenden Alp ſie befreit worden ſind. Und die Befreiung wird noch weiter gehen, wenn ſie ſelbſt erſt mancher „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ müde geworden ſind, welche für jetzt noch geſchont werden müſſen. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die Menſchen und beſonders ganze Völker ſehr oft krampfhaft als höchſte Güter feſthalten, was, näher beſehen, kranke Auswüchſe ihres Leibes ſind. Natürlich wird eine Generation erſt vergehen müſſen, ehe alle geſtörten und gekränkten Intereſſen vom Schauplatz werden verſchwunden ſein.*) Aber ein einziges Jahr hat hingereicht, um von Hannover, wo die Anhänglichkeit an den alten Fürſten die leidenſchaftlichſte war, Zeugniſſe eines überall gefühlten Fortſchrittes und beſſeren Zuſtandes hervorzurufen. Die verzogenen und verzärtelten „Schmerzenskinder“ Deutſchlands werden auch einige Zeit bedürfen, ehe ſie ſich ſtark und friſch in dem neuen Elemente bewegen. Und noch mehr wird Frankfurt längere Zeit bedürfen, ſich einzuleben, weil hier der Schritt aus der völligen

*) Eine Gefühlsweiſe wie die des Herrn von Hodenberg (ſ. oben) wird wohl ſchwer durch die Thatſachen geändert werden, ein Dr. Ewald, der alles Unheil Deutſchlands von Preußen ableitete, alles Heil von Oeſterreich erwartete (ſ. Ueber Deutſchlands allgemeine Mängel, Göttingen 1860) wird, nachdem er ſo lange die Propheten erklärt und doch das Weiſſagen nicht gelernt hat, auch jetzt wohl in der Conſequenz ſeines Grolles verharren. Aber Männer von dem geſunden, ächt deutſchen Sinn und der unabhängigen Einſicht des Grafen von Münſter (ſ. Politiſche Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. Leipzig, 1867. S. 180 ff.) werden ſicher für eine befriedigende Zukunft wirken.

Selbſtändigkeit zur Abhängigkeit gegangen iſt, und weil die Selbſtkraft zugleich mit der Fähigkeit als Glied eines Ganzen zu leben erſt hergeſtellt werden muß. In Heſſen und Naſſau kann die Eingewöhnung kaum große Schwierigkeiten darbieten.

In dem ſo gewordenen erweiterten Preußenſtaat muß das deutſche Gefühl und Bewußtſein von nun an das herrſchende ſein. So ſtolz auch die frühere altpreußiſche Partei auf das ſpecifiſche Preußenthum pochte, es war doch nur ein verengter germaniſcher Stolz, den ſie hegte, und man iſt ihr Dank ſchuldig, daß ſie, durch denſelben beherrſcht, die Kraft Preußens auf den Augenblick und auf den Mann des Augenblicks, der ſelbſt ihren Reihen angehörte, zuſammengehalten hat. Es iſt überflüſſig und unpolitiſch, jetzt noch zu ſuchen, wo vielleicht ſchon früher dieſe Kraft hätte einſetzen und zum Ziele gelangen können. Wir ſind gewiß, daß ſie nirgends mit demſelben Erfolge hätte eingreifen können, der jetzt errungen iſt. Jetzt iſt der alte Formelſtreit entſchieden. Preußen kann in Deutſchland aufgehen, weil Deutſchland in Preußen aufgehen will, weil endlich Preußens Beruf, den zuvor nur die forſchenden Augen der Wenigen ſahen, jetzt den Millionen klar geworden iſt, da die Millionen nur durch Thaten und Thatſachen lernen.

Dies iſt geredet, als wäre ganz Deutſchland ſchon geeinigt und als wäre Preußen ſchon in ſich fertig oder der norddeutſche Bund ein vollkommenes Werk. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß keine dieſer überſchwänglichen Vorausſetzungen zu gelten hat. Vielmehr hat ja die Entſtehung des Bundes und des Reichstages ſowohl für Preußen und ſeine Bundesgenoſſen, als für die noch außerhalb ſtehenden deutſchen Länder neue Verhältniſſe geſchaffen, die auch neue Wirkungen haben müſſen. Die Frage aber, welches dieſe Wirkungen ſein ſollen, wird natürlich von Verſchiedenen verſchieden beantwortet. Natürlich werden ſo abnorme, mittelalterlich zurückgebliebene Zuſtände wie die mecklenburgiſchen nur allmählig der Macht der neuen Verhältniſſe weichen. Daß aber für dieſes Land der Krieg von 1866 alsdann im engſten Sinne ein Befreiungskrieg wird geweſen ſein, iſt ſicher.*) Daß der Bund in den we-

*) Man leſe Schriften wie: Pankow, über Mecklenburgs angeblich bewährte Inſtitutionen. Berlin, 1867. Offene Briefe eines hanſeatiſchen Juriſten. Berlin und Leipzig 1867. Beſonders die letzteren in Betreff der An-

ſentlichen Grundlagen ſeiner Einrichtung (preußiſche Leitung, Bundesrath mit ſeinem Bundeskanzler und Kanzleramt als Regierung, Reichstag aus unmittelbarer Volkswahl) das für die nächſte Zukunft Erforderliche iſt, kann zugegeben und zugleich anerkannt werden, daß es dem hochbegabten und in ſeiner Mäßigung ebenſo wie in ſeinen durchſchlagenden Erfolgen bewundernswürdigen Staatsmanne Grafen Bismarck gelungen iſt, die erſten Schritte des Bundes auf ein Gebiet zu lenken, wo die wichtigſten und allgemein verſtändlichen Früchte zu gewinnen ſind. Allem voran ſteht die Aufhebung der Schranken zwiſchen den Bundesſtaaten, die nunmehr für den Unterthan der einzelnen Fürſten nicht mehr Ausland ſind, alſo eine größere deutſche Heimath für Alle, damit auch gleicher Schutz der Bundesangehörigen in der ganzen Welt; ſodann folgen die noch fernere Aufhebung der Hemmniſſe im Erwerb, Verkehr und Handel, die zu erſtrebende Einheit in Maaß, Gewicht, Münze und die Anbahnung gleichen Rechts, die Einheit des Heeres und der Marine u. ſ. w., mit einem Worte die weſentlichen Erforderniſſe für die politiſche und wirthſchaftliche Einheit einer Nation. Damit aber der Bund nicht ſeinen nationalen Charakter erſt ſuchen müſſe, war gleich für den Eintritt der ſüddeutſchen Staaten in die Zoll-Union von Deutſchland (außer Oeſterreich) vorgeſorgt und mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß für den Kriegsfall geſchloſſen. Viel mehr als man nach dem Prager Frieden hätte erwarten können, war ſchon gewonnen. Der Reichstag hatte ſich mit Dingen zu beſchäftigen, die ihren Wiederhall in der Werkſtätte des Handwerkers, auf dem Fahrzeug des Schiffers, im Magazin des Krämers, im Comtoir des Kaufmanns finden mußten, und wo ſolche Einheit und Gemeinſchaft geſchaffen wurde, da verſtand ſich die Garantie der allgemein menſchlichen Rechte eigentlich von ſelbſt. Alle Arbeiten Preußens für Deutſchland, alles ſcheinbar vergebliche Ringen am alten Bundestag, alle viel gehemmten Strebungen im Zollverein haben Ziel und Lohn in der Verfaſſung des norddeutſchen Bundes gefunden.*)

---

nexionen. Preußen und ſeine Bedeutung für Deutſchland. Hamburg, 1866. Die Herzogthümer ſeit dem 15. November 1863. Berlin, 1866.

*) S. Glaſer: Archiv des norddeutſchen Bundes. Heft 1—4. Berlin, bei Kortkampf.

Daß die Verfaſſungen der Einzelſtaaten und die Stellung der Landtage derſelben durch dieſen Erwerb eine Veränderung erfahren mußten, iſt klar. Zunächſt beſtand dieſelbe nur in einer Vereinfachung ihrer Aufgabe, aber auch Verminderung ihrer Macht. Dieſelbe wird bereits von Seiten derer, welche in dieſen Verſammlungen den Weg erkannt hatten, ihr Ideal eines Staates zu verwirklichen, nämlich der Männer des ſogenannten deutſchen Fortſchrittes, ſchmerzlich gefühlt und zum Ausgangspunkte düſterer Weiſſagungen über die Wirkung des Bundes gemacht. Sie finden allerdings den Bund mit dem Uebergewichte Preußens in demſelben auch an ſich unausführbar, weil er doch nur eine Erweiterung des „abſolutiſtiſchen Militärſtaates“ ſei, wie er der Tradition des alten Preußens angehöre, und unter dem bloßen Scheine ſeines Mitwirkens das Volk und ſeine Staatsgewalt lähme, wogegen daſſelbe ſchließlich nur mit einer gegen den Thron ſelbſt ſich erhebenden Energie ankämpfen könne, weil überdies durch den Eintritt Baierns in dieſen Bund dereinſt der alte Dualismus ſich erneuern werde.*)

Es iſt immerhin beachtenswerth und wirft ein ſcharfes Licht auf dieſe Partei zurück, wenn wir ſie, wie in den Kleinſtaaten, mit Hand und Fuß ſich gegen den Eintritt in den Bund ſperren ſehen und wenn ſie ſo offen ihr Klagelied darüber erſchallen läßt, daß der Bund nicht nach ihren Recepten d. h. in Wahrheit als ein Bund von Republiken, ſondern in der alten preußiſchen Weiſe durch ſtarken Willen und ſtarkes Schwert ſeine Entſtehung gefunden hat. Denn es läßt wahrnehmen, wie wenig tiefer Ernſt es mit den deutſchen Ausſichten geweſen iſt, welche ſie früher eröffnete, wenn nur erſt die Regierung ſich ihr unterwürfe. Aber ſei es; die Unzufriedenheit derer, die um ihr großes Gewicht gekommen ſind, iſt nicht weniger begreiflich, als die der entfernten Landesherrn. Die „innerſten Bedürfniſſe des deutſchen Volkes“ ſollen in der neuen Staatsordnung unbefriedigt ſein, weil die Bedürfniſſe der Partei allerdings nicht befriedigt ſind. Auch ſie muß ſich, ebenſo wie

*) Groote: Der norddeutſche Bund, das preußiſche Volk und der Reichstag. Leipzig, 1867, und: der preußiſche Liberalismus und das norddeutſche Parlament. Leipzig 1867, welche letztere Schrift insbeſondere die jetzige Lage als neuen Sieg der „feudalen Partei“ über die liberale betrachtet, der aber nicht von Dauer ſein könne.

ihre altpreußiſche Gegenfüßlerin, mindeſtens in das nun Beſtehende zu finden ſuchen. Aber gewiß wird die von ihr gewünſchte Dismembration des preußiſchen Staates nicht beſchloſſen werden, um gehörig kleine Körper herzuſtellen, über welche dann die Bundesregierung walten ſolle. Es fällt einem dabei das Wort Wallenſteins ein:

Wär' der Gedank' nicht ſo verwünſcht geſcheidt,
Man wär' verſucht, ihn herzlich dumm zu nennen.

Auch die Schreckſchüſſe von dem „der Knechtſchaft von neuem überlieferten Volke" werden dazu nicht veranlaſſen.

Gewichtiger iſt der Einwand gegen die Bundesverfaſſung, daß ſie eine ſchädliche Theilung der wirthſchaftlichen und der idealen Intereſſen zwiſchen dem Reichstag und den Landtagen der einzelnen Bundesglieder geſchaffen habe, die nothwendig die letzteren beeinträchtigen müſſe. Allein keiner der Gegner kann in Abrede ſtellen, daß die materiellen Intereſſen zunächſt vorantreten mußten, wenn die Einheit eine Realität ſein ſollte, keiner kann in Abrede ſtellen, daß den Landtagen die freie Bahn für die geiſtigen Intereſſen gelaſſen iſt und dieſe höchſtens beklagen könnten, daß ihnen im Militär-Budget ein Mittel entzogen ſei, auf die Regierungen für andere Gebiete den nöthigen Druck zu üben. Damit iſt ihnen aber nur ein Mittel entzogen, das ſie ſich wider Recht und Verfaſſung in Preußen angemaßt hatten. Laſſen wir dem preußiſchen Parlamentarismus den Troſt, den er ſich ſelber zuſpricht, er hätte zwar im Kampfe mit der Regierung nicht geſiegt, wohl aber die Verlegung des Kampfes auf das rechte Schlachtfeld erzwungen, wenn auch dies mit den Erklärungen der Fortſchrittspartei über den Krieg in Schleswig, über die Marine und ſelbſt über den Krieg mit Oeſterreich nicht ſonderlich ſtimmen will.

Man ſagt uns von einem höheren Stuhle als dem der Partei herab, der Bund ſei unmöglich, wenn er nicht die Einheit auf Koſten der Freiheit durchführen wolle, dieſe Einheit könne nur eine Knechtung der Bundesſtaaten durch Preußen werden. Denn immerhin ſei doch Preußen verpflichtet, die neue europäiſche Großmacht von 29 Millionen oder die künftige Weltmacht von 38 Millionen durch die fortdauernde Spannung ſeiner eigenen Wehrkraft zu den Anſtrengungen zu nöthigen, welche ſie für den Zweck der Selbſterhaltung des Bundes zu leiſten haben. Dadurch aber werde im preußiſchen

Theile des Bundes daſſelbe Gefühl, dieſelbe Selbſtanſicht, derſelbe Machtwille erhalten, welche bisher dieſen Staat zu ſeiner Action auch über ſeine materielle Größe hinaus befähigt haben. Dieſes Gefühl aber und die Freiheit der Bundesſtaaten vertragen ſich nicht zuſammen. — Ein ernſtes und gewichtiges Wort, das wir hiermit vernehmen. Unläugbar würde, wenn es ſich bewahrheitete, das Reden von deutſcher Aufgabe und ihrer Löſung durch Preußen im preußiſchen Munde zur Unwahrheit. Muß es aber ſo kommen? giebt es nicht eine Gegenkraft wider ſolche Gefahr? Es giebt eine, aber auch nur Eine. Sie heißt Selbſtbeſchränkung, und Preußens Herrſcher und Staatsmänner haben die ſchwere Aufgabe, ſie trotz alles Machtbewußtſeins zu üben und wirklich deutſch ſein zu wollen. In neun und neunzig Fällen wird die deutſche Natur des preußiſchen Staates dieſe Uebung nicht Bedürfniß werden laſſen, weil das Preußiſche auch das Deutſche iſt, aber im hundertſten Falle darf ſie nicht fehlen. Die bisherigen Schritte Preußens ſeit dem Kriege laſſen wahrnehmen, daß die Ueberzeugung von dieſer Pflicht in ſeiner Spitze lebt. Im ſchlimmſten Falle aber möge die deutſche Geſinnung und Pflichttreue im Reichstage das ihrige thun.

Daß Deutſchland von ſeinem Bunde ganz andere Dinge erwartet, als der vorige Bund geleiſtet hat, bedarf des Ausſprechens nicht mehr. Die Fragen der Gewerbe und des Handels, der Freizügigkeit und der Rechtsgleichheit, des Schutzes zu Land und Waſſer, des Verkehrs und der Correſpondenz drängen ſich zwar in erſter Linie voran, aber ihnen folgen höchſt gewichtige, wie die Abwendung des Verluſtes an Menſchen und Vermögen durch die überſeeiſche Auswanderung, während in Deutſchland ſelbſt und den anſtoßenden Oſtländern für Coloniſation noch ſo viel Raum bleibt, daß Millionen aus dem übervölkerten Süd- und Mittel-Deutſchland dort eine nährende Heimath finden und zugleich die Miſchung der deutſchen Stämme verſtärken könnten*), ferner die Beſeitigung der Urſachen, welche

*) Man leſe über die Möglichkeit der Niederlaſſung in Norddeutſchland und über die Vortheile, die ſie dem Süddeutſchen darbietet, z. B. Pfeil: Sand und Sumpf in: Archiv für Landeskunde der preußiſchen Monarchie. Berlin, 1850, Heft 1, S. 153 ff. Wurffbain: über das Meliorations-Project im Thale der Unſtrut. Ebend, S. 164 ff. u. a. m.

im Norden (Mecklenburg) die Menſchen nach Amerika treiben, die Gewinnung ſolcher Colonien jenſeits der Meere, wohin die etwa noch unvermeidliche Auswanderung gelenkt und der Heimath fruchtbar gemacht werden könnte. Die große Zeitfrage der Arbeiterbevölkerung in ihrem Verhältniſſe zum Capital, oder weiter gefaßt die ſogenannte „ſociale Frage", auf geiſtigem Gebiete aber die Einheit oder doch Gleichartigkeit der Volksbildung in der wiſſenſchaftlichen Vorbereitung für höhere Berufsarten, die Prüfungen für den Staatsdienſt, die Univerſitäten, der möglichſte Austauſch auch der Menſchen zwiſchen dem Norden und Süden Deutſchlands, damit die Innerlichkeit und Gemüthstiefe des Südens dem Norden, die praktiſche Gewandtheit und disciplinirte Kraft des Nordens dem Süden zu ſtatten käme, alle dieſe Fragen faſſen in ſich noch eine Reihe großer Aufgaben, und an dieſen wirklichen Dingen muß ſich vor Allem der Einheitsſinn der Deutſchen erproben.

Auf die Frage, ob die Einheit der Freiheit oder die Freiheit der Einheit vorauszugehen habe, brauchen wir uns nicht weiter einzulaſſen. Denn bis zu einem gewiſſen Grade bringt die Einheit von ſelbſt und ungeſucht aber auch unverhinderlich die Freiheit, und dann fragt es ſich, was denn der Inhalt der Freiheit ſein ſoll, die man ſucht? Es iſt kein Zweifel, daß die Freiheit der Perſon und des Eigenthums, des Hauſes und die ſogenannten Grundrechte, wie ſie in der Verfaſſung des Bundes von 26. Mai 1849 gefordert werden*), ſich theils ſchon jetzt aus der gewordenen Einheit ergeben, theils künftig ihr Reſultat ſein werden. Nur mögen ſich die Deutſchen hüten, daß ſie nicht als unentbehrlich zur Freiheit erachten, was dieſe Bedeutung nicht hat.

Was man uns zuerſt nennt, iſt das allgemeine Wahlrecht. Der norddeutſche Bund hat es zur Wirklichkeit gemacht. Es iſt noch nicht an die Stelle des bisherigen beſchränkten Wahlrechts in den Einzelſtaaten getreten. Wird dies geſchehen oder nicht? Es iſt kein Anlaß gegen daſſelbe aus Gründen der Furcht ſich zu ſträuben, denn es bringt unverfälſchtere Wahlen, mehr wirkliche Ausdrücke der Volkswünſche. Aber nehmen wir auch nicht Stimmungen der Maſſe für diejenige Stimme des Volkes, welche Gottes

*) Glaſer: Archiv des Norddeutſchen Bundes. S. 126 ff.

Stimme genannt wird. Man vergeſſe nicht, daß in unſeren Kammern, ſeien es zwei oder ſei es nur eine, künftig nicht mehr über Krieg und Frieden und was dazu nöthig iſt, über die Finanzen des Heeres und der Flotte zu verhandeln ſein wird, daß auch das Recht künftig eine Einheit in Deutſchland werden und daher auch die Juſtiz als gemeinſame Sache möglich werden wird. Und ſollten nicht auch die Gebiete der Volksbildung von den Volksſchulen bis zu den Univerſitäten und Akademieen noch ebenſo gut dem Reichstage übertragen werden können? ja ſollten ſie es nicht im natürlichen Fortgang der Entwicklung müſſen? Was wird dann für die einzelnen Bundeslande und ihre Vertretungen bleiben und nach der verſchiedenen Lage und Geſtaltung der Länder auch bleiben müſſen? Ackerbau, Gewerbe und Nahrung, öffentliche Arbeiten, Polizei und Gemeinde-Verwaltung. Wird nicht auch in dieſe letzteren Gebiete eine freiere Bewegung bei geſchloſſener Kraft durch die Selbſtverwaltung von Gemeinden, Kreiſen, Corporationen kommen, und in welcher Weiſe wird das Repräſentativ-Weſen eines größeren Landes ſich in Folge davon geſtalten?

Man erſchrecke nicht, wenn wir es kurz und klar ausſprechen, daß wir für dieſe Landesvertretungen das ächte ſtändiſche Princip als das einzig fruchtbringende erachten. Hier wird es gelten, daß nicht mehr blos eine Idee vertreten werde, die des Volks, des Staates, ſondern eine überſchaubare Realität, daß jene große ideale Seite dem Reichstag, dieſe dem Umfang nach kleinere reale Seite dem Landtag gehöre, ohne deswegen jene von dieſem ganz auszuſchließen, wie es ja in unſerer Zeit nicht möglich iſt. — Eine Intereſſen-Vertretung wird allein den wirklichen Bedürfniſſen entſprechen. Es war keine Blindheit, ſondern gute Vorausſicht, daß in Preußen die Provinzen ihre Landtage erhielten und auch behielten, als die Landesvertretung beſtand. Der vereinigte Landtag war nur darum nicht auf der Höhe der Zeit, weil er unter dem Banne der Fiction blieb, daß es drei Stände gebe, drei, nicht mehr und nicht weniger. Es giebt aber deren mehr, eher zehn als drei. Die wirklichen Stände ſind es, welche der Vertretung bedürfen, nicht blos die einſt geweſenen, die das ganze Volksleben unter ſich theilten. Längſt iſt von den Ständen des mittelalterlichen Staates die Kirche, ehemals der mächtigſte Stand, ausge-

ſchieden. An ihre Stelle iſt der freie Bauernſtand getreten, deſſen Grenze nach oben und nach unten eine fließende geworden iſt. Der Adel iſt nicht mehr der einzige größere Landbeſitzer außer dem Landesherrn und der Kirche. Vielmehr hat der Landesherr ſeine Güter (Domänen) meiſt dem Staate überlaſſen, und dieſer hat ſie veräußert oder verpachtet. Ein bürgerlicher Stand der Verwalter oder Beſitzer von Rittergütern iſt entſtanden, und auch Bauern haben mit vereinten Kräften ſolche Güter mit den daran haftenden Rechten erworben. Außerdem hat mancher Bauer durch Ankauf von Bauernhöfen einen rittermäßigen Landbeſitz erworben, und mancher Schlächtermeiſter aus der Stadt reſidirt ſtattlich in ſeinem alten Edelhofe. Wo iſt da noch eine andere Grenze zwiſchen dem Bauer- und dem Gutsbeſitzer, als die der Größe des Beſitzes, nicht an Flächenraum, ſondern an Ertrag. Dieſer Ertrag aber wird jetzt erhöht durch die Fabrication von Ziegeln, Bauſteinen, Spiritus, durch Mühlen, ſelbſt Bäckereien, durch Zuckerfabriken, Glashütten, chemiſche Fabriken und wie viel Anderes mehr, wodurch ſchon wieder eine andere Grenze, die zwiſchen dem Fabrikanten und dem Landbeſitzer, aufgehoben wird, wie andererſeits auch der Fabrikant ſich das nöthige Land ſelbſt erwirbt, um ſeinen Rohſtoff zu erzielen. Nach unten aber endet der Bauernſtand in faſt noch fließenderen Uebergängen in dem Halbhüfner (Halbbauern) dem Käthner, Koſſäthen, Büdner, Gärtner oder wie dieſe Abſtufungen alle heißen. Ein vierter Stand, der des Arbeiters, der wieder ebenſo ſeine ländliche, wie im ſtädtiſchen Handwerk ſeine ſtädtiſche Geſtalt hat, und durch die Aſſociation in den Fabrikanten und Kaufmann übergeht, drängt in der neueſten Zeit heran, um neben den anderen ſeine Stelle zu erwerben. Daß aber in dem Stande der Städte ein Mannigfaltiges in heutiger Zeit repräſentirt wird, das, principlos zuſammengewürfelt, einen einheitlichen Stand nimmermehr bilden kann, leuchtet ein. Es iſt einmal in den größeren Städten der Landbeſitz, der große und der kleine, es iſt der Fabrikant und der Handwerker, es iſt daneben vor Allem der Kaufmann, der Advocat, der Richter, der Verwaltungsbeamte, der Militär, der Geiſtliche mit enthalten, und es kreuzen ſich hier ſo verſchiedene Standes-Intereſſen, es waltet zugleich wieder ein ſo gewaltiger Unterſchied ob zwiſchen den großen Städten und der rieſigen Weltſtadt, zu welcher die Reſidenz des Landesherren empor-

geſteigert wird, daß auch dieſe Lebensgeſtalt dem engen Rahmen des Dreiſtände-Syſtems längſt entwachſen iſt. Nach allen Seiten iſt daſſelbe durchbrochen und zertrümmert, und zwar durch das ſchwellende, machtvolle Anwachſen des Lebens ſelbſt. Und wenn man ſieht, wie dieſe Städte in der jetzigen Vertretungsweiſe durch Männer, die ihnen gar nicht angehören, ſondern weither geholt ſind, vertreten werden, ſo iſt darin ſchon die Unnatur des bisherigen Repräſentativ-Weſens ausgeſprochen. Nach politiſchen Syſtemen und Richtungen wird gefragt, nicht nach Kenntniß und Erfahrung des Lebens, aus welchem der Abgeordnete hervortreten ſoll.

Wenn man die Städte als einen Stand faßt, bei welcher Größe ſoll man anfangen, die Stadt anzuerkennen? Die Mauern ſind jetzt keine Kennzeichen mehr, denn ſie werden allmählig überall niedergeriſſen. Die Verfaſſung der Corporationen hat nach dem Aufhören der Zünfte nicht mehr die Kraft, ein Dorf von 20,000 Einwohnern von einer Stadt zu unterſcheiden, da z. B. in Würtemberg der weſentlichſte Verfaſſungs-Grundzug der preußiſchen Städteordnung auch auf die ländlichen Gemeinden angewendet iſt. Es wird doch nur die Zahl der Bewohner in Betracht kommen, weil ſie ſelbſt eine größere Miſchung der Beſchäftigungen mit ſich bringt, weil, wo 10,000 Ackerbauer wohnen, auch mehr Schmiede, Wagenmacher, Schloſſer, Tiſchler, Maurer, Zimmerleute, Glaſer und Sattler, Schneider und Schuhmacher, auch ſchon mehr Müller, Bäcker, Fleiſcher, Krämer, je nach der Lage des Ortes auch Fabrikanten und Großhändler ſich finden müſſen, weil die Schulen Lehrer, die Kirchen Geiſtliche, die Polizei, Verwaltung und Rechtspflege Beamte fordern. Aber doch wird die Stadt von 10,000 Einwohnern oder die von 20,000 ein ganz gründlich anderes Gemeinweſen ſein, als die von 300,000, und die Gleichſtellung beider wird eine falſche ſein. Demnach kann die Zuſammenfaſſung ſo complicirter Gemeinweſen, wie die großen Städte ſind, unter den Begriff eines Standes nur als eine Unwahrheit gelten. Keiner der drei Stände iſt alſo ein wirklicher, klar begrenzter Stand.

Wo ſind aber denn die wirklichen Stände? hier wird der Blick mit Nothwendigkeit auf die unumgängliche ſociale Frage unſerer Zeit hingelenkt. Keinem Denkenden iſt es jetzt mehr blos befremdlich, daß die großen Fragen der Politik, der inneren und

äußeren, gar nicht mehr die eigentlichen Grundfragen sind, sondern bald menschliches Gelüste, bald menschlicher Scharfblick tiefer zum Fundamente der heutigen Culturstaaten gedrungen sind. Ja man hat für die Politik selbst die eigentliche Unterlage in dem Bau der Gesellschaft gesucht.*) Man hat als das Grundübel der Gesellschaft das Eigenthum, die Ehe und Familie und den auf diese Voraussetzung gebauten Staat angeklagt, und die Auflösung aller dieser die Freiheit des Menschen kettenden, das Recht auf Lebensgenuß vorenthaltenden Mächte verlangt, man hat neue Vorschläge für das Zusammenleben und Zusammenwirken der Menschen gemacht, und bald als Communismus, bald als Socialismus einen Plan zur anderweitigen Einrichtung der Gesellschaft, zur Vertheilung und Verwendung ihrer Arbeit und des Ertrags derselben entworfen.**) Aber auch wo man nicht in der Abstraction einer ganz neuen Bildung der Gesellschaft sich bewegte, sind doch Ansätze zur Gliederung eines „vierten Standes", des Arbeiterstandes, und zwar sofort mit dem Blick auf politische Machtstellung desselben, gemacht worden. Man hat anders die Stände, die wirklichen der Jetztzeit, getheilt, nämlich in Grundbesitz, Bourgeoisie und Arbeiter. Das wären wieder drei Stände, aber nach socialem Princip. Unter der Bourgeoisie (im Unterschiede von dem deutschen Bürgerthum) versteht man alsdann die neu entstandene Classe der großen Besitzer des beweglichen Eigenthums, die Geldmenschen, die Capitalisten, und unter dem Arbeiterstand die Nichtbesitzenden, welche als Mittel von den Besitzenden verwandt werden. Schon in dieser Gegenstellung, die sich in den agrarischen Verhältnissen in den „kleinen Leuten" und

*) Riehl, Haßner, Fröbel u. A. haben von den verschiedensten Anschauungen aus die Social-Politik aufzubauen versucht, und man kann ihnen nicht Unrecht darin geben, daß erst auf diesem Grunde der tiefste Boden der politischen Verhältnisse zu finden ist.

**) Die Systeme selbst, die auf französischem Boden, der Heimath dieser Bewegung, entstanden sind, lernen wir des Näheren kennen in L. Stein: der Socialismus und Communismus im heutigen Frankreich. 2. Aufl. Leipzig 1838, in Thiers: über das Eigenthum übers. von Obermayer. Mannheim, 1848. Auf deutschem Boden haben die socialen politischen Parteien einen milderen Charakter angenommen, wie ihn die Bestrebungen der Herren Schultze-Delitzsch und Lassalle darstellen. Vergl. J. E. Joerg, Geschichte der social-politischen Parteien in Deutschland. Freiburg, 1867.

„Tagelöhnern“ gegenüber dem Gutsbeſitzer, dem großen und kleinen, wiederholt, iſt die Gefahr ausgedrückt, welche in einer Art von Sklavenkrieg den jetzigen Weltbeſtand bedroht, wenn „die Beſtie“, wie die Wortführer der ſocialen Politik die zahlloſen Maſſen der Arbeiter bezeichnen, losgelaſſen würde. So lange dieſe Gefahr, die ſchrecklichſte, welche den Culturſtaaten drohen kann, nicht beſeitigt iſt, kann von einer wirklichen Befriedigung der Zeit nicht die Rede ſein. Die Hunnen und Awaren, welche die altrömiſche Cultur zerſtörten, ſie hämmern und feilen, ſie weben und ſpinnen, ſie raſſeln und ſägen inmitten unſerer Städte, und die Wolkenſäule, die ihr Daſein ankündigt, iſt die Rauchwolke über den Schornſteinen unſerer Fabriken.

Wie nun in der ſo beſchaffenen Geſellſchaft die Stände finden? Nur in den Berufsarten, in den Erwerbswegen, in dem Verhalten der Menſchen zum Stoff der lebendigen Natur liegt hierzu das Princip. Die den Boden bearbeiten und den Rohſtoff, ſei es zu unmittelbarer Verzehrung, ſei es zur Verarbeitung ſchaffen, ſind der urſprünglichſte und älteſte Stand, ſie ſind es aber in Doppeltheilung, nämlich ſowohl in der Halbſeite des großen, als in der des kleineren Grundbeſitzes. Sowohl der Gutsbeſitzer als der Bauer wollen ihre Intereſſen vertreten ſehen, aber nicht durch Männer, die ſie nicht kennen, die ihre Lage und die treibenden und hemmenden Mächte derſelben nie erlebt haben, nicht durch Beamte, Advocaten, Litteraten, ſondern durch ihresgleichen aus ihrem Kreiſe. Neben dem agrariſchen Doppelſtande ſteht aber der Büdner, der kleinſte Bearbeiter des eigenen Bodens, und der Tagelöhner, der dem fremden Beſitze dient. Sie bilden zum Doppelſtande die dritte Abtheilung. — Nicht minder erhebt ſich in der Bearbeitung des Rohſtoffes zur Ernährung, zur Kleidung, Wohnung, zum Schmuck, zum Verkehr, für den Handel u. ſ. w. der Doppelſtand des Fabrikanten und des Handwerkers. Wo der letztere zur Aſſociation geworden, da ſtellt er ſich der Schaar der Hülfsarbeiter (Geſellen) gleich, und ſie nehmen in der Geſellſchaft ganz die Stelle der Büdner, und die Fabrikarbeiter, die blos Theile fertigen, die der Tagelöhner ein. Ueber dem Verarbeiter zum unmittelbaren Gebrauch des Bedürfniſſes ſteht der Veredler und Verſchönerer, der Künſtler und ſein Gehülfentroß. Der Vertauſcher des rohen und des verarbeiteten und geiſtig veredelten Stoffes iſt der große Kauf-

herr in allen Zweigen und der kleine Krämer, und mit beiden geht wieder die Schaar ihrer Buchhalter, Commis und Ladendiener, die der Fuhrleute, Packer und Schiffer. Hiermit ſchließt ſich die mit dem Stoffe unmittelbar beſchäftigte Ständereihe. Aber im Zuſammenleben der Menſchen in der Gemeinſchaft thut zunächſt die Pflege der Geſundheit Noth, und die Aerzte, ſowohl die eigentlichen als die kleineren Gehülfen und Lückenbüßer, die Wundärzte niederer Claſſe, treten hervor. Aber nicht minder fordert die Gemeinſchaft die Erhaltung des geordneten Daſeins durch die Rechtsverwaltung. Die Richter bilden den Halbſtand, die Advocaten das parallele Glied, und ihre Schreiber und Expedienten folgen ihnen.

Daß die Förderer der geiſtigen Bildung nicht von der Reihe der Stände ausgeſchloſſen ſind, iſt klar. Hier aber ſteht voran die Univerſität und Akademie, ihr folgt die höhere Schule (Gymnaſium, Realſchule), oder vielmehr dieſe beiden ſind die Halbſtände der Wiſſenſchaft, welchen die Volksſchullehrer als die Büdner, die Geſellen der Unterrichts-Arbeit ſich anhängen. Wir ſehen nicht weniger als ſiebenzehn Gruppen wirklicher Stände, die im Staate und ſeiner Geſetzgebung vertreten zu ſein wünſchen und es bisher nur zufällig waren. Aber dieſe Gruppen müſſen erſt ein organiſches Leben haben, ſie müſſen nicht im bloßen Aggregatzuſtande verbleiben. Die Frage entſteht, ob nicht auch die Geiſtlichen, die Männer der Kirchenleitung, ob nicht die Staatsbeamten mit ihren Subaltern-Kräften, ob nicht Kriegsheer und Marine in ihren Führern und den Soldaten eine Vertretung im Landtage beanſpruchen dürfen? Wir antworten: Nein! weil die Kirche in ihrer Selbſtändigkeit ihre eigenen vertretenden Körper haben muß, und dort der Platz des Geiſtlichen iſt. Ihre ſtaatliche Lebensſeite mag von den Leitern des Staates gewahrt werden. Die Beamten aber haben ihren Antheil an der Geſetzgebung und der Einwirkung auf das öffentliche Staatsleben in ihrer täglichen Arbeit, ſie vertreten den Staat und ſeine Leitung beſtändig. Das Heer aber zu Land und Waſſer ſoll mit den Fragen der Politik unverworren zu Schutz und Trutz bereit ſtehen. Damit aber die Einſicht dieſer Kreiſe in den ſie betreffenden Fragen dem Landtage nicht fehle, ließe ſich ja leicht zu den vorberathenden Commiſſionen eine größere Zahl von Sachverſtändigen außerhalb des Landtags, zur Hälfte nach Wahl

der Commiſſion, zur Hälfte nach Wahl der Regierung heranziehen. Sie hätten freilich nur berathende Stimme anzuſprechen, und die Commiſſion, die der Landtag aus ſeiner Mitte beſtellt, würde nach eigener Abſtimmung ihren Antrag an das Plenum formuliren. Die Frage, wie nun nach den angedeuteten Standeskörpern die Wahlen in den Landtag zu vollziehen wären, wollen wir nicht ins Detail beſprechen. Es ſind hier verſchiedene Wege möglich. Nur das Princip müßte feſtſtehen, das jeder Stand oder Halbſtand oder Drittelsſtand nur aus ſich wählen könnte. Damit würde eine wirklich auf die Realitäten des Staatslebens gehende Berathung und Beſchlußfaſſung geſichert, während die jetzige Einrichtung immer wieder in Gefahr ſteht, ganz verworrene Verhältniſſe herbeizuführen. Ein wirklicher Fortſchritt im Staatsleben wäre es in der That, wenn beſonders die kleineren Länder die bisherige Repräſentativ-Maſchinerie los würden, die nur in einem großen Staate einigermaßen erträglich, im Ganzen aber doch auch in dieſem eine Misgeburt iſt. Sie beruht, wie ſchon früher bemerkt wurde, weſentlich auf todten Abſtractionen und bewußten Täuſchungen und bringt Unwahrheit in das Leben des Staates. Daß ſie irgendwie und irgendwo ſchöpferiſch gewirkt, etwas Erhebliches oder Dauerndes geſchaffen habe, iſt nicht bekannt*).

Von einem ſolchen Landtage wäre zu erwarten, daß er, nicht aus Männern der liberalen Büreaukratie oder der nur aufs Geld gerichteten und die möglichſte Freiheit im Erwerb und Genuſſe deſſelben anſtrebenden Bourgeoiſie, oder der blos theoretiſirenden Profeſſoren- und Litteratenwelt, oder aus unzufriedenen richterlichen Beamten und Advocaten vorzugsweiſe gebildet, dem Staatsleben ſeine büreaukratiſche Natur weſentlich mildern und daher das freie Athmen im Staate möglich machen würde, ohne die bornirte ewige Wiederholung derſelben Verfaſſung im Großen und im Kleinen (den Gemeinden) herbeizuführen und zuletzt nach dem conſtitutio-

*) Für die weitere Ausführung der obigen Gedanken, ohne deswegen derſelben überall beitreten zu wollen, verweiſe ich auf A. Winter: Die Volksvertretung in Deutſchlands Zukunft. Göttingen 1852., ein Buch, das die Beachtung Aller in hohem Grade verdient, die ſich mit den Fragen der Verfaſſung in Deutſchland beſchäftigen. Beſonders leſe man S. 106 über die jetzigen Repräſentativ-Körper.

nellen Schema auch noch das Familienleben einzurichten. Wenn von dieſer ledernen geiſtloſen Wirthſchaft des bloßen Conſtitutionalismus die eigentliche innere Länderverwaltung frei würde, ſo wäre der letzte Krieg in einer Richtung ein Befreiungskrieg geweſen, in welcher die Zukunft es erſt recht fühlen würde, daß es einer Befreiung bedurfte. Denn was hat die Büreaukratie im Bunde mit dem Liberalismus bisher zur Organiſirung des Volkes gethan? So gut als nichts. Vielmehr hat ſie desorganiſiren, atomiſiren, zerpulvern geholfen. Es gibt in Deutſchland ein organiſirtes Volksleben nicht, auch in Preußen nicht, wo nur das „Volk in Waffen“ den Schaden einigermaßen erſetzte. Höchſtens haben dieſe politiſchen Phyſiologen es zu einer politiſch-ökonomiſchen „Zellenrepublik“ gebracht. Mitverwaltung des wirklich vertretenen ganzen Volkes bei den materiellen und geiſtigen Entwickelungen des Staates und Mitwirkung der Nation in ihren Vertretern bei den ſie und ihre Kraft, Einheit und Macht betreffenden Fragen, das iſt eine Forderung des deutſchen Weſens, iſt ein Gebot der Gerechtigkeit, eine Nothwendigkeit aus der geſunden Staatsidee und eine Sicherung gedeihlicher Zukunft. Aber die verſteifte, abſtracte und lederne Conſtitutionsmacherei iſt Deutſchlands unwürdig, weil ſie, bloßer Abklatſch undeutſcher und auch in ihrer Heimath bankerott gewordener Grundſätze, niemals wahrhaft heimiſch bei uns werden kann, und weil ſie auch in Deutſchland nach funfzigjähriger Dauer in den kleineren Staaten noch verhältnißmäßig ſo wenig Frucht wahrer Freiheit und deutſchen Einheitsſinnes gezeitigt hat. Wenn als zu erſtrebendes Ziel uns genannt wird möglichſt allgemeine Theilnahme an den Wahlen, ſo iſt neben dem Wahlgeſetz für den Reichstag die eben entworfene Einrichtung der Landtage geeignet, ſie zu gewähren, ohne zum Unſinn der Maſſenherrſchaft oder zum Widerſinn der Parlamentsregierung zu führen. Man ſage nicht, die ſtändiſche Compoſition führe zu bloßen Compromiſſen zwiſchen den vertretenen Intereſſen. Sie werden ihre Solidarität allmählig verſtändlich machen, und wo iſt denn das Compromiß mehr die Regel, als in der bisherigen Sorte von undeutſchen Conſtitutionen, deren eigentliches Princip es iſt, die Königsgewalt und die Volksſouveränetät unter Einen Hut zu bringen, was auf dem Weg der Compromiſſe in ruhigen Zeiten an den einzelnen Gegen-

ſtänden der Berathung nothdürftig gelingt, in der Aufregung politiſcher Kriſen aber jedesmal nothwendig mislingen muß. Dieſe Verfaſſungen ſind, wie die blos natürlichen Tugenden des Menſchen, jedesmal dann ohne Werth und Kraft, wenn ſie ihren Werth am meiſten beweiſen und ihre Kraft bethätigen ſollten.

Darum möge der letzte Krieg durch die Schöpfung des Reichstages wirklich ein Befreiungskrieg auch nach dieſer Seite geweſen ſein!

Daß er ein Befreiungskrieg nach Außen und Innen geweſen, läßt ſich aus dem Zorn und Widerſpruch ſelbſt abnehmen, der ihm als vollendeter Thatſache entgegentritt. Und wäre dies nur von Außen her und von der äußerſten demokratiſchen Partei im Innern der Fall! Aber auch von anderer Seite wird dieſem Kriege ſtatt Gewinn berechtigter Güter ein großer Verluſt an ſolchen Schuld gegeben. Der Biſchof von Mainz ſpricht gar die ſeltſame Meinung aus, daß die heilige Allianz mit all ihrem edlen Kern erſt durch dieſen Krieg, erſt im Jahre 1866 zerſtört worden ſei. Der Krimmkrieg und der italiäniſche, der Vergleich von Olmütz und der Fürſtentag von 1863 fallen für ihn noch in die Lebenszeit dieſer Allianz. Die Entlaſtung Preußens gegen dieſe Anklage können wir ruhig den der Geſchichte kundigen Deutſchen überlaſſen. Wenn der Biſchof meint, die ſegensreiche Ueberzeugung, daß es in Deutſchland keinen Krieg geben könne, ſei 1866 zerſtört worden, ſo iſt das wahr. Aber weiß er denn, was er ſagt? Es iſt die Ueberzeugung zerſtört worden, daß man Preußen, daß man Deutſchland Alles bieten könne, und es nie im Stande ſein werde, ſich gegen Unrecht und Verrath zur Wehr zu ſetzen. Aber „ſegensreich“ war ſie nicht, viel weniger als die gewonnene Ueberzeugung, daß man mit Preußen Frieden halten müſſe, denn es ſei im Stande, raſch und durchſchlagend zu handeln und große Siege zu erkämpfen. Dieſe Ueberzeugung wird mehr dazu beitragen, Deutſchland den inneren Frieden und auch den äußeren zu ſichern. Wenn er über die Zertheilung Deutſchlands klagt, durch welche nunmehr ſechs Theile ſich fremd gegenüberſtehen, ſo iſt ihm inzwiſchen der Troſt durch das Bekanntwerden der Schutz- und Trutzbündniſſe geworden und ſeitdem auch durch die Annahme der Zollverträge, und es läßt ſich zu weiteren Tröſtungen an. Seine Anklage gegen den Krieg

als einen Sieg böſer Theorieen werden wir wohl dürfen unwiderlegt laſſen, da wir vielmehr der Meinung ſind, ſehr ſchlimme Theorieen durch dieſen Krieg beſeitigt zu haben, nämlich die Theorie, daß es recht ſei, Preußen zu erdrücken und Deutſchland für Oeſterreich auszubeuten. Seine Beſorgniß, daß Preußen die Revolution entfeſſelt haben werde, können ihm die Seufzer der Fortſchrittsmänner und der rothen Demokraten benehmen. Noch bedenklicher allerdings gegen den Krieg von 1866 als einen Befreiungskrieg klingt der Vorwurf von Schwächung des monarchiſchen Princips und Verwirrung der Begriffe von Eid und Gewiſſen. Aber hier gerade möchten wir den ganzen Ernſt der Wahrheit geltend machen, daß keine Legitimität, kein altes inniges Band zwiſchen Fürſt und Volk (wie alt war es bei dem Herzog von Cumberland? und wie innig in Heſſen und Naſſau?) vor den Folgen verrätheriſchen Wortbruches ſchützt, und daß auch die Monarchen unter der göttlichen Strafgewalt ſtehen. Das monarchiſche Princip bedarf auf chriſtlich-deutſchem Boden des Schutzes der Theorie nicht, welche die Könige zu Göttern der Erde macht und ſie über den Zuſammenhang von Sünde und Strafe hinaufhebt. Es iſt wahr, der Uebergang mußte das durch den Eid gebundene Gewiſſen der neuen Unterthanen des Königs von Preußen in peinliche Lage bringen, aber nur durch die Schuld der ehemaligen Herrſcher, welche ſich unter die gewaltige Hand Gottes nicht beugen, und was ſie Preußen hatten anthun wollen, nun nicht ſelbſt tragen mochten. Wir erſparen es uns aus Achtung vor dem Unglück, auch nach dieſer Seite hin die Ueberſchrift dieſes Capitels zu rechtfertigen. Daß aber die conſervative Partei in Preußen eine Niederlage erlitten habe, weil ſie nicht, wie einzig Herr von Gerlach that, ſich gegen Krieg und Sieg erklärte, dieſe Annahme beruht wohl nur in der unklaren Erkenntniß des Herrn Biſchofs. Denn die conſervative Partei hatte längſt ihre frühere Anſicht über Oeſterreich und über die Möglichkeit der Einigung Deutſchlands im Verein mit ihm geändert, und dazu war ſie am allermeiſten gezwungen worden durch Oeſterreich ſelbſt. Auch ſie kann hinſichtlich ihrer früheren Anſichten den Krieg des vorletzten Jahres als eine befreiende That preiſen. Es bleibt alſo bei der Ueberſchrift: Der letzte Befreiungskrieg.

XIII.

Deutſchland in Nord und Süd.

„Heiß und kalt, Feuer und Schnee kann nicht zuſammenkommen", ſo faßte man im ſüdlichen Deutſchland oft die Unterſchiede zwiſchen Süd- und Norddeutſchland. Es iſt kein Zweifel, daß eine Abneigung und eine Meinung von der gründlichen Verſchiedenheit beider zwar nicht uralt, aber ſehr alt iſt. Die kleinen Kinder in Schwaben „reiten nach Sachſen" in das Land, wo die Menſchen „auf den Eichbäumen wachſen", recht ein Bild davon, wie man im Süden ſich behaglich ſonnte und an dem warmen Strahl großwuchs, der Kampf und Streit aber da unten bei den Sachſen war, welche die Slawen zu bezwingen hatten. Und die Schwabenkinder haben Wort gehalten, ſie haben mitgekämpft und mitgeſiegt bis ins ferne Oſtpreußen und Kurland hinauf. — Noch häufiger aber ſind ſie mit Oeſterreich gegen den Türken gezogen, und die oberdeutſchen Männer von „halt" und „halter" haben ſich doch beſſer verſtanden, als „halt" und „man" ſich begriffen. Es iſt lange her, daß man die Hohenzollern auf ihrem brandenburgiſchen Herrſcherthron nicht mehr als ſchwäbiſche Landsleute anerkannte. Die Franken freilich können ſich der brandenburgiſchen Landsmannſchaft noch wohl entſinnen, und es iſt etwas in ihrem Gemüthe, das die ſchwarz-weißen Fahnen nicht als bloße Fremdlinge anſchaut. — Die Feindſchaft zwiſchen dem Süden und Norden hat aber mehr als nur eine Urſache. Vergeſſen wir nicht, daß in alter Zeit der Unterſchied zwiſchen Oberdeutſch und Niederdeutſch ein viel größerer war, weil das vermittelnde Hochdeutſch noch nicht dazwiſchen ſtand. Als die Reformation und die deutſche Bibel in der lutheriſchen Kirche ein neues Band um den Norden und Süden ſchlang, da durfte man ein feſtes Zuſammenhalten erwarten, aber jetzt erſt wirkte die öſterreichiſche theils kirchliche theils dynaſtiſche Politik, mit dem Kaiſermantel bedeckt, trennend und entfremdend. Als Friedrich der Große dem durch ſein öſterreichiſch und katholiſch gewordenes Fürſtenhaus entfremdeten Würtemberg, deſſen damaliger Herzog

im ſiebenjährigen Kriege nur ſchmähliche Flucht vor den Preußen aufzuweiſen hatte, wieder zum Proteſtantismus zurückgeholfen hatte, da war in vielen Herzen Dankgefühl gegen Preußen lebendig, aber mit deſto größerem Ingrimm wirkte die römiſche Geiſtlichkeit und der mit ihr verwachſene katholiſche Reichsadel gegen Preußen. In Baiern war wohl auch das Gedächtniß der preußiſchen Thaten im ſpaniſchen Erbfolgekriege noch nicht erloſchen, in welchem Baiern mit Frankreich gegen Deutſchland focht. Dazu waren die brandenburgiſchen Markgrafen in Anſpach und Baireuth den ſtreng katholiſchen Baierfürſten widrige Nachbarn. In der Napoleoniſchen Zeit ſtanden dieſe Lande alle als Rheinbundſtaaten gegen Preußen, kämpften gegen daſſelbe unter den franzöſiſchen Adlern und theilten die Siegestrunkenheit über ſeinen Fall. Bei der Wiederaufrichtung Deutſchlands fielen ſie erſt von Napoleon ab, als Preußen ſeine großen Siege auch gegen ihre Truppen erfochten hatte, und ihre Fürſten bangten nicht blos vor der Wiedervergeltung ihrer Thaten gegen Deutſchland durch Preußen, ſondern intriguirten aufs Feindſeligſte gegen deſſen Vergrößerung durch Sachſen. Im deutſchen Bunde war Baiern der ſtete Gegner Preußens und hätte ſich durch politiſche Künſte gern zu deſſen Nebenbuhler in der zweiten Stelle in Deutſchland erhoben. Als Preußen in der langen Friedenszeit mit ſchwäbiſchen Kräften in der idealeren Wiſſenſchaft ſich emporhob, ſich gar den Staat der Intelligenz nannte und nennen ließ, in einzelnen ſeiner Angehörigen oft hoch herabſchaute auf die kleinen Länder und Lichter im fernen Süden, da ſtachelte dieſer Hochmuth die Schwaben in ihrem geiſtigen Kraftgefühl und die Baiern in dem ihrer Hülfsbedürftigkeit zur Verachtung des Preußenthums, das in ihren Augen den Stempel der windbeutelnden Oberflächlichkeit, der routinirten Wortſeligkeit und des ſchnippiſchen Kriticismus an ſich trug, und mancher Schwabe dachte oder fühlte, was kürzlich einer ausgeſprochen hat*): „Daß der ſchwäbiſche Stamm „der Stamm des Geiſtes iſt, das hat er bewieſen. Dieſer Stamm „hat nicht nur die meiſten guten Köpfe hervorgebracht, ſeine guten „Köpfe hatten auch alle den Strich der Philoſophie oder waren „ſelbſt Philoſophen in des Wortes mächtigſter Bedeutung: Central-

*) Neueſtes Geſpräch mit dem Grobian. S. 48, 55 f.

„geiſter, zur allſeitigen Erleuchtung und Ausgleichung in die Welt „gekommen. Der ſchwäbiſche Stamm geht in die tiefſte Tiefe und „in die höchſte Höhe des Geiſtes, darum iſt er vor Allen der „Stamm, der dieſe göttliche Kraft zu vertreten den Beruf und die „Ehre hat.“ Dann von den Preußen, den Berlinern, mit denen er die Norddeutſchen in Einen Topf wirft: „Manchmal ſtoßen wir „auf Exemplare, wobei uns aller Spaß vergeht! Die unglaub„lichſte Selbſtgefälligkeit, an den Tag gegeben in den allerunan„ſprechendſten Manieren. Ein Mund, der ſich nur aufthut, um „zu prahlen und mit der vollkommenen Sicherheit innerſter Leere „ſeine Verachtung auszugießen über alles, was anders iſt als bei „ihnen, die naivſte, über jede weitere Unterſuchung erhabene An„nahme einer unglaublichen Dummheit, die dem Süddeutſchen als „ſolchem eigen ſei. Natürlich kommen uns dieſe Beiſpiele aus dem „Genre“ der Preußen, die hiſtoriſchen Perſonen ſind denn doch zu „geſcheidt. Es iſt irgend ein Commis, Lieutenant, Junker oder „Geheimerath, der in Süddeutſchland herumſteigt, wie der Hahn „auf dem Miſt, und alles Ernſtes zu glauben ſcheint, wenn er „ſeine Glieder nicht nach den ſtrengſten Regeln des Hochmuthes be„wegte, müßten wir ihn verachten! Aber der Eindruck iſt auf „Menſchen von Verſtand nicht nur ein höchſt fataler, er hat für „uns auch eine ſehr ſchlimme Bedeutung. Mit dieſen Menſchen „ſollen wir leben! Mit ihnen ſollen wir uns vertragen — ihnen „ſollen wir eine gewiſſe Suprematie einräumen und dadurch ihren „Dünkel bis zum Wahnwitz ſteigern!“ — Der lebhafte Schwabe hätte unter den Kommenden auch noch der vielen Juden gedenken können, die nicht am wenigſten ihren überlegenen Witz funkeln laſſen. Aber er ſagt ſelbſt, es ſeien nicht die hiſtoriſchen Männer, er läßt ſogar noch eine andere Vermuthung zu, indem er meint, die hochmüthigen norddeutſchen Touriſten „fürchten ſelbſt verachtet zu werden“, das iſt doch ſonſt nicht die Art des Hochmuths. Wie oft iſt der Schwabe bei ſcheinbar verlegenem Schweigen hochmüthiger, der Preuße bei ſeinem Wortſchwall ängſtlich unſicherer, als man meint. Genug aber, die Meinung beſtand und beſteht noch, und dabei hielten ſich die Süddeutſchen von den Preußen, die ſie „pfiffig“ nennen, auf politiſchem Gebiete überholt, übervortheilt,

wo in der That die Preußen mehr ehrlich, gutmüthig und deutsch großmüthig als irgend etwas Anderes waren.

In diesem geistigen Selbstgefühl der Schwaben wurzelt die Erscheinung, daß man sein Schwabenland als das „gelobte Land des neuen Bundes", als das Palästina betrachtet, von welchem noch einst Heil für Deutschland, ja für die Welt ausgehen soll. Nirgends so wie dort gestalten sich die Ansichten und Ueberzeugungen des Einzelnen zu Glaubensbekenntnissen, denen gegenüber der Andersdenkende ein Ungläubiger ist. Und nirgends wie dort erlangt der Führer eines Kreises, welchem dieser Glaube (nicht blos auf dem religiösen Gebiete) innewohnt, die Stellung eines Propheten. Die stille innerliche Gluth des schwäbischen Gemüths waltet so mächtig, daß von jeder einzelnen Stelle aus eine Umgestaltung der Welt meditirt wird. Was ist dies anders, als der tief dem schwäbischen Stamme eingesenkte christliche Lebenstrieb nach dem Reiche Gottes. Wie die Juden nach der Entstehung der christlichen Kirche als ein strafbar störriges, hartnäckig ungläubiges Volk betrachtet wurden, so ist der norddeutsche Nationalismus nunmehr geneigt, die particularistischen Schwaben als ein odium generis germanici anzusehen. Aber eben in dieser gährenden Triebkraft sind sie ein wichtiges, ja nicht zu übersehendes Element der deutschen Gesammtheit. Schillers Feuergeist hatte längst in schwäbischer Enge gearbeitet, bis er sie durchbrach, Schellings und Hegels gewaltige Ideen waren in den Mauern des Tübinger Augustinerklosters schon als treibende Keime da, ehe sie auf erst mitteldeutschem, dann norddeutschem Gebiete ihre Eroberungszüge vollbrachten. Was der Schwabe in prophetischer Ueberschwänglichkeit ausspricht, das ist darum doch nicht immer eine aus zu hohem Selbstgefühle entstandene Anmaßung.

Aber alles dieses rechtfertigte nicht den bittern Haß gegen Preußen und seinen König, der sich wie eine Epidemie verbreitet hatte und sich während des Krieges bis zu der Gottlosigkeit verstieg, sein und seines Volkes Gebet als Heuchelei, und diejenigen, welche den allgemeinen Bettag ausgeschrieben hatten, als „Falschmünzer" zu bezeichnen*). Auch das soll nicht vergessen sein, daß

*) Am besten haben über diese Bitterkeit aufklärend und besänftigend sich geäußert Fabri: Briefe an einen Süddeutschen. Gotha 1866. und: Der

Würtemberg, das recht eigentliche Schwabenland, durch ſeltſame politiſche Schickſale hindurch gegangen war, als ihm die Zumuthung kam, in den neuen Bund einzutreten. Es war bis 1806 im Beſitz einer Verfaſſung geblieben, welche Charles Fox die einzige mit der engliſchen vergleichbare genannt*). Es hatte dieſe Verfaſſung zurückverlangt, als (1816) die Zeit dazu gekommen war, und Uhland hatte geſungen:

Und wo bei altem gutem Wein
Der Würtemberger zecht,
Da ſoll der erſte Trinkſpruch ſein:
Das alte, gute Recht!

Es war nach dem Tode des gewaltthätigen erſten Königs, des Mannes, von dem Napoleon I. in Erfurt geſagt haben ſoll: „wenn dieſer Flegel 80,000 Mann hätte, ſo würde ich ihn fürchten“, unter der mildverſtändigen Regierung König Wilhelms in die neue ſtändiſche Bahn getreten, hatte unter ſeiner Leitung ſich blühend entwickelt und war von den abſolutiſtiſchen Beſtrebungen, wie ſie den Reſtaurationen der Fürſtengeſchlechter im Norden (Heſſen, Hannover u. a.) folgten, verſchont geblieben. Sein König war ſogar von den deutſchen Liberalen hochverehrt und öfters als der künftige deutſche Kaiſer genannt worden. Er war den Carlsbader Beſchlüſſen entgegengetreten, hatte ſich an der Demagogenhetze nicht betheiligt, ſich nicht abhalten laſſen, mit der conſtitutionellen Verfaſſung weiter zu ſchreiten, er, der Erſte, hatte mit Baiern einen Zollverein geſchloſſen und ſo gewiſſermaßen den deutſchen gegründet, er hatte in Frankfurt bei nicht wenigen Gelegenheiten freiſinnige Vota gegeben. Mehr als einmal hatte er allein unter den kleineren Fürſten es gewagt, dem allgewaltigen Kaiſer Franz entgegenzutreten, und noch 1848 hatte er die liberale Richtung zum Ausdruck gebracht, die neben Anderem in ihm war. Der Würtemberger hing dieſem König an und war ſtolz auf ihn. Aber er kannte auch ſeinen Widerwillen gegen Norddeutſchland und insbeſondere gegen Preußen.

Preußenhaß. Beleuchtet von einem Süddeutſchen. Leipzig 1867., und eine lebendige Schilderung mit Aufdeckung der Urſachen findet ſich in: Preußen und Schwaben. Von einem Annectirten. Köln 1866.

*) Gervinus: Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. Bd. II, 2. S. 446.

So weit in Baden nicht das katholiſche Oberland und der katholiſche Adel, in Heſſen nicht der theils katholiſche, theils zwar evangeliſche, aber dieſſeits des Mains nach Oeſterreich hin centrirende, ehemals reichsunmittelbare Adel und die lebhafte Einwirkung des eifrigen Biſchofs von Mainz entgegenſtand, war das Volk eher den deutſchen Einheitswünſchen zugewendet, aber auch hier ſeit lange die Regierung von den nach Oeſterreich hingekehrten Mächten beherrſcht. In Baden trat der Gegenſatz des pfälziſchen, ſchwäbiſchen und alemanniſchen Charakters in allen Zeiten ſcharf hervor, und es war ſogar der eigentliche kleine Vorort des deutſchen Liberalismus und doctrinären Conſtitutionalismus nach franzöſiſchem Muſter geworden. Die Rotteck, Welker, Itzſtein, Mittermaier, Winter u. ſ. w. pflegten in Wort und Schrift ſo vollmündig aufzutreten, als hätten ſie nicht einen Theil des badenſchen, ſondern das ganze deutſche Volk hinter ſich. Hier konnte ſich daher, nachdem das Land in der Revolution und der jämmerlichen kurzlebenden Republik die materia peccans des rothen Demokratismus ausgeworfen hatte, nur der Gedanke der Einheit Deutſchlands im Verein mit Preußen feſt einwurzeln, und daſſelbe Land, welches in ſeinen Blittersdorfs u. A. ſeiner Zeit die gefügigſten Werkzeuge öſterreichiſcher Bundespolitik geliefert hatte, war zu einem neuen deutſchen Bunde auf den Grundlagen des jetzigen norddeutſchen Bundes gereift, wenn es gelang, die römiſch-katholiſchen und nach Oeſterreich aus einem alten Rechte (das Breisgau war ſo lange öſterreichiſcher Beſitz geweſen) hinſchauenden oberländiſchen Unterthanen für dieſe Richtung zu gewinnen. Dies war ſo ziemlich gelungeu, und Baden hätte nie an dem Kriege gegen Preußen ſich betheiligt, wenn es nicht unter dem Drucke der übrigen ſüddeutſchen Länder geſtanden hätte. Aber es wirkten gleichwohl auch hier die Abneigungen gegen die norddeutſchen Stämme und die überall mit den Preußen und Norddeutſchen verwechſelten Berliner. Der Landesherr, von jeher der freiheitlichen und einheitlichen politiſchen Richtung zugewendet, ſprach zur rechten Stunde in echt deutſcher, männlich-fürſtlicher Offenheit, unbekümmert um das Lärmen der damals gerade ſehr lauten franzöſiſchen Preſſe und ohne Furcht vor der Nachbarſchaft des Kaiſerreiches, ſein weithin hallendes Wort und hat ſeitdem von demſelben auch nicht das Geringſte zurückgezogen.

Keineswegs fehlte es im ſüdlichen Deutſchland an der Erkenntniß, daß Oeſterreich niemals über ſeine uralt ererbte Politik hinausſchreiten werde, und der verewigte König von Würtemberg hatte ſogar in einem bekannt gewordenen Briefe Worte ausgeſprochen, die er in ähnlicher Weiſe öfters wiederholte*), nämlich: „Es wird meine Loſung bleiben, ſo lange ich lebe: Oeſterreich muß „untergehen, wenn Deutſchland gedeihen ſoll!“ Freilich hatte derſelbe König in ſeiner Eiferſucht gegen Preußens Wachsthum auch im Süden zu Bregenz ganz andere Worte geſprochen und ſeine Souveränetät ängſtlich gewahrt**). Natürlich gab es in den kleinen Staaten Viele, welchen die preußiſchen Zuſtände ein wahres Schreckbild waren, die Vergrößerung der Kriegsmacht mit den Koſten derſelben, die allgemeine Wehrpflicht, während bei ihnen mit wenigen hundert Thalern jeder ſich vom Heeresdienſt loskaufen konnte, die Stellung der preußiſchen Beamten mit der Deviſe: „Stieresarbeit und Zeiſigfutter“, die Ueberflüſſigkeit einer Diplomatie, wenn die Einheit Deutſchlands hergeſtellt würde. Welche Menge von Privat-Intereſſen zitterte vor der Uebertragung preußiſcher Inſtitutionen in ihre kleinen Verhältniſſe! Aber es war doch nicht der Ausdruck der Volksgeſinnung, wenn Einzelne das freche Wort wagten: „Lieber franzöſiſch als preußiſch!“ Dazu kam, daß in Preußen, ſei es aus Sparſamkeit, ſei es im Stolze des guten Gewiſſens und in der Meinung, daß die Wahrheit ſich ſelbſt Bahn brechen müſſe und werde, ſo gut wie nichts für die Aufklärung der öffentlichen Meinung im Süden Deutſchlands geſchah, während Oeſterreich durch die Augsburger Allgemeine Zeitung und noch 4—5 andere Blätter, beſonders von Frankfurt am Main aus dieſelbe beſtändig mit entſtellenden Darlegungen und feindlichen Urtheilen bearbeitete, gerade wie im Jahre 1864 in England das kleine Dänemark in der Preſſe viel mehr Hülfe fand, als Preußen und Deutſchland. Ohne Schuld war daher die Regierung Preußens und ſein Landtag, der alle geheimen Fonds ſtrich, keineswegs an dem Carricatur-

*) In Privatgeſprächen gegen den Verfaſſer mehr als einmal, z. B. 1857 und nochmals 1861.

**) So ſprach er zu dem Verfaſſer 1849: „Ich kann nicht einen Dorfſchulzen in meinem Lande ernennen ohne Mitwirkung Anderer, und mir ſetzt man ein Oberhaupt, ohne mich zu fragen.“

bild von Preußen, welches in den Seelen der ſüddeutſchen Bevölkerungen alle Tage mit ſtärkeren Pinſelſtrichen verſehen wurde.

Wie nach dem Kriege der freigelaſſene Südbund nicht zu Stande kam, weil Baiern nicht wagen durfte, ſich an die Spitze zu ſtellen, wie Baiern in der Friedens-Unterhandlung zunächſt Vergrößerung auf Koſten ſeiner Nachbarn anſtrebte und dieſe zu raſchem Abſchluß der Bündniſſe mit Preußen trieb, wie dem Baier nichts übrig blieb, als denſelben Weg zu gehen und den laut gewordenen Rheinbunds-Gedanken zu entſagen, wie Heſſen ſich der Einfügung ſeiner nordmainiſchen Landestheile in den norddeutſchen Bund fügen mußte, wie in Baden ſich Alles zum Anſchluß an dieſen neigte, wie in Würtemberg der Parteikampf auf- und niederwogte, iſt noch in Jedermanns Gedächtniß*). Es ſind aber nach und neben dieſen Bewegungen, die der Moment der Entſcheidung forderte, auch die verſchiedenen Parteiſtellungen hergegangen, welche bald zur Annäherung an Preußen, bald zum Zurückweichen von demſelben drängten. In Baden hat die erſtere bis jetzt überwogen, in Baiern ſchwankt die Wage zwiſchen der beſonneneren Richtung des dortigen Miniſters Fürſten von Hohenlohe und den heftigen Einwirkungen der ultramontanen Katholiken und derjenigen Politiker, die den Traum einer ſelbſtändigen bairiſchen Politik nicht laſſen können, hin und her, in Würtemberg wächſt im Ganzen des Volkes die Ueberzeugung von der Unerläßlichkeit des Anſchließens, während die Regierung bald eine Strecke in dieſer Richtung mitgeht, bald wieder in der Entfernung von Preußen und dem norddeutſchen Bund feſten Fuß faßt, dabei aber doch die Hinterthüre öffnet, ſich zu dem Anſchluß etwa noch treiben zu laſſen. In Heſſen iſt man mit dem einen Fuße im norddeutſchen Bunde, hat auch Poſt und Telegraphie und Heer bereits in der Hauptſache an Preußen abgegeben, gefällt ſich aber plötzlich wieder in der Rolle eines völlig ſelbſtändigen europäiſchen Staates. Inzwiſchen glaubt Niemand in Deutſchland im Ernſte daran, daß es für die ſüddeutſchen Staaten möglich ſei, ſich als beſondere politiſche Macht neben dem Bunde zu halten, und faſt

*) Die Schilderung dieſer Vorgänge gibt in klarer Weiſe W. Menzel, a. a. O. Bd. 2. S. 238 ff., und wir enthalten uns daher, hiſtoriſch darauf einzugehen.

Jedermann hält ihren engeren oder loſeren Anſchluß an denſelben nur noch für eine Zeitfrage, zumal der Reichstag zum Zollparlament unter Zutritt der Süddeutſchen erweitert zu werden im Begriffe ſteht. Und woher dieſer Glaube an die einheitliche Zukunft Deutſchlands? Doch wohl nur aus der Natur der Verhältniſſe. Daß der norddeutſche Bund beſtehen wird, läßt ſich kaum mehr bezweifeln, nachdem aller leidenſchaftliche Grimm der Franzoſen und aller verborgene Unwille ihres Kaiſers über die ebenbürtige, ja überlegene mitteleuropäiſche Großmacht, die ſich aufgebaut hat, wie der Waſſerfall am Felſen zu Dunſt zerſtoben iſt.

Daß nur Oeſterreich Grund haben könnte, nochmals einen Waffengang um ſeine verlorene Stellung in Deutſchland zu wagen und daß es nach der gemachten Erfahrung dieſes Wagniß nicht allein unternehmen würde, darüber hegt Niemand einen Zweifel. Eben ſo wenig iſt man im Unklaren darüber, daß der einzig mögliche Verbündete Oeſterreichs in dieſem Kampfe Frankreich ſein könnte. Da aber Niemand weiß, ob ſich alsdann nicht Rußland gegen Oeſterreich wenden und am Ende doch Norddeutſchland es nur mit Frankreich zu thun haben würde, und da der ſchließliche Ausgang eines ſolchen Krieges das Unterliegen Deutſchlands nicht ſein könnte, höchſtens nur die Abſchließung eines Friedens aus beiderſeitiger Erſchöpfung, ſo wären die ſüddeutſchen Staaten Preußen gegenüber gefährdet, ja ſie wären als Verbündete Oeſterreichs und Frankreichs geradezu ſicher, ihre Selbſtändigkeit zu verlieren. Sie aber zwiſchen Oeſterreich und Frankreich zu behaupten, ohne ſich auf den norddeutſchen Bund ſicher ſtützen zu können, iſt platte Unmöglichkeit. Außerdem darf der norddeutſche Bund das Daſein einer ſolchen Einfallspforte für Frankreich nicht dulden. Nachdem einmal Oeſterreich ausgeſchieden, der Norden geeinigt iſt, kann der Süden nicht iſolirt bleiben, er kann es nicht wollen und er darf es nicht wollen. Dieſe Gedanken ſchweben mehr oder minder klar Allen vor, welche die Dinge mit dem Blick auf die Zukunft erwägen. Alſo wirklich, es iſt nur die Frage von früher oder ſpäter, wie denn auch die Parteien in Würtemberg, welches noch am weiteſten entfernt ſteht, ſich nur nach dieſer Frage abſtufen. Die rothen Demokraten freilich und die Ultramontanen ſagen: Niemals! weil ſie die Republik oder die Anarchie zum Ziele haben. Die deutſche Partei aber ruft: Sogleich! die

liberale Mittelpartei: Allmählig! die Regierung endlich: Jetzt noch nicht, aber wir werden uns treiben laſſen!

Daß man im nördlichen Deutſchland ſich nur annehmend und zulaſſend verhält, iſt nicht blos durch die Friedensbedingungen motivirt, ſondern liegt auch in der Natur der Sache. Man weiß ja, daß es ſchließlich zur Einigung kommen muß, und es iſt vortheilhafter, ſie nicht zu ſehr zu ſuchen. Aber wahr iſt und bleibt es doch für jeden Deutſchen, wohne er im Norden oder im Süden, daß Deutſchland zerriſſen bleibt, wenn der Main die Grenze ſeines Bundes iſt, wahr iſt es, daß der Norden nicht minder des Südens bedarf, als der Süden des Nordens, daß die tüchtige Volkskraft, und insbeſondere die geiſtige und gemüthliche Fülle des ſüddeutſchen Lebens zur Milderung, Bereicherung und Vertiefung des norddeutſchen Geiſtes von ganz unſchätzbarem Werthe iſt. Mag es richtig ſein, was der geiſtreiche Grobian ſagt, daß in der Kriſe der letzten Jahre die ſchwäbiſche Geiſteskraft ſich vorzüglich im „Schimpfen“ kund gethan hat, ſie iſt doch zu etwas Beſſerem da und hat Beſſeres gethan. Auf den Gebieten der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Kirche ſind die mächtigſten Anſtöße und die geſegnetſten Wirkungen von den deutſchen Oberländern ausgegangen. Deutſchland darf und kann es nicht vergeſſen, daß ſein Schiller ein Schwabe, ſein Goethe ein Frankfurter iſt, daß Schelling und Hegel Würtemberger waren, daß München der deutſchen Kunſt Großes geleiſtet hat, daß die Geſchichte Deutſchlands und der Wiſſenſchaften dem verſtorbenen Könige von Baiern die großartigſten Arbeiten verdankt, daß auf allen Gebieten des Wiſſens die Univerſitäten des Nordens edle Kräfte aus dem Süden gezogen, daß es ein ſeltſames Misgeſchick genannt werden müßte, wenn die Hohenzollern ihrem heimathlichen Süden für immer fremd bleiben ſollten.

Die bekannten Gründe, welche in der würtembergiſchen Kammer gegen den Anſchluß laut geworden ſind, haben auch längſt ihre Widerlegung gefunden. Der eine, daß der deutſche Bund keine Garantieen für die bürgerliche Freiheit gebe, iſt eine Phraſe, und der würtembergiſche Abgeordnete und Profeſſor Dr. Römer hat ſchlagend erwieſen, daß umgekehrt Würtemberg an Freiheit nur ewinnen könne, wenn es in die Gemeinſchaft mit Preußen

trete*). Der zweite Grund, daß Preußen den Eintritt der Süddeutſchen in den Bund nicht wolle, ſie nicht aufnehmen wolle, hat einmal etwas von Berechtigung gehabt, indem allerdings ein Hineinſtürzen ſo wenig der preußiſchen Leitung günſtiger Elemente die erſte Arbeit für die Feſtſtellung und erſte Bethätigung der Bundesverfaſſung ſehr erſchwert hätte, da ja ohnedies mit Polen und Ultramontanen, mit Demokraten und Partikulariſten der Kampf aufzunehmen war. Er fällt aber weg und konnte auch für die Süddeutſchen ſelbſt nie ein Grund ſein, nicht ſich anſchließen zu wollen**). Endlich wurde der Abſcheu gegen die Gewaltthat Preußens geltend gemacht, welche nicht einmal die Bevölkerungen erſt gefragt habe, ob ſie preußiſch werden wollten? Auch dieſes Argument würden Wenige von denen, welche es jetzt anrufen, noch geltend machen, wenn die Führer des Staates eben ſo eifrig für den Anſchluß wären, als ſie jetzt noch gegen denſelben ſind. Verſucht es Jemand, die Sache auszudenken, ſo wird er bald auf die Lächerlichkeit dieſer Forderung ſtoßen. Hat man denn die Würtemberger und Baiern 1806 bei Annahme der Königskrone gefragt, oder etwa nachher? Und fängt man mit ſolchen Fragen erſt an und ſollen Majoritäten entſcheiden, welche andere wichtige Dinge könnten dann noch fraglich und dieſer zufälligen Entſcheidung überliefert werden? Die Furcht vor der „Verpreußung“ und vor der „Säbelherrſchaft“ vollends war nur ein Schreckbild, dem jeder gebildete Mann mit geſundem Verſtande das Nöthige entgegenſtellen kann. Iſt denn Schwaben durch das lange Ueberwiegen Oeſterreichs jemals „veröſterreichert“ worden? und wo iſt denn in Preußen der militäriſche Cäſarismus? — Viel bedeutſamer ſind allerdings die Bedenken über die nachtheilige Wirkung, welche der Anſchluß auf den Wohlſtand der betreffenden Länder ausüben werde. Dieſem Punkte hauptſächlich hat einer der heftigſten Gegner Preußens in Würtemberg ein ganzes Buch gewidmet***). Aber er hat ſeine Antwort im Weſentlichen

*) Die Verfaſſung des norddeutſchen Bundes und die ſüddeutſche, insbeſondere die würtembergiſche Freiheit. Tübingen 1867. S. 55 ff.

**) S. Ueber den Anſchluß Süddeutſchlands an den norddeutſchen Bund. Betrachtungen eines Süddeutſchen im Spätherbſte 1866. Nördlingen 1867. S. 25 ff.

***) Moritz Mohl: Mahnruf zur Bewahrung Süddeutſchlands vor

ſchon voraus erhalten*). Er hat freilich in ſeltſamen Behauptungen ſich ergangen über das Elend in Preußen, welches von dem zahlreichen Adel herkomme, und über die Militärlaſt, die Preußen erdrücke, über die Unfähigkeit Preußens auch mit dem norddeutſchen Bunde, wenn die Süddeutſchen hinzutreten, Deutſchland gegen Frankreich und Oeſterreich zugleich zu ſchützen. Es iſt überflüſſig, dieſe Dinge zu widerlegen, da der Verfaſſer ſeine politiſche Unfähigkeit hinlänglich durch den Rath erweiſt, daß Süddeutſchland bei einem Kriege des nördlichen Deutſchlands mit Oeſterreich und Frankreich — neutral bleibe, als ob dieſe Neutralität von einer der beiden kriegführenden Seiten zugeſtanden werden würde. Dieſe Neutralität würde zur Vertheilung Süddeutſchlands zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, oder zur Einverleibung in Preußen führen. Er will, daß Preußen ferner die Laſt der Vertheidigung Deutſchlands nach Außen trage, daß die ſüddeutſchen Bevölkerungen von derſelben möglichſt frei bleiben, aber dennoch den Nutzen von der preußiſchen Wehrhaftigkeit genießen. Er wundert ſich, daß das übrige Deutſchland ſo nicht will, und malt ſeinen Landsleuten in den abſchreckendſten Bildern die entſetzliche Selbſtſucht Preußens, ihr Vaſallenthum, ihre Schutzloſigkeit trotz deſſelben, ihre unausbleibliche Verarmung vor. Ob er wohl im Ernſte an Alles glaubt, was er ſagt? Sein Haß verblendet ihn, und was will er am Ende rathen? Sogar die Losreißung ſeiner Heimath vom Zollverein? Dies ſtellt er ausdrücklich in Abrede, und doch ſollen die Süddeutſchen die neuen Zollverträge verwerfen. Aber es iſt ja überflüſſig, ihn weiter zu widerlegen. Die Regierungen und die Volksvertretungen in Süddeutſchland ſind durch ſeine Darlegung nicht überzeugt worden, ſie haben ſowohl die Allianz- wie die Zollvereinsverträge angenommen, und ſogar erſtere um der letzteren willen.

Viel bedeutſamer iſt für die ganze deutſche Frage das Wort eines philoſophiſchen ſchwäbiſchen Denkers, der die Frage weit um-

---

den äußerſten Gefahren. Eine Denkſchrift für die ſüddeutſchen Volksvertreter. Stuttgart 1867. In viel mehr ſtaatsmänniſcher Weiſe ſpricht ein anderer Würtemberger ſich aus: Reyſcher: Die ſtaatsrechtlichen Folgen des deutſchen Krieges. Stuttgart 1866.

*) Bei Römer, a. a. O. S. 41 ff.

faſſender und zugleich tiefer ergreift und die jetzige Geſtaltung Deutſchlands auch nur als eine Vorſtufe für die Erfüllung des deutſchen Berufs auf dem Gebiete des Staatslebens auffaßt*). Er erinnert daran, daß der ſchwäbiſche und mit ihm der baieriſche und alemanniſche Volksſtamm, vielmehr als der ſächſiſche im Norden, unmittelbar an der dort reicheren und tiefer einwirkenden Natur des Oberlandes gebildet, in einem naturalen Leben (Altbaiern und Oeſterreich) und — wo die geiſtige Bildung hervorgefördert wurde (Schwaben) — in einem auf das Ideale gerichteten Streben herangewachſen iſt. Daher die ſchwäbiſche Poeſie und der Zug zur ſpeculativen Philoſophie mit allen ihren echteſten Früchten und ihren ſchlimmſten Entartungen. Während der Norden in ſeinem geiſtigen Streben ſtets auf die nationale Einheit, auf den Staat und ſeine Macht gerichtet war, hat der Süden vergleichungsweiſe geträumt, gedichtet, ſpeculirt und in ſeiner Idealwelt (im niederen Volke iſt es die Religion und Theologie) ſich ſelbſt vergnüglich eingehauſt. Es iſt dem Würtemberger eben ſo wenig möglich geworden, mit ſeinem naturalen öſtlichen Nachbar, wie mit ſeinem ſchon der norddeutſchen Reflexion näheren fränkiſch-pfälziſchen Anwohner, in innige Gemeinſchaft zu treten. Er iſt für ſich geblieben. Die ganze Geſchichte des deutſchen Bundes zeigt, daß die Eigenart ungekränkt in ihm fortbeſtehen konnte, und daß nur auf der Oberfläche der Geſellſchaft, wo die reflexive Bildung ihr Weſen treibt, die Fragen der deutſchen Politik lebhafter bewegt wurden**). Als nun nach dem Kriege von 1866 das Anſinnen an die ſchwäbiſche Bevölkerung herantrat, ſich dem norddeutſchen Bunde anzuſchließen und damit der norddeutſchen Einheitsbeſtrebung ſich unterzuordnen, da erwachte

*) K. Ch. Planck: Süddeutſchland und der deutſche Nationalſtaat. Stuttgart 1868. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir ſeinen Ideen die nöthige Erweiterung im Texte ſelbſt geben.

**) Der würtembergiſche Bauer konnte für ſich, als die Bundesbeſchlüſſe die Preſſe einſchnürten und man auch ihn Petitionen für die Preßfreiheit unterſchreiben ließ, unter dieſer nur das Recht verſtehen, ſeine Weintrauben unentgeltlich zu „preſſen.“ Als ihm klar gemacht wurde, um was es ſich handle, da wollte in einigen Dörfern kein Menſch mehr unterzeichnen. Der Verfaſſer iſt Zeuge dieſes Hergangs geweſen. Dieſe ſelbigen Bauern aber waren für jede religiöſe Frage aufs Höchſte erregbar.

das Mistrauen gegen jede Beschränkung der bequemen Eigenart und die Furcht, zu strammer Umformung genöthigt zu werden. Allein der Zug ist einmal da, er ist nicht ein gemachter, sondern ein geschichtlich entstandener, ein tief im Wesen und der Lage der deutschen Nation wurzelnder, er muß sich vollziehen und ausleben, und es ist Pflicht, sich ihm einzureihen und ihn durchführen zu helfen. Der Verfasser der genannten Schrift zeigt freilich, daß dieser Anschluß unausbleiblich zum Einheitsstaat führe, weil — wenn Alles durchgeführt sei, was selbst in der Verwaltung Gleichmäßiges erfordert werde, — dann kein hinreichendes Motiv für die Sonderung der einzelnen Staaten mehr übrig bleibe. Hier aber müssen wir ihm, wenigstens für das südliche Deutschland, entschieden widersprechen. Alle Assimilationskraft Preußens und des norddeutschen Bundes wird niemals so weit reichen, um die Stammesart verschwinden zu lassen. Er sehe nach den preußisch verwalteten hohenzollernschen Fürstenthümern, ob dort in den 17 Jahren seit ihrer Einverleibung der besondere Schwabengeist verschwunden ist. Vielmehr fordert gerade die Erhaltung der für das Ganze nöthigen Besonderheit, daß jeder historische Staat seinen Mittelpunkt und seine höchste Repräsentation in seinem Fürstenhause habe und behalte. Es soll und darf in Deutschland nicht französische Centralisation werden, und diese Erkenntniß darf in der Spitze Deutschlands, in Preußen, nicht fehlen. Eben das Centrum muß für eine lebendige Mannigfaltigkeit Sorge tragen, und es wäre schon eine gemeine Gesinnung, ein Herabsinken des deutschen Geistes in den Einzelstaaten, wenn nach Assimilation und Ausgleichung der Gesetzgebung und Verwaltung, soweit sie unerläßlich ist, nur der Geldgeiz die Aufrechthaltung der Dynastieen hindern wollte. Der deutsche Bund garantirt seinen fürstlichen Gliedern die Integrität ihrer Herrschergebiete und eben damit auch ihrer Herrscherstellungen, er also kann nicht den wirklichen, bis zum Verschwinden der Dynastieen gehenden Einheitsstaat herbeiführen. Wenn so oft von der gemüthvollen Treue gegen die Herrscherfamilien geredet wird, so muß sie dann zur Wahrheit werden, wenn ein verhältnißmäßig kleiner Geldvortheil in der einen und die Forderung dieser Treue in der anderen Wagschaale liegt. — Wenn der Verfasser überdies dem Abscheu der Schwaben gegen den Krieg und gegen das Verfahren in Schleswig-

Holſtein zuſtimmt, wenn er es ſittlich-rechtlich unzuläſſig findet, daß ein Theil (Preußen) über das Ganze gebiete, wenn er behauptet, das Ganze könne von keinem Theile das Aufgeben ſeiner Selbſtſtändigkeit verlangen, ſo ſcheint er nicht zu bemerken, daß hier in ihm die ſchwäbiſche particulariſtiſche Gemüthlichkeit das Wort führt, denn er verkennt eben ſo Preußens Natur, das nicht ein ſolcher bloßer Theil, ſondern, wie oben gezeigt, ſchon das kleinere Ganze iſt, er überſieht, daß jene von ihm geſchätzte Selbſtändigkeit nur dem Schein nach eine war, und daß dieſe Schein-Selbſtändigkeit von den Trägern derſelben in die Wagſchaale des Krieges geworfen war, nicht minder vergißt er, daß Schleswig-Holſtein von Preußen, wenn es ſich nicht beliebig zum Werkzeug ſeiner Feinde wollte machen können, den Schutz verlangen mußte, den dieſes ihm nur unter Bedingungen im Intereſſe eben dieſes Schutzes verſprechen durfte. Nicht ein bloßes Nützlichkeitsprincip hat hier entſchieden, ſondern Pflicht und Recht der Selbſterhaltung für Preußen und Deutſchland, auch für den ſchwäbiſchen Theil deſſelben. Erſt dieſe irrigen Anſichten bei Seite legend, und nicht mehr Vernichtung des eigenen Staates mit Reſignation erwartend, wird der Süden aufhören, ſeinen Widerwillen gegen den Anſchluß hinter objective und allgemeine Grundſätze verſtecken zu können, wodurch allerdings der gleichwohl geſchehende Anſchluß zur Unwahrheit würde. Der Süden wird eintreten und ſich bewußt bleiben, daß er ein reiches Gut deutſcher Eigenthümlichkeit mitbringt, das nicht blos dazu da iſt, von preußiſcher Allgemeinheit erdrückt zu werden, ſondern in dieſe auch die geiſtigen Kräfte des Südens hineinzugießen. Er wird dem Ganzen ſeinen eigenen inneren Lebenstrieb zur Ausgeſtaltung der echten deutſchen Verfaſſung, mit Abſtreifung der romaniſchen Erbſchaft aus England (von den romaniſirten Normannen) und Frankreich, mitbringen und dadurch für Deutſchland ein Werk beginnen, das über die Einheit hinausragt, das dieſelbe durch die wahre Freiheit ſichert und wiederum dieſer das feſte Haus bereitet. Gewiß wird der Süden Deutſchlands, der ſeit Carl dem Großen ſeine richtige Stellung im Reiche ſich zu erhalten wußte, auch jetzt nicht im Dampfe aufgehen, ſondern ſeine kernfeſte Eigenthümlichkeit nur mehr als bisher auf das Ganze wirken laſſen, ſtatt ſie ſorgfältig für ſich allein zu behalten. Wäre ſie ſo auflösbar, daß die preu-

ſiſche Wehrverfaſſung ſie verſchwinden machen könnte, ſo müßten wir in allen Beſtrebungen, ſie zu bewahren, faſt viel Lärmen um nichts ſehen.

Sehr verſchieden von der Stellung Badens und Würtembergs gegen Preußen war die Baierns auf Grund ſeiner oben bezeichneten vieljährigen Haltung im deutſchen Bunde. Blicken wir in ſeine Geſchichte rückwärts, ſo finden wir Baiern auf der Seite Oeſterreichs nur im dreißigjährigen Kriege, nachher ſtets mit Frankreich als deſſen Gegner. Einmal war auch Preußen mit ihm und Frankreich verbunden, als es unter Friedrich dem Großen im erſten ſchleſiſchen Kriege galt, die pragmatiſche Sanction Kaiſer Carls VI. zu vernichten und den Uebergang der Kronen auf ein weibliches Haupt, damit aber die Ertheilung der Kaiſerkrone durch Heirath zu hindern. Damals kam die Kaiſerkrone zum zweitenmale an Baiern, und Carl VII. trug ſie, ſo lange ihn Frankreich und Preußen ſtützten, aber unglücklich. In den napoleoniſchen Kriegen war Baiern die rechte Hand der Franzoſen in Deutſchland und verließ dieſelben von den Rheinbundſtaaten zuletzt. Vergrößert ging es zum Danke dafür aus dem Wiener Congreſſe hervor, und der Vertrag von Ried hatte es im Voraus zu dem Keil gemacht, den Oeſterreich im deutſchen Bunde zur Hinderung der Einheit gebrauchte. Es war aber groß genug, um kein unbedingtes Anhängſel Oeſterreichs und zu klein, um für ſich ein Gegner deſſelben zu ſein. Als König Ludwig die Regierung ergriffen hatte, war, wie im Nachbarlande Würtemberg, ein neuer Frühling angebrochen. Der alte Prunk und Trödel der Franzoſenzeit war dem deutſch geſinnten Könige zuwider. Er ſchaffte ihn weg und ſparte, nur faſt zu ſehr, aber nicht wie König Wilhelm von Würtemberg, um in Landwirthſchaft und Gewerbe einen Aufſchwung zu ſchaffen, ſondern um die Kunſt zu fördern. München wurde ein Hauptſitz der bildenden Künſte, und edle Prachtbauten erhoben ſich, der Baier ſah ſein Land zu einer eigenthümlichen Bedeutung erhoben, während freilich Deutſchland den faſt komiſchen Gegenſatz des derben Naturalismus im Volke und dieſes hohen Kunſtſinns ſah. Man bedurfte freilich auch dieſes Troſtes mit dem Glanze der Kunſt, da man auf dem Gebiete der Staatsverwaltung früher der Verworrenheit und dem Verderbniß, beſonders auch der Finanzen, anheimgefallen war. Es

war aus Staatsmitteln in großem Maße entnommen worden, was die königliche Familie zu leiſten gehabt hätte.*) Aber der Troſt war nicht nachhaltig. Weder die künſtleriſchen Huldigungen an den großen Mäcen, noch die wiſſenſchaftlichen Anſtrebungen auf der neuen Univerſität München konnten darüber täuſchen, daß der König, von papiſtiſchen Gefühlen beherrſcht, zwiſchen einer falſchen Freiheit in ſittlicher und politiſcher Hinſicht und einer falſchen religiöſen Gebundenheit hin und her ſchwankte. In der Wiſſenſchaft aber trat der Barbarismus mit ſeiner ganzen Derbheit und ſeinem Fremdenhaß gegen die Norddeutſchen in den Bund mit dem Ultramontanismus. In dieſer Luft konnte nichts gedeihen. Dem bürgerlichen Leben wurden die Mittel entzogen, um die ſchimmernde Decke, die über Baiern gebreitet wurde, zu ſchmücken. An tüchtigen Volksſchulen fehlte es, und oben ſollte der Bau der Wiſſenſchaft in den Himmel ſich erheben, die Finanzen wurden verſchleudert, um München über ſeine natürliche Bedeutung zu ſteigern. Aber das Staatsleben nahm keinen neuen Schwung, keine weſentlich neue Richtung. Der König endete ſeine Regierung ſo, daß ein verfehltes Streben hinter ihm lag. Das Miniſterium Abel mit ſeiner Vereinigung von hierarchiſchen, abſolutiſtiſchen und büreaukratiſchen Beſtrebungen hatte das traurige Ende bereitet. Der König Max II. ging viel realer in die Wiſſenſchaft ein. Er pflegte neben der Poeſie die Naturwiſſenſchaft, die Erdkunde, die Geſchichte und zwar insbeſondere die deutſche mit Nachdruck, und ſeine Stiftungen hierfür wirken noch fort.**) Nichtsdeſtoweniger blieb er in Erkenntniß der Wege, welche die Geſchichte wies, auf dem beengten Standpunkt, der ihn 1863 zum eigentlichen Herold und Erzkanzler des öſterreichiſchen Fürſtentages machte, und ſein Miniſter von der Pfordten war bis ums Jahr 1866 neben dem Miniſter von Beuſt in Sachſen derjenige, welcher immer von neuem verſuchte, durch die deutſchen Mittelſtaaten die Entſcheidung zwiſchen Oeſterreich und Preußen zu hindern. — Daß im baieriſchen Volke nicht die eigenthümliche Bedeutung

*) Gervinus a. a. O. VII., 1. S. 297 ff.

**) Die hellſten Lichter auf die neuere Geſchichte Baierns wirft Friedrich Thierſch's Leben von H. W. J. Thierſch. Leipzig und Heidelberg 1866. 2 Bde. beſonders 1, 300 ff. und 2, 479 ff.

des Landes als Pflegeſtätte von Kunſt und Wiſſenſchaft der Punkt iſt, an den ſich die Abneigung gegen den norddeutſchen Bund ſchließt, wird man gern zugeben. Denn dieſem Volke blieb ſie fremd, und eher erſchien ſie ſelbſt demſelben als ein ausländiſches Weſen. Vielmehr iſt das der bequeme, derbe Naturalismus und Materialismus, der ſich nicht rühren will, es iſt der katholiſche Ultramontanismus, der kein näheres Band mit den verhaßten Proteſtanten duldet, es iſt die herrſchſüchtige Büreaukratie, die ſich lieber ein mächtiges Baierland ausdenkt, es iſt, wie man geſagt hat „der trotzig freie Bajuwarenſtamm“*), der ſich nicht will knechten laſſen, was den Miniſter Fürſten von Hohenlohe zwingt von ſeinem urſprünglichen ſo klaren Programm ſich ſoviel abdrängen zu laſſen, als er ohne Aufgebung des eigentlichen Nervs deſſelben nachzulaſſen vermag. In den fränkiſch-pfälziſchen Gebieten des Landes wirkten dieſe Urſachen theils gar nicht, theils weniger. Dort fand der Miniſter ſeinen Wiederhall, und dort wollte man von den alten baieriſchen Neigungen zur Verbindung mit Frankreich nichts wiſſen. Sie machen ſich weder der undeutſchen Schmach theilhaftig, einen Krieg Frankreichs im Bunde mit Oeſterreich gegen Preußen zu hoffen, noch der Kurzſichtigkeit, die nicht einſieht, daß in dieſem neuen Kriege die Compenſationen vor Allem auf Koſten Baierns gehen würden, ſofern Preußen ſich ſeiner Gegner glücklich erwehrte. Die feineren Köpfe wollen noch jetzt mit den alten Triasgedanken auskommen, einer Dreitheilung Deutſchlands und einer Stellung der ſüddeutſchen Staaten als vermittelnden Bandes zwiſchen Oeſterreich und Preußen. Wie man ſich dies klar denken ſoll, iſt ſchwer zu ſagen.**)

Wäre Alt-Baiern allein, ohne ſein Franken und ſeine Pfalz, ſo ſtände es gewiß dem Anſchluß am fernſten, weil hauptſächlich die kirchliche und die in der derben Subſtanz des Volkes liegende Abneigung das Hinderniß wäre. In Würtemberg iſt ſie mehr idealen Urſprungs, und in Baden der Anſchluß gerade darum, weil

*) Vergl. die verſtändige Schrift: Ueber den Anſchluß Süddeutſchlands an den Norddeutſchen Bund. II. Heft. Nördlingen 1867.

**) Die eben genannte kleine Schrift räumt unter den Broſchüren gegen den Anſchluß an Preußen mit ſcharfer Logik auf und widerlegt auch dieſe Reproduction alter verunglückter Pläne. ſ. S. 30 ff.

ſeine beſondere Auszeichnung politiſcher und zwar auch deutſch-politiſcher Natur war, am meiſten vorbereitet.

Der Schwerpunkt des Südens, der eigentliche Südpol Deutſchlands bleibt aber immer Oeſterreich mit ſeinen deutſchen und ſeinen halbdeutſchen Ländern. Denn deutſch iſt es nicht blos neben dem Slawiſchen in Böhmen, in Steiermark, Kärnthen, Krain, ſondern auch neben dem Slawiſchen und Magyariſchen in Ungarn, und ſelbſt Galizien iſt nicht ohne deutſche Elemente. Wie Oeſterreich jetzt in ſich ſelbſt und zum Norden Deutſchlands ſteht, iſt die nächſte Frage. Der Preußenhaß, ſo hoch er vor dem letzten Kriege auch emporflammte, gehört gar nicht zu der Eigenheit der Bewohner des Kaiſerreichs, am allerwenigſten als Haß des Süddeutſchen gegen den Norddeutſchen. Oeſterreichs nicht deutſche Bevölkerungen haben in früherer und auch wieder in neuerer Zeit ſich zum nationalen Haſſe gegen die Deutſchen emporſtacheln laſſen, aber der gilt den ſüdlichen Deutſchen nicht minder als den nördlichen. Vielmehr ſtehen die Slawen dieſen und insbeſondere den ſlawiſch gemiſchten Preußen z. B. in Schleſien näher als den Süddeutſchen. Der öſterreichiſche Preußenhaß iſt entweder Religionshaß oder rein politiſcher Natur. Die deutſchen Proteſtanten Oeſterreichs würden, wo ſie an Preußen grenzen, ohne zu große Gemüthsbewegung den doppelten Adler mit dem einfachen vertauſchen, wenn dies durch außer ihrem loyalen Willen liegende Weltereigniſſe nöthig würde. Sonſt aber bleibt der öſterreichiſche Deutſche in ſeiner gemüthlichen Art ohne ſolchen feſt gehaltenen Widerwillen, und die Commis-voyageurs aus Berlin beheiligen auch kraft der Zollſchranken den Alpenbewohner in Oeſterreich weniger als den Schwaben.

Was iſt Oeſterreich nach dem Kriege von 1866? und was iſt ſeine wahrſcheinliche Zukunft? und wie wird, wie muß es ſich zu Preußen und dem norddeutſchen Bunde ſtellen?

Wenn man die unzufriedenen Stimmen aus Oeſterreich ſelbſt hörte, wie ſie unmittelbar nach dem Kriege erſchollen, ſo mußte es mit dieſem alten Kaiſerreiche nun gar aus ſein. Voran ſtand als Zeichen ſeines Zerfalls die ungeheure Staatsſchuld von 3000 Mill. Gulden, deren Zinſen von dem Einkommen des Staates ſoviel verzehren müſſen, daß einem immer erneuerten Deficit und damit wachſenden Schulden gar nicht auszuweichen ſei, wenn nicht etwa

ein Staatsbankerott eintreten und den Credit des Staats auf lange Zeit vernichten ſollte.

In nächſter Linie ſtand die Verſchiedenheit der Nationalitäten, die ſich am ſtärkſten in der faſt nicht mehr abzuweiſenden Forderung Ungarns ausſprach, ihm ſeine Selbſtändigkeit als Königreich in Perſonal-Union mit Oeſterreich zurückzugeben, die aber auch in dem ſeit einigen Jahrzehnten immer mehr geſteigerten Geſchrei der böhmiſchen Slawen (der Czechen) um Befreiung von der deutſchen Bevormundung laut wurde, die auch in dem theils polniſchen, theils ruthenifchen Galizien ſich regte, und zwar theils als Polenhaß gegen die Zertheiler des alten Königreichs, theils als Zug zur Vereinigung mit Rußland. Dagegen ſollten die Deutſchen in Oeſterreich als einziger Widerhalt dienen, dieſe Deutſchen, die in den meiſten Provinzen von Slawen durchſchoſſen und halb ſlawiſirt ſind, die nirgends als in Ober- und Niederöſterreich als die einzige Bevölkerung auftreten, hier aber wieder durch den Einfluß der Hauptſtadt, die durch ſlawiſch-jüdiſch-romaniſche Elemente in ihrer Deutſchheit ſehr verkürzt iſt, um ihre centrale Bedeutung gebracht werden. Dieſe Deutſchen, jetzt noch mehr als zuvor vom übrigen Deutſchland getrennt, überdies, auch wenn ſolche Trennung nicht beſtände, durch das Concordat und deſſen Folgen für den Volksunterricht um ihre deutſche Kraft und Intelligenz gebracht, wie ſollen ſie der Hebel ſein können, um die übrigen Lande aus ihrer Lage emporzuheben, und wie die Klammern, um ſie in Eins zu verbinden? — Das Concordat hat man als die dritte Urſache des Untergangs für Oeſterreich genannt, da ſeine Folgen unausbleiblich die ſein müſſen, die ganze das Volk leitende Prieſterſchaft dem deutſchen Leben und dem öſterreichiſchen Landes-Patriotismus zu entfremden und nur nach Rom als der wahren Heimath blicken zu laſſen, oder den einfachen Volksprieſter überhaupt ſoweit herabzudrücken, daß er nur noch als ſtumpfes Werkzeug des kirchlichen Mechanismus dienen könne, während die Biſchöfe mit ihren Capiteln als die intelligenten Führer, aber wahrlich nicht im Intereſſe Oeſterreichs, freie Hand haben. Man hat ferner auf die Verdorbenheit des hohen Adels, auf die Ueppigkeit ſeines Lebens, auf ſeine Begünſtigung bei den höheren Stellen in der Staatsverwaltung und in der Armee, auf das zahlloſe ſchlecht beſoldete, wenig gebildete und darum

beſtechliche Beamtenheer, man hat auf die Juden, beſonders die Geldfürſten unter ihnen, deren Caſſen die Gewinner bei dem Staatsſchulden-Elend ſeien, man hat auf die ſchlechte Geſetzgebung für Ackerbau, Gewerbe, Handel hingewieſen und in der gegenſeitigen Einwirkung aller dieſer Uebelſtände auf einander, wie ſie das Werk einer langen Vernachläſſigung und eingewurzelten Sünde ſeien, einen ſolchen Knäuel des Verderbens gefunden, daß keine Menſchenkraft fähig ſei, ihn zu entwirren.

Daß der frühere ſächſiſche Miniſter von Beuſt, der hervorragendſte Politiker der mittelſtaatlichen Beſtrebungen, der ſich überall gegen Preußen an die Spitze der verwirrenden Intriguen geſtellt hatte, die rieſige Aufgabe übernommen hat, Oeſterreich aus dieſen Klippen herauszuſteuern und das Staatsſchiff ſeefähig zu machen, iſt wenigſtens ein Beweis von großem Muthe dieſes Mannes. Allerdings iſt es ihm bis jetzt noch nicht gelungen, die erſte der oben genannten Urſachen, die Schuldenlaſt, zu vermindern. Man hat eine Vertheilung derſelben, ſo wie der Staatsabgaben, zwiſchen Ungarn und dem übrigen Oeſterreich vornehmen müſſen, und Oeſterreich erntet jetzt die Strafe für die lange Vernachläſſigung des üppig reichen ungariſchen Bodens, indem die dortige Volksvertretung erklärt hat, nicht mehr als etwa ein Drittel der Abgaben leiſten zu können, obwohl nach der Bevölkerung das Land viel mehr hätte übernehmen müſſen. Die Verhandlungen über Zinsreduction oder Bankerott haben die Rathloſigkeit dieſem Schuldengebirge gegenüber gezeigt.

Ein höchſt abſchreckendes Gemälde dieſer Zuſtände hat man in Folgendem gegeben*):

„Die Induſtrie und die Landwirthſchaft ſiechen dahin und der „Handel nicht minder. Der Staat, den ſie durch ihre Steuerkraft „erhalten ſollten und der vernünftiger Weiſe alles anwenden müßte, „um dieſe Kraft zu heben, zerſtört ſie, indem er erſtens den Geld„handel nicht freigiebt, ſondern durch veraltete und ſchädliche Wucher„geſetze den freien Verkehr auf dem Geldmarkt hindert, zweitens „durch ſeine fortwährenden Anleihen ſeinen Induſtriellen und Land„wirthen eine Concurrenz macht, die dieſe nicht aushalten können,

*) Juſtus Freimund: Oeſterreichs Zukunft entwickelt aus ſeiner Vergangenheit und Gegenwart. Brüſſel 1867. S. 81 ff.

„drittens durch ſchädliche Hochſchutzzollgeſetze, die er geſchaffen hat, um „der Einmiſchungsluſt ſeiner Beamten zu genügen, viertens, indem er „den Aſſociationsgeiſt und die Bildung hemmt. Er nimmt Capi„talien zu 10—12 Procent auf und zwingt dadurch die Privat„induſtrie 15—20 Procent zu zahlen — alſo etwas Ungeſetzliches „zu begehen. Findet ſich ein Capitaliſt, der ſich der Gefahr aus„zuſetzen wagt, wegen der Uebertretung der Wuchergeſetze nicht nur „ſeine Zinſen, ſondern auch ſein Capital zu verlieren, ſo thut er „dies nur gegen Bezahlung von ungeheuren Prämien. In den „meiſten Fällen zieht er es vor, ſeine Capitalien in wohlfeilen, ge„fahrloſen Staatspapieren anzulegen, ſie demnach dem Verkehrs„kreislaufe zu entziehen und für die Production unwirkſam zu „machen. — Dieſe dem Gemeinweſen ſo ſchädliche Claſſe der Fi„nanciers iſt die einzige, die von dem allgemeinen Elend und Ver„fall Nutzen zieht. — Das Staatsſchiff iſt im Stranden begriffen „und die Rentner üben ihr Standrecht. — Das Capital, die auf„geſammelte Arbeit der Gegenwart, ſie führt zur Entwerthung des „Menſchen, der immer tiefer im Preiſe ſinkt; endlich zur Sklaverei, „zur Barbarei. — Das Capital demoraliſirt (in Oeſterreich) die „Geſellſchaft, es ruinirt das Land. In der Hauptſtadt ein un„vermeidliches Rennen und Jagen nach dem Gelde; Geld beſitzen „das einzige Ziel und Streben, Geld allein verleiht dem Menſchen „Werth, Macht und Herrſchaft. — Im allgemeinen Wirbel und „Schwindel dreht ſich die ganze Geſellſchaft ohne Unterſchied der „Religion, des Standes, der Geburt um das goldene Kalb — der „Geiſt beſonnener Thätigkeit, ehrwürdigen Fleißes, unermüdlicher „Sparſamkeit, raſtloſen Fortſchrittes iſt von unſerer Geſellſchaft „gewichen. An ſeine Stelle trat der Börſenſchwindel und die Lotterie„ſpielwuth, von der Regierung durch ihre ewigen Anleihen und „durch das unmoraliſche Inſtitut der kleinen Lotterie noch genährt „und unterſtützt.

„Wer hat dieſen Zuſtand der Dinge veranlaßt? Wer anders „als das unſittliche, egoiſtiſche, herz- und hirnverzehrende Regierungs„ſyſtem? Kaiſer Franz erklärte durch das Finanzpatent von 1811 „den Staat als bankerott — während er und ſeine Familie Hun„derte von Millionen in der engliſchen Bank angelegt hatten. — Seitdem nahm das ſyſtematiſche Ausſaugen und Ruiniren des

„Staates ſeinen Fortgang, gleichſam als ob man den Untergang „vorher geſehen hätte und vor der allgemeinen Sündfluth retten „wollte, was noch zu retten war. „„Mich und den Metternich „hält's noch aus““, ſagte Gentz, ſagten ſie Alle, die dem Hofe „mehr oder minder nahe ſtanden. Der Bürger und der Bauer „mußten ihr Silber hergeben oder man nahm es ihnen mit Gewalt, „während der Adel und der Clerus ſteuerfrei blieben und durch „Zehnten und Roboten dem armen elenden, hungernden Volke den „letzten Reſt von Kraft, der ihm blieb, ausſogen. Der Clerus „häufte Reichthümer auf Reichthümer, die in den finſteren Keller„gewölben der Klöſter frucht- und nutzlos ruhen, die Regierung „kam jedes Jahr mit einer neuen Anleihe und entzog ſo dem Handel, „der Induſtrie und der Landwirthſchaft das dieſen Hauptarterien „des Staatskörpers nothwendige Blut und leitete es in die Canäle „ihrer ſterilen Zwecke. Was noch dem allgemeinen Verderben ent„rann, zerſtörte ſie durch ihre Militärmacht oder ließ es den ſchäd„lichen Raupen, ihrem Beamtenheer, zum Fraße. Die Freiheit „des Handels und Verkehrs wurde von dieſen treuen Dienern ihrer „Herrn durch zahlloſe Ketten gehemmt und gefeſſelt. Das Tabaks„monopol wurde und wird noch immer zum allgemeinen Schaden, „ſelbſt zum Schaden der Regierung und nur zum Nutzen einiger „hundert Beamten, die davon leben, aufrechterhalten. Der Tabaks„bau würde allein dem Staate eine erkleckliche Anzahl von Millionen „Gulden einbringen und Schaaren von Coloniſten nach Ungarn „locken, wenn er freigegeben würde. — Einigen bevorzugten In„duſtriellen und einigen Cavalieren, auf deren Gütern ſchlechtes „Eiſenerz gefunden, zu Liebe wurde in faſt allen Branchen ein „Hochſchutzzoll aufrecht erhalten, den indeſſen die Producte von an„erkannter Güte, wie z. B. das ſteiriſche Eiſen, nicht bedurften, „und zur Durchführung der prohibitoriſchen Handelspolitik mußte „eine ganze Armee von Finanzwächtern dienen, die dem Staate ge„rade ſoviel koſteten, als die Eingangszölle einbrachten und doch „nicht im Stande waren, den Schmuggel zu verhüten, der als die „Pflanzſchule aller Laſter angeſehen werden kann.“ — Wenn wir auch nicht jeden einzelnen Zug dieſes dunklen Gemäldes belegen können, ſo giebt doch derſelbe Maler öſterreichiſcher Zuſtände*) durch

*) a. a. O. S. 95 ff.

die nähere Schilderung Böhmens, noch neben Ungarn des beſten Ackerbaulandes der Monarchie, die Belege. Er weiß zu ſagen, wie die kleinen Beſitzer unter der Steuerlaſt und dem Beamtendruck in Schmutz, Trunkenheit und Armuth verſinken, wie ſie verſchwinden, weil der Wucher ihren Beſitz einſchluckt, wie Grund und Boden in die Hände der großen Juden kommt, und man kann noch hinzuſetzen, wie die fürſtlichen Vertriebenen aller europäiſchen Länder ſich ganze Fürſtenthümer in Böhmen erwerben. — Auch von dem Untergang der kleinen Induſtrie entwirft er ein gleich ſchauriges Bild und richtet auf Ungarn, Oeſterreich, Mähren, Schleſien, Galizien nur flüchtige Blicke, denen aber nicht minderes Elend begegnet.

Es giebt dagegen nur Ein Mittel, die Erhöhung der Steuerkraft der ganzen Bevölkerung, dies iſt aber ein langſam wirkendes, und ehe es wirkt, muß die Schuldenlaſt noch ſteigen, wenn es nicht möglich iſt, die andern Staatsausgaben zu vermindern. Auf dieſe Verminderung muß alſo ausgegangen werden, und ſie muß vor Allem bei der Armee beginnen, wenn ſie erheblich ſein ſoll. Um aber damit zu beginnen, muß Oeſterreich auf jedes beſtimmende Eingreifen in die europäiſche Politik verzichten, weil Frankreich, Rußland und Deutſchland ſtets mit ihrer Militärkraft ein ſtarkes Gewicht in die Wagſchale legen werden. Es kann daher nur Oeſterreichs Weg ſein, durch ein Bündniß mit einer der ſtärkſten Mächte ſich diejenige Wehrkraft zu ſchaffen, welche es bei Reduction in der Ausgabe für das Heer von Außen her bedarf. An ein Bündniß mit Rußland iſt nicht zu denken, da es auf deſſen Beſtrebungen in der orientaliſchen Frage nicht eingehen kann. Denn Rußland muß ſtreben ſich nach dem Mittelmeere die Athemswege zu öffnen, die ihm der Krimmkrieg verſchloſſen hat. Dies kann nur durch den Beſitz Kleinaſiens oder gar Conſtantinopels oder aber — weil dieſer ohne den Untergang des türkiſchen Reiches gar nicht und auch nach dieſem kaum möglich iſt, — durch Einfluß innerhalb der türkiſchen Herrſchaft erlangt werden. Dieſer Einfluß wird vermöge der griechiſchen Unterthanen des Sultans in dem Anſpruch auf ein Schutzrecht über dieſe geſucht. Wie viel dabei wirklich aus Mitgefühl mit gedrückten Glaubensgenoſſen geſchieht, oder wie weit dieſes Mitgefühl nur den Vorwand für politiſche Strebungen bietet, kann auf ſich beruhen. Aber genug,

es ist die griechische Kirche, welche in den Vordergrund tritt, wenn Rußlands Ziele erreicht werden. Hier steht nun Oesterreich mit der Angehörigkeit seiner meisten Unterthanen an die römische Kirche, mit der Tradition des Kaiserhauses als Schützers der päpstlichen Interessen, mit seinem Concordat als der Magna Charta derselben, und ist in die Unmöglichkeit versetzt, mit Rußland sich zu verbinden, muß vielmehr dieses als den zu bekämpfenden Gegner betrachten. Sowie Oesterreich seine Heereskraft mindert, wird Rußland kecker in den orientalischen Dingen vorschreiten. Demgemäß wäre Ersteres durch die kirchliche Seite, welche nun einmal diese Frage hat und noch länger behalten wird, an Frankreich gewiesen. Mit diesem sich zu verbinden und deshalb die Armeeausgaben herabzusetzen, geht aber noch weniger. Denn ein Bündniß Oesterreichs mit Frankreich ist unausbleiblich gegen Deutschland gerichtet und führt zu nochmaliger Entscheidung zwischen diesem und dem Kaiserstaat. Frankreich ist durch Süddeutschland von Oesterreich getrennt, und jenes ist bereits durch Schutz- und Trutzbündnisse an Preußen gebunden, kann also nur auf die Gefahr mit Oesterreich und Frankreich handeln, daß alsdann Rußland und Norddeutschland, vielleicht auch Italien, zusammenwirken, ein Bund, der jedenfalls an Kraft diesem süddeutsch-französischen gleichkäme. Die Entscheidung eines Krieges zwischen diesen beiden Massen würde die Existenz des Kaiserstaats völlig in Frage stellen, wenn das Siegesloos auf die deutsche Seite fiele. Und was soll aus Oesterreichs Finanzen in solchem Falle werden? Nach dieser Seite ist daher das Bündniß wohl möglich, aber äußerst gefährlich und ein unnöthiges Setzen der Existenz auf einen Wurf. — Es bleibt nur das Bündniß mit Deutschland im Interesse Oesterreichs übrig. Das überwiegend evangelische nichtösterreichische Deutschland wird aber keineswegs die römisch-katholischen Interessen gegen die griechisch-katholischen aufrecht zu halten und im Kriege gegen Rußland zu wirken geneigt sein. Dieses Bündniß fordert daher von Oesterreich, daß es die orientalische Frage zu einer rein politischen mache, sie ihres kirchlichen Gewandes entkleide, folglich die Erhaltung der Türkei durch civilisatorische Einwirkung ermögliche. In dieser Richtung zu wirken und darum mit England zu gehen, das nicht etwa protestantische, sondern handelspolitische Zwecke verfolgt, wäre Oestereich nur fähig, wenn ihm die geistigen

Kräfte Deutſchlands zur Hand wären; die aber ſind überwiegend proteſtantiſch. Sie können von Oeſterreich nur verwendet werden, wenn es den ganzen confeſſionellen Hader von ſich ſchüttelt, wenn es ſein Concordat abſtreift, wenn es auch in ſich ſelbſt ehrlich und offen den Staat von der Kirche löſt, kein katholiſcher Staat mehr ſein will, ſondern die Natur des modernen Staates walten läßt. Dann iſt es ihm möglich, da Deutſchland durch Preußen bewieſen hat, daß es von Oeſterreich kein Gebiet begehrt, im engſten Bündniſſe mit dieſem den ruſſiſchen Beſtrebungen das Gegengewicht zu halten, durch deutſche Einwanderung in ſeine Lande das germaniſche Element zu ſtärken und ſeiner wahren Aufgabe der Germaniſirung des Slawiſchen nachzukommen. Dann aber iſt ihm auch der Muth möglich, die 1800 Millionen, welche die Kirche inne hat, ohne wirklichen Schaden der letzteren an ihrer geiſtlichen Arbeit, als Pfand für mehr als die Hälfte der Staatsſchuld, ja mit den Staatsdomänen für zwei Drittheile derſelben zu verwenden und ſo zugleich Verminderung der Ausgabe und allmählige Herabſetzung der Schuld zu erlangen. Dann wäre die Rückwerfung Oeſterreichs auf ſich ſelbſt zu ſeiner wahren Regeneration der Anſtoß und das Mittel geworden. Nur Deutſchland kann ihm helfen, nur in Deutſchland iſt auch jetzt noch ſo viel Liebe zu Oeſterreich lebendig, daß es ihm dieſe Hülfe nicht verſagen wird. Sie braucht ja auch nicht uneigennützig geleiſtet zu werden, denn die Germaniſirung der ſlawiſchen Populationen Oeſterreichs erhöht auch Deutſchlands Kraft, ſein Vorrücken im Oſten öffnet dem deutſchen Handel die Wege nach dem Orient. — Aber das jetzige Oeſterreich, das durch das Concordat an die mittelalterliche Kirche gebundene, das antiproteſtantiſche und darum eben widerdeutſche, vermag alles dieſes nicht. So greifen die Fragen, die wir oben ſtellten, in einander. Die finanzielle Erhebung Oeſterreichs hängt mit ſeiner Politik nach Außen und mit ſeiner kirchlichen Stellung zuſammen. Man ſage nicht, daß Oeſterreich dennoch gerüſtet ſein müſſe. Das kann es und ſoll es auch, aber die Rüſtung liegt im Syſteme, wie in Preußen. Daß aber dem Heere die moraliſche Kraft nicht fehlen darf, iſt die erſte Forderung. Wenn es wahr iſt, daß dieſe im letzten Kriege fehlte, ſo erwächſt daraus noch ein ganz anderer Aufruf an die Neubildner des Staates. Es hat Jemand geſagt, Freiheit und Nationalität

ſeien jetzt die Deviſe, und nur bei dem Föderativ-Syſtem, welches jeder Nationalität ihr Recht gebe, ſei in die Armee die moraliſche Kraft zu bringen.*) Das glauben wir nicht. Iſt in Preußen ein Mangel der moraliſchen Kraft bei den polniſchen Regimentern vermerkt worden? nicht im mindeſten. Oder bei den Lithauern? das Gegentheil. Würden die öſterreichiſchen Slawen in ihrem jetzigen Geſammtzuſtand mehr verſprechen, wenn ſie für ſich wären? gewiß viel weniger, denn was ſie von Bildung und Kenntniß haben, iſt deutſchen Urſprunges.**)

Damit ſind wir auf die Nationalitätenfrage geführt.

Dieſe Frage iſt durch die Entſcheidung für den Dualismus und die Theilung Oeſterreichs in Länder dieſſeits und jenſeits der Leitha noch keineswegs beſeitigt. Denn weder iſt jenſeits der Unterſchied der Magyaren, Slawonier, Serbier, Rumänen, Kroaten und Deutſchen, noch iſt dieſſeits der Unterſchied zwiſchen Deutſchen, Czechen, Polen, Ruthenen und wendiſchen Slowenen, noch abgeſehen von den Italienern, aufgehoben. In Ungarn hat die Regierung natürlich den Magyaren das Steuerruder überlaſſen, und es wird ſich erſt in Zukunft erweiſen, ob dieſe im Stande ſind, ſich über den andern Nationalitäten zu erhalten. Ein geiſtvoller ungariſcher Schriftſteller***) geſteht zu, daß die Frage der Nationalitäten entſcheidend für das Schickſal ſeines Vaterlandes werden müſſe, daß zwar für den Augenblick durch die Wahrnehmung, wie das Loos der verſchiedenen Nationen Ungarns ein gemeinſames werden müſſe, der Kampf der Nationalitäten zurückgedrängt ſei, daß er aber ſeiner Zeit wieder hervortreten werde und daß er demnach ſeine Löſung finden müſſe. Aber die Löſung, die er ſelbſt anbietet, iſt keine, ſondern nur die Nachweiſung, daß die Nationalitäten ſich der Einheit des Staates in ihrem eigenen Intereſſe unterzuordnen haben, und daß die gemeinſame perſönliche Freiheit ein höheres Gut als die Nationalität ſei.

---

*) Oeſterreich und ſein Heer. Leipzig, 1866. S. 39.

**) Ueber die Finanzlage Oeſterreichs und die letzten Maßregeln vor dem Kriege, ſ. der Zerfall Oeſterreichs von einem Deutſch-Oeſterreicher. Leipzig 1867. S. 45 und W. Menzel: Der deutſche Krieg, B. 2, S. 123 ff.

***) v. Eötvös: Die Nationalitäten-Frage überſ. von Dr. M. Falk. Peſth, 1865, Vorrede S. VI. f.

Aber werden dies die Magyaren selbst begreifen? Ist nicht vielmehr gerade ihr, wenn auch erfolgreiches, Drängen nach ungarischer Staatsselbständigkeit auf das Nationalitäten-Princip gegründet, und werden sie demselben gemäß die Zerstückelung Ungarns verhindern können, wenn sie nicht die Macht erlangen, die anderen Nationalitäten, die in der Mehrheit sind, zu unterdrücken? — Ein anderer Rathgeber in dieser Frage*) weiß nur darauf hinzuweisen, daß Oesterreich über den Kopf der Nationalitätenfrage hinweggreifen und den mächtigen Ausgleich der Bildung und des Verkehrs anwenden solle. Als ob dieses Mittel nur gewählt werden dürfte, um auch sofort angewendet werden zu können. Es ist ein richtiges Mittel zur Abschwächung der nationalen Sonderheiten. Aber es bedarf der Jahrzehente, um zu wirken, und die Zukunft Oesterreichs ist durch die Nationalitätenfrage schon täglich bedroht. Vergessen wir auch nicht, an wen diese Rathschläge alle gerichtet sind. An die österreichische Regierung, die hauptsächlich der deutschen Nationalität angehört. Diese aber werden die anderen so nicht über sich leiden wollen, und wenn man die Regierung aus allen Nationalitäten zusammensetzt, so wird der Kampf derselben nur in die Regierung selbst verpflanzt. Der Haß, welchen Kaiser Franz zwischen den Nationen seines Kaiserstaats groß gezogen, trägt seine Früchte, nur daß jetzt die Einsicht über die unheilvolle Vergangenheit den Haß mehr gegen das Ganze richtet, und jede Nationalität, die deutsche ausgenommen, nur in sich selbst eine Heimath und einen befriedigenden Zusammenschluß findet. Es gibt ja ein Oesterreich nicht außer diesen verschiedenen Nationalitäten. Jede derselben hat eine vergangene Zeit der Größe und Bedeutung hinter sich, an welche sie seit Jahrzehenten von ihren Volksführern und Schriftstellern erinnert wird. Ein klares Ziel haben sie nicht, diese Prediger des Racenhasses. Nur in Ungarn lag es vor und liegt es noch vor. Auch Böhmen kann wenigstens von seinen einstigen Königen träumen, aber was soll aus all den Herzogthümern und Erzherzogthümern, den Grafschaften und Fürstenthümern werden, wenn das gemeinsame Band abfällt? Sie bilden sich ein, diese

*) Becker: Der Misbrauch der Nationalitätenlehre. Wien 1867. S. 89 ff.

Gruppen, deren ſich die Föderaliſten fünfe ausgedacht haben, würden ſowohl in ſich, als unter einander zuſammenhalten. Sie würden aber weder das Eine, noch das Andere. Denn einmal die Sonderungsluſt erweckt, und ſie wird weder in Ungarn die vielen Elemente beiſammen bleiben laſſen, noch auch nur in Kroatien ein hinreichendes Centrum für Dalmatier und Slawonier anerkennen. Auch Böhmen würde ja in ſich zerfallen, und Mähren und Schleſien ſich eher an das Deutſche als an das Czechiſche in Böhmen ſchließen. Am eheſten möchte Galizien mit der Bukowina vereinigt bleiben. Aber Tyrol, Salzburg, Krain, Kärnthen, Steiermark, Ober- und Niederöſterreich wären auch zu viel für Ein Kronland, denn es umſchlöſſe wieder Wälſche und Slawonier mit den Deutſchen. Man hat mit Recht geſagt, es wäre dies der ſichere Weg zur Föderativ-Republik und von dieſer aus zur kleinen und größeren Tyrannis. Die Centraliſten haben daher das Heil Oeſterreichs in der Geſammt-Verfaſſung geſucht, als es mit dem abſoluten Deſpotismus, dem Syſtem des Hinhaltens, Nichtsthuns und des Aufhetzens der Völkerſchaften gegen einander nicht mehr ging. Aber auch jetzt war die abſolutiſtiſche Neigung und das Gegenwirken der ultramontan-adlichen Partei noch da, und die „conſtitutionellen Formen“ blieben ſo ſehr nur Formen und der Reichsrath aus allen Nationalitäts-Landtagen ſo ſehr ein fremdes und haltloſes Ding, zuletzt kaum mehr beſucht, von den Ungarn ganz verworfen, daß man all dieſes Weſen „ſiſtiren“ mußte. Man hatte mit dieſen blos formaliſtiſchen Verſuchen einfach Bankerott gemacht. Alle bisherigen Verſuche und Rathſchläge zur Löſung der Nationalitätenfrage ſind auf ein Chaos ausgelaufen. Und doch iſt ihre Nichtlöſung der Untergang Oeſterreichs. Alles Bisherige war blos ein Nochnicht, und die Frage blieb drohend ſtehen.

Was alſo thun? was rathen? Hinſichtlich der Magyaren ſteht fürs Erſte die Thatſache feſt, daß ſie abgelöſt ſind vom Kaiſerſtaat, und denſelben Verſuch, welcher dieſem mislungen iſt, bei ſich ſelber anſtellen wollen. Wenn er mislingt, und das muß er, ſo kann doch wieder nichts Anderes geſchehen, als daß die nationalen Theile ſich an Oeſterreich wieder feſtklammern, und daß zuletzt die Magyaren auch nicht viel Anderes thun können. Dieſes Feſtklammern wird aber erſt möglich werden, wenn im übrigen Oeſter-

reich, außer Ungarn, die Frage zur Entscheidung gekommen ist. Sind die Ungarn mit ihrer Weisheit fertig, ehe dies geschehen, so zeigt uns die Zukunft nichts als Zerbröckelung. Wie aber soll sich die Frage im außer-ungarischen Oesterreich lösen? Ist doch in Böhmen gleich die Frage um das Uebergewicht der Deutschen oder Czechen im Vordergrund. Der Zahl nach haben diese, der Bedeutung nach jene den Anspruch. Hier kann sich der Proceß in der rechten Weise vollziehen. Die Rechte der Mehrzahl sind unzweifelhaft, und man lasse sie unverkürzt walten. Es wird sich bald genug zeigen, daß diese Slawen geistig nicht die Uebermacht erlangen. Der Deutsche arbeite desto kräftiger und geistiger an umfassender Bildung, an concentrirter Leistung. Er hat dazu die Kraft und Tugend. Aber man lasse auch den religiösen Trieb des Czechen uneingeschnürt, und sein hussitisches Christenthum entfalte sich frei und ungestört. Nur in diesem besitzt er eine geistige Macht, und in ihm nähert er sich dem deutschen Geistes- und Gemüthsleben. Hier ist dann der Boden, auf dem sich die weltgeschichtliche Bestimmung des Slawen zur Germanisirung erweisen wird. Denn dies ist der Kern der österreichischen Zukunft, wenn es noch eine gibt. Die slawische Welt hat die Bestimmung, germanisirt zu werden, nicht mit äußerlicher Gewalt und mit Absperrung ihres natürlichen inneren Kreislaufs, sondern in reger Wechselwirkung mit der deutschen. Also diesseits der Leitha hat Oesterreich nur Ein Mittel, die Nationalitätenfrage zu lösen, es ist die freie, die geistige Germanisirung, es ist das Eingehen in den Proceß der Weltgeschichte, wie er in Preußens slawischen Provinzen sich vollzogen hat und noch vollzieht. Dem Deutschen wird dadurch die geschmeidige Gewandtheit, die sinnliche Wärme des Slawen zugebracht, während er dem Slawen die spröde Energie des Germanischen, die Klarheit und Geistesschärfe seiner Urnationalität gibt. Ein germano-slawisches Volksleben im ganzen Osten Deutschlands, eine Nachholung des seit einem Jahrtausend Versäumten auf Oesterreichs Seite, aber nicht eine Unterdrückung des Fremden, sondern eine Aneignung und leitende Aufnahme ist die Aufgabe. Damit ist allerdings schon gesagt, daß eine andere Stellung zur Kirche, daß der entschiedene und dauernde Bruch mit der so ganz unwahren Idee des „katholischen Staates“ unerläßlich ist, wenn Oesterreich,

ſtatt ſeinem Schickſal zu erliegen, ſeine Sendung erfüllen ſoll. Dieſe freie geiſtige Ineinanderbewegung des Slawiſchen und Deutſchen kann nur in gediegenem Volksunterricht, im Aufſchwung echter Bildung vermittelt werden. Nur dies ſind die Mächte, welche wirklich über die Nationalitäten übergreifen, die Wahrheit in der Religion, die Wahrheit in der Humanität, die Ewigkeit Gottes und die Entwicklung des zur Ewigkeit berufenen Menſchengeiſtes. Es iſt alſo wieder die Idee und der Aufbau des Reiches Gottes, um was es ſich handelt, denn dieſes iſt allen Nationen gemäß und für ſie alle beſtimmt, dieſes allein kann an die Stelle des Haſſes die Liebe pflanzen und Germaniſirung nicht mehr als verhaßten Zwang, als bittere Unterdrückung erſcheinen laſſen.

Was aber in Böhmen allein helfen kann, eben daſſelbe iſt überall, wo die Nationalitäten ſich zerreiben wollen, das unausbleiblich ſiegreiche Mittel der Einigung. Auch hier alſo wird dieſelbe erſt noch zu ſchaffen ſein, und nicht mit einer Zauberruthe mit Einem Schlage, ſondern in langſam eilender Bewegung. Wie aber bis dahin, bis die Früchte einer ſolchen echt deutſchen Ausſaat zu reifen anfangen, zu helfen, hinzuhalten, zu ſchützen ſei? Dieſe Frage wird man einwerfen. Darauf habe ich nur dieſelbe Antwort, wie auf die Frage der Finanzen, des Wohlſtandes. Auch hier bedarf Oeſterreich unbedingt des übrigen Deutſchlands, nicht blos ſeines friedlichen, erwartenden Zuſehens, ſondern ſeiner Mitwirkung, ſeines Eintretens, und es wäre von deſſen Seite die edelſte Rache für Oeſterreichs Jahrhunderte lange Verſündigung an ihm, wenn es ſeine Kräfte darböte, um dem alten Kaiſerlande vom Untergange zu helfen. Vor Allem thut dieſen Landen, am meiſten dem reichen Boden Ungarns, deutſche Einwanderung und Coloniſation Noth, aber wer wird dem deutſchen Auswanderer den Weg nach dem Oſten anrathen wollen, ſo lange noch der bisherige Fluch einer entſetzlichen Misverwaltung auf dem Lande laſtet?

Wir treten an die dritte der Urſachen des Oeſterreich bedrohenden Untergangs heran, das Concordat, und meinen damit überhaupt die ganze Stellung des religiöſen, kirchlichen und Bildungslebens in Oeſterreich. Es iſt ja allbekannt, daß Oeſterreich im Jahre 1855 mit der römiſchen Curie einen der Verträge abſchloß, wie auch die meiſten übrigen katholiſchen oder von Katholiken theilweiſe bewohn-

ten Länder ſie unter dem Namen „Concordate“ geſchloſſen haben*). Daß dies in Oeſterreich nöthig war, wollen wir nicht beſtreiten, denn es war ein ſogenannter katholiſcher Staat von Anfang an geweſen, es hatte dem römiſchen Stuhl viel zu verdanken und hatte gerne die alte Kaiſeridee der Schutzpflicht gegen denſelben als ſeinen Ehrenpunkt betrachtet. Allerdings hatte die moderne Staatsidee auch in Oeſterreich Platz gegriffen, und Maria Thereſia hatte ſich dieſer und and anderer Ideen der Zeit nicht erwehren können, Kaiſer Joſeph II. aber war geradezu ihr Träger geweſen. Er hatte ſich, da die Kaiſerlande die Reformation nach Kräften von ſich abgewehrt, als eine Art Reformator in ſeinem Lande benommen, Klöſter geſchloſſen, Anſtalten umgewandelt, dem geiſtlichen Einfluß auf den Staat gewehrt. Daß dabei auch Eingriffe in die Rechtsſphäre der Kirche ſtattgefunden und der Kaiſer ſich angemaßt hatte, was der Kirche gehörte, iſt unzweifelhaft. In der Sturmzeit, welche dem kurzen Wirken Kaiſer Joſephs folgte, war an Herſtellung der richtigen Grenzen zwiſchen Staat und Kirche nicht zu denken geweſen, und die ganze Regierungszeit Kaiſer Franz II. ließ bei aller perſönlichen Frömmigkeit dieſes Herrn es doch nicht zu derſelben kommen. Die joſephiniſchen Einrichtungen beſtanden fort. Mit anderen deutſchen Landen war es Rom gelungen, günſtige Abkommen zu treffen, auch Preußen hatte ihm ſein kirchliches Recht zurückgegeben. Der Erzieher des jungen Kaiſers ſtand als Erzbiſchof von Wien an der Spitze der katholiſchen Kirche in Oeſterreich. Jetzt war die günſtige Zeit gekommen. Im Jahre 1850 geſchahen die erſten, der Kirche vortheilhaften Schritte des Staates**). Die öſterreichiſchen Biſchöfe wußten von dieſen aus weiter zu kommen, und das Concordat, ein Vertrag zwiſchen Papſt und Kaiſer oder Kirche und Staat, wurde bekannt gemacht. Es enthielt außer der Anerkennung der katholiſchen Kirche als der Kirche, die

*) Der lateiniſche Text dieſes Concordats vom 18. Auguſt 1855 findet ſich u. A. bei Dr. Jakobſon: Ueber das öſterreichiſche Concordat vom 18. Auguſt 1855 und die kirchlichen Zuſtände der Evangeliſchen in Oeſterreich. Leipzig 1856. S. 129 f. Aehnliche waren das würtembergiſche und das badenſche Concordat. S. Dr. C. Hofacker: Das würtembergiſche Concordat. Stuttgart 1860.

**) Die Geſchichte dieſer Vorgänge ſ. bei Jakobſon. S. 9 ff.

Freiheit des Verkehrs zwiſchen den Biſchöfen u. ſ. w. und dem Papſte, eben ſo zwiſchen den Biſchöfen, Pfarrern u. ſ. w. mit dem Volke, das Recht der Anſtellung und Entlaſſung von Geiſtlichen, der Disciplin und Regierung über ſie und die Gemeinden, der alleinigen Ordnung des Gottesdienſtes, auch der Proceſſionen und Wallfahrten, dann aber das immenſe Recht der Ueberwachung alles Unterrichts, damit er der katholiſchen Kirche gemäß ſei. Auch die Lehrer der Theologie an der Univerſität unterſtehen der Prüfung und Licenz des Biſchofs. Lehrer und Lehrbücher, ja die Litteratur überhaupt, werden unter die Aufſicht der Biſchöfe geſtellt, und der Staat verſpricht die Verbreitung anti-katholiſcher Bücher zu hindern. Die Ehe iſt ganz und gar vor die geiſtlichen Gerichte gewieſen. Der Staat hat der Kirche in Vollſtreckung ihrer Strafurtheile über Geiſtliche Hülfe zu leiſten. Die Vorbildung der Geiſtlichen bleibt ganz in den Händen der Biſchöfe. Klöſter und Congregationen können von den Biſchöfen eingeführt werden. Die Pfarrſtellen werden unter ihrer Mitwirkung beſetzt. Die Kirche verwaltet und erweitert frei ihre Beſitzungen, und eine Säculariſirung oder auch nur Belaſtung derſelben kann nie ſtattfinden. Die Zehenten bleiben, oder es wird für ſie entſchädigt.

Es iſt auf den erſten Blick klar, daß mit dieſem Concordat weder eine Gleichberechtigung der verſchiedenen Bekenntniſſe im Staate, noch eine freie Bildung der Geiſtlichen und des Volkes, noch eine Hülfe für den überlaſteten Staat aus den reichen Mitteln der Kirche möglich iſt. Man braucht nicht in das wilde Geſchrei der Vielen in Oeſterreich einzuſtimmen, welche notoriſch der katholiſchen Kirche oder des Chriſtenthums, ja jeder Religion überhaupt ſich entſchlagen wollen, und die daher das Concordat als Quelle alles Uebels betrachten, um dennoch zu ſagen, daß Oeſterreichs Zukunft verloren iſt, wenn das Concordat in ſeinen meiſten Beſtimmungen fortbeſteht.

Vor Allem iſt unwiderſprechlich klar, daß das Concordat den „katholiſchen Staat“ wiederherſtellen will, und daher mit dem modernen Staate, ſofern er auch in Oeſterreich heimiſch geworden, in unauflösbaren Widerſpruch tritt. Die Staatsangehörigen können Katholiken ſein, aber einen katholiſchen Staat kann es nicht geben, ſondern dieſer iſt die Kirche ſelbſt, die daher auch das Walten ihres

geiſtlichen (kanoniſchen) Rechts, ſo weit als möglich auch über die von dem Staate in Anſpruch genommenen ſittlichen Gebiete des Volkslebens auszudehnen trachtet. Der Staat hat ſich ſelbſt aufgegeben, ſobald er dieſe Gebiete der Kirche ausliefert. Es war daher auch begreiflich, daß alle Anläufe zu conſtitutionellen Staatsformen, wie ſie in irgend einer Weiſe der moderne Staat fordert, in Oeſterreich nur kurz beſtehen konnten, und das Land immer wieder in die heilloſe deſpotiſche Verwirrung zurückſank. Soll es alſo mit der Verfaſſung ein Ernſt werden, ſo muß das Concordat fallen. Auch von Seiten der Wiſſenſchaft, ihrer Erkenntniß und Anwendung auf die Volksbildung iſt das Concordat mit dem Staate unverträglich. Dieſer *muß*, wenn er ein mitwirkendes Volk haben will, demſelben die nöthigen Bildungskräfte zuführen. Niemand aber wird behaupten, daß es genüge, in der katholiſchen Dogmatik und Ethik unterrichtet zu ſein, um ein Urtheil über die politiſchen inneren und äußeren Verhältniſſe eines großen Landes zu gewinnen. Niemand wird den Beweis liefern, daß man von Geſchichte, Naturwiſſen, philoſophiſchem Denken, von den hebenden und belebenden Kräften der edleren Volkslitteratur unberührt ſein und dennoch in Gewerbe, Handel, Kunſt u. ſ. w. vorwärts ſchreiten kann, und daß, wenn Alles, was dem Biſchofe verdächtig wird, nicht für den Katholicismus zu wirken, aus der geiſtigen Sphäre des nachwachſenden Geſchlechts entfernt werden kann, nur geiſtige Armſeligkeit, Verkommen und Trägheit und damit wieder die ganze Schaar der giftigen Wirkungen derſelben herbeigeführt werden. Oeſterreich iſt daher geiſtig und ſittlich nicht zu helfen, wenn es bei dem Concordate bleibt.

Gewiß iſt ferner, daß Einwanderung und Koloniſation ſeiner Länder, wenn ſie auf Katholiken beſchränkt bleiben ſoll, nie und nimmer den Ackerbau und Kunſtfleiß Oeſterreichs heben können, wenn die Einwanderer an alle Beſtimmungen des Concordats in Ehe, Bildung und Arbeit (die vielen Feiertage) gebunden bleiben ſollen. Aber auch die Geiſtlichen ſelbſt, die große Zahl der Pfarrer, welche in ihrer Vorbildung, Disciplin u. ſ. w. ganz und gar dem Belieben des Biſchofs überliefert ſind und keinen Schutz an der weltlichen Obrigkeit haben, werden ſie denn die Männer ſein, die ihre Gemeinden geiſtig zu erheben und zu kräftigen vermögen? ſie

werden ſelbſt zum todten Mechanismus herabſinken und nur im Schlamme ſinnlichen Genuſſes für das unbefriedigende Daſein, zu welchem ſie verdammt ſind, ſich ſchadlos halten können. Der Staat hat von jeher an der Volksgeiſtlichkeit die ſtarken conſervativen Bande gehabt, womit er das Volk an den Thron knüpfte, und eine Entartung war es, wenn dies eine Feſſel wurde. Wird das bleiben? oder wird die Geiſtlichkeit doch von dem verbotenen Apfel der Litteratur genießen? und wird ſie dann nicht dem Staate abhold werden, der ſie ſo der Knechtſchaft überliefert hat? und werden dann diejenigen unter ihnen, die zu ſtumpf für ſolches Gefühl ſind, die Leute ſein, welche etwas vermögen, wenn es einmal gilt, zwiſchen der Treue gegen den Kaiſer und der Revolution zu wählen? Die Kirche ſelbſt wird den bitterſten Schaden von dieſer geiſtesflüchtigen Unterjochung erfahren, der Unglaube wird unaufgehalten fortfreſſen, bis er das beſte Mark des Volkes verzehrt hat. Darum iſt es unabweislich, das Concordat einfach in all den Punkten aufzuheben, in welchen es über die in Preußen der katholiſchen Kirche und den Biſchöfen eingeräumten Rechte hinausgeht. Dies ſind Rechte, welche die katholiſche Kirche ihrem Weſen gemäß anſprechen muß, und ſie ſind ihr zu gewähren. Kann ſie nicht beſtehen, ohne mehr zu verlangen, ſo führt ſie damit den Beweis, daß ſie mit der geſunden Exiſtenz der Staaten und Völker unverträglich iſt. Wir ſind nicht der Anſicht, daß ſie ihrem Weſen nach dies iſt, aber ihr Weſen iſt von Falſchem überwuchert, und ſie bedarf noch ebenſo wie vor 300 Jahren der inneren Reformation, der Rückführung auf ihr wahres Weſen.

Wir gehen zur letzten der oben genannten Urſachen über, dem Bau der Geſellſchaft und dem ganzen ſittlich geſelligen Leben Oeſterreichs. Ohne daß hierin eine Aenderung geſchieht, wird keine Verfaſſung ihm helfen. Es hängt aber auch dieſer Punkt wieder mit allen anderen zuſammen. Wie kann die Kirche ein ſittlich ſtarkes Volk in ſo kleinmeiſteriſcher Weiſe gängeln, und wie kann ein ſittlich hohles Volksleben von der Kirche Kraft empfangen, da es nicht einmal zum klaren Bewußtſein des Bedürfniſſes derſelben erwachſen iſt? Man hat ſchon oft auf die ſclaviſche, weil ſlawiſche Devotion des Oeſterreichers gegen den Adel hingewieſen, durch die es dahin gekommen, daß, wer mit Geld und guter Kleidung erſcheint, mit

„Euer Gnaden“ angeredet und als adelich behandelt wird. Es ist dies ein Charakterzug, der aus der Geschichte des Landes erwächst. Für diese Bereitwilligkeit sich zu bücken entschädigt sich dann der Oesterreicher durch derb sinnliches Behagen, und es ist gerade dieses, in seiner Mischung von südlichem und slawischem mit deutschem Wesen, was die deutschen Bewohner des Kaiserstaats den Reisenden so angenehm erscheinen läßt. Aber die Sache hat ihre tiefe Schattenseite. Mit diesem Charakterzug hängt die Schlaffheit, der Mangel an Arbeitslust und energischem Schaffen zusammen. Wie ganz anders ist im Norden, wo das Volk auf armem Boden, im Kampf mit Meer und Strömen und mit dem rauheren Klima, sich sein Dasein beständig erkämpft, dieselbe Mischung geworden. Auch dort die slawische Biegsamkeit mit der germanischen Sprödigkeit zusammen, auch dort, wo erstere vorherrscht, noch das gebückte Wesen, das Küssen der Aermel oder Säume des Kleides der Vornehmen, aber auf der anderen Seite, wie sind Adel und Bürgerstand gemischt, und wie ist das ganze gesellige Leben hierdurch gehoben und gekräftigt! Wie genügsam im Genusse der Nordländer gegen den in der Sonne sich bähenden Südländer! Hier wird die Arbeit zur Erhebung die größte sein, und hier wirken alle bereits besprochenen Ursachen, Druck, Hoffnungslosigkeit, Unwissenheit, Aeußerlichkeit der Religion und Hingabe an die natürliche nationale Eigenart, Mangel an Erziehung und strammer Gewöhnung zusammen. Wo noch vor Kurzem alle Strafandrohungen an Brücken und Wegen in der Zahl der zu empfangenden Stockprügel ausgedrückt waren, wo im Kriegsheere der Stock des Corporals noch dominirte, wie kann da ein Gefühl männlicher Ehre die Massen durchdringen? Wenn die allgemein überall sich wiederholenden Fehler bestimmter und bevorzugter Classen sich auch in Preußen kundgeben und man deshalb über eine Bevorzugung des Adels geklagt hat, so ist dies doch in Oesterreich noch in ganz anderem Maße zu finden. Von dem ökonomischen Ruin des landbesitzenden Adels, der oft ganze kleine Königreiche besitzt, hat man im übrigen Deutschland kaum einen Begriff. Grund und Boden sind wohlfeil, die Rohproducte ebenso, Geld ist daher nur durch Schulden zu gewinnen, nämlich so viel Geld, daß man Uniformen und Säbel tragen kann, wie die kürzlich in London verkauften Esterhazy'schen; dafür figurirt ein großes

Eſterhazy'ſches Anlehen und curſirt die Sage, daß der ehemalige Inhaber der Juwelen, der jetzige der Schulden, als ihn ſeine Gläubiger auf 200,000 Gulden jährlichen Verbrauchs ſetzten, über die Gefahr des Verhungerns geklagt habe. Sieht man neben den Staatsanleihen dieſe adlichen, die mehreren Eſterhazy'ſchen, die Palffy'ſchen, Keglewichiſchen, Clary'ſchen, Salm'ſchen, Waldſteinſchen, Orczy'ſchen, Schönborn'ſchen, Sztaray'ſchen, Pappenheimſchen, St. Genois'ſchen, Wachtler'ſchen, Donnersmarck'ſchen, Batthyaniſchen, Karolyiſchen, Forgacz'ſchen, Strachwitz'ſchen, Pejacſewitſchſchen, Liechtenſtein'ſchen, Windiſchgrätz'ſchen, Schwarzenberg'ſchen Anleihen in den Courszetteln aufgezählt, ſo geht dem Leſer eine Ahnung auf von der Furchtbarkeit dieſer ökonomiſchen Zerrüttung, die den höchſten Adel des Landes demoraliſirt. Wenn auch ein Theil dieſer Schulden edlerer Natur, für die Hebung der Güter und ihres Ertrags contrahirt ſein mag, wir kennen nur zu gut jene prahleriſchen Verſchwendungen in Paris und London, wie jene Anekdote ſie darſtellt, daß ein Eſterhazy ein herrliches Pferd um einen ungeheuern Preis kauft und es dann niederſchießt, um ſein Geldvermögen glänzen zu laſſen. Wie muß dieſes Beiſpiel weiter herab in der Geſellſchaft wirken? und wie muß in dem Kriegsheere, wo dieſer Adel die wichtigſten Stellen einnimmt, durch ſein Beiſpiel die Verſchwendung der Offiziere wachſen, daß Jeder ſich über ſeine Kräfte ſteigert? Was muß für ein Maßſtab der Schätzung entſtehen, wenn die Verſchwendung als Ehrenpunkt erſcheint? und dazu die Unwiſſenheit, wie ſie von ſachkundigen Zeugen geſchildert wird*). Neben dieſer Verſchwendung und als ihre Folge tritt die Armuth des Adels hervor, der ſich um ſeinen Beſitz gebracht hat und nun der Stellen in der Armee und im Civildienſt, ſo wie des Hofes und ſeiner Gunſt bedarf. Der abhängige Adel iſt ein Schaden des Landes und des Hofes ſelbſt, der an ihm einen unbedingten Diener hat. Adel und Hof verderben ſich gegenſeitig, und die geiſtige Bildung des Adels iſt keine über die beſſeren bürgerlichen Kreiſe hervorragende mehr. Durch ſeine Bevorzugung, ohne daß er geiſtig hervorragte, entſteht Haß der Bürgerlichen gegen ihn

*) Oeſterreichs Syſtem als die einzige wahre Urſache ſeiner Niederlagen. Von einem öſterreichiſchen Soldaten. Leipzig 1866.

und Streben, in ſeine Reihe emporgehoben zu werden. Durch Geld iſt auch dies zu erlangen, und darum hat der Mammonsdienſt auch den Adel entwerthet. Die Kirche bietet bei ihrem Reichthum und ihren mäßigen Anforderungen an Kenntniß und Gelehrſamkeit dem arm gewordenen Adel eine Zuflucht dar, und ſo verwächſt der Adel als ſociale und politiſche Partei mit der ultramontanen Richtung der Geiſtlichkeit. Alſo Verſchwendung und Lüderlichkeit, Armuth und Stellenjagd, Ultramontanismus und Hofſclaverei des Adels ſind Elemente, welche zuſammen vor dem Kriege von 1866 die Kriegspartei bildeten, wenn es auch noch andere gab. Die Demoraliſation des Landes muß von dieſen Zuſtänden ausgehen*). Und nun die Judenwirthſchaft, die Beſtechlichkeit der Beamten, welche ſprüchwörtlich geworden, die abſcheulichen Veruntreuungen, wie ſie vor ganz Europa im Jahre 1859 herausbrachen, wie können alle dieſe Dinge auf die unteren Volksclaſſen wirken? — Es iſt einleuchtend, daß dem öſterreichiſchen Staate nur durch ein ganz neues Syſtem der Erziehung oben und unten, durch eine ſittliche, intellectuelle Regeneration zu helfen iſt. Darunter mag die ſinnliche Gemüthlichkeit des Daſeins leiden, aber ſie iſt doch ein geringeres Gut, welches der Möglichkeit der ſtaatlichen Fortexiſtenz jedenfalls zum Opfer gebracht werden muß.

Es geht an Oeſterreich der Ruf zur Erneuerung nach allen Seiten, wenn es nicht dem erſten europäiſchen Gewaltſtoße erliegen und in ſeine Nationalitäten zerfallen ſoll**). Löſt ſich das einigende Band oder wird es nur nicht ſtärker, ſo zerfällt Oeſterreich und ſein polniſcher Theil wird von der Slawenmaſſe Rußlands angezogen und verſchlungen, während Böhmen im glücklichſten Falle den Weg der Selbſtändigkeit wie Ungarn geht, um ſicher ſpäter durch Germaniſirung dem Anſchluſſe an den deutſchen Bund entgegenzureifen. Denn ein Slawenreich wird es nimmermehr, ſo wenig wie Mähren und Schleſien, die ſich von ihm wohl ſchwerlich trennen wollen, wenn ſie nicht durch die ſtärkere Anziehung des

---

*) Freymund, a. a. O. S. 70 ff.

**) Ein höchſt entmuthigendes Bild von Oeſterreich nach dem Kriege gibt die ſehr leſenswerthe Schrift: Noſtradamus. Die neue Dreieinigkeit. Hamburg 1867. S. 8 ff. S. 23 ff. S. 38 ff.

preußiſchen Staates fortgeriſſen werden. Daß Ungarn ſein Schickſal noch erſt zu erfüllen haben wird, wenn es von dem Kaiſerſtaat getrennt lebt, daß dieſe Erfüllung dann nicht die Herrſchaft des magyariſchen Stammes, ſondern entweder die des deutſchen oder des ſlawiſchen ſein wird, kann kaum Jemand bezweifeln, der die Wege der Geſchichte Europas verfolgt hat. Der Magyare freilich wird ſchwerlich je der Germaniſirung verfallen, ſicher aber der Slawonier und Kroate. Die blos europäiſche Bildung des Magyaren wird der deutſchen Cultur lange widerſtreben, aber endlich unterliegen. Erſt dann kann Ungarn ſeine Aufgabe für die ſlawiſchen Völkerſchaften der Türkei vollſtändig löſen. Daß der deutſche Theil Oeſterreichs, wenn die Löſung des Einheitsbandes eintritt, dem deutſchen Bunde angehören und als das ſtützende Hinterland der deutſchen Coloniſation dienen wird, verſteht ſich leicht. Wenn aber Oeſterreich die Aufgabe ſeines Daſeins, wie ſeine Geſchichte von Anfang ſie ihm ſtellt, wie aber die Habsburger ſie gründlich misverſtanden und daher für den Untergang Oeſterreichs gearbeitet haben, als vereinigter Kaiſerſtaat zu vollbringen die Kraft entwickelt, ſo iſt ſein Daſein als Geſammtſtaat für die weiter fortſchreitende Geſchichte Mittel-Europas berechtigt. Wir wiederholen es aber, ohne die gänzliche Reſignation auf jeden Gedanken an die Wiederherſtellung ſeiner Macht in Deutſchland, ohne eine wirkliche tiefgehende Selbſterkenntniß des öſterreichiſchen Staates, ohne die ſittliche und ſociale, ökonomiſche, politiſche und kirchliche Wiedergeburt des Volkes vom Thron bis zur Hütte, ohne die Germaniſirung ſeiner ſlawiſchen Welt, ohne das Zurücktreten, das freiwillige und klar und feſt gewollte, hinter Deutſchland, ohne die innigſte Gemeinſchaft mit dieſem für ſeine Erneuerungszwecke, verfällt Oeſterreich unrettbar der Dismembration, und das Habsburgiſche Haus geht den Weg fort, den es bisher gegangen iſt, indem es von dem Erbe Rudolphs, ſeines Gründers, zuerſt die Schweiz, dann vom Erbe Carls V. Spanien, dann Neapel und Sicilien, ſodann Elſaß und Lothringen, hierauf die Niederlande, dann Vorder-Oeſterreich, endlich die Lombardei und zuletzt Venetien verlor. Ungarn würde der nächſte Verluſt ſein, und dann vermöchte es die übrigen Länder nicht mehr zuſammenzuhalten.

Es iſt kürzlich den Herrſchern Oeſterreichs als edle Tugend

angerechnet worden, daß ſie die alte Verfaſſung Ungarns nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet haben, „wie es Ludwig XIV. oder Friedrich der Große oder Napoleon I. gethan haben würde“*). Die große Gewiſſenhaftigkeit, mit der das Kaiſerhaus die Rechte Anderer geachtet, der ſtrenge Sinn für die Rechte und Freiheiten des Volkes ſoll der Grund ſein, warum jetzt die Verfaſſungs-Verhältniſſe des Kaiſerſtaates ſo ſchwierig zu ordnen ſeien. — Es wird dem Zeitgenoſſen ſchwer, dieſen Troſt, an welchem die Hoffnung für die Zukunft ſich aufrichten ſoll, ſich anzueignen. Denn die Geſchichte ſagt vielmehr, daß die alte Verfaſſung Ungarns ſtets misachtet und faſt höhniſch behandelt worden ſei, daß von einem anderen Rechte der öſterreichiſchen Völker, außer dem einen, regiert oder auch nicht regiert, wohl aber im Zaume gehalten zu werden, Kaiſer Franz I. in ſeiner langen Regierung nichts gewußt, daß er vielmehr ſeine Völker, die Ungarn wie die übrigen, von jeder politiſchen Thätigkeit ausgeſchloſſen habe. Gleichwohl aber ſpricht der Urtheiler daſſelbe aus, was wir ſo eben geäußert haben: „Wenn das (der innere Neubau Oeſterreichs) gelingt, wie wir zuverſichtlich erwarten, „ſo wird Oeſterreich bald wieder bei den großen Hülfsmitteln, über „die es noch verfügt, mächtig erſtarken und dadurch auch zu Deutſch„land die Stellung wieder gewinnen, die ihm gebührt. Je mäch„tiger Oeſterreich im Innern iſt, je geſunder und kräftiger die „inneren Verhältniſſe Oeſterreichs ſich neu geſtalten werden, deſto „mehr wird ſich im übrigen Deutſchland das Verlangen unwider„ſtehlich regen, mit Oeſterreich in der innigſten Verbindung zu „ſtehen. Wir können nicht wünſchen, daß Oeſterreich ſein Verhält„niß zu Deutſchland durch Kriege wiederherſtelle; wir glauben aber, „daß ein ſicherer Weg, die rechte Stellung wieder zu gewinnen, die „innere Regeneration Oeſterreichs ſei.“ — Worin dieſe Regeneration zu beſtehen habe, darüber dürften freilich ſeine Anſichten mit den unſrigen nicht ſtimmen. — Auch von anderen Seiten wird Oeſterreich gerathen, ſich ſo feſt und von Rachegelüſten ſo frei als immer möglich an Preußen anzuſchließen**). Oder es wird die

*) Biſchof von Ketteler, a. a. O. S. 70 ff.

**) G. H. Graf zu Münſter: Politiſche Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. Leipzig 1867. S. 153 ff.

Forderung vielmehr an Preußen gerichtet, in der nationalen Concentration nicht ſo weit zu gehen, daß Oeſterreichs deutſches Element dem eigentlichen Deutſchland völlig entfremdet und dadurch unfähig gemacht werde, ſeine vermittelnde internationale Stellung, ſeine Aufgabe als Uebermittler deutſcher Cultur an die ihm föderativ verbundenen Slawenſtämme auszuführen*). Der unten genannte ſchwäbiſche Denker weiſt Oeſterreich, im Unterſchiede von Rußlands uniformirender, einſeitiger Zuſammenfaſſung, die Aufgabe einer freieren Aneignung der ſüdöſtlichen Völker Europas zu, welche nur möglich ſei, wenn die Spannung des deutſchen Nationalbewußtſeins gegen das ſlawiſche nicht zu ſtraff werde und daher Oeſterreich in ſeiner gemüthlicheren ſüddeutſchen Weiſe, nicht in der einheitsſtaatlichen norddeutſch-preußiſchen Art, ſeinen Weg verfolgen könne. Er bezeichnet die Seite des deutſchen Weſens und ſeiner Zukunft, wie ſie in Oeſterreich verkörpert ſei, als die univerſellere, und verlangt für dieſe das Recht der Exiſtenz in engſter Gemeinſchaft mit Deutſchland, aber außerhalb des deutſchen Bundes. Auch er ſtellt eine innere Erneuerung Oeſterreichs in Ausſicht, ohne welche auch ſicher „ſein internationaler univerſeller Beruf“ unvollzogen bleiben werde. „Muß doch der Deutſche in Oeſterreich die Erlaubniß haben, wirklich ein Deutſcher zu ſein.“**).

XIV.

Das deutſche Chriſtenthum.

Im ganzen Verlaufe der bisherigen Darſtellung ſind wir wiederholt auf ein Gebiet hinübergetreten, um uns ſogleich wieder davon zurückzuziehen, weil wir es auf ſpätere Behandlung vorbe-

---

*) Planck, a. a. O. S. 6 ff.

**) Ein treffliches Wort über öſterreichiſche Allianz mit Deutſchland ſ. in: Zwei Fragen der auswärtigen Politik Preußens und Deutſchlands. Halle 1867.

hielten, nämlich das Gebiet der Religion und Kirche. Bei allen Hemmungen und Hinderniſſen deutſcher Einheit und Einigkeit in früheren Jahrhunderten trat bei näherer Unterſuchung er Zwieſpalt in der Kirche, der Riß zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus als mitwirkend, wo nicht als Haupturſache hervor. Wurde doch die Reformation deshalb unter ſchwere Anklage auf Landeszerreißung und Volksentzweiung geſtellt und gemeint, ohne ſie wäre Deutſchland längſt ein einiges Volk. Wir haben auf dieſe Anklage längſt mit der Nachweiſung geantwortet, daß nur die fremdländiſche (ſpaniſche) Herrſchaft es war und das ausländiſche (italiäniſche) Intereſſe derſelben, was Deutſchland hinderte, ganz proteſtantiſch und ſo auf dem Wege des Fortſchritts in der Entwicklung ein einig Volk von Brüdern zu werden. Daß auch in neuerer Zeit noch an den Stimmungen für und wider die religiöſe und kirchliche Stellung nicht ohne Antheil blieb, iſt allbekannt, da etliche ſüddeutſche Biſchöfe eine Art von Kreuzzug gegen das proteſtantiſche Preußen zu predigen ſich nicht entblödet, andere dortige hochgeſtellte Katholiken notoriſch auf Abfall des katholiſchen Adels und Volkes in Weſtphalen und Rheinland gerechnet haben, wenn es nur den Baiern gelinge, erſt ſo weit nordwärts ihre Fahnen zu tragen, da in den katholiſchen Volksmaſſen ſchon vielfach von dem nöthigen Holzvorrath für Verbrennung der Ketzer geredet wurde, wenn Oeſterreich den Sieg erhalte, wie man nicht bezweifelte, während freilich auch in dem ſo ſtark proteſtantiſchen Würtemberg und ſelbſt in ſeiner evangeliſchen Geiſtlichkeit der Haß gegen das proteſtantiſche Preußen, die Begeiſterung für das katholiſche Oeſterreich heftig hervordrang. Und doch war in der nächſten Vergangenheit die Theilung keine religiöſe und kirchliche mehr, ſondern dieſe Seite wurde nur als Mittel für politiſche Abſichten gebraucht, wogegen freilich die Gebrauchenden auch unverſehens wieder Werkzeuge für die Zwecke der katholiſchen Kirche wurden. Wie wenig die Zuſammengehörigkeit in der Kirche das beherrſchende Motiv in der Politik ſeit dem weſtphäliſchen Frieden geblieben iſt, zeigen ja die erbitterten Kriege zwiſchen dem allerchriſtlichſten König von Frankreich, von Cardinälen geleitet, und ſeiner kaiſerlich königlich apoſtoliſchen Majeſtät, zeigte die Waffenbrüderſchaft Preußens und Oeſterreichs 1813 und 1864, zeigte in anderer Weiſe die Herſtellung der

päpſtlichen weltlichen Herrſchaft unter preußiſcher Mitwirkung (1815). Auch die lange Zeit von 1750 bis in das zweite Drittel des jetzigen Jahrhunderts mit all ihren öffentlichen Aeußerungen kann dafür zeugen, in welcher ja die kirchliche Weitherzigkeit bis zur Gleichgültigkeit als unerläßliches Merkmal echter Menſchenbildung galt. In dieſer Zeit wurde ſowohl das katholiſche, als die proteſtantiſchen kirchlichen Bekenntniſſe um ihre Macht über die Gemüther der ſogenannten Gebildeten gebracht, nachdem ſchon lange vorher ſowohl die Politik, welche katholiſche und evangeliſche Unterthanen demſelben Staate einverleibte, wie ſie es 1815 noch mehr that, als die Philoſophie (Descartes, Spinoza, Leibnitz, noch mehr die neuere ſeit Kant) und die von oberflächlicher Betrachtung der Natur und der Geſchichte (Naturalismus, Deismus) hergenommene ſociale Weltanſicht zur Schwächung des religiöſen Geiſtes gewirkt hatte*). Erſt nachdem die politiſchen Stürme zur Ruhe gebracht waren (ſeit 1815), begann ein Wiederaufbau des kirchlichen Lebens in allen Kirchen Europas; nur die griechiſche war in dieſer Zeit unter Kaiſer Alexander I. erſt für die Einflüſſe jener umbildenden Kräfte geöffnet und hat erſt ſpäter (ſeit 1830) ſich wieder feſter zuſammengeſchloſſen. Seit dies geſchah, iſt die Kirche wieder in ſteigendem Maße eine Macht im Leben der Völker geworden, mit welcher auch die Politik zu rechnen nicht unterlaſſen konnte, und zwar ſo ſehr, daß bei allen im vorigen Abſchnitte geäußerten Gedanken dem Leſer die Frage ſich aufdrängen mußte: kann aber der Riß durch Deutſchland, der auf dem ſo einflußreichen Gebiete des Geiſtes und Gemüthes, dem der Kirche, fortbeſteht, nicht geheilt werden, und wenn er nicht geheilt wird, läßt ſich dennoch eine wirkliche und dauernde Einheit Deutſchlands erwarten?**)

Es iſt kein Zweifel, daß eine dauernde, lebendige, auch die Herzen der Bevölkerungen mit ergreifende Einheit auf politiſchem Gebiete ohne einen gewiſſen Grad der Gemeinſchaft auf dem reli-

*) Die Thatſachen mag man nachleſen in Gieſeler: Lehrbuch der Kirchengeſchichte. Bd. 4 (von 1648—1814), herausg. von Redepenning. Bonn 1857.

**) Auch hier können wir auf eine gute Zuſammenſtellung der Thatſachen verweiſen in Rippold: Handbuch der neueſten Kirchengeſchichte ſeit der Reſtauration von 1814. Elberfeld 1867.

giöſen und kirchlichen nur möglich iſt, ſo lange die Politik die Gemüther ſtärker bewegt, als die Religion und ihr Bekenntniß, und daß dies für das Volksleben im Ganzen kein wünſchenswerther Zuſtand iſt, ſondern ein ſolcher, deſſen Aenderung gewünſcht werden muß. Ein ſtarkes Volk, das allen Schickſalswechſeln die feſte Bruſt entgegenbeut, kann nur ein gläubiges, ſeiner Stellung zu Gott gewiſſes Volk ſein. Das waren die Deutſchen 1813, die Franzoſen aber waren es nicht, ſondern lebten vom Ruhme und vom Herrſcherſtolze ihres Imperators; das waren die Heere Friedrichs des Großen, wenn auch er ſelbſt „den mächtigen Alliirten“ ſeines Ziethen nicht kannte; das waren die Schaaren, die mit dem großen Kurfürſten bei Fehrbellin ſchlugen, aber die Preußen bei Jena waren es nicht; das war das preußiſche Heer mit dem preußiſchen Volke 1866, während ihre Gegner nur von „den Pfaffen“ wußten, die um den Sieg beteten. Es iſt wahr, die römiſchen Katholiken im preußiſchen Heere ſchlugen ſich nicht minder tapfer, als die Evangeliſchen, weil ſie eben zum preußiſchen Kriegsheere gehörten. Aber es iſt nichts deſto weniger wahr, daß man in den Rheinlanden Bittgänge für den Sieg der Oeſterreicher hielt, und in Weſtphalen die heilige Jungfrau um dieſen anrief. Es bleibt doch dabei, daß, wenn Deutſchlands Einheit eine dauernde und ins Mark des Volkes dringende werden ſoll, der alte Riß zwiſchen Katholiken und Proteſtanten der Heilung bedarf.

Wie ſteht nun die römiſch-katholiſche Kirche zu Deutſchland? Nach ihrem Dogma von der Kirche betrachtet ſie ſich als das Reich Gottes auf Erden, und den Staat als die Welt. Das Reich Gottes aber hat die Beſtimmung, die Welt zu überwinden und geiſtig zu erobern. Die römiſch-katholiſche Kirche kann, ſo lange dieſes Dogma gilt, in wirklicher Conſequenz nur daſſelbe wollen, was ſie im Mittelalter vorübergehend erreichte, ein geiſtliches Weltreich zu ſein, den Staat und die Völker zu beherrſchen, und wird, ſo oft ſie dieſes Ziel aus den Augen läßt, ſich ſelbſt untreu werden. Ihr alſo muß die Reformation ein Abfall, Apoſtaſie vom Glauben, jede ihrer beſonderen Lehren eine Häreſie (Ketzerei) ſein, welche überwunden oder mit Gewalt ausgerottet werden muß. Alle abgenöthigten Zugeſtändniſſe vom Paſſauer Vertrage bis zur Wiener Congreß-Acte ſind für ſie nur Zugeſtändniſſe an die Macht des

Augenblicks, und der Biſchof von Paderborn wagte noch 1864 zu behaupten, die Proteſtanten ſeines Sprengels ſeien ſeine, nur abgefallenen, Angehörigen. Er war conſequent und correct, wenn auch im Widerſpruch mit den ſtaats- und kirchenrechtlich gültigen Grundlagen der Jetztwelt. Der Wiedereroberung des Verlorenen galt ſeit lange die Arbeit Roms und ſeiner Organe. Dieſe Arbeit war durch die politiſchen Umſtände von 1560 an bis 1648 in hohem Grade begünſtigt geweſen. Die ganze Reſtaurationszeit dieſes Jahrhunderts ſchuf die größten Erfolge für Rom. Warum ſollte nicht den ſpäteren Epigonen der Reformation gegenüber noch Größeres, warum nicht Alles gelingen können? Allerdings hatte die Kirche zunächſt über Niederlagen zu klagen. Die Aufhebung des Jeſuitenordens in ganz Weſt-Europa war eine ſolche und doch zugleich eine Wohlthat für den Papſt, dem derſelbe an Macht überlegen zu werden drohte. Die joſephiniſchen Beſtrebungen waren eine zweite. Jene war dem Steigen der Königsmacht in den katholiſchen Ländern und der zunehmenden humanitariſchen Bildung, dieſe waren dem Einfluſſe des Proteſtantismus zuzuſchreiben, deſſen Fürſten ihre Herrſcherrechte auch in der Kirche behaupteten. Sie ruhten weſentlich auf der berühmten Schrift von Febronius (von Hontheim), welche unwiderleglich klar als die einzig richtige Verfaſſung der katholiſchen Kirche die biſchöfliche erwieſen hatte, und dem Papſt blos den Primat, aber nicht den allgemeinen Episcopat zuſprach. Ihre Abſicht war, das ſtärkſte Hinderniß der Wiedervereinigung der abendländiſchen Chriſtenheit wegzuräumen und allgemeinen Concilien die höchſte Auctorität in der Kirche (wie früher in Piſa, Conſtanz, Baſel) zuzuſprechen. Die Neuerungen des Kaiſers Joſeph waren dem gemäß und gingen an ſich zu einem ganz richtigen Ziel, aber ſie folgten ſich zu raſch und blieben zu unvermittelt, um nicht im Volke und in der Geiſtlichkeit Widerſtand zu finden. Sein früher Tod vereitelte ſeine Pläne. Die deutſchen Erzbiſchöfe, durch die Eingriffe päpſtlicher Nuntien in ihre Jurisdiction verletzt, traten mit Anſprüchen auf, welche ſich auf die joſephiniſchen Anſchauungen ſtützten, jedoch ohne damit zum Ziele zu kommen. Aber die Folgen der franzöſiſchen Revolution und des Kaiſerreichs gingen noch weiter. Das Reich wurde aufgelöſt, und die geiſtlichen Herrſchaften in Deutſchland nebſt Dom-Capiteln, Klöſtern, Stiftern wurden

ſäculariſirt. Die katholiſche Kirche verlor einen ungeheuren Reichthum, die proteſtantiſchen und katholiſchen Fürſten wurden ihre Erben, und die große Mehrzahl der Urtheilsfähigen in Deutſchland hielt dieſe Gewaltmaßregel im Intereſſe der geſammten Geſellſchaft für zweckmäßig, weil ſie eine gewaltige Summe dem National-Reichthum zurückgab, die bisher in der todten Hand gelegen und zum ſittlichen und bürgerlichen Nachtheil der Länder verwendet worden war. Die katholiſche Kirche mußte ſich nach Napoleoniſchem Zuſchnitte immer größere Abhängigkeit vom Staate gefallen laſſen. Hier geſchahen Eingriffe in unzweifelhafte biſchöfliche Rechte, und ein Zuſtand der Hirtenloſigkeit trat durch Nichtbeſetzung der ledig werdenden Biſchofsſitze ein, der dringend eine Regelung dieſer Verhältniſſe forderte. Es wurde den einzelnen Landesherren überlaſſen, ſeit 1815 Concordate über die Umſchreibung der Diöceſen, Beſetzung der Stellen und das ganze Verhältniß der katholiſchen Kirche zum Staate abzuſchließen. Es geſchah dies von Baiern, Preußen, Hannover, von Würtemberg, Baden, Heſſen und Naſſau in einer Weiſe, welche der römiſchen Kirche Manches zurückgab, Anderes noch vorenthielt.

In der katholiſchen wie in der proteſtantiſchen Chriſtenheit hatten die Leiden des Krieges und der Unterdrückung eine Stimmung zur Herrſchaft gebracht, die kirchlichen Reſtaurationen günſtig war. Die Gemeinſamkeit dieſer Stimmung hatte die Schranken der Kirchen verſchwinden laſſen. Griechen und Proteſtanten hatten Thränen der Rührung für den „Märtyrer“ Papſt Pius VII.

Der erſte Schritt der Reſtauration war gleichwohl ein feindſeliger gegen die, welche den Papſt gerettet, nämlich die Wiederherſtellung des Jeſuiten-Ordens, zugleich ein Beweis, daß die Kirche nicht auf innerliche Vertiefung, ſondern auf politiſche Macht und ſocialen Einfluß ſich richtete. Die Inquiſition, das Bücherverbot, die Klöſter und Orden lebten wieder auf, die Bibel in den Landesſprachen wurde „als Peſt“ verdammt, die heimlichen und offenen Arbeiten zur Gewinnung der Staatsmächte für Rom waren in vollem Gange. Die freundliche Nachgiebigkeit Preußens machte in Rom blos den Eindruck, daß man noch weiter gehen dürfe. Die national-kirchliche Bewegung in Süddeutſchland wurde niedergetreten. Die Anſprüche ſteigerten ſich bis zu einem die Geſchichte ganz ver-

kennenden Streben des Papſtthums nach Weltmacht. Die innerliche Religioſität wurde von den Machthabern der Kirche nicht gefördert, die Verfluchung des Proteſtantismus trat in frechſter und ſchamloſeſter Weiſe durch Gregor XII. wieder hervor. Pius IX. wagte ſogar ein neues Dogma, von der unbefleckten Empfängniß der Maria, ein reines Phantaſieſtück, ohne vernünftigen Sinn, ohne bibliſchen Grund, ohne chriſtlichen Zweck, aufzuſtellen. Wenn dies keine Auflöſung der Kirche herbeiführte, ſo war es blos dem Intereſſe der Einheit und der in ihr liegenden Macht oder der geiſtigen Unfähigkeit zuzuſchreiben. Das Dogma von der alleinſeligmachenden Kirche, von der ausſchließlichen Chriſtlichkeit des römiſchen Katholicismus konnte in Deutſchland, wo Katholiken und Proteſtanten durchweg in denſelben Staaten zuſammen zu leben hatten, nur unheilvolle Früchte tragen. Der preußiſche Kirchenſtreit über die gemiſchten Ehen war der ſtärkſte Beweis davon. Rom hatte ſchon bisher den Particularismus in Deutſchland benützt und geſtützt, indem es die Concordate mit den einzelnen Ländern abſchloß. Es hatte allmählig ſeine Zügel ſtraffer angezogen und war auf keinen unüberwindlichen Widerſtand geſtoßen. Dennoch war auf katholiſcher Seite nur Klage über Bedrückung und Vorenthaltung weſentlicher Rechte. Einer der Erſten, die ſie erhoben, war Görres*) geweſen. Im Namen der Freiheit war die Gleichſtellung der Kirche mit dem Staate und die feſte hierarchiſche Gliederung der erſteren zur monarchiſchen Einheit gefordert worden. Die Umſchreibung der Bisthümer wurde zweckvoll ſo gemacht, daß eine Diöceſe durch mehrere der kleinen Länder griff, um jede Abhängigkeit der Biſchöfe von dem Landesherrn zu verhüten. Man fürchtete ſich vor dem Gedanken eines von Weſſenberg, der ein deutſches Patriarchat, alſo doch wieder die Ziele der Emſer Punctation (Febronius) wollte. Eine durch Sailer, Graf Stolberg u. A. vertretene milde evangeliſche Frömmigkeit unter katholiſchen Geiſtlichen und Laien in Süddeutſchland neigte dieſen Kirchenplanen zu, und dieſes Licht in der Kirche auszutreten mußte demgemäß Wunſch der conſequenten Papiſten ſein. Der preußiſche Zwiſt gab eine um ſo bequemere Gelegenheit, Roms Macht geltend zu machen, weil hier das ſchwan-

*) Deutſchland und die Revolution 1819 S. 73 ff. 147 f.

kende bürgerliche Geſetz einem unveränderlichen Grundſatz der päpſtlichen Curie begegnete. Der Staat mußte, auch wenn er zu ſiegen ſchien, in dieſem Kampf unterliegen, und ein Triumph der geiſtlichen Macht, eine Ermuthigung zu weiterem Streben derſelben die Folge ſein. Allmählig ſchwanden die innerlichen Katholiken vom Schauplatz, und die Männer des gemüthlichen Rationalismus, der allgemeinen Weltbildung und der neu-europäiſchen Staatsraiſon mit ihnen. Ueberall trat der jeſuitiſche Charakter in den Vordergrund. Der Grundſatz, daß die Kirche das Reich Gottes, der Staat die Welt ſei, daß die Proteſtanten rechtloſe Abtrünnige, ihr Glaube unmoraliſch und vernunftſtolzer Hochmuth ſei, wurde von dem preußiſchen Biſchof Droſte von Viſchering ungeſcheut ausgeſprochen. — Andrerſeits trat im Schooße der katholiſchen Kirche Deutſchlands ſelbſt eine Regung auf, die den römiſchen Stuhl zittern machte. Er ſtand erſt wieder feſt, als ſich klar herausgeſtellt hatte, von wie ſchwachen Kräften und von wie gar keinem religiöſen Leben ſie getragen war. Aber bei aller Schwäche und Leerheit ſprach ſie etwas aus, das nicht wieder verſchwunden iſt, einen Gedanken, wie ihn Febronius, die Erzbiſchöfe zu Ems, der Joſephinismus, von Weſſenberg u. A. nur in unangemeſſener Weiſe gewagt, den Gedanken der Zukunft,*) den einer *deutſchen katholiſchen Kirche*.

Man wird ſofort mit dem Einwande zur Hand ſein, daß der Gedanke einen Widerſpruch in ſich trage, weil er die Allgemeinheit der Kirche, ihren menſchheitlichen Univerſalismus und das national Beſchränkte in einem Athem nenne. Dies thut aber der *römiſche* Katholicismus nicht minder, auch wenn man ihn zum romaniſchen erweitert. Denn Rom, möchte es auch wirklich in ſo hohem Grade, als man gern glauben machen will, der Mittel- und Ausgangspunkt des Chriſtenthums in Europa geweſen ſein, iſt dies doch nur *geweſen* und iſt es längſt nicht mehr. Der Katholicismus hatte zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene geiſtige Mittelpunkte, Deutſchland, Spanien, Frankreich, und konnte als ein römiſcher nur dadurch erſcheinen, daß man ſeine nationalen Beſonderheiten,

*) *Rippold* a. a. O. S. 182 und die daſelbſt angeführten grundwahren Worte von *Gelzer* und *Haſe*. Letzterer nennt den deutſchen Katholicismus treffend „die vorzeitige Fehlgeburt und Karrikatur deſſen, was im Schooße der Zukunft ruht.“

wenn man sie nicht zu überwinden sich getraute, in Rom zu acceptiren eilte. Auch jetzt ist Italien keineswegs das Land des Katholicismus, vielmehr ist er dort, ist er in Rom am meisten abgestorben und verwelkt. Frankreich, Deutschland, Belgien, neuerdings England sind die kräftigen Brutherde dessen, was noch von Leben in ihm ist. Das Verhüllen mit Namen hilft hiergegen nichts. Die italiänische Bewegung geht auf Protestantismus, freilich unkirchlicher Art, sogar auf Nihilismus, und die gegenwärtige Lage des Papstthums läßt keinen Zweifel darüber, daß es an Oesterreich seine beste Stütze verloren hat und sicher noch mehr verlieren wird. Frankreich bietet ihm noch die schützende Hand, aber wie lange? Die Unabhängigkeit des Papstes, wie man sie als bedingt durch den Besitz des Patrimoniums betrachtet, naht so entschieden ihrem Ende, daß Freund und Feind gleichmäßig unfähig sind, darüber die Augen zu schließen. Mag auch immer dem Papste der Sitz im Vatican als Mittelpunkt der kirchlichen Einheit bleiben, er wird doch nicht mehr unantastbar im neutralen Staatsgebiete sitzen, sondern der weltlichen Macht, die ihn nahe umgiebt, sich fügen müssen. So wenig als er durch seine Encyclica vom 8. December 1864 und den daran hängenden Syllabus errorum den Pantheismus, Naturalismus, Rationalismus, den Indifferentismus und Latitudinarismus, den Socialismus, die geheimen und die Bibelgesellschaften, das Staatskirchenthum und den modernen Staat selbst mit seinem Rechte, den Febronianismus und Liberalismus aus der Welt geschafft hat, ebenso wenig werden durch päpstliche Decrete der italiänischen Staatseinheit ihre Klammern zerbrochen. Vielmehr wurde an diesen Versuchen nur seine Unmacht erwiesen und im Durcheinanderwerfen des Verschiedensten, weil es ihm unbequem ist, das Vertrauen zu seiner Intelligenz geschwächt. Je früher der Papst sich in sein unausbleibliches Schicksal fügt, desto eher wird er seine kirchliche Stellung retten. Hier stehen wir auf dem Boden der fast vollendeten Thatsachen, und es kann nur gefragt werden, was der Papst ohne seine fürstliche Unabhängigkeit der katholischen Welt noch werde sein können. Es soll nach der Aussage der Besten*) unter den Katho-

*) J. B. Döllinger: Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat. München 1861. S. 35 ff.

liken die katholiſche Kirche ihre Einheit verlieren, ſobald ſie den Papſt verliert, und zwar wegen der Mannigfaltigkeit der Völker, weil das Nationale, das Staatliche, welches deſſen Form iſt, über das Kirchliche, das Menſchheitliche übergreifen würde, wenn eine Schranke nicht beſtände; es ſoll der Papſt die verſchiedenen Kreiſe und Kräfte der Kirche gegen einander im Gleichgewichte halten, er ſoll dem weltlichen Fürſtenthum ſeine Schranke ſetzen, er ſoll aber gleichwohl den Nationalitäten in der Kirche zarte Rechnung tragen. Damit iſt dem Oberhaupte der Kirche geradezu Unmögliches aufgebürdet. Hat er es denn zu leiſten vermocht? hat er den Jeſuitenorden im Gleichgewicht mit andern Inſtitutionen zu halten, hat er, um Beſſeres zu nennen, die Univerſitäten*), auch die katholiſchen, als Werkzeuge der katholiſchen Kirche zu bewahren vermocht? hat er die Klöſter vor Kaiſer Joſeph ſchützen können? vermochte er in Polen die katholiſche Kirche zu ſtützen? und in ſeiner Nähe, vermag er denn die Intriguen der Orden, Congregationen, Prälaten im Zaum zu halten? — Dieſen Dienſt leiſtet der Papſt der katholiſchen Kirche nur noch, ſoweit er tüchtige Biſchöfe hat, alſo leiſten ihn eigentlich dieſe und nicht er. Ein Episcopat, der in Synoden zuſammentritt, vermag die ganze hier gezeichnete Aufgabe viel ſicherer und eingreifender zu löſen. Zumal wenn der Papſt auf die Nationalitäten zarte Rückſicht zu nehmen hat, wird er nur durch die kirchlichen Vertreter der National-Kirchen in den Stand geſetzt ſein, die Arbeit zu thun, es wird der Delegat der Biſchöfe ſein. Sagt man aber, die Kirche ſei die Erzieherin der Völker, ſo iſt dies ein veralteter Satz. Der Staat iſt zu einem nicht unbedeutenden Theil an ihre Stelle getreten, und wenn es des Papſtes Aufgabe ſein ſoll, die von ihm geleitete Kirche wieder zur alleinigen Völkerlehrerin zu machen, ſo wird ſein bloßes Daſein zu einem beſtändigen Conflict mit den Staaten, deſſen Ende der Untergang des Papſtthums ſein muß. Es iſt alſo nicht richtig, daß die Kirche ohne Papſt, weil ſie keine Einheit habe, ihre Aufgabe nicht löſen könne. Vielmehr wird ſie dies je länger je weniger mit dem Papſte vermögen. Schon der Umſtand, daß dieſer mit einer beliebigen Anzahl von ihm eingeladener Biſchöfe, die aber

*) Wir verweiſen auf Döllinger ſelbſt: Die Univerſitäten. München, 1867.

auch nur zum Scheine dabei thätig ſind, indem ſie eine bereits fertige Sache durch Acclamation gutheißen, während die Andersgeſinnten nicht nach Rom reiſen, ein nagelneues Dogma als integrirenden Theil des Kirchenglaubens aufſtellen, daß er mit den wirklichen Irrthümern der Zeit auch ihre beſten Kulturbeſtrebungen verdammen kann, ſpricht für ſeine Schädlichkeit und widerſpricht der Geſchichte der katholiſchen Kirche aller Zeiten. Wäre das Tridentiniſche Concil ein wirkliches Concil der Biſchöfe geweſen, ſtatt eine päpſtliche Commiſſion zu einem vorgeſchriebenen Zweck zu ſein, es hätte ſicher nicht ſo viel evangeliſchen Lehrgehalt, der bis dahin noch in der Kirche war, durch Anathema aus derſelben hinausgeſtoßen. Aber ſelbſt dieſes unwahre Concil hat noch die Weisheit gehabt, an der kirchlichen Aufſtellung eines ſo unnützen und widerſinnigen Satzes, wie der von der unbefleckten Empfängniß der Maria iſt, vorüberzugehen. Wenn nun der Papſt durch ſolche groben Fehler den Mangel ſeiner Erleuchtung als Kirchenfürſt und Mittelpunkt der Einheit unverhüllbar macht, ſo wird auch die Erklärung ſeiner Infallibilität zum Dogma nur ein neuer Beweis ſeiner Schwäche und des Selbſtmistrauens ſein, das ihn bewegen ſollte, in die Geſammtheit der Biſchöfe, in ein wirkliches Concilium, die Entſcheidung der Glaubensfragen zu legen.

Sobald der Papſt, auch mit der unſinnigen Erklärung der Infallibilität, die entweder keinen Inhalt hat, wenn ſie an allerlei Bedingungen geknüpft iſt, wenn er nur e cathedra redend, nur mit den Cardinälen im Conſiſtorium u. ſ. w. unfehlbar ſein ſoll, oder aber eine Läſterung enthält, wenn ſie die zufällige, menſchliche Perſon als irrthumsfrei alſo auch ſündenfrei darſtellt, nicht mehr politiſch frei, ſondern einer Nationalität und ihrer Herrſchaft unterthan iſt, ſo muß, was er an Macht und Einfluß verliert, den Biſchöfen zuwachſen. Er muß aber verlieren, weil ſeine Herrſchaft die einer Nationalität über die andere, eine Fremdherrſchaft in vollem Sinne wird, wie ſie jetzt, bei dem hoch angeſchwollenen Strom der Nationalitäts-Gefühle, kein Volk mehr erträgt. Wächſt aber den Biſchöfen die Macht zu, die der Papſt vorher gehabt, ſo müſſen ſie nach einem Einheitspunkt, einer keinem von ihnen allein zuſtehenden Auctorität ſich umſehen, die nur in ihrer Geſammtheit, im Concilium, zu finden iſt. Damit ſind ſie genöthigt, auf die

altkirchlichen Grundlagen zurückzugehen, wie ſie vor dem mittelalterlichen Papſtthum beſtanden, und die lateranenſiſchen Concilien, die keine waren, können nicht mehr maßgebend bleiben. Dem Biſchof von Rom die Ehrenrechte des erſten Biſchofs der Chriſtenheit einzuräumen, iſt die Kirche gleichwohl nicht gehindert, denn als ſolcher kann er ein Entſcheidungsrecht weder in theologiſchen noch in Rechtsfragen haben. Leichter aber, als in ſeiner jetzigen Lage, und mit mehr Wahrſcheinlichkeit des Erfolges, kann er als „Vertreter des chriſtlichen Gewiſſens“ gegen diejenigen dann auftreten, welche die Kirche ſtaatlich knechten oder ihr die freie Entfaltung hemmen wollen. Denn er kämpft nicht mehr für ſeinen Vortheil, ſondern für die Ehre des Herrn, des die Kirche iſt.

Wie Febronius ſeiner Zeit eine Wiedervereinigung der abendländiſchen Chriſtenheit für möglich hielt, wenn der Episcopalismus an die Stelle des Papismus träte, ſo müſſen wir auch heute noch ſagen, die Schuld der Spaltung bleibe vor Gott und der Geſchichte auf denen liegen, die unter allen möglichen Vorwänden der Kirche ihre urſprüngliche episcopale Geſtalt vorenthalten und den eigentlich doch unſinnigen Gedanken immer wiederholen, der Papſt ſei der eigentliche Biſchof der katholiſchen Welt, die Biſchöfe nur ſeine Stellvertreter und wieder deren Stellvertreter die Prieſter, ſo daß am Ende, wenn praesente episcopo cessat pastor, auch praesente papa cessat episcopus, und ſchließlich, da das Volk doch nicht zur eigentlichen Kirche (ecclesia repraesentativa) gehört, als welche nur der Klerus gilt, vielmehr blos den zu bildenden Stoff der Kirche darſtellt, dem Gedanken nach der Papſt die katholiſche Kirche iſt. Dieſer durch und durch romaniſche Gedanke, vollkommen ebenbürtig jenem Bourbonen-Wort: „der Staat bin ich“, die Menſchenvergötterung, hat ſich in dem an die Stelle des Chriſtianismus getretenen Marianismus und in der Idee des verſöhnenden Meſſopfers zu einer Aftergeſtalt des Chriſtenthums gebildet, dem Heidenthum mehr noch als dem Chriſtenthum der Apoſtel entnommen und in daſſelbe weſentlich auch zurückführend. Es iſt nicht mehr die Religion, d. h. das Verhältniß, die Verbindung der Menſchen mit Gott, mit dem menſchgewordenen Gott, mit Chriſto, nicht dieſe unmittelbare Gemeinſchaft, ſondern die Superſtition d. h. das Zwiſchenſchieben endlicher Gewalten und Geſtalten, von der Maria und den

Heiligen und Engeln an bis zur Kirche, ihren Prieſtern und Handlungen, was der römiſchen Kirche ihre vorübergehende Macht gab, weil ſie an die ſchlechteſten Seiten des Volksgeiſtes, an ſein Heidenthum, ſeine Sinnlichkeit, ſeine Trägheit zum höheren Aufſchwung des Glaubens ſich hielt; aber im Fortſchritt der Bildung muß, weil ſie ſtatt des göttlichen Wunders das menſchlich Ungeheuerliche, an die Stelle des Gottmenſchen den römiſchen Menſchgott, an die Stelle der wirklichen Verwandlung in Kana die Scheinverwandlung in der Meſſe ſetzt, weil ſie das portentum ſtatt des miraculum giebt, dieſer Kirche die geiſtig entwickeltere Menſchheit entfremdet werden. Will die Prieſterſchaft nicht ſchließlich allein bleiben, ſo wird ſie den wirklichen Bedürfniſſen des Menſchenherzens Stillung ſchaffen, ſie zu Chriſto weiſen, mit einem Worte, ſie wird den Weg zum Gnadenſtuhl (Römer 3, 25) öffnen müſſen, ſtatt ihn durch die Schaaren der Vermittler zu verſperren, ſie wird die Bibel, ſei es in welcher beliebten Ueberſetzung, immer dem Volke in die Hand geben, es zum Verſtändniß derſelben anleiten, ſie wird die allgemein herrſchenden Misverſtändniſſe über den Ablaß, den Beichtſtuhl, die notoriſch unberührt gelaſſen werden, beſeitigen, ſie wird den Unterſchied zwiſchen den Sacramenten der Taufe und des Abendmahls etwa auch dem der Abſolution und andern Handlungen, die ſonſt in ihr ſo genannt werden, klar legen, jene Hauptſacramente in ihrer dominirenden Stellung anerkennen müſſen, ſie wird die Meſſe zum commemorativen Dankopfer umgeſtalten, den Laienkelch zurückgeben, kurz ſie wird thun müſſen, was einer neuen Reformation innerhalb der Kirche gleichſteht.

Man ſage nicht, eine ſolche Reformation wäre der Uebergang zum Proteſtantismus. Sie wäre vielmehr die Aufhebung deſſelben. Denn der Katholik kann nicht anders als zugeben, daß gegen die Kirche des vierten, ſelbſt noch des ſechsten Jahrhunderts Luthers Proteſtation nimmermehr würde ſtattgehabt haben. Er wird es nicht leugnen wollen, daß, was ſeit jener Zeit in der Kirche ſich geſtaltet und feſtgeſetzt hat, dem römiſchen oder vielmehr dem romaniſchen Boden entſproſſen und daß es im Kampfe mit dem Germanismus der Kaiſer zu ſeinen Steigerungen gelangt iſt. Folglich iſt eben das, wogegen Luther proteſtirte, das Nationale, das Beſchränkte, das Vergängliche, nicht das Univerſale, das Göttliche und

das Ewige in der Kirche. Germaniſcher Widerſpruch gegen den Romanismus iſt aber berechtigte Selbſtbehauptung, und wenn er Jahrhunderte brauchte, ehe er von dem Aeußerlichen (Weltherrſchaft, Kaiſerwahl, Verleihung der Pfründen, der Jurisdiction) im Mittelalter zum Innerlichen (Gleichheit im Abendmahl, im Gebrauche der Bibel) durch Huß und Wycleff und von da erſt zum Innerlichſten (Rechtfertigung durch den Glauben, Freiheit von Menſchenſatzung) gelangte, ſo iſt dennoch kein Zweifel, daß die deutſche Reformation nicht am Heiligthum frevelte, nicht das Göttliche in der Kirche angriff, ſondern die romaniſche Verwechslung des Ewigen mit dem Zeitlichen, des Geoffenbarten mit dem Nationalen. Der Glaube und ſein Bekenntniß ſind in der katholiſchen Kirche wie in der evangeliſchen das Allgemeine, das Menſchheitliche, denn ſie ſind jedes Menſchen Weg zu Gott und der Weg Gottes durch jeden Menſchen zu der Welt; hier giebt es keine Nationalität, ſondern eine Humanität, die um der Sünde und des Todes willen Gottes bedürftig und Chriſti bedürftig iſt; dies iſt die Katholicität der Chriſtenheit, die Niemand hindern, Niemand ſchaffen kann. Aber die Kirche iſt eine zeitliche Geſtaltung des Glaubens und Bekenntniſſes im Leben des Volkes und der Völker. Dieſes Leben iſt national verſchieden, die Kirche wird dieſe Verſchiedenheit offenbaren, ſie thut es auch als römiſch-katholiſche, ſie iſt verſchieden als ſpaniſche, franzöſiſche, italiäniſche, deutſche u. ſ. w. Darum bedarf es der Reformation, ſo oft und ſo lange noch Nationales in den Glauben, in das Menſchheitliche durch Verwechslungen ſich eingeniſtet hat. Das Romaniſche kann dem Germanen, das Germaniſche dem Romanen als Glaube, als Allgemeines, als Religion nicht zugemuthet werden. Der Proteſt dagegen iſt von innen, von der Innerlichkeit des Glaubens aus, aber nicht minder von außen her, von Seiten der mit Fremdem beläſtigten Nationalität berechtigt. In jeder Epoche, da ſich die Nation auf ihr eigenes von Gott gegebenes Weſen beſinnt, da ſie ihre berechtigte Eigenthümlichkeit mit Bewußtſein hervorhebt, wird dieſer Proteſt entſtehen. Nie war dieſes Bewußtſein auf deutſchem Boden auch nur annähernd ſo ſtark, lebendig und allgemein wie jetzt. Darum iſt eine Zeit der Umkehr vom Fremden zum Eigenen eingetreten. Eine deutſche katholiſche Kirche, wie wir ſie oben verlangten, iſt daher zunächſt

nur eine vom Romaniſchen befreite deutſche Kirche. Sie wird katholiſch ſein und bleiben, weil ſie glaubt und bekennt, was Alle glauben und bekennen, die Gott in Chriſto anrufen, ſie wird ſich deutſch nennen, weil ſie das Fremde, das Romaniſche von ſich gethan hat, ſie wird eine erneuerte Kirche ſein, aber deshalb doch nicht mit der proteſtantiſchen (evangeliſchen) zuſammenfallen. Sie wird vor ihr voraushaben ihre altgewurzelte biſchöfliche Verfaſſung mit dem ſtricteren Gehorſam der Geiſtlichen und Laien, den größeren Unterſchied der letzteren unter einander, obwohl ſie nicht mehr den Klerus als die Kirche, ſondern nur als Organ der Kirche erkennen wird. Sie wird ihre Meſſe, als das tägliche erinnernde und dadurch weihende Dankopfer, aber ohne Wandlung und Kelchentziehung, ſie wird ihre Beichte und Abſolution, aber nicht als richterlichen Act des Prieſters, ſondern als Verkündigung des Wortes Gottes, ſie wird die Mehrheit der Sacramente, aber in den meiſten, vor Allem in der Ordination und Ehe mit anderm Sinn, ſie wird ihre Bilder und Gedenktage der Heiligen, aber mit ſtärkſter Abweiſung der Vermittlung und der Anbetung, ſie wird ihre feſtlichen Tage, Proceſſionen, Bittgänge und vieles Andere behalten, aber ohne die bisherige romaniſche Bedeutung derſelben. Sie wird mit einem Worte die hiſtoriſche an alle Alter der Kirche angeknüpfte und zugleich die liturgiſche, die feiernde und die Flamme der Andacht hoch emporſendende Geſtalt der in Kirche verfaßten Chriſtenheit ſein. Wird ſie alſo nicht doch in ihrer Geſtalt ſehr verſchieden von der evangeliſchen Kirchengeſtalt bleiben? Landeskirchen in demſelben Sinn, wie die Evangeliſchen jetzt, wird ſie nicht haben, wohl aber in dem nationalen Sinne Einer großen deutſchen Kirche, deren Biſchöfe im National-Concil, welches einen Primas wählen kann, um die Einheit ſtärker zu repräſentiren, die Einheit darſtellen. Wo wäre da noch das Bedürfniß eines römiſchen Papſtes im jetzigen Sinn? Möchte immer der Biſchof zu Rom den geſchichtlichen Ehrenvorzug von allen National-Biſchöfen haben, in allen nationalen Concilien ein Recht des Erſcheinens, aber nicht der Leitung. So nur würde er ein gewiſſes centrum unitatis, ein unparteiiſches Tribunal in Gewiſſensſachen, vielleicht ſogar umgeben von Räthen und Biſchöfen aus allen National-Kirchen, die aber die Concilien, und nur auf längere Perioden, zu wählen und zu entſenden hätten.

Wir fragen, ob einer ſo ſich geſtaltenden deutſchen katholiſchen Kirche die Unmöglichkeit innewohnen würde, mit der gleichfalls einheitlichen evangeliſchen Kirche in eine Conföderation zu treten? Eine Union freilich wäre bei der doch bleibenden großen Verſchiedenheit unmöglich. Die katholiſche Kirche würde immer die Spuren ihrer weltgeſchichtlichen Entwicklung an ſich tragen, immer auch den andern nationalen weſentlich romaniſchen Kirchen verwandter bleiben als der evangeliſchen. Wir glauben aber, daß auch in den romaniſchen Landen die katholiſche Kirche nicht dieſelbe bleiben könnte, ſondern nicht minder in tiefere Verinnerlichung eingehen müßte und würde. Niemals wird zu erwarten ſtehen, daß im Norden und Süden das Angeſicht der Kirche genau daſſelbe ſein wird, ſondern Klima und Volk, Land und geſchichtliche Momente und Monumente werden ihren Einfluß üben. Aber die deutſche katholiſche Kirche wird, als dem Volke der tiefſten Innerlichkeit und der energiſchſten Wiſſenſchaft angehörig, ſtets eine ſegenbringende Vermittlerin des geiſtlichen Lebens für die außerdeutſchen National-Kirchen bleiben.

Wir dürfen uns nicht erlauben, dieſen Gedanken hier weiter zu verfolgen. Wir fragen nach dem deutſchen Chriſtenthum und müſſen ſagen, daß unſere katholiſchen Volksgenoſſen noch unter der Wucht des romaniſchen Chriſtenthums in der Kirche liegen. Es fällt uns nicht ein, das Allgemeine, das Menſchheitliche den katholiſchen Chriſten abzuſprechen und vom bloßen Widerchriſtenthum ihrer Kirche zu reden. Aber wir dürfen das harte Wort nicht ſcheuen, daß ſie am Afterchriſtenthum krank ſind, ſo lange ſie noch im Glauben ſelbſt Elemente haben, die nur der Kirche und ihrer Verfaſſung und daher unausbleiblich dem Nationalen angehören, hier dem Romaniſchen, in deſſen Kreis die Kirche ſich zunächſt gebildet hat.

Es iſt eine leidige Klage aller chriſtlichen Kirchen unſerer Zeit, daß das Bewußtſein und Herz der Kirchgenoſſen zumeiſt mit Politik, mit Nationalwünſchen und Nationalhoffnungen angefüllt iſt, daß alſo die deutſche, die eigene Nationalität mit ihren Aſpirationen an die Stelle getreten iſt, wo die Religion, der Glaube wohnen ſollte. Daß dies ein unbewußtes Heidenthum; eine Vergötterung des Endlichen, Geſchaffenen iſt, leuchtet ſofort ein. Daß dieſes

Uebel nicht geringer ist, als die bigotteste romanisch-katholische Frömmigkeit, daß es, wenn es fortbesteht und fortwächst, die Verödung der Herzen, der Familien, ja der Untergang des Volkes werden muß, stehen wir nicht an, auszusprechen. Nicht die deutsche Nationalität soll an die Stelle der romanischen im Herzen unseres Volkes treten, sondern keiner Nationalität soll das innerste Heiligthum der Seele gehören, vielmehr dem lebendigen Gott, dem ewigen Leben, dem menschgewordenen Sohn Gottes Jesu Christo und somit der ächten wiedergebrachten, göttlich erneuten Humanität. Der Kampf gegen den Götzendienst der Nationalität ist aller christlichen Religion und Kirche gemeinsam, der katholischen und der protestantischen. Verstummen müßten allerdings Triumphlieder wie das des Grafen Montalembert über die Wiedergeburt der katholischen Kirche*), über den Untergang des Gallicanismus in Frankreich, und der Eigenthümlichkeit der deutschen, der spanischen, der portugiesischen Kirche. Er fordert zwar die innere Wiedergeburt der Kirche in Glauben, Liebe und Frömmigkeit. Aber was meint er damit? nichts als Vereine, Congregationen, Mönchsorden, also wieder Dinge, die Aeußerlichkeiten sind; nicht ein Hauch vom Verhältniß der Seele zu dem lebendigen Gott ist in diesen stolzen Tiraden des Römlings zu spüren. Von solchen Verfälschern der Religion und Declamatoren der Kirche sich frei zu machen, muß das Erste sein, wenn die katholische Kirche ihren wahren innersten Kern wieder findet. Hören muß man auf die ernsten Stimmen, die sich gegen das Beharren auf der bisherigen Bahn warnend erheben, auch wenn sie schneidend und nicht immer billig reden.**) Noch mehr aber, wenn sie mit Liebe der katholischen Kirche zugewandt sind.***) Wohl erwägen muß man die Thatsachen der Geschichte, welche das Papalsystem als unverträglich mit dem nationalen Staate erweisen und seine feindseligen Thaten gegen denselben

*) Die katholischen Interessen im XIX. Jahrhundert, übersetzt von Schmitz Regensburg, 1853 S. 33 ff.

**) Wir meinen solche wie Ewald: über Deutschlands allgemeine Mängel. 1860. S. 10 ff.

***) Wie Leopold Schmid: Ultramontan oder katholisch? Gießen, 1867.

uns vorhalten.*) Man muß aufhören und, wenn das ultramontane Weſen dem deutſchen gewichen ſein wird, man wird aufhören, ſo grob lügenhaft auch gegen die Behandlung des Katholicismus in Preußen zu ſchreiben, welches der katholiſchen Kirche ihre freie Bewegung zurückgegeben hat, und in frechſter Weiſe ſogar in Zahlen zu täuſchen.**) Auch Reden, wie ſie geiſtreiche Oberhirten der katholiſchen Kirche führen, können über die Kluft nicht hinweghelfen, welche der Romanismus zwiſchen der evangeliſchen Chriſtenheit und der jetzigen katholiſchen Kirche aufgethan hat, ſie erweitern ſie vielmehr, wenn ſie die Verminderung der weltlichen Macht und des Reichthums der römiſch-katholiſchen Kirche in Deutſchland durch die Entwicklung des modernen Staates als die von Chriſto geweiſſagten Verfolgungen ſeiner Kirche durch die Welt darſtellen.***) Auch die lockenden Stimmen werden dann nicht mehr ertönen, die den Proteſtanten die einfache Rückkehr zu der allein wahren Kirche erleichtern wollen und verhüllende Mäntel über die Riſſe und Klüfte werfen und Alles in dem Unklaren laſſen, worin es bisher für die Meiſten geweſen,†) ja den Muth haben, auf die Wiſſenſchaft ſich zu berufen für die Behauptung, daß der gegenwärtige Katholicismus und ſeine Sacramentsfeier bis in die Zeiten der Apoſtel zurückreiche. — Mit dieſen üblen Künſten müßte es ein Ende haben.

Noch entſchiedener aber müßte es mit der Mariolatrie ein Ende haben, die es einem Lehrer an einem deutſchen Prieſterſeminar möglich machte, von einer Erlöſung des weiblichen Geſchlechts durch die Maria (im dogmatiſchen, nicht im culturhiſtoriſchen Sinne,) ſogar davon zu ſprechen, daß die Frauen im Abendmahl den Leib

---

*) In trefflicher Darſtellung von H. J. Schmidt: Darſtellung und Widerlegung der Prätenſionen Roms gegen die Evangeliſchen. Stuttgart, 1855. S. 28 ff. S. 35 ff.

**) Wie die: Beleuchtung der Parität in Preußen auf dem Gebiete des höheren und mittleren Unterrichts. Freiburg 1862. Widerlegt in: die Parität in Preußen und die ultramontane Partei. Düſſeldorf 1862.

***) Biſchof v. Ketteler a. a. O. S. 157 ff. vergl. Volkmuth: Herr von Ketteler, Biſchof von Mainz und der „ſogenannte Beruf Preußens". Berlin 1867, beſonders S. 1 ff. 64 ff.

†) Worte der Verſtändigung und Verſöhnung an die Proteſtanten Deutſchlands. Von einem deutſchen Katholiken. Freiburg 1868.

der Maria essen,*) und mit dem übertriebenen Nachäffen französischer Pfaffen, die so weit gehen, die Maria die Gattin des himmlischen Vaters zu nennen.**) Auch der Jesuiten-Orden mit seiner Gegnerschaft gegen katholische Wissenschaft, auch gegen die Theologie, müßte aufhören, zu den anerkannten Institutionen der Kirche zugehören.***)

Wir sagen noch einmal, daß dies keine Protestantisirung der katholischen Kirche, sondern eine Verjüngung von ihrem innersten besten Leben aus wäre. Natürlich wird eine so gestaltete und neu belebte Kirche durch ihr historisches, liturgisches und einheitliches Wesen eine mächtige Anziehung auf viele Gemüther üben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Uebertritte zu ihr von der evangelischen Seite her sich in großem Maße mehren würden. Allein es wäre kein Grund mehr, sie zu wehren und zu hindern, vielmehr müßte der freien Anziehung der Gemüther in beiden Kirchen, der katholisch-deutschen und der evangelisch-deutschen, freie Bahn gelassen werden.

Nun aber zurück zum deutschen Christenthum. Daß es der römische Katholicismus in seiner bisherigen Gestalt nicht sein kann, haben wir gezeigt und sind erbötig, wenn es erforderlich wird, an anderem Orte es noch weiter zu zeigen, nicht um zu verletzen und zurückzustoßen, sondern um eine tiefe Wunde des deutschen Lebens wo möglich heilen zu helfen. Ein Blick in die Geschichte sagt uns, daß das Christenthum nach Deutschland nicht zuerst von Rom, sondern von Irland kam. Dahin war es schon in der Zeit seiner Reinheit, vielleicht durch den Apostel Paulus selbst oder Solche, die durch ihn zu Rom gläubig geworden waren, ja nach einigen Spuren sogar aus dem Morgenlande gelangt und hatte sich ausgebreitet.†) Wenigstens war im Jahre 303 nach Christo in der

*) Lau, Warnung vor Neuerungen und Uebertreibungen in der katholischen Kirche Deutschlands. Luzern 1855. S. 2.

**) S. Bordas-Demoulin: les pouvoirs constitutifs de l'église. Paris 1855. p. 69. und besonders der Abbé le Guillon: Mois de Marie. 7. édition. (approbirt von Bischöfen). Paris 1851. p. 298 ff. Der Abbé Duclot: la lyre de Marie p. 94 u. a. m.

***) Lau a. a. O.

†) Baxter the church history of England, London 1849, p. 1 ff. Lathbury: history of the convocation of the church of England. London 1853 p. 3 ff.

diocletianiſchen Verfolgung das Chriſtenthum in Britannien ſtark genug, um eine Schaar von Märtyrern zu liefern.*) In das Frankenreich gingen die Männer des Glaubens und der That von dort aus und ſchufen Mittelpunkte chriſtlicher Miſſion. Auch in dieſem war ſchon unter der römiſchen Herrſchaft und in deren Bereich eine Zahl chriſtlicher Gemeinden vorhanden geweſen.**) Daß an dieſe die ſogenannten Schotten (Irländer und Britten) noch anknüpfen konnten, iſt unwahrſcheinlich. Die Völkerwanderung mit ihrer Menſchenzerſtörung lag dazwiſchen. Aber ſoviel iſt gewiß, daß Bonifacius, der erſte mit Rom feſt verbundene Verkündiger des Chriſtenthums in Deutſchland, dieſes ſchon überall antraf, und zwar in der freieren vom Papſt unabhängigen, der falſchen Aſceſe z. B. in der Prieſterehe fremden, noch viel mehr auf das Bibelwort als auf Tradition werthlegenden Geſtalt, wie es ſich vor dem ſechsten Jahrhundert allenthalben vorfand.***) Was man auch immer von Bonifacius' Werk als einem geſegneten für Deutſchland mit Recht rühmen mag, Gründer des Chriſtenthums und ſeiner Gemeinden iſt er nicht geweſen, wohl aber Gründer der Kirche, und zwar hier, weil der Stoff noch zu ungefügig war, nach romaniſchem Muſter und mit Oeffnung ihres innerſten Herzens für den römiſchen Zufluß. Es iſt alſo eine deutſch-katholiſche National-Kirche in ihren Anfängen ſchon einmal dageweſen. Ebenſo iſt nicht zu leugnen, daß unter Carl dem Großen und ſeinen nächſten Nachfolgern die Kirche dadurch als nationale erſchien, daß der Kaiſer viel mehr als der Papſt ihr oberſtes Haupt war. Erſt als die Kaiſer im Kampfe mit den nach Welt-

*) Ebendaſelbſt p. 16.

**) Die Nachweiſungen in Friedrichs: Kirchengeſchichte Deutſchlands. Bd. 1. Bamberg 1868.

***) Rettberg: Kirchengeſchichte Deutſchlands, Bd. 1, Göttingen 1848, S. 317 ff. Bd. 2, S. 39 ff. S. 186 ff. 299 ff. 505 ff. Hefele: Geſchichte der Einführung des Chriſtenthums im ſüdweſtlichen Deutſchland. Tübingen 1837. Fiſcher: Mittheilungen aus der älteren Miſſionsgeſchichte von Schwaben, Bayern und Franken. Nürnberg 1853. Heber: Die vorkarolingiſchen chriſtlichen Glaubensbelden am Rhein. Frankfurt a. M. 1858 u. a. m. Dem Biſchof Greith (Geſchichte der alt-iriſchen Kirche, Freiburg 1867) iſt es nicht gelungen, die Welt eines Andern zu belehren, daß nämlich die alte Kirche Irlands ſchon eine Papſtkirche geweſen. Er verwechſelt die ſpäteren Zurückdatirungen mit conſtatirten Thatſachen.

herrſchaft trachtenden Päpſten unterlagen, war es mit der Nationalität der Kirche ganz zu Ende, und was davon übrig war, flüchtete ſich in die Secten und Geheimbünde. Wie die kirchlichen Biſchöfe Fürſten des Reichs wurden und auch dem Reiche, das noch viel weniger das fremd Nationale ertragen konnte, daſſelbe zubrachten, wie dem nationalen Einheitsſtreben ſtets das romaniſche Entzweiungsprincip entgegenwirkte, wie ſeit Carl V. das Wälſchthum ſeinen Lauf begann, haben wir früher geſehen.

Daß gleichwohl auch in dieſer Zeit Gutes und Großes geſchehen, daß die Kirche an der Germaniſirung der Slawen in ihrem Theil durch Chriſtianiſirung, die aber zugleich Romaniſirung war, mitwirkte, ſoll nicht in Abrede geſtellt werden. Aber es ſoll auch nicht vergeſſen werden, was die deutſchen Staaten, der preußiſche voran, für die katholiſche Kirche gethan; wie ſie dieſelbe geſchützt und gepflegt haben, auch wenn Herrſcher und Mehrzahl des Volkes Proteſtanten waren, wird lange nicht genug anerkannt. Nach dem weſtphäliſchen Frieden waren es die Fürſten, beſonders der große Kurfürſt, welche den katholiſchen Unterthanen am liebſten freie Religionsübung geſtatten wollten, und nur durch die Bevölkerungen und Stände daran gehindert wurden*). Friedrich der Große ſetzte ſie durch und ließ die Hedwigskirche zu Berlin als Parochialkirche mit einem Propſte entſtehen. Ueberall wurden neue Bisthümer gegründet, und nach der Erwerbung Schleſiens wurden die Rechte der katholiſchen Parochieen bis zu einer unbilligen Verkürzung der Evangeliſchen unter den Schutz des Staates genommen**). Nicht anders in Weſtpreußen, wo nie die Unterdrückung der Evangeliſchen verſchwand. Das Allgemeine Landrecht gab der katholiſchen Kirche, weil es überhaupt kein tieferes Verſtändniß der Kirche in ſich trägt, keine ſcharf beſtimmte Stellung im Staate und ließ viele wichtige Rechtsfragen dunkel. Wir werden aber ſchwerlich des Irrthums bezichtigt werden, wenn wir behaupten, es habe der Auslegung zu Gunſten der katholiſchen Kirche mehr Handhaben geboten, als der entgegengeſetzten, und habe blos die Allgewalt des Staates zum Nachtheil jeder Kirche zu hoch geſtellt. Friedrich

*) Laspeyres: Geſchichte der heutigen Verfaſſung der katholiſchen Kirche Preußens. Bd. 1. Halle 1840. S. 92 ff.

**) Ebendaſ. S. 365 ff.

Wilhelm III., eben derſelbe König, welcher in dem Kölner Kirchenſtreit ernſte Maßregeln ergriff, hat durch ſeine ganze Regierungszeit die Befreiung der katholiſchen Kirche von jedem unwürdigen Drucke angeſtrebt und in dem mit Rom abgeſchloſſenen Concordat ihr eine große Entwicklungsbahn geöffnet. Friedrich Wilhelm IV. aber iſt noch weiter gegangen und hat ſo ziemlich alle Reſtrictionen beſeitigt, welchen die katholiſche Kirche von Seiten des Staates noch unterlag, ſo daß ſie freier als die evangeliſche Landeskirche ſich bewegen konnte. Die Verfaſſung von 1850 hat ihr die ſelbſtändige Verwaltung ihrer Angelegenheiten ohne alle Beſchränkung gewährt, und es iſt eine unleugbare Thatſache, daß Preußen, das Land, in welchem der moderne deutſche Staat ſeine vollſte Entwicklung hat, auch zugleich dasjenige iſt, in welchem die katholiſche Kirche ihre weſentliche Eigenthümlichkeit am wenigſten beſchränkt ſieht*). Sollte nicht ihm vorbehalten ſein, den Wunſch ſeines erſten Hohenzollern, die Wiederherſtellung der deutſchen Kirche, anzuſtreben?

Wer kann das Teſtament des Kurfürſten Friedrich II. von 1445 leſen, ohne in ihm einen Vorläufer der Reformation Luthers zu bewundern und in ihm den deutſchen katholiſchen Fürſten zu ſehen, der ſich echt und einfach in den Glauben an Jeſum Chriſtum verſenkt?**). Kann man die Worte des gewaltigen Albrecht Achilles gegen den über ihn verhängten päpſtlichen Bann vernehmen, ohne das reformatoriſch deutſche Element in dem Hauſe Hohenzollern zu ahnen?***) Kann man die Briefe des Herzogs Albrecht von Preußen durchgehen, ohne die echte Frömmigkeit zu

*) Die Anerkennung dieſer Thatſache und den Wunſch, daß es überall werde, wie in Preußen, drückt eine Auctorität der deutſchen Katholiken, Biſchof von Ketteler, a. a. O. S. 118 aus, und die Thatſachen, welche unſere oben geäußerte Ueberzeugung ſtützen, finden ſich geſammelt in: Offenes Sendſchreiben an den Herrn Erzbiſchof von München-Freiſing. München 1867. S. 18 ff. Was die Hohenzollern auch für die katholiſche Kirche gethan, davon zeugt (Nicolovius): Erinnerungen an die Kurfürſten von Brandenburg und Könige von Preußen aus dem Hauſe Hohenzollern hinſichtlich ihres Verhaltens in Angelegenheiten der Religion und Kirche. Hamburg 1858.

**) Nicolovius, a. a. O. S. 16 ff.

***) Ebendaſelbſt, S. 26 ff.

rkennen, die ihn trotz der romaniſtiſchen Richtung des Kurfürſten Joachim I. der Reformation in die Arme zog?*) Der zweite Joachim hatte den Zug zu einer von der lutheriſchen noch verſchiedenen Reformation der Kirche, zu ihrer Germaniſirung. Er war es, der die Reformation in ſeinen Landen gewähren ließ, aber, um den Riß mit der katholiſchen Kirche zu mindern, in allen Formen ferner ihr nahe bleiben wollte. Die nachherige feſtere Anſchließung an die ſächſiſche Reformation unter Johann Georg und das Eingehen in die unſeligen inneren Zwiſte des Proteſtantismus unter Joachim Friedrich wie die ſchwankende Haltung Georg Wilhelms übergehend weiſen wir auf die ſpäteren preußiſchen Monarchen als auf ſolche hin, die eben ſo gut von den Katholiken, als von den Proteſtanten Deutſchlands mit dankbarer Verehrung betrachtet werden müßten. Aber nie hat einer von ihnen die Aufgabe Preußens verkannt, dem deutſchen Volke ſeine eigenſte Geſtalt auch im religiöſen Gebiete zu vermitteln. Von dieſem Geſichtspunkte aus haben die reformirten Kurfürſten und Könige ſeit Johann Sigismund (1613) das friedliche und harmoniſche Zuſammenleben ihrer evangeliſchen Unterthanen, wo möglich die Vereinigung derſelben in Eine Kirche angeſtrebt, und zwiſchen der vereinigten evangeliſchen und der katholiſchen Kirche ein gutes Verhältniß zu ſchaffen geſucht. Die jetzige Stellung Preußens in Deutſchland legt ihm die Pflicht noch viel dringender auf, nicht die bisherige, durch das Papſtthum in ſeiner italiäniſchen Landherrſchaft entſtellte, ſondern die echte episcopale und deutſche katholiſche Kirche zu fördern. Ob dieſer Aufgabe gegenüber der Gedanke der Gründung einer Nuntiatur in Berlin, in Vergleichung mit dem Thun der bisherigen preußiſchen Herrſcher, nicht ein ſchlimmer Rückſchritt wäre, läßt ſich Angeſichts der bisherigen Geſchichte der päpſtlichen Nuntien in Deutſchland wohl fragen.

Wir erlaſſen es uns, die übrigen deutſchen Staaten in dieſer Beziehung zu beſprechen, da ja, wenigſtens für die Zukunft, Preußen wahrſcheinlich der muſtergültige Staat ſein dürfte.

Das Geſagte kann hinreichen, um die Furcht zu beſchwichtigen,

*) Ebendaſ., S. 40 ff. und Sixt: Petrus Paulus Bergerius. Wir citiren nicht weiter aus Nicolovius, dem das Obige meiſt angehört.

die katholiſche Kirche, von ihrem römiſchen Einheitspunkte getrennt, mit der deutſchen Nationalität in engen Verband getreten, in ihrer Verfaſſung germaniſirt, werde von dem ſtaatlichen Nationalleben verſchlungen oder erdrückt werden. Je ſtärker die Kirche das Menſchheitliche, das Allgemeine, d. h. den Glauben ihrer Glieder, das religiöſe Leben entwickelt, deſto ſicherer wird ſie vor ſolcher Unterdrückung ſein, ſie wird alſo bei der Freiheit ihrer Selbſtverwaltung dieſe Sicherung in ſich ſelbſt tragen. So wenig aber die Nationaliſirung der Kirche in der Seite ihres Lebens, die dem Nationalleben zugekehrt iſt, nämlich der Verfaſſung, ſie dem eigenen germaniſchen Staate unterwirft, eben ſo wenig hindert ſie auch die Gemeinſchaft mit allen Kirchenabtheilungen ihres Glaubens auf der ganzen Erde, die Univerſalität der Kirche. Denn dieſe beſteht und beruht ja nur im Glauben und Bekenntniſſe. Wird dieſes denn in allem weſentlich Chriſtlichen ein anderes werden? Freilich, wenn in Deutſchland z. B. der Chriſtianismus den Marianismus verdrängte, in Frankreich aber und Spanien dieſer fortbeſtände, ſo wäre zwiſchen beiden Abtheilungen der Kirche eine Verſchiedenheit eingetreten. Wird denn aber dieſe bleiben? wird nicht vielmehr die deutſche katholiſche Kirche blos den Vortritt in dieſem Zurückgehen in die Innerlichkeit der Religion gewonnen haben, und werden ihr nicht aus gleichen Urſachen, wenigſtens bei den national bewußten Völkern, in Frankreich, in Italien, die Schweſterkirchen nachfolgen? Die Einheit wird daher mit der Freiheit der Kirche fortbeſtehen, und letztere wohl auch in Frankreich, wo ſie nicht wahrhaftig beſteht, erſt der deutſchen Schweſter nacheifern. Denn dort wie hier wird es zur Erkenntniß kommen, daß nur eine Kirche, welcher das Volk wirklich im Glauben und Bekenntniß angehört, in der That eine Kirche iſt und ein feſtes und heiligendes Band auch für die Einheit und die Kraft der Nation. Wird ſie nicht eben dadurch von Volk zu Volk eine Erhalterin des Friedens ſein, indem ſie in dem höheren Geiſtesleben, das ſie erſchließt, die kleinlichen Intereſſen des Ehrgeizes, der Eitelkeit, des Neides und Hochmuths überwindet?

Allein immer beſtände ja noch der Riß zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus. Dieſem letzteren, der eigenen Kirche, wenden wir unſere Betrachtung zu.

Die Reformation Luthers und Melanchthons — denn es ist unmöglich, die beiden Männer zu trennen — hat eine doppelte, ja eine dreifache Quelle. Sie ist einerseits die Reaction des Germanismus gegen den Romanismus, die Befreiung und das sich Wiederfinden des deutschen christlichen Gewissens aus einer langen Gefangenschaft und Alteration, andererseits die Erhebung der innerlichen Frömmigkeit und des Gottesbewußtseins der Erlösung durch Christum gegen die Veräußerlichung, also der Religion gegen die sie nicht mehr darstellende, sondern erdrückende Kirche, der nothwendig siegreiche Kampf des Glaubens gegen die Auctorität der Menschen, in der Tradition und Hierarchie verkörpert, des Menschheitlichen gegen das blos Nationale, und endlich dritterseits die Kritik der Gesammt-Intelligenz der Geschichte gegen die falsche Concentration des Geistes im Mittelalter, also des Humanismus gegen die Scholastik. Keines dieser Elemente der Reformation darf übersehen werden, wenn sie recht verstanden werden soll. Innerhalb der religiösen Anschauung und der Theologie der katholischen Kirche vor der Reformation bewegten sich die mannigfaltigsten Gegensätze. Die Lehren von Prädestination und Freiheit, von tieferer und oberflächlicher Fassung der Sünde, von göttlicher und menschlicher Wirkung in den Dingen des persönlichen Heils, die Lehre von der Kirche als einziger Heilsvermittlerin, vom Verdienste menschlicher Leistungen, die Lehre von der Hierarchie und dem Papst, selbst die Lehre vom Ablaß und der Sündenvergebung, von der Gewißheit oder Ungewißheit des Gnadenstandes, von der Bibel und ihrem Verhältniß zur Tradition, die Lehre von der Person und Stellung der Maria, sie waren in der Kirche in verschiedenen Abschattungen vorhanden, und manche von ihnen blieben auch durch das tridentinische Concil selbst unbestimmt*). Alles aber, was mit den Kernlehren der Reformation sich berührte, wurde dort auf Betrieb der päpstlichen Curie zu einem klaren Ausdruck in soweit gebracht, daß diese Kernlehren

*) Lämmer: Die vortridentinisch-katholische Theologie des Reformations-Zeitalters. Berlin 1858, verglichen mit Werner: Geschichte der thomistischen Theologie in: Thomas von Aquino. Bd. 3. Regensburg 1859. Besonders aber Dorner: Geschichte der protestantischen Theologie. München 1867. S. 38 ff.

als häretiſch ausgeſchieden wurden. Hier trennte ſich die römiſche Kirche in einem großen Maße, aber doch nicht ganz von dem Schriftgrunde der göttlichen Offenbarung in der Bibel, der menſchheitlichen Seite des Chriſtenthums, dem eigentlichen Glauben und Empfangen des Göttlichen, und warf ſich der Verfaſſung, dem Romaniſch-Nationalen in die Arme; die Lehre von der Kirche wurde das allbeherrſchende Dogma, auf dem erſt alle anderen ruhten. — Eine ſittliche ernſte Richtung auf Beſſerung des Lebens in der Kirche, auf Reformation des Clerus war mit dieſer Losſagung verbunden und verdeckte den furchtbaren Schritt, welcher in Trient geſchehen war, vor den Augen Vieler.

In Deutſchland aber war durch die Löſung des Reichs und Kaiſerthums von Rom, durch die Vorgänge in Böhmen und in England, durch die Concilien zu Conſtanz und Baſel, das Bewußtſein der Kluft längſt erwacht geweſen, welche das Deutſche vom Römiſchen ſchied. Es waren der Stimmen viele und mächtige geworden, welche die Innenwelt als das wahre Gebiet der Kirche bezeichneten, und in myſtiſcher Zurückziehung war dieſelbe Vielen zur Heimath, die Kirche mit ihren Beſtrebungen aber zum bloßen Symbol dieſes geiſtigen Gottesdienſtes, oder gar zur Welt und Verkehrung deſſelben geworden. Wie ein geſunder Lebensſtrom brach die von Luther verkündigte Hauptlehre der Schrift von der alleinigen Gerechtigkeit durch das im Glauben ergriffene Verdienſt Chriſti hervor, und im deutſchen Volke wurde er aufgenommen, als wäre das ureigene Sehnen und Suchen des germaniſchen Gemüthes jetzt erſt geſtillt und zugleich zum klaren Bewußtſein gebracht. Hier war weder myſtiſche Wegwerfung der Kirche und ihrer mit dem beſten Leben der Nation ſich mengenden Geſtalt, noch ein Erdrücken des Geiſtes unter dem maſſigen Steinbau der Kirche als des fertigen Gottesſtaats. Hier hatte das nationale und das bürgerliche Leben ſein ungekränktes Recht und ſeine ſittliche, ja auf die Ordnungen Gottes geſtützte Heimath, hier trat die Perſönlichkeit mit ihrer Angſt um die Ewigkeit, wie Fichte es ausdrückt, mit ihrer Schuld und mit ihrem Gnade-Bedürfniß vor ihren Gott und durfte in Chriſto ihm ſelbſt nahen und durch Gemeinſchaft mit ihm eine neue werden, hier fand der Hausſtand neben dem Lehrſtand der Kirche und dem obrigkeitlichen im Staat ſeine geheiligte Stelle,

hier war für alles Streben der Erkenntniß der göttlich geordnete Gang, der Weg und das Ziel bereitet, kurz, alles wahrhaft Menschliche, wie es im germanischen Charakter so stark ausgeprägt war, wurde zu seinem Rechte, an dem Ausbau des Reiches Gottes mitzuarbeiten, wieder emporgehoben*).

Die lutherische Reformation und ihre religiöse und sittliche Anschauung aller Verhältnisse des Lebens erwies sich als die deutsche auch dadurch, daß sie, wenn ihr nicht äußerer Widerstand entgegengetreten wäre, ohne allen Zweifel sofort ganz Deutschland würde für sich gewonnen haben. Das stärkste Hinderniß dieser Theilnahme Deutschlands war aber dennoch nicht der Widerstand des Kaisers und einzelner Reichsfürsten, sondern die Abneigung der Bischöfe der Kirche. Hätten sie die Fahne der Reformation mit ergriffen, so war binnen Kurzem die deutsche Kirche fertig, und über ihre Verfassung zu einer bischöflich geleiteten mit einem National-Concile wäre keine weitere Frage gewesen. So aber war die Reformation innerlich aufgehalten und gestört. Sie hätte zwar auch ohne dieses Hinderniß nach ihrem ganzen innerlichen, wesentlich religiösen Charakter nicht vermocht, die richtige Verfassung der Kirche als durch den Glauben erfordert, als Dogma zu behandeln, sondern im Bewußtsein der Fülle des Lebens, welches ihr aus der heiligen Schrift und dem durch sie erfüllten Glauben sprudelte, immer die zeitliche, durch nationale Factoren mitbedingte äußere Gestalt der Kirche für das Untergeordnete erklärt. Sie hatte es vor Allem mit dem Glauben des Volkes und mit der Verkündigung der wahren Lehre, der geoffenbarten Heilswahrheit zu thun. Hätte sie hier überall das unverfälschte und ungemischte deutsche Volksgemüth vor sich gehabt, wie viel leichter und erfolgreicher wäre ihre Arbeit gewesen! Aber sie begegnete gerade da, wo am meisten noch eine frühere Vorbereitung in reinerer Schriftwahrheit von ferne her nachwirkte, in den Landen des Rheinstroms und im südlichen Deutschland, der stärkeren Einwirkung des romanischen oder doch celtischen angrenzenden Volksgeistes; der fränkische und in geringe-

*) Dorner, a. a. O. S. 251 ff. Eilsberger: Luther als ein Deutscher. Berlin 1868. S. 19 ff. und die S. 52 ff. abgedruckten Stellen aus Albrecht Dürers Tagebuch und Fichtes Reden an die deutsche Nation.

rem Grade auch der ſchwäbiſche Stamm waren für dieſe Einwirkung offen. Da aber, wo Luthers Reformation am unmittelbarſten wirken konnte, hatte ſie es im Oſten des Elbſtromes mit urſprünglich ſlawiſchen, nur erſt vor 4—500 Jahren germaniſirten nur in den Städten und in der Mehrzahl des Adels von reinem Germanismus durchſetzten Bevölkerungen zu thun. In dieſen war die Lehre und Ordnung der katholiſchen Kirche in ihrer bereits weit gediehenen Romaniſirung unmittelbar auf das rohe Heidenthum gefolgt, und daher das Volksleben nicht mit gehöriger Kraft von der ethiſchen Innerlichkeit des Chriſtenthums berührt worden. Sie hatten mehr der Kirche ſich gefügt, unterworfen, aſſimilirt, als die Religion des Chriſtenthums in ſich aufgenommen. Die Reformation hatte daher hier ein Werk zu thun, das an anderen Stellen Deutſchlands ſchon geſchehen war, das ganze heidniſche Denken, Anſchauen, Fühlen erſt chriſtlich umzugießen. Die Arbeit nahm daher den Charakter der Schule faſt mehr, als den der religiöſen Herzensergreifung und Erneuerung an. Erſt in dem Maße, als in dieſen Oſtgegenden die Germaniſirung fortſchritt und durchgriff, konnte auch die Theilnahme an dem deutſchen Religionsleben in der lutheriſchen Geſtalt ſich allgemeiner durchſetzen. Es darf dies nicht vergeſſen werden, um die in der lutheriſchen Kirche hervortretende „Katechismusſchule“ und den bald in ihr erſcheinenden überwiegenden Intellectualismus in der Lehre zu begreifen. Nur in der Mitte Deutſchlands, in dem ſächſiſch-thüringiſchen Stammgebiete mit ſeinen Miſchungen, hatte die Reformation ihr wahres Gebiet unmittelbarer Wirkung. Hier war ſie zugleich innerlich und national, und von hier aus entfaltete ſie ihre Kraft, ſie war recht eigentlich ſächſiſche, und darum deutſche Reformation. Die Aufgabe der Germaniſirung der Slawen fiel nunmehr ihr hauptſächlich zu, und es mag ſein, daß ſie zu viel von den Erforderniſſen für dieſe Aufgabe ſich beherrſchen ließ. Aber ſo lange Luther in friſcher Kraft wirkte, überwog doch über alle anderen Elemente die rein religiöſe Frage, die Sorge um das Heil der Seelen und deſſen Ergreifung in Chriſto. Die echteſte Urgeſtalt der lutheriſchen Anſchauung iſt und bleibt daher, was man hernach die beiden Principien der proteſtantiſchen Kirche genannt hat, die Rechtfertigung durch den Glauben allein und die Zugänglichkeit der geoffenbarten

Wahrheit für jeden Chriſtenmenſchen. Mit beiden war dem deutſchen Geiſte eine Genüge gegeben, dort für ſeine Gemüthstiefe und Innerlichkeit, hier für ſein ſtarkes Bewußtſein der Perſönlichkeit, die aber beide aufs innigſte zuſammenhängen. Es war ſomit die germaniſche Nation weltgeſchichtlich beſtimmt und vorbereitet, um dieſe reinere, dem Urchriſtlichen gemäße und doch auf alle Menſchen anwendbare chriſtliche Grundanſchauung zu tragen. Es war ebenſo die deutſche Nationalität, welche Luthern hervorgebracht, als er der deutſche Mann, welcher ſein Volk zu ſeinem eigenſten Selbſtbewußtſein geführt hat. Die lutheriſche Reformation mit ihrem idealen Realismus, wie er ſich in der lutheriſchen Auffaſſung der Abendmahlslehre ausſpricht, die ja ſo recht als die Unterſcheidungslehre gefaßt wird, war dem Kerne der deutſchen Nation, dem ſächſiſch-thüringiſchen Typus ebenſo, wie dem ſchwäbiſch-baieriſchen, gemäß; nur der fränkiſche bildet die Vermittlung mit dem romaniſchen Elemente. Es iſt merkwürdig zu beobachten, daß die reformirte Kirche, deren Urſprungsgebiet in ihrer erſten Geſtalt die rhätiſch-alemanniſchen Kantone der Schweiz waren, die in ihrer zweiten Geſtalt romaniſchen Urſprungs iſt, nur in dieſer letzteren, nicht in der erſteren Eingang in Deutſchland gefunden hat. Nur Eine Mitwirkung der Zwingli'ſchen Formation fand ſtatt, eine Miſchung derſelben mit der lutheriſchen, in der Reformation Würtembergs und des Elſaſſes. Aber auch dieſe Miſchung wurde durch die lutheriſche Reformation überwunden, welche ſogar tief in die Schweiz eindrang, und welcher die erſten kraftvollen Reformationsbewegungen in Frankreich gleichfalls angehörten*). Nur ſo weit der fränkiſche Stamm in Ober- und Niederdeutſchland reicht, hat die Calviniſche ſpätere Form der reformirten Kirche Eingang in Deutſchland gefunden, weil dieſer Stamm mit dem franzöſiſchen urverwandt und dem Romaniſchen zugänglich war und noch jetzt iſt. Selbſt der Uebertritt des brandenburgiſchen Kurfürſten Johann Sigismund zu der reformirten Confeſſion war nebſt dem Streite in Deutſch-

*) Hundeshagen: Die Conflicte zwiſchen Zwinglianismus, Lutherthum und Calvinismus in der Berniſchen Landeskirche. Bern 1842. — und von Polenz: Geſchichte des franzöſiſchen Calvinismus. Bd. 1. Gotha 1857. S. 167 ff.

land zwiſchen der ſtrengeren und der milderen (Melanchthoniſchen) Auffaſſung des Lutherthums ſeinem Aufenthalte in den rheiniſchen Fürſtenthümern und ſeinem Verkehr mit Holland, alſo dem niederdeutſch-fränkiſchen und flämiſchen Elemente zu verdanken. Ohne dieſe außerdeutſche Reformation, welche in ihrer erſten Zwingliſchen Form ganz den trocken verſtändigen, ſittlich ernſten, aber gemüthsärmeren Schweizer-Charakter verrieth und daher Luthern als ein ganz anderes, fremdes Gewächs erſchien („Ihr habt einen anderen Geiſt!"), und beſonders ohne das Entſtehen der zweiten romaniſchen Geſtalt derſelben durch Calvin wäre in Deutſchland nie der Kampf der proteſtantiſchen Confeſſionen entſtanden, und die Kraft und Macht des lutheriſchen Evangelismus wäre herrſchend geblieben und hätte auch politiſch dem römiſch-katholiſchen Theile Deutſchlands, auch dem Kaiſer, die Spitze bieten und ſelbſt die Gegenreformation verhindern können. In ſofern müſſen wir das reformirte Element als ein Deutſchland fremdes, und ſein Eindringen als ein Unglück betrachten. Es darf aber nicht vergeſſen werden, daß daſſelbe in Deutſchland ſelbſt eine ſtarke Annäherung an der dritten Quelle der Reformation, dem Humanismus, fand, deſſen lutheriſcher, ohne Vergleichung höchſter Vertreter Melanchthon war. Dieſer Zuſammenfaſſung der Geſammtbildung der Menſchheit und Vereinigung der Früchte ihrer höchſten Culturen, der helleniſchen und altrömiſchen, mit dem germaniſchen Volksgeiſt mußte das national Verſchiedene mehr gegen das Menſchheitliche zurücktreten, und daher die Innerlichkeit und Gemüthstiefe des Lutherthums nicht ſo ausſchließlich als die rechte reformatoriſche Macht gelten. Neben ſie, ja faſt über ſie, ſtellte ſich hier die erleuchtete und gereinigte Intelligenz, die Theologie wurde der Religion, die Bildung dem Glauben zu ſehr gleichgeſtellt und allerdings die zwiſchen ihnen obwaltende nothwendige Verbindung zur Anerkenntniß gebracht. Darum war Melanchthon zwar von einer Seite, der theoretiſchen, aber nicht von der anderen, der religiöſen, bei der es auf unmittelbares Gefühl und geiſtlichen Takt ankam, ein ſicherer Vertheidiger der deutſchen Reformation, und jemehr er das romaniſche Weſen aus der Religion entfernt hielt, deſto mehr ließ er ihm in der verwandteren Geſtalt des Calvinismus in der Theologie einen Zugang. Ihm fehlte auch

der erweiterte Blick über die Nationalitäten und damit der höhere Standpunkt nicht, der hier von Bedeutung werden mußte. Ihm mußte klar werden, daß die lutherische Faſſung weniger zu dem heißen Kampfe geeignet war, den die romaniſchen Evangeliſchen gegen den päpſtlichen Romanismus bis in den Flammentod zu führen hatten. Jemehr er aber die Unterſchiede der Theologie nur in dieſem Lichte anſah, das Reformirte als die Faſſung in dem Gefäße der ſchweizeriſchen, der franzöſiſchen Nation, deſto unbedenklicher wurde er gegen ſie, und deſto mehr mußten die Lutheraner das deutſche Bewußtſein dagegen wahren. Daß ſie dies thaten und Luthers Lehre feſthielten, iſt gewiß nicht zu tadeln, und auch nicht von ihnen zu verlangen, daß ſie ſofort den Unterſchied der deutſchen und der nicht-deutſchen Reformation hätten bei Seite werfen und ſich den Nachbarn in die Arme ſtürzen ſollen. Immerhin iſt es wahr, was auch neuerlich dagegen geſagt worden, daß es eine berechtigte Mittelform zu finden galt, wie ſie Melanchthon aufſtellte, die eine nahe Verbindung, eine kirchliche Gemeinſchaft der beiden reformatoriſchen Kirchen zuließ, ja daß auch unter Beibehaltung verſchiedener Lehranſichten über einzelne Punkte dieſe Gemeinſchaft doch hätte eingegangen werden können, nachdem einmal die reformirte Lehre in Deutſchland Fuß gefaßt hatte. Auch hier tritt wieder als das größte Unglück das Nichteingehen der Biſchöfe auf die Reformation hervor, denn nur dadurch entſtand ja die Nöthigung, die Zügel der Kirchenregierung in die Hände der Landesfürſten zu legen und hiermit zur Zeit wenigſtens eine deutſch-lutheriſche Kirche unmöglich zu machen. In jedem der kleineren Kreiſe, die ſo entſtanden, wachte man ängſtlich über der Einheit der Lehre, weil eben der Blick verengt war und, je mehr politiſch der Reichsgedanke aus dem Leben geſchwunden war, jedes Reichsland dem anderen als Ausland entgegenſtand. Die deutſche Nationalkirche mit dem Concil ihrer Biſchöfe würde ohne Zweifel eine großartigere Anſchauung hinſichtlich der Lehrtropen innerhalb des Proteſtantismus gefördert und die weite Trennung der Lutheraner und Reformirten verhütet haben. Es iſt ja kein Zweifel darüber, daß nicht blos in dieſem oder jenem einzelnen Punkte die beiderlei Kirchen der Reformation auseinander gingen, ſondern daß durch die geſammte Lehranſchauung

die Eigenthümlichkeit jeder von ihnen ſich kundgibt*). Ob nun das Lutherthum die volle, das Reformirtenthum die gebrochene, partiale Wahrheit, jenes den erſten Standpunkt des Chriſten in der Rechtfertigung, dieſes den zweiten in der Heiligung, oder jenes den idealen, dieſes den realen Chriſtus zum Inhalte hat, oder wie ſonſt die Formel lauten mag, wodurch man ſich Einheit und Unterſchied beider deutlich machen will, es iſt noch Niemand von theologiſchem Verſtändniß**) in neuerer Zeit aufgetreten, der auch nur in dem Grade, wie zwiſchen Proteſtantismus und römiſchem Katholicismus den Unterſchied der Wahrheit und des Irrthums als den der lutheriſchen und reformirten Kirche erklärt hätte. Eine Zuſammengehörigkeit beider, eine irgendwie noch zu erreichende Einheit beider, alſo die Möglichkeit einer Union des evangeliſchen Proteſtantismus, ſo fern ſie auch noch liegen möge, gibt man wohl von allen Seiten zu. Daß ſie nicht in der Zeit von Luthers Tode bis etwa 1650 von den Meiſten anerkannt wurde, lag weſentlich, wie ſchon bemerkt, in der Kleinheit und der Verfaſſung der Landeskirchen, in deren keiner ein großes Bewußtſein der Sicherheit bei Aufnahme der fremden aber verwandten Form ſich geſtalten konnte, weil die Theologen, welche ſie regierten, nur an der Lehre ihren Halt gegen die Gefahren der Cäſareopapie oder der Sectirerei finden konnten. Es iſt daher weder echt hiſtoriſch, die Leidenſchaft und Beſchränktheit der Reformatoren und der nachherigen lutheriſchen Theologen allein als ſchuldig an dem fortbeſtehenden Riſſe anzuklagen, noch dieſelben von jeder derartigen Schuld freizuſprechen und überall nur

---

*) Wie dies Schneckenburger: Vergleichende Darſtellung des lutheriſchen und reformirten Lehrbegriffs. Stuttgart 1855. nachzuweiſen ſuchte. Mein verewigter Freund iſt aber in ſeinem an ihm bekannten kritiſchen Scharfſinn oft zu weit gegangen, und hat auch da erhebliche Unterſchiede gefunden, wo man ſie in der That nicht finden kann. Die Würdigung der principiellen Verſchiedenheit beider Lehrtypen findet ſich in trefflichem Ueberblick in der Vorrede von Güder zu dem von ihm herausgegebenen Werke Schneckenburgers, die kaum etwas Weſentliches vermiſſen läßt. — Ebenſo Hundeshagen: Beiträge zur Kirchenverfaſſungsgeſchichte und Kirchenpolitik, insbedere des Proteſtantismus. Wiesbaden 1864. Bd. 1. S. 301 ff.

**) Natürlich rechnen wir Scheibel und ähnliche Fanatiker nicht unter ie Verſtehenden.

ihr volles Recht in der Bewahrung der neuen Lehre zu finden*). Aber es iſt auch nicht nöthig für das wirkliche Intereſſe des Proteſtantismus, dieſe hiſtoriſch-ſittliche Frage zur Entſcheidung zu bringen. Denn dieſes Intereſſe hat nicht vorzugsweiſe mit den etwaigen Fehlern der Vergangenheit, ſondern mit den Thatſachen der Gegenwart zu rechnen, um den erwünſchten Zuſtand herbeizuführen.

Bemerkenswerth bleibt es immer, daß die Führer des ſchroffen ſogenannten Lutherthums, Flacius und Stancarus, ein illyriſcher Slawe und ein ſlawiſirter Italiäner waren.

Wir gehen von der lutheriſchen als der eigentlich deutſchen Reformation aus, und nehmen ihre Lehre, wie ſie in den Principien feſtſteht und aus denſelben in Entwicklung begriffen iſt und auch künftig ſich fortentwickeln wird und muß, als Grundlage. Denn zu ihr bekennt ſich auch der Zahl nach, oder bekannte ſich, als es noch ein Bekenntniß mit vollerem Bewußtſein hatte, das deutſche proteſtantiſche Volk in ſeiner großen Mehrheit. Neben ihr beſtanden und beſtehen die reformirten Gemeinſchaften in kleiner Minderzahl und in verſchiedener Abſtufung des Näherſtehens an dem Lutheriſchen, wie z. B. trotz aller entgegenſtehenden Behauptungen der größere Theil von Kurheſſen dem reformirten, aber unter Vermittlung Melanchthons dem lutheriſchen von Anfang an vereinten, Bekenntniſſe zugehört**). Es ſind dies Uebergänge zwiſchen beiden Confeſſionen, wie auch die würtembergiſche Kirche in ihrer Reformation zugleich durch Blaurer und Schnepf ein ſolches Zwiſchenglied iſt. Schon daß es ſolche gibt und ſtets gegeben hat, iſt ein ſtarker Grund für die ohnedies berechtigte Annahme der Vereinbar-

*) Wie jenes zum Theil wenigſtens in Planck: Geſchichte der Entwicklung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. Leipzig 1791—1800, in Heppe: Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus. Marburg 1852; dieſes aber in Schmidt: Der Kampf der lutheriſchen Kirche um Luthers Lehre vom Abendmahl im Reformations-Zeitalter. Leipzig 1868, geſchieht.

**) Wir erlaſſen es uns, alle die hierher gehörigen Schriften und Gegenſchriften von Hupfeld, Vilmar, Heppe, Ranke, Ebert, Klemme, Scheffer, ſowie eine Reihe anonymer, hier anzuführen. Für den geſund Urtheilenden iſt die Sache in obiger Weiſe feſtgeſtellt.

keit des Lutheriſchen und Calviniſchen in Einer kirchlichen Gemeinſchaft. Auch außerhalb dieſer kirchlichen Körper und innerhalb ſowohl der lutheriſchen als der reformirten Kirche waren Annäherungen Einzelner an die Lehre der anderen Gemeinſchaft ohne Uebertritt zu derſelben nur in den aufgeregteſten Zeiten des Streites unmöglich, fanden aber in Zeiten ruhigeren Ganges oder mehr innerlichen Strebens, wie z. B. der Zeit des Pietismus im vorigen Jahrhundert, vielfach ſtatt. Konnte ſich doch damals die evangeliſche Brüdergemeinde mit der ausdrücklichen Zulaſſung eines doppelten Lehrtropus bilden.

Es iſt daher, wenn man das Unheil der weiteren Zerſplitterung Deutſchlands und der ganzen evangeliſchen Chriſtenheit durch die Folgen der Reformation vor Augen ſah, wie ſie die auf Gemeinſchaft und auf kräftigen Kampf gegen die römiſche Kirche gerichteten Gemüther ſchmerzlich beklagten, nicht zu verwundern, wenn Gedanken über Wiedervereinigung des Getrennten, bald mit fernerem, bald mit näherem Ziele hervortraten. Schon die Reformationszeit kennt die Verſuche der Wiedervereinigung der Lutheraner mit den Katholiken und Melanchthons vergebliche Bemühungen dafür. Sie mußten vergeblich ſein, weil nichts in den romaniſchen Principien verändert werden ſollte. Dennoch wurden ſie in ſpäterer Zeit, aber eben ſo vergeblich, erneuert. Zwiſchen Lutheranern und Reformirten ſuchten die Straßburger Theologen zu einigen, und die Wittenberger Concordia, welcher auch Luther beitrat, war die Frucht dieſer Beſtrebungen, aber ſie hielt nicht vor, weil man ſich gegenſeitig nicht verſtanden und ſich einiger geglaubt hatte, als man wirklich war*). Daß Calvin ſelbſt viel dafür that, um mit Luthern in Einigkeit zu ſtehen, daß Männer wie Sturm in Straßburg ſich um die Vereinigung bemühten, daß deutſche Fürſten, wie ſchon Philipp von Heſſen, nachher auch Herzog Chriſtoph von Würtemberg und der Kurfürſt Otto von der Pfalz und zuletzt auch der Herzog Johann Friedrich von Sachſen, dieſem Beſtreben auf dem Fürſtentage zu Naumburg Ausdruck gaben (1561), iſt bekannt. Auch die Stimmen einzelner Theologen, wie Schreibers**) (1590) verklangen nicht

*) Schmidt, a. a. O. S. 22 ff.

**) Hering: Geſchichte der kirchlichen Unionsverſuche ſeit der Reformation. Leipzig 1836. Bd. 1. S. 242 ff.

ganz. Das Gespräch zu Mömpelgard (1586), das Heidelberger Irenicum (1606), die Erklärungen des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg (1613) waren immer neue Aufrufe zur Union. Die ausdrücklich auf Union berechneten Reisen des Schotten Duräus und die Zureden des Hugo Grotius wirkten natürlich mehr auf die Willigkeit der Reformirten als der Lutheraner, und der große Kurfürst von Brandenburg war einer der Ersten, die sich um Einigung mühten, während Calixt in Helmstädt und der große Leibnitz dieselbe auch mit den Katholiken versuchten. Unter Friedrich, dem ersten Könige Preußens, vereinigte sich auf seinen Anlaß dieser große Mann mit dem Hofprediger Dr. Jablonski, wozu auch Ph. J. Spener die Hand bot, um wenigstens die deutschen Evangelischen, die sich in allen Hauptsachen des Glaubens nahe ständen, zu einer Union zu bewegen. Es begreift sich leicht, daß Anregungen dieser Art bei den preußischen Herrschern, die als Reformirte einer weit überwiegenden Zahl lutherischer Unterthanen gegenüberstanden, immer Eingang fanden. Jetzt antwortete aus Süddeutschland (Kanzler Pfaff und Dr. Klemm) eine Unionsstimme den in Norddeutschland laut gewordenen, und aus der Schweiz und Holland erklangen ähnliche. Die Zeit der Union schien nahe zu sein, als sogar das Corpus Evangelicorum, die Vertretung der Protestanten bei dem Reichstage, mit Ausnahme der Sachsen, sich günstig ausgesprochen hatte.

Die Geschichte der Unionsströmung stellt Nitzsch in seinem Urkundenbuch der evangelischen Union vor Augen, indem er durch die Artikel des Marburger Gesprächs zwischen Luther und Zwingli, die Lehrartikel der Augsburgischen Confession in der Beleuchtung der Union mit den Reformirten, die Melanchthonische Richtung als Vermittlerin zwischen der lutherischen und deutsch-reformirten, die Wittenberger Concordia von 1536, den Sendomirschen Vergleich (1570), die Märkische Confession (1614), das Leipziger Gespräch (1631), die Thorner Erklärung (1645) die bis zur Zeit des großen Kurfürsten heranreichende Erkenntniß über die Vereinbarkeit der Evangelischen den Zeitgenossen wieder nahe bringt*). Der Gedanke, der Wunsch, die Nothwendigkeit der Union drängte sich zu allen Zeiten von Neuem auf.

*) Bonn 1858. Rudelbach, obwohl Gegner der Union, hat dies auch nicht unterlassen können, und Wangemann: Sieben Bücher preußi-

Nicht wenig trug zu dieſer Stimmung der Gemüther die in England geſchehene Durchkämpfung der Grundſätze der Reformation in den nun vollendeten Bürgerkriegen bei, die mit einer Duldung der Nonconformiſten oder Puritaner neben der engliſchen Staatskirche geendet hatten. Da waren Folgerungen aus den Principien der Reformirten ins Leben getreten, die weit über Alles hinausgingen, was die Lutheraner und Reformirten von einander fürchteten, und dieſe waren dadurch einander näher getreten*). Der Pietismus, von Halle aus durch Deutſchland wirkend, die Brüdergemeinde, ſich weithin ausbreitend, beide durch ihre Miſſionswerke imponirend, der Rationalismus, die Lehre ſchwächend und ausleerend, das Alles wurden Mittel der Beſeitigung der Hinderniſſe der evangeliſchen Union. Aber ihr Urſprung, als ſie endlich wirklich ins Leben trat, war die lebendige Erweckung, welche ſich an die gewaltigen Bewegungen der Jahre 1813—1815 anſchloß. Die neu erwachte chriſtliche Frömmigkeit, die ſich unmittelbar an die heilige Schrift und an das innerſte religiöſe Gemüthsleben hielt, ließ damals nichts leichter und ſelbſtverſtändlicher erſcheinen, als daß der dreihundertjährige Riß im Proteſtantismus endlich geſchloſſen werde, und es lag in der Natur der Sache, daß die preußiſche Kirche, die größte und umfaſſendſte in Deutſchland, die ſo mancherlei Stammes-Unterſchiede in ſich zu einem preußiſchen Volke geeinigt ſah, auch über die Unterſchiede hinwegſehen konnte, welche zwiſchen Lutheranern und Reformirten beſtanden, zumal da ſchon innerhalb der lutheriſchen Kirche vom äußerſten Rationalismus bis zur poſitivſten Gläubigkeit eine Nüancenfolge beſtand, die Niemand für ein Hinderniß der kirchlichen Gemeinſchaft dieſer ſo verſchieden glaubenden, fühlenden, denkenden Gemeindeglieder hielt, und da es längſt eine Menge aus Lutheranern und Reformirten gemiſchter Familien gab, deren ſämmtliche Glieder nicht anſtanden, abwechſelnd bei der einen und der anderen Confeſſion das heilige Abendmahl mitzufeiern, und beſonders in den Simultankirchen der größeren Städte eine

---

ſcher Kirchengeſchichte. Berlin 1859. Bd. 1. S. 355 ff. thut es gleichfalls.

*) Weingarten: Die Revolutionskirchen Englands. Leipzig 1868. S. 430 ff.

Annäherung der Confeſſionen bis nahe an die Einheit entſtanden war. Ein ſtarkes Motiv für die große lutheriſche Mehrheit mußte überdies die Angehörigkeit des königlichen Hauſes an die reformirte Confeſſion, und zwar in ihrer deutſchen, von dem Melanchthoniſchen Lutherthum nur wenig mehr abweichenden Form bilden. In der bei weitem größten Zahl der Gemeinden und ihrer Glieder war damals (1817) ein Bewußtſein von dem Weſen und Unterſchied der evangeliſchen Confeſſionen nicht mehr zu finden, und auch die Geiſtlichen und Theologen waren dieſem Bewußtſein entfremdet. Der Gegenſatz gegen den Rationalismus und den populären (Voltaireſchen) Unglauben ließ dieſen Unterſchied verſchwinden, und die philoſophiſche (pantheiſtiſche oder moraliſtiſche) Richtung der höher Gebildeten es geradezu lächerlich erſcheinen, daß man ihn irgend einmal noch im Ernſte würde geltend machen wollen, wie dies hinſichtlich der Orthodoxie mit ſo ſchlechtem Erfolge durch das Religions-Edict Friedrich Wilhelms II. verſucht worden war. In den theologiſchen Facultäten war die Union ſchon längſt vorhanden, auch der Gedanke derſelben von Friedrich Wilhelm III. ſchon ſeit 1798, von Dr. Schleiermacher ſeit 1804 ausgeſprochen, eine gemeinſame Kirchenleitung ſeit 1808 ohne erheblichen Widerſpruch eingeführt*). Die widerſprechenden Stimmen verhallten, ſo ſehr auch eine derſelben den Weg wies, der wohl hätte eingeſchlagen werden können, nämlich die Augsburgiſche Confeſſion als gemeinſames Bekenntniß anzuerkennen und ſo dem Vorwurf auszuweichen, daß man dem kirchlichen Indifferentismus huldige. Der Vorgang Preußens wirkte durch ganz Deutſchland, indem faſt überall in gleicher oder in weitergehender Weiſe Union eingerichtet wurde. Es war nicht eine ſpecifiſch preußiſche, ſondern eine deutſch-evangeliſche Angelegenheit. Ein großer Uebelſtand war es, daß in Preußen die Union und die Einführung einer neuen Agende zuſammen fielen. So dringend nöthig bei der Verwirrung auf dem liturgiſchen Gebiete dieſe

*) Ueber dieſe und andere Vorbereitungen der Union ſ. Wangemann: Sieben Bücher preußiſcher Kirchengeſchichte. Berlin 1859. Bd. 1. S. 3. ff. Der Verfaſſer iſt der Union abgeneigt, malt daher eher ins Dunkle. Auch Scheibel, der Hauptgegner der Union in Preußen, erkennt an, daß die Union in Deutſchland genügend vorbereitet geweſen, weil man die Abendmahlslehre der lutheriſchen Kirche nicht mehr gekannt habe. (Geſchichte der Union. I, 122 f.)

war, ſo hätte doch viel größere Verwirrung erſpart werden können, wenn man beide Angelegenheiten der Zeit nach weit auseinandergehalten hätte. Auch die Agende hätte nicht aus dem Cabinet des Königs ohne Berathung der Kirchenbehörden und dazu berufener Synoden über dieſelbe hervorgehen ſollen, wiewohl es unrichtig iſt, dem Landesherrn, als oberſtem Biſchofe, das liturgiſche Recht abzuſprechen. Es iſt nur die Uebung desſelben an den Rath der Theologen gebunden. Die Union konnte auch ohne die neue Agende eingeführt werden; denn wenn man einmal die Differenz der Lehren für nicht bedeutend genug erklärte, um einander die kirchliche Gemeinſchaft zu verſagen, ſo war auch der Ausdruck der differenten Lehre kein Hinderniß dieſer Gemeinſchaft. Die Agende folgte mehr dem lutheriſchen Typus, nur im Abendmahl ſchrieb ſie eine Austheilungs-Formel vor, welche, über der Differenz ſtehend, die Worte Chriſti ſelbſt nachſprach, weil dieſe den beiden Confeſſionen zweifellos als Auctorität galten. Auch dies war nicht nöthig. Man hätte jeder der kirchlichen Abtheilungen ihre gewohnte Formel laſſen können und hätte, wenn man dies nicht wollte, lieber zu den altchriſtlichen Worten, wie Bugenhagen that, indem er an ſie nur ein Votum knüpfte („der Leib Chriſti ſtärke und erhalte deine Seele im wahren Glauben zum ewigen Leben"), zurückkehren ſollen. Es war dieſes Zuſammentreffen hauptſächlich darum ein Uebelſtand, weil die Agende als Geſetz, die Union als Sache der Freiwilligkeit auftrat, mit der Einrichtung der Agende für die Union aber die Freiwilligkeit ſchon in einem gewiſſen Grade geſetzlich überholt wurde.

Ein zweiter Fehler war, daß man nicht die 21 Lehrartikel der Augsburgiſchen Confeſſion je nach ihren Ausgaben von 1530 und 1540 als Bekenntniß der Union aufſtellte, dabei aber einem Feſthalten auch noch anderer Bekenntnißſchriften Freiheit ließ, um ſo mehr, als das kirchliche Recht der Reformirten in Deutſchland auf ihrem angenommenen Verhältniß zu jenem Bekenntniſſe beruht. Daß man dieſe ſichernden Schritte in dem berechtigten guten Glauben an die durch alle deutſch-proteſtantiſchen Lande gehende Unionsſtrömung unterließ, iſt der Sache ſelbſt nicht zum Nachtheil anzurechnen. Die Art der

Einführung bezeugt es am ſtärkſten, daß man Verwahrungen gegen zukünftigen Widerſpruch nicht für nöthig hielt. Man hätte damals eben ſo gut die Unterſchriften der Gemeinden erlangen können, wäre dies als nöthig erſchienen, und das Document, welches die ſpäteren Gegner der Union ſo oft vermißten, wäre vorhanden. Man fragte aber einfach von der Kanzel die Gemeinden, ob ſie etwas wider die Sache einzuwenden hätten, und forderte ſie auf, ihre Einwendungen binnen einer Friſt dem Pfarrer vorzubringen. Natürlich kamen faſt keine, und nun wurde berichtet, daß die Gemeinde der Union beigetreten ſei. Sie war es auch durch ihr Schweigen, wenn auch lange nicht in wirklichem Verſtändniß der Sache. Allein iſt der Beitritt deswegen weniger gültig? Was würde man ſagen, wenn Wahlen und Erklärungen in politiſchen Dingen für ungültig erklärt werden wollten, weil die Wählenden kein wahres Sachverſtändniß gehabt haben ſollten? Müßte dann nicht ebenſo der Beitritt unſerer Gemeinden zum Proteſtantismus, und ſogar die Bekehrung zum Chriſtenthum einer ähnlichen Unterſuchung unterworfen werden? Vielmehr wird man zugeben müſſen, daß, auch wenn die Jetztlebenden in irgend einem Dorfe, welche 1830 zur Jugend desſelben gehörten, die ſich um die öffentlichen kirchlichen Angelegenheiten nicht zu kümmern pflegt, ſich der Sache gar nicht mehr zu erinnern wiſſen, die Rechtsbeſtändigkeit derſelben gleichwohl feſtſteht. Nur dann würde ſie nicht feſtſtehen, wenn die Union wirklich den Glauben und das Bekenntniß der ihr Beigetretenen änderte, weil dieſen Niemand für ſeine Nachkommen zu ändern berechtigt iſt; das thut ſie aber nicht. Vielmehr iſt es eine der unverſtändigſten Klagen, die man ſo oft hört, daß ſie keinen beſtimmten Charakter habe, ſondern in ihr die verſchiedenſten Stellungen zu den Bekenntniſſen der Kirchen befaßt ſeien.

Sicherlich hatte ſowohl Friedrich Wilhelm III. als die ungeheure Mehrzahl der Proteſtanten ſeiner Staaten und Deutſchlands bei ſeinem Aufruf vom 27. September 1817 keinen Gedanken an eine die Lehren der beiden Kirchen theologiſch ausgleichende und in einander verarbeitende Union, außer ſofern dieſe Verarbeitung in der Theologie der Zeit ſchon vorlag und ſich von ſelbſt weiter entwickeln mußte, aber eben ſo ſicher dachten weder der Redende noch die Hörenden an ein unverändertes Fortgelten ſämmtlicher Bekennt-

niſſe des 16. Jahrhunderts, aber auch ebenſowenig z. B. an eine Losſagung von der augsburgiſchen Confeſſion oder dem Katechismus. Hingegen war es auch nicht auf ein bloßes gefühlsmäßiges Vergeſſen der Unterſchiede abgeſehen, ſonſt hätte der König nicht im Eingange ſeiner Erklärung ſich auf die Unionsgedanken ſeiner „erleuchteten Vorfahren, der Kurfürſten Johann Sigismund und Georg Wilhelm, des großen Kurfürſten, der Könige Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I.“ ſich berufen, er hätte nicht „die Hauptſache im Chriſtenthum, worin beide Confeſſionen eines ſind“, hervorgehoben, nicht „auf die Abſichten der Reformatoren, den Geiſt des Proteſtantismus“, nicht auf die Erforderlichkeit der Union „für den kirchlichen Sinn, die häusliche Frömmigkeit und den Vortheil von Kirche und Schule“ ſich berufen, er hätte auch nicht geſagt, daß „weder die lutheriſche Confeſſion zur reformirten, noch dieſe zu jener übergehen, ſondern beide eine neu belebte evangeliſch-chriſtliche Kirche im Geiſte ihres heiligen Stifters bilden ſollten“, er würde die Union nicht als „Fortſetzung der Reformation“ bezeichnet haben. Alſo eine wirkliche nicht „durch Ueberredung oder Indifferentismus“ zu Stande kommende Vereinigung wollte der König, die in der gemeinſamen Feier des Abendmahls nicht ihr Weſen, ſondern nur ihre factiſche ſymboliſche Erklärung finden ſollte. Das Weitere, die Form und eben damit auch den Grad der Einigung, die Entwicklung der ganzen Sache, ſtellte er dem Handeln der Kirchenbehörden, der Geiſtlichen, Synoden und Gemeinden anheim. Daß aber die Union im vollſten Sinne gemeint war, doch ohne Lehrunion zu ſein, alſo mindeſtens als die des Conſenſus, geht aus dem Aufgeben der Namen: „lutheriſch“ und „reformirt“ unzweideutig hervor. Nicht minder erhellt es daraus, daß an bisher reformirte Gemeinden lutheriſche Prediger und umgekehrt geſetzt wurden. Sie war alſo wenigſtens auch Gemeinſchaft des Lehramtes. Daß die Union durch Maßregeln der damaligen Kirchenbehörden eingeführt wurde, hat man ihr ſehr zum Vorwurfe gemacht. Allein war denn die Viſitation in den ſächſiſchen Landen, durch welche die Reformation eingeführt wurde, nicht auch eine Regierungs-Maßregel? und wie anders konnte denn in einer großen Kirche, wie die preußiſche, nachdem ſie Jahrhunderte vom Staate territorialiſtiſch regiert war, irgend etwas Allgemeines und Neues geſchaffen werden? Bewußte

organisirte Gemeinden und Synoden gab es nicht; die Zusammenrufung von Geistlichen zu begutachtenden Aeußerungen hatten diesen Werth nimmer, denn die Geistlichen sind nicht die Kirche, sondern ihre Diener. Es ist wahr, man kann an der Art der getroffenen Maßregeln und noch mehr an der Art ihrer Ausführung im Einzelnen Manches tadeln, aber es ist Unrecht, nur eben diese falschen Schritte herauszuheben und von ihnen aus ein ungünstiges Licht auf die ganze Sache fallen zu lassen.*) Bekanntlich gab das Ju-

*) Wie dies Wangemann a. a. O. S. 50—88 thut. Scheibel ohnedies war nur darauf bedacht, das Thun der Behörden in ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen. — Auch hier wird man es dem Verfasser wohl erlassen, die Leser mit den Verhandlungen über den Werth, die Quellen, die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der preußischen Union zu behelligen, wie sie in einer Reihe von Schriften geführt worden sind. Wir haben dazu den Raum nicht und verweisen den Leser, der Lust hat, tiefer in die Sache einzugehen, außer den schon gelegentlich angeführten Büchern, auf: Gaupp: Die Union Breslau 1847. Julius Müller: Die evangelische Union, ihr Wesen und göttliches Recht, Berlin 1854. Nitzsch: Urkundenbuch der Union, Berlin 1853 die Vorrede. Schenkel: Der Unionsberuf des evangelischen Protestantismus, Heidelberg 1855. Sack: Die evangelische Kirche und die Union, Bremen 1861. Dies sind die bedeutendsten wissenschaftlichen Werke über die Union, sowohl principiell als (namentlich Schenkel's treffliches Werk) historisch. Auf der Gegenseite, als Angreifer der Union, stehen: Löhe: Drei Bücher von der Kirche, Stuttgart 1845. Delitzsch: Vier Bücher von der Kirche, und: Die baierische Abendmahlsgemeinschaftsfrage. Kahnis: Die Sache der lutherischen Kirche wider die Union, Leipzig 1854. Stahl: Die lutherische Kirche und die Union, Berlin 1859. Derselbe: Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche, Berlin 1863. Theils in Folge dieser größeren Schriften, theils selbständig, theils aber in neuester Zeit aus Anlaß der Frage, wie die neuen Lande kirchlich zu den alten Provinzen Preußens sich zu stellen haben sollten, sind erschienen: R. Stier: Dr. Stahl's Buch: Die lutherische Kirche und die Union, Berlin 1859. Thomas: Union, lutherische Kirche und Friedrich Julius Stahl, Berlin 1860. Die gläubige Union, Magdeburg 1863. Palmis: Der Confessionsstreit in der evangelischen Kirche, Stettin 1850. Dr. Nitzsch: Würdigung der von Dr. Kahnis gegen die evangelische Union und deren theologische Vertreter gerichteten Angriffe, Berlin 1854. Sander: Die Abendmahlsgemeinschaft der Lutherischen und Reformirten, Elberfeld 1859. Zur 50jährigen Jubelfeier der Union in Preußen, Neuwied und Leipzig 1867. Krüger: Die Aufgabe der Union in der Gegenwart, Bremen 1867. H. v. H.: Großpreußen und die Union der evangelischen Kirche, Elberfeld 1867. Brandes: Die Wiedervereinigung der beiden evangelischen Kirchen, Göttingen 1868.

biläum der Augsburgiſchen Confeſſion (1830) Anlaß, den ganzen Stand der Dinge amtlich zu revidiren. Hier wäre die beſte Gelegenheit geweſen, dieſe Confeſſion als das Bekenntniß der Union,

---

Nebe: Union oder Conföderation, Barmen 1867. Hanſen: Die Union im Zuſammenhang der Zeitgeſchichte, Schleswig 1867. Heinike: Die rechte Union, Leipzig 1843. Zur Signatur der modernſten theologiſchen Unionsbeſtrebungen, Frankfurt a. M. 1854. Die Union und ihr neueſter Vertreter (gegen Dr. Julius Müller) Erlangen 1855. Zur Verſtändigung über Union, Halle 1857. Stahl: Entgegnung auf die Einwürfe (gegen ſein Buch über Union) Berlin 1860. Becker: Iſt eine wahrhafte ſchriftgemäße Union zwiſchen der lutheriſchen und reformirten Kirche denkbar? Berlin 1860. Union und lutheriſche Kirche in den alten öſtlichen Provinzen des preußiſchen Staates, Berlin 1867. Den Haupttendenzen nach gehören hierher auch: Ueber die gegenwärtige Kriſis des kirchlichen Lebens, Denkſchrift der theologiſchen Facultät zu Göttingen 1854. Petri: Beleuchtung der Göttinger Denkſchrift, Hannover 1854. Kliefoth: Die Göttinger theologiſche Facultät und die lutheriſche Partei, Schwerin 1855, nicht minder die Verhandlungen in und über die badiſchen Vorgänge. Z. B. Aktenſtücke aus der Zeit und dem Geſichtskreiſe der badiſchen General-Synode von 1867 in Sachen der Bekenntnißfrage, Wiesbaden 1867 und mehrere Schriften über dieſelbe Frage von Mann, Hundeshagen u. A. Ferner: Fabri: Die politiſche Lage und die Zukunft der evangeliſchen Kirche in Deutſchland, Gotha 1867 und: Deſſelben: Die Unions- und Verfaſſungsfrage, Gotha 1867. Dann noch beſonders die Schriften von Reformirten, wie Gillet: Die Reformirten in Schleſien und die Union, Breslau 1855. Haſſenkamp: Das Weſen der reformirten Kirche und die Union, Elberfeld 1867. Furcht und Hoffnung der reformirten Kirche Deutſchlands, Elberfeld 1867. Wilſing: Die reformirte Kirche in Deutſchland, Altena 1833. Die neuerlichſt aus dem bekannten Anlaß erſchienenen Schriften: Grote: Was iſt die Union? Hary bei Bockenem 1867. Lührs: Die Union in Altpreußen, Braunſchweig 1868. Lohmann: Lutheriſche und unirte Kirche 1867 — ſind in der Hauptſache eine Wiederholung des Oftgeſagten. Natürlich ſind dieſen Schriften zur Seite noch die Verhandlungen in der Evangeliſchen und der Neuen Evangeliſchen Kirchenzeitung, in dem Halliſchen Volksblatt für Stadt und Land, der lutheriſchen Monatſchrift für Pommern, der Erlanger Zeitſchrift für Proteſtantismus und Kirche, der Rudelbach-Guerickiſchen lutheriſchen Zeitſchrift u. A. gegangen. Daß in ſolcher Fülle von Litteratur, die weit entfernt iſt, hier vollſtändig zu ſein, Gutes und Uebles, ernſte wohl zu erwägende Gedanken auf beiden Seiten, aber auch leichtfertige, parteimäßige, ſelbſt leidenſchaftliche und gehäſſige Urtheile vorkommen, verſteht ſich von ſelbſt. — Wir haben nur die uns vorliegenden Schriften genannt, um zu zeigen, daß der Gang der Verhandlungen dem Verfaſſer wohl bekannt iſt und er im Texte nicht die Aufgabe hat, alle Einwürfe zu beachten.

weil es den Conſenſus enthält, zu erklären. Es geſchah leider nicht, ſondern dieſe Reviſion zeigte zwar in welch verſchwindender Seltenheit die Nichtannahme der Union im Ganzen daſtand, wie wenig aber auch klares Bewußtſein über die Sache in den Gemeinden lebte. Damals wurde das Brechen des Brodes im Abendmahl, gemäß der Einſetzung und dem Gebrauche der apoſtoliſchen Kirche, wie es bei den Reformirten üblich war, auch für die Lutheraner zum ſymboliſchen Zeichen der Annahme der Union erklärt. Freilich auch dieſes Zeichen wurde inſofern nicht allgemein, als ſtatt des Brodes bald wieder die Oblate der Bequemlichkeit wegen aufkam, das Brechen aber oft nur bei Einer Abendmahlsfeier ohne Wiederholung deſſelben ſtattfand. Gleichwohl beſtanden nunmehr Verzeichniſſe der Gemeinden, die es eingeführt hatten, und man beruhigte ſich dabei.

Allein der Unterſchied zwiſchen Union und Union mußte in der Kirche immer mehr hervortreten. Es waren auf Grund der Union neue Gemeinden entſtanden, deren Angehörige zuvor zu Kirchen beider Confeſſionen oft weithin eingepfarrt geweſen und die ſich nur auf den Conſenſus hatten bilden können. Dieſer Conſenſus wurde aber nicht formulirt, ſondern konnte je nach der Anſicht des Betreffenden ein engeres oder ein weites Gebiet haben. Außerdem beſtanden Gemeinden, der großen Mehrzahl nach lutheriſche, an welche ſich nun auch Reformirte feſt anſchloſſen, ja es gab reformirte Gemeinden, wie die des Doms in Berlin u. a. in welchen kraft der Union die Lutheraner die Mehrzahl wurden, das Doppelte, das Dreifache und mehr der Reformirten, ohne daß irgend ein Ausſpruch über das Bekenntniß geſchah, es gab andere, in welchen nicht Eine Seele der andern Confeſſion ſich befand, und dies waren die meiſten, und deren Union daher nur den Werth einer Geſinnung gegenüber den Kirchengenoſſen in anderen Gemeinden, oft weit entlegenen, hatte. Die Frage mußte ſich erheben, wie dieſe Gemeinden künftig zu ihren bisherigen Bekenntniſſen ſtänden? Hatten ſie aufgehört, Lutheraner oder Reformirte zu ſein? und wenn nicht, durften ſie es nicht auch in ſtrengſter Weiſe ſein, wenn ſie wollten? durfte man ihnen liturgiſch oder gar im Lehramte etwas von der andern Confeſſion zumuthen? Die Antwort auf dieſe Fragen wurde gegeben: die Union ſollte kein Confeſſionswechſel ſein, das Lehramt aber ein gemeinſames. Das Meiſte bei der Be-

handlung dieſer Fragen blieb den Kirchenbehörden überlaſſen. Die geriethen aber ſelbſt im Einzelnen oft ins Schwanken, und es wurde bald die Fortgeltung der Symbole, bald der Conſenſus betont. Die Frage, was nun eigentlich die Union ſein wolle? bewegte viele Geiſter. Der Ausbruch aber der ſchärfer gefaßten Gegenwirkung geſchah in Schleſien durch den Archidiakonus und Profeſſor Scheibel in Breslau. Dort hatte die Union ihre meiſten Freunde auf Seiten des Rationalismus und des Beamtenthums gefunden, und für ſie kämpfte der bekannte Patriarch der ſchleſiſchen Rationaliſten, Dr. David Schultz. Es war ein Unglück für die Union, daß ſie in dieſe Hände fiel; ihre lauteſten Freunde haben ihr von Anfang an am meiſten geſchadet. Aber iſt es deswegen wahr, daß ihr keine Lebenskraft innewohnte? Freilich kann ſie eine ſolche in dem Sinne, wie die Reformation, nicht haben. Die Reformation beſaß ihre Lebenskraft nur an dem, was ſie wiederherſtellte, dem Worte Gottes und den Sacramenten, nicht in ihrer Negation des Römiſchen, ſondern in ihrer Poſition des Chriſtlichen als des dem germaniſchen Gemüthe Entſprechenden. Die Union hatte nicht erſt Wort und Sacrament wieder zu verſchaffen, denn ſie waren da. Aber ſie hatte, ſoweit immer möglich, die Gemeinſchaft in Wort und Sacrament über das ganze deutſche Volk auszubreiten. Ihre einzige Schranke dabei war die römiſch-katholiſche Kirche. Nicht blos das Germaniſche als vereinzeltes, als die Atome des Volkslebens, ſondern als Ganzes, als gegliedertes, mannigfaltiges und doch einiges Volksleben war ihr Ziel, ſie hatte daher in der That eine Seite der Reformation durchzuführen, die unter der Ungunſt der Zeiten unvollendet geblieben war. Nur ein ſehr beengter geiſtiger Geſichtskreis konnte dieſe Beſtimmung der Union und ebenſo die Aufgabe des größten deutſch-proteſtantiſchen Volksganzen, wie es im preußiſchen Staate ſich darſtellte, verkennen laſſen.*) Man kann einwenden, daß dieſe Umfaſſung des proteſtantiſcheu Deutſchlands die Aufgabe der lutheriſchen Kirche geweſen wäre. Das iſt völlig zuzugeben, aber dabei nicht zu vergeſſen, daß der fränkiſche Grenz-

*) Die Entſtehung der evangeliſchen Union in Preußen, in Gelzer: Monatsblätter für innere Zeitgeſchichte. Gotha 1868, Heft 1, (Jan.) S. 15 ff: Heft 2 (Febr.) S. 101 ff. Ganz vorzüglich aber iſt über die ganze Frage nachzuleſen Twesten in Herzogs Real-Encyclopädie für proteſtantiſche Theologie und Kirche Bd. 16 und das Wort: Union.

ſtamm, mit dem fränkiſch-romaniſchen Weſen verwandt, denn doch ſein Recht forderte, nämlich das Lutheriſche nicht in der öſtlichen germano-ſlawiſchen Weiſe und Nüance, ſondern in der melanchthoniſch-calviniſchen in ſich zu tragen. Die Anerkennung dieſer Form als einer nahe und zwar hinreichend nahe verwandten, um mit ihr die Gemeinſchaft derſelben Kirche zu pflegen, dies war die Forderung, welche man an die Lutheraner zu ſtellen hatte. Und gerade das Bewußtſein der größeren geiſtigen und gemüthlichen Tiefe der lutheriſchen Lehre hätte das Suchen, nicht das Zurückſtoßen dieſer Gemeinſchaft fördern müſſen. Die lutheriſche Anſchauung konnte bei der Union mit dieſer Seite des Proteſtantismus nichts verlieren, ſondern nur die Angehörigen derſelben ſich näher bringen, wie dies auch ohne allen Zweifel die Frucht der Union bisher geweſen iſt. Wo fällt es noch einem Reformirten ein, etwa die zwingliſche Lehre als die ſeinige zu bekennen? und ſelbſt von Calvins Lehre von der Gnadenwahl ſind die wirklichen Anhänger unter den Reformirten nur noch dünn geſäet. Woher dies, als aus der geiſtigen Berührung mit der lutheriſchen Confeſſion? Ja ſelbſt in der Lehre vom Abendmahl hat durch ſie die lutheriſche Seite weit mehr Propaganda gemacht, als die reformirte. Nur von Einer Gegend her erſchallt die Klage über Verluſte der reformirten Kirche durch die Union, und zwar die wohlbegründete. Aber es iſt dies der Klageruf einer ausländiſchen, undeutſch gewordenen reformirten Kirche, der holländiſchen, die ſich ſectenartig wieder an einigen Orten eingeniſtet hat. Wir ſagen, die Klage ſei wohl begründet, nicht als ob die Union unterdrückend gegen die Reformirten gehandelt hätte, ſondern weil es in Deutſchland der ſachgemäße Gang war und auch ferner ſein wird, daß das Lutherthum aſſimilirend wirkt und zwar deſto mehr, je ſtärker deutſches Nationalbewußtſein die Reformirten hindert, ſich an den romaniſchen Proteſtantismus anzulehnen.

Wir ſind daher von dem guten geſchichtlichen Recht, ja von der hiſtoriſchen und durch Gottes Reich herbeigeführten Nothwendigkeit der evangeliſchen Union ſo ſehr überzeugt, daß wir an der Theilnahme auch der von ihr noch unberührten deutſchen Länder und Kirchengemeinſchaften an ihr in der Zukunft nicht zweifeln können. Es haben die ſüddeutſchen Länder, nämlich Baden, Würtemberg, Heſſen-Darmſtadt, Naſſau, Theile von Kurheſſen, ſchon

1817—1822 ſich für die Union erklärt und ſie eingeführt, es haben auch Weimar, Hildburghauſen, Waldeck-Pyrmont, die anhaltiſchen Länder, Rheinbaiern, Lichtenberg, Birkenfeld denſelben Schritt gethan, und es ſind Strömungen zu ihr auch ſchon durch Hannover, Sachſen und Baiern gegangen. In letzterem Lande hat mehr die Einwirkung der herrſchenden katholiſchen Kirche, in den beiden andern der Umſtand, daß die Herrſcherfamilien theils katholiſch, theils anglicaniſch waren, jede Förderung von oben in dieſer Richtung verhindert, während die Bevölkerungen mit Freuden die Union würden aufgenommen haben. Nach dem natürlichen Gang der Dinge wäre längſt das ganze evangeliſche Deutſchland unirt, und dieſer Gang wird ſich auch ſicher ſeine Bahn brechen. Die Maßregelungen in Preußen, beſonders in Schleſien haben viel mehr dazu beigetragen, ihn zu hemmen, als ihn zu fördern. Man vergeſſe aber auch nicht, welche Entſchuldigung das Verfahren der Beamten durch die ſchwärmeriſchen, phantaſtiſchen, ja ans Wahnwitzige ſtreifenden Aeußerungen und Theorieen eines Scheibel erhielten. Man hatte es hier nicht mit einem Lutheraner, ſondern mit einem Fanatiker zu thun, dem kein Einfall zu abenteuerlich war, um ihn gegen die Reformirten zu gebrauchen.*) Die Oppoſition, von welcher er die Seele war, trug durchaus einen ſectireriſchen, ſeparatiſtiſchen Charakter, und ſie konnte erſt mit den erforderlichen Zugeſtändniſſen unſchädlich gemacht werden, als die erſten Führer ſich von ihr getrennt hatten.**)

Aber auf die Faſſung der Union von Seiten der kirchenleitenden Behörden hatte dieſe Bewegung einen bedeutenden Einfluß. Schon im Jahre 1825 und 1830 war es wiederholt ausgeſprochen worden, daß die Union das Aufgeben der bisherigen Glaubensbekenntniſſe nicht bedinge***), durch die Ordre vom 28. Februar

*) Der Verfaſſer hat Scheibel gleichfalls gekannt und ſpricht gern aus, daß im Umgange und herzlichen Geſpräche, beſonders als er zu Nürnberg lebte, der Mann ſich ganz anders ausnahm, als in ſeinen Schriften, aus welchen ja Wangemann ſelbſt (a. a. O. S. 143 ff.) den Beweis einer halb geiſtesgeſtörten Denkweiſe beibringt.

**) Die Geſchichte dieſer Separation verfolgt Wangemann Bd. 2 und Nachtrag Bd. 2, auch noch in Bd. 3.

***) Vogt: Kirchen- und Eherecht der Katholiken und Evangeliſchen in den königl. preußiſchen Staaten. Berlin 1856, Bd. 1, S. 278 f., Bd. 2, S. 297 ff.

1834 aber blieb kein Zweifel mehr übrig, daß die Union, wie ſie kirchenregimentlich feſtgehalten werde, eine poſitive, die Glaubensbekenntniſſe der vereinigten Confeſſionen nicht abrogirende ſei. Denn hier wird deutlich genug geſagt, daß ſie blos den „Geiſt der Mäßigung und Milde“ bezeichne, „welcher die Verſchiedenheit einzelner Lehrpunkte der andern Confeſſion nicht mehr als den Grund gelten laſſe, ihr die äußere kirchliche Gemeinſchaft zu verſagen.“ Man war damit von dem urſprünglichen Gedanken weit abgekommen, aber nicht in dem Sinne, daß nunmehr alle Union in der durch dieſe Ordre beſtimmten Weiſe zu faſſen war, ſonſt hätten ſich ja bis in die Hauptſtadt des Landes eine Menge neugebildeter Gemeinden wieder auflöſen müſſen. Nur das Minimum der Union ſollte in dieſer Faſſung definirt werden, denn die Kirchenordnung für Rheinland und Weſtphalen von 1835 ſetzte offenbar ein Mehreres von Union als dieſes Minimum voraus. Erſt allmählig konnte ſich die concrete Geſtalt der Union in der preußiſchen Landeskirche entwickeln und es iſt nicht ein Hin- und Herfahren zu nennen, wenn die Kirchenbehörden in ihrer Definition derſelben in weiter auseinander liegenden Zeiten ſich nicht gleich bleiben. Die Union iſt aber bei allen und jeden Anſchauungen von ihr die Schaffung Einer Kirche, die, weil ſie den Proteſtantismus des preußiſchen Landes umfaſſen ſoll, den König an der Spitze hat, ganz nach evangeliſchem Kirchenrecht den Namen Landeskirche führt und ſo lange führen muß, bis es eine deutſche evangeliſche Nationalkirche geben wird. Aber in dieſer Kirche ſind verſchiedene Stellungen zu der Union möglich. Es kann Gemeinden geben und giebt ſolche auf lutheriſcher und reformirter Seite, wiewohl in verſchwindender Minderzahl, welche der Union nie beigetreten ſind. Es iſt dies zwar ein Uebelſtand, der auf ſeine Ueberwindung noch wartet, aber er drückt um ſo weniger, als auch in dieſen Gemeinden, z. B. in den franzöſiſch-reformirten, der Unionsſinn nicht minder vorhanden iſt, als in den der Union beigetretenen. Die Signatur der preußiſchen Kirche bleibt trotz dieſer wenigen Gemeinden doch die Union und muß ſie bleiben, bis ſie als Landeskirche aufhört mehr als ein Theil der deutſch-evangeliſchen National-Kirche zu ſein. In ihr iſt die Union in den verſchiedenſten Maßen vorhanden. Zwar ſind diejenigen neuen Landestheile Preußens, in welchen wie in Naſſau

und Hanau-Fulda die Union als eine abſorptive von den Meiſten verſtanden wird und auch verſtanden werden kann, noch nicht in die preußiſche Landeskirche formell eingetreten, aber ſie werden ſicher in der proviſoriſchen Sonderung von ihr nicht bleiben können. Alsdann iſt auch dieſe Form der Union, ſelbſt wenn ſie ganz auf die reformatoriſchen Bekenntniſſe verzichtet und ſich mit der Reformation nur durch die alleinige Geltung der Bibel als Quelle des Glaubens und der Lehre und durch die Ueberzeugung von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott allein durch den Glauben in Zuſammenhang erhielt, doch eine der Arten und Stufen der preußiſchen Union. Eine andere Form und Stufe iſt die der Conſenſus-Union, wie ſie in den weſtlichen alten Provinzen Preußens, bald mit Darſtellung des zwiſchen den beiderſeitigen Bekenntniſſen Gemeinſamen (des Conſenſus) etwa in einem Unions-Katechismus, bald ohne ſolche vorliegt. Dieſe Form der Union kann, da ſie einer Menge von Gemeindebildungen zu Grunde liegt, nie wieder aufgehoben werden. Bei ihr wird auch die Gemeinſamkeit des Lehramtes unbedingt ſtattfinden müſſen. Aber auch innerhalb dieſer Conſenſus-Union wird es verſchiedene Abſchattungen geben, je nachdem das Verſchiedene in den reformatoriſchen Bekenntniſſen geradezu aufgegeben oder nur der Privatanſicht anheimgeſtellt iſt und daher immerhin Rückſicht verlangt. So ſchreitet die Union von Südweſten und Weſten nach Nordoſten vor, wo ſie in den öſtlichen Provinzen und ihren meiſt lutheriſchen Gemeinden (wir erinnern wieder an die germaniſirten Slawen, welche öſtlich der Elbe den Grund der Bevölkerungen bilden) als bloßes minderes Gewichtlegen auf die Unterſchiedslehren ohne Beachtung des etwa durchgängigen Unterſchiedes zwiſchen lutheriſcher und reformirter Anſchauung auftritt, alſo als die ſchwächſte Form der Union, als überwiegender Confeſſionalismus. Hier ergiebt es ſich dann von ſelbſt, daß einzelne ſtrenge Confeſſionelle, beſonders Geiſtliche, kaum noch innerhalb der Union bleiben können, weil ſie in der That großes Gewicht auf die Unterſchiede legen und daher in theologiſch nicht zu rechtfertigender Weiſe die Lehre vom Abendmahl als die Spitze von Allem betrachten und zur Hauptſache machen, ja ſogar das Sacrament in falſchem Uebergewicht über das Wort unlutheriſch und bereits romaniſirend betonen, dem Sacramente bald den Werth der

Kirchenſchöpfung beilegen, bald aber wieder die Kirche als die Schöpferin der Sacramente behandeln und dadurch wiederum über die Grenze des Proteſtantismus auf den Boden des Romanismus hinübergerathen. Daß dieſe Richtung, wiewohl nicht zuſammenhängend und herrſchend, noch weniger allen lutheriſchen Gegnern der Union oder auch nur ihrer Mehrzahl anhaftend, in der preußiſchen Kirche beſteht, hätte nicht geleugnet werden ſollen, als die Kirchenbehörden vor den Anfängen derſelben mit Hinweiſung auf den engliſchen Ritualismus (Puſeysmus) warnte. Sie hat ja keineswegs die confeſſionelle Richtung überhaupt eines Romaniſirens beſchuldigt, ſondern nur gezeigt, daß ſelbſt zu dieſer Verirrung vom Boden des Confeſſionalismus aus Manche gekommen ſeien. Die Beweiſe dafür ſind aus den Zeitſchriften der confeſſionellen Partei unſchwer zu liefern. Das Recht der ſtreng-lutheriſchen Richtung in der Union ſoll Niemand in Abrede ſtellen, aber jene ſoll auch nicht das Recht in Anſpruch nehmen, die Union ſelbſt zum bloßen Scheine herabzudrücken oder gar wieder als ein auferlegtes Joch abzuſchütteln. Sie iſt kein Joch für den freien lutheriſchen Chriſtenmenſchen, ſondern ſie iſt die rechte, wahre Conſequenz der deutſchen, der lutheriſchen Reformation. Ihre Auflöſung aber wäre in der That (auch dies hat der Evangeliſche Ober-Kirchenrath warnend geſagt)*) nicht ein Beweis von „erleuchtetem Patriotismus“, denn ſie würde, Preußen um ſeine kirchliche Einheit bringen, der Zerbröckelung überliefern, ſeine Beſtimmung für Deutſchland auf dem geiſtigen Gebiete der Kirche in ihrer Durchführung hindern und noch dazu den Proteſtantismus überhaupt verfälſchen und herunter ſinken laſſen.

Eine Verfälſchung wäre es, wenn man, ſei es in Preußen oder in Hannover, oder wo irgend in der Welt, den Satz behauptete, daß eine *lutheriſche Kirche*, im Unterſchiede von einer *evangeliſch-unirten*, ſofern dieſe weit genug gefaßt wäre, um auch ſtreng-lutheriſche dogmatiſche Ueberzeugungen frei ſich bewegen zu laſſen, eine Forderung des Gewiſſens, des Glaubens, alſo des Reiches Gottes ſei. Vielmehr iſt auch in der Reformation ſelbſt

*) Denkſchrift des evangeliſchen Ober-Kirchenraths betreffend die gegenwärtige Lage der evangeliſchen Landeskirche Preußens. 1867. S. 12 ff.

nur eine auf die Grundlage des Urchriſtenthums zurückgeführte evangeliſche Kirche verlangt, und innerhalb derſelben ausdrücklich die nationale und landſchaftliche Mannigfaltigkeit der Cultusformen (caerimoniae) und ſachgemäß eben damit auch die Verfaſſungen zuläſſig erklärt, wie ſie denn auch in der lutheriſchen Kirche von Baden und Würtemberg an bis nach Mecklenburg in dieſer Mannigfaltigkeit beſtanden hat. Die Ausgeſtaltung des Lutheriſchen in einer für daſſelbe erdachten, oder vielmehr aus der römiſch-katholiſchen, zum Theil auch aus der anglicaniſchen (reformirten) Kirche entlehnten Liturgie, wie davon etliche Dutzende von mehr oder minder glücklichen Verſuchen vorliegen, kann daher als eine Forderung des lutheriſchen Glaubens nicht erkannt werden, ſondern iſt mehr Sache der Liebhaberei einzelner Geiſtlichen. Auch das kann nicht einmal als ſolche Forderung hiſtoriſch erwieſen werden, daß einerlei Formel der Spendung des heiligen Abendmahls, daß eine ſogenannte „bekennende“, die aber ſehr leicht als „referirende“ ſich bezeichnen ließe, an die Stelle der bibliſchen Worte (der preußiſchen Agende) treten müſſe. Auch in ſolchem Müſſen läge eine Verfälſchung des Lutherthums, d. h. der deutſchen Reformation, die in ihrem erſten Jahrhundert mehr als zehn verſchiedene Spendeformeln in lutheriſchen Landeskirchen gehabt hat. Ebenſo aber wäre es eine Verengung der Union, wenn man nur die Formel der preußiſchen Agende, nicht auch die meiſten der älteren lutheriſchen ihr gemäß fände. Ein krankes Lutherthum wäre es, wenn die unevangeliſche und ganz romaniſche, d. h. undeutſche und daher auch unlutheriſche Vorſtellung von der Kirche gelten ſollte als der Gnadenſpenderin, als der eigentlichen Mutter, als der nothwendigen Verkörperung des Chriſtenthums, ohne die dieſes nicht beſtände, wenn im Zuſammenhang damit die Stellung des Geiſtlichen als eines Richters über der Gemeinde, als eines Klerikers außerhalb der Gemeinde, als eines Nachfolgers der Apoſtel, der unmittelbar von Chriſto ſein Amt hätte und divino jure handelte, gefordert würde. Aber nicht minder iſt es eine Entſtellung evangeliſcher Lehre, wenn man den Geiſtlichen nur als den Beauftragten der Gemeinde, welcher das göttliche Recht der Kirchengewalt innewohne, annehmen will. Die rechte Betrachtung iſt die, daß nach lutheriſchem Bekenntniß der kirchliche Lehrſtand ganz parallel dem obrigkeitlichen

Stande und dem Hausſtande (allgemeines Prieſterthum der Gläubigen) ſteht, daß alle zuſammen als zur Gemeinde gehörig und für ſie wirkend erkannt werden. Weder iſt der Prediger ein Hirte ohne die Heerde, noch iſt dieſe eine Heerde, wenn ſie keinen Hirten hat. Hier ſind göttliche Ordnung und menſchliche Einrichtung zugleich und ineinander. Darum ſind auch die Sacramente nicht abſolute Gnadenmittel, die losgetrennt vom Worte, ohne das Entgegenkommen der menſchlichen Seele, alſo magiſch und ex opere operato wirken. Sie ſind vielmehr die von Chriſto geſtifteten Mittel der Uebertragung des objectiv erworbenen Heils an das einzelne Individuum. Hier iſt gerade der ideale Realismus der lutheriſchen Reformation kraftvoll wirkſam. Darum iſt der Paſtor kein Prieſter im romaniſchen Sinne, und wer ihn dazu macht, der verfälſcht romaniſirend die lutheriſche Lehre.

Und vollends gar von einer lutheriſchen Verfaſſung der Kirche zu reden, wenn man nicht die episcopale meint, die aber nicht durch Luthern erſt gezeigt, ſondern längſt vorhanden war, iſt ein höchſt verkehrtes Weſen. Was aber ſoll aus einer lutheriſchen Kirche werden, die ſich lostrennend von der durch Gottes Führung gewordenen Gemeinſchaft in der Union ſich nunmehr eine eigene neue Geſtalt im Cultus und in der Verfaſſung geben wollte? Die episcopale Verfaſſung könnte ſie nicht ſchaffen, weil ſie eben ſo ſicher, wie die ſeparirten Lutheraner von 1845, nach Lehr-Nüancen ſich zerſplittern würde, weil ſie ſtets die Union und die Reformirten einwirkend neben ſich hätte, weil ſie dafür zu enge und zu kleinlich wäre. Es iſt leider wahr, daß die gegenwärtigen der Union feindlichen Lutheraner, ſo ſtreng ſie ihre Gemeinden zu regieren den Anſpruch machen, ſchwerlich ein biſchöfliches Regiment ertragen würden. Was wir durch die Löſung der Union als lutheriſche Kirche bekämen, wäre (bis zur Beſtreitung der lutheriſchen Hauptlehre von der Rechtfertigung durch einen lutheriſch gewordenen Reformirten in Annäherung an die römiſche Lehre hinaus) ein Zerrbild lutheriſcher Gemeinſchaft. Wenn aber zu ihr auch diejenigen Gemeinden gehören ſollten, welche der Union beigetreten, aber lutheriſch geblieben ſind, ſo würde ſie neben dieſer Aftergeſtalt des Lutheriſchen eine von Unionselementen vielfach durchzogene Kirchenmaſſe umfaſſen. Ueberdies ließe ſich in den Städten nur mit Um-

ſturz aller parochialen Ordnung in lauter Perſonal-Gemeinden dieſe Scheidung vollziehen.

Als Reformirte würden dann zurückbleiben die ſeit lange durch die Gemeinſchaft mit den Lutheranern ihrem ſtrengen Dogma entfremdeten Calviniſten, die auch wieder eine echt reformirte Kirche im Unterſchied von der lutheriſchen ſchwerlich darſtellen würden. Endlich blieben als unirte Kirche die Conſenſusgemeinden, und etwa mit ihnen noch, oder geſchieden von ihnen, die Negativen und die Deſtructiven, weil ſie ſchwerlich für ſich eine Kirche bilden könnten. Welcher Anblick! Zerſtückelung, Auflöſung, Atomiſirung wäre der Erfolg, und dadurch, weil nun in demſelben Lande nicht weniger als vier bis fünf evangeliſche Kirchen beſtänden, Verwirrung der Gewiſſen, die beſte Ernte für den Unglauben, den Indifferentismus, die Secten und den Romanismus!

Wer aus Mangel an Einſicht oder aus Mangel an Gewiſſenhaftigkeit es über ſich gewinnen kann, mit oder ohne Bewußtſein auf dieſes Ziel hinarbeiten zu helfen, indem er die Union hindert oder ſchmäht oder angreift, der hilft auf dem innerſten Gebiete, dem der Kirche, die Anſätze deutſcher Einheit, welche vorhanden ſind, zerſtören, und wenn er zugleich auf dem des Staates dieſe Einheit anſtrebt, ja gar die Trennung der Confeſſionen als ein Mittel für dieſes Streben brauchen zu können meint, ſo zerſtört er ſein eigenes Werk und handelt nicht als ein weiſer Mann, ſondern als ein kurzſichtiger Thor.

Es iſt an dieſem Orte nöthig, von einer Partei zu reden, welche ſich ganz beſonders unter der Fahne der Union geſammelt hat und am lauteſten die Union geltend macht. In verſchiedenen Graden und Nüancen iſt ſie in ganz Deutſchland, auch da, wo Union nicht beſteht, vorhanden. Geſammelt hat ſie ſich neuerdings mit Energie in dem ſogenannten Proteſtantenverein. Daß wir diejenige Union, welche von dieſer Seite gepredigt und als das Heil der Zukunft verkündigt wird, in unſerer obigen Gradation der Unionsformen nicht mit aufgeführt haben, begreift ſich leicht. Was wir unter Union verſtehen, und was der König Friedrich Wilhelm III. darunter verſtanden hat, was ſeit der Reformation angeſtrebt wurde, das war die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten in Einer Kirche, ſo daß ſie aufgaben, ſelbſt jeder eine Kirche

ſein zu wollen, aber nicht aufgaben, eine Confeſſion zu bleiben oder, wenn ſie auch dieſes aufgaben, doch die Grundprincipien der Reformation feſthielten. Was aber der Proteſtantenverein als Union betrachtet, das iſt das Aufgeben aller Dogmen, aller Ergebniſſe der Geſchichte auf dem Gebiete des Glaubens und ſeiner Erkenntniß, iſt das Neugeſtalten des Glaubens und der Glaubenslehre, und zwar nicht aus der heiligen Schrift, ſondern aus dem „Gemeindeprincip", das heißt aus der Art, wie in der Gemeinde die heilige Schrift ſich abſpiegelt. Dieſe Abſpiegelung iſt aber bedingt durch die ſonſtigen Anſchauungen der Gemeinde, ſei es der Mehrzahl oder am Ende doch nur der ſogenannten Gebildeten in der Gemeinde. Denn wollte man die Mehrzahl nehmen, ſo würde wohl eine rohe und höchſt unklare Vorſtellung des Chriſtlichen maßgebend werden. Nimmt man aber die Gebildeten als den Spiegel, ſoll die moderne „Bildung", wie ſie im Augenblicke ſteht, der Maßſtab werden, an welchem die Zuläſſigkeit des Glaubensinhalts gemeſſen wird, ſo entſteht eine Umkehrung der Verhältniſſe. Das Chriſtenthum iſt ſelbſt das mächtigſte Bildungselement der Nationen der Neuzeit, insbeſondere der germaniſchen, geworden. Aber es hat nicht allein an ihnen gearbeitet. Die helleniſch-römiſche, alſo heidniſche Cultur hat ihren ſehr weſentlichen Beitrag dazu gegeben, die Philoſophie, aus dieſen Quellen nicht allein, ſondern auch aus indiſchen, ebenfalls heidniſchen, ſchöpfend, hat das Ihrige beigetragen, der Pantheismus iſt in die Philoſophie ſowohl aus dieſen, als aus jüdiſchen Gedankenkreiſen eingedrungen, die äſthetiſche Cultur der Neuzeit, von großen ſchöpferiſchen Geiſtern getragen, hat ihr Werk gethan, die Naturwiſſenſchaft, nur der Erfahrung folgend und ſelbſtſtändig forſchend, hat Reſultate ergeben, welche Manches zerſtörten, das früher als zum Glauben und der Religion gehörig betrachtet wurde, ſie hat aber mit der Philoſophie, und zwar der falſchen Philoſophie, dem Pantheismus, Verbindungen eingegangen, aus welchen die Vernichtung auch desjenigen reſultirt, was dem Glauben wirklich und weſentlich angehört, nämlich des Gedankens eines perſönlichen Gottes und eines gotterſchaffenen Geiſtes, und auch aus dieſer Vereinigung ſind Elemente in die moderne Bildung eingedrungen. Wenn alſo ſie als Spiegel des bibliſchen Wortes dienen ſoll, ſo muß eine Aftergeſtalt des Chriſtlichen entſtehen, die im

günſtigſten Falle den Werth haben könnte, welchen etwa in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten die gnoſtiſchen Syſteme hatten. Dieſes Gemengſel nun von ſchlechter Philoſophie, misbrauchter Naturwiſſenſchaft, falſchem Humanitarismus, äſthetiſcher, oft auch ſehr zweifelhafter Cultur eine Bildung, eine chriſtliche Bildung, oder gar eine Union zu nennen, iſt eine Beleidigung gegen die Begriffe des Chriſtenthums, der Union und der Bildung. Dieſe ganze Anſichtsweiſe hat ein Recht in der evangeliſchen Kirche überhaupt nicht, ſie hat mit ihr nicht nur, ſondern mit dem hiſtoriſchen Chriſtenthum überhaupt gebrochen. Viel eher kann es ſich hier um eine neue Religion, als um eine chriſtliche Kirche handeln. — Es ſind aber weit nicht alle Perſonen und Anſichten, welche in dem Proteſtantenverein ſich ſammeln, dieſer extremen Art, wir haben vielmehr nur die ſcharfe Conſequenz der dort publicirten Principien gezogen. Viele halten mit uns dafür, daß nur das Echte in der modernen Bildung, was aus einer Kritik derſelben als dauernd hervorgeht, den Anſpruch habe, als Spiegel des Chriſtlichen in der Gemeinde dienen zu dürfen. Allein dann iſt dieſe Kritik erſt zu vollziehen, es iſt der Gemeinde dieſe echte Bildung erſt beizubringen, es iſt die bibliſche Wahrheit unverkürzt und als religiöſer Maßſtab an ſie zu halten. Denn wo wird der Beweis der Echtheit liegen, wenn nicht in der Verwandtſchaft mit der bibliſchen Offenbarung ſelbſt? Der Standpunkt dieſer edleren Theilnehmer am Proteſtanten-Verein führt lediglich ins Nebelhafte und Schwebelnde. Man begnügt ſich vielfach, auf dieſer Seite das Chriſtenthum nur in den Wirkungen zu ſuchen, die es wirklich auf die Völker gehabt hat, nämlich in begrifflicher, äſthetiſcher, hiſtoriſcher, künſtleriſcher Cultur und allgemeiner Geſittung. Das ſind die peripheriſchen Wirkungen des Chriſtenthums, wie ſie unwillkürlich, ungeſucht aus ihm erwachſen. Aber wie die Peripherie nie wäre ohne ein Centrum, ſo wären auch dieſe Wirkungen nicht möglich, wenn nicht das Chriſtenthum, weſentlich wie es die Kirche in ſich trägt und pflegt, zuvor dageweſen wäre und noch fortlebte. Dieſes als das Centrum aufgegeben, würde das Andere ſich verflüchtigen, und der Nihilismus wäre da.

Dieſe Geſtalt der Union iſt daher gar keine Geſtalt, ſondern ein Phantom, ſie ſteht auch gar nicht im Zuſammenhang mit der

deutſchen (lutheriſchen) Reformation; daher bedarf ſie auch nicht der Vereinigung mit der ſchweizeriſchen und romaniſchen Reformation, wenigſtens dieſer nicht mehr, als der Union mit den Römiſchen, ja nicht einmal mehr, als mit den Muhammedanern, Juden und Heiden. Es iſt hier nichts Deutſches, nichts Nationales mehr zu ſehen, ſondern nur die Abſtraction von demſelben. Es iſt dieſe Partei in der Kirche, wie die äußerſte Fortſchrittspartei im Staate, keine nationale, ſondern eine europäiſche, und auch dies nicht blos, ſondern eine kosmopolitiſche. Nimmermehr kann ſie in der preußiſchen Landeskirche als eine zu Recht beſtehende unter dem Namen einer der berechtigten Formen der Union geduldet werden, ſie kann nur wie die Freigemeinden, ſelbſt nur wie die Juden zur Kirche ſtehen.

Hätte nicht dieſe Richtung in einer achtungswerthen, weil nicht zu ihren äußerſten Conſequenzen fortgeſchrittenen, Erſcheinung in der preußiſchen Landeskirche ſich vorzugsweiſe als die Unionspartei angekündigt und natürlich an die abſorptive Union, aber eine möglicherweiſe doch auch die Bibel und die Grundprincipien der Reformation abſorbirende, ſich gehalten, ſo wäre der Kampf gegen die Union ſchwerlich ein ſo heftiger geworden. Wie die Schwarmgeiſter das Schreckbild der Reformation waren, ſo iſt dieſe Unionsanſicht das Schreckbild der preußiſchen Union geworden. Aber auch in dieſer achtungswertheren Art der falſchen Union iſt nochmals ein Unterſchied zwiſchen ihren Anhängern, nur daß, was bei ihnen die äußerſte Rechte bildet, in der kirchlichen Union noch zur extremſten Linken gehören würde. Hier iſt der Faden des Zuſammenhanges der Einzelnen, ſowohl Geiſtlichen als Gemeindeglieder, mit der Kirche und der Boden der möglichen Verſtändigung. Es kann zugegeben werden, daß Chriſtenthum und moderne Bildung ſich näher zu rücken haben, und daß die Bewegung nicht blos auf Seiten der Träger der letzteren ſein muß. Es kann eine höhere Schätzung der peripheriſchen Wirkungen des Chriſtenthums in den Kreiſen der Pfleger, Leiter und Diener der Kirche gefordert werden, es kann auf Scheidung deſſen, was wirklich zum Glauben gehört, von dem, was rein ins Gebiet des Wiſſens fällt, gedrungen, es kann der Anſpruch an Zurückhaltung der Kirche in ihrem Urtheil über die Wiſſenſchaft erhoben werden. Aber nun und nimmermehr darf die

Kirche ihren Glauben an den perſönlichen dreieinigen Gott, an die Menſchwerdung Gottes in Chriſto, an die Erlöſung durch ſein Leben, Leiden und Sterben, an die Verſöhnung durch ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt, an die Gründung der Kirche durch den heiligen Geiſt aufgeben, um ſich der modernen Zeitbildung zu nähern, denn thut ſie das, ſo gibt ſie nicht eine Anſicht, ſondern eine Religion auf.

Wir kehren zur kirchlichen Union zurück und erklären ſie nochmals für die nothwendige Frucht der deutſchen Reformation, und fordern ſie nicht obgleich, ſondern weil dieſe die lutheriſche iſt, wir wiederholen die Ueberzeugung, daß die preußiſche Kirche die Aufgabe hat, in ihr voranzuleuchten, und daß ſie den ganzen deutſchen Proteſtantismus in Einer Kirche noch dereinſt umfaſſen muß. Alle die kleinlichen und beſchränkten Einwände gegen ſie erkennen wir nur in ſoweit an, als ſie gegen die eben geſchilderte Entartung oder gegen die Willkür, ſie nur in einer ihrer möglichen Formen zu wollen, oder gegen die natürliche Unklarheit über ſie auch auf Seiten ihrer Vertreter, oder gegen ihre Beengung mit Spendeformeln u. dergl., gegen ihre ſcheinbare Bekenntnißloſigkeit*), gegen die büreaukratiſchen Misgriffe bei ihrer Einführung gerichtet ſind, denn Alles dies trifft weder ihr Weſen, noch ihre zeitgemäße Nothwendigkeit. Nochmals ſagen wir, daß, wer ihrer Entwicklung und Erweiterung widerſtrebt, die Folgen der deutſchen Reformation negiren will und die Aufgabe Deutſchlands auch auf dem kirchlichen Gebiete gründlich misverſteht.

Aber die Union allein und für ſich wird nimmermehr Deutſchland ſeinem Ziele entgegenführen. Die Kirche iſt nur erſt als deutſche Kirche da, wenn das Landeskirchen-Princip, welches den Reichsparticularismus verewigt hat, dem Nationalkirchen-Princip gewichen ſein wird. Wir kennen bereits den Territorialismus als die Verfaſſung der lutheriſchen und nicht minder auch der reformirten Kirche ſeit der Reformation. Er war im Augenblicke, da

*) Bekanntlich hat die preußiſche Generalſynode von 1846 dieſem Vorwurf begegnen wollen, indem ſie ein Bekenntniß abfaßte, welches bei ſubſidiariſcher Fortgeltung der alten Bekenntniſſe völlig genügt haben würde. — S. Nitzſch: Urkundenbuch. S. 127 ff.

die Biſchöfe derſelben den Rücken drehten, der einzige Ausweg. Man nannte Episcopalſyſtem, was ein ſolches nicht war, indem man beim Mangel der Sache wenigſtens den Namen beibehielt.

Luther ſelbſt berief ſich für das jus reformandi der Landesfürſten auf die Nothwendigkeit, weil eben eine ſelbſtändige Kirchenverfaſſung nicht ſofort erreichbar war. Die Obrigkeit, weil ſie um der Ordnung willen da iſt, muß in Ermangelung derſelben auch in der Kirche Ordnung ſchaffen, Prediger beſtellen, für Einheit der Lehre ſorgen. Ueber den Grundſatz, daß in demſelben Staate nur einerlei Religion ſein dürfe, kommt Luther noch nicht hinaus. Dies fällt mit dem Princip des Territorialismus (cujus regio, ejus religio) im Weſentlichen zuſammen. Und doch wollte der tief blickende Reformator ſtrenge Scheidung von weltlichem und geiſtlichem Amt und konnte ſich (Schmalkald. Art. Th. 2. Art. 4 u. Th. 3. Art. 10) nicht dazu verſtehen, das biſchöfliche Regiment der Kirche fallen zu laſſen, vielmehr gehen ſeine Gedanken über Kirchenleitung immer auf dieſes Ziel, wie denn auch zu Brandenburg, Naumburg, Camin und in Preußen evangeliſche Bisthümer wirklich entſtanden. Das einſtweilige Eingreifen der Landesherren war und blieb ihm ein Nothwerk, deſſen Gefahren er nicht verkannte*). Melanchthon war ohnedies der Fortdauer des Episcopats zugeneigt und hätte, um ihn zu gewinnen, ſich zu manchem Nachgeben ver-

*) Dorner, a. a. O. S. 268 ff., beſonders aber Haupt: Das Episcopat der deutſchen Reformation. Frankfurt a. M. 1863. 62. Heft, und von Zezſchwitz: Ueber die weſentlichen Verfaſſungsziele der lutheriſchen Reformation. Leipzig 1867, beſonders S. 9 ff. S. 17 f. 23 f. von Scheurl: Zur Lehre vom Kirchenregiment. Erlangen 1862. Stahl: Die Kirchenverfaſſung nach Lehre und Recht der Proteſtanten. 2. Ausg. Erlangen 1862, beſonders S. 224 ff. Krauſſold: Das landesherrliche Summepiscopat, nach reformatoriſch-lutheriſchen Grundſätzen. Erlangen 1860. Dieckhoff: Luthers Lehre von der kirchlichen Gewalt. Berlin 1865. Auch Meier: Die Grundlagen des lutheriſchen Kirchenregiments. Roſtock 1864. Und ganz vorzüglich Hundeshagen: Beiträge zur Kirchenverfaſſungsgeſchichte und Kirchenpolitik, insbeſondere des Proteſtantismus. Wiesbaden 1864. Bd. 1. S. 79 ff. 113 ff. 366 ff. Wangemann, a. a. O. S. 269 ff. Beſonders aber Richter: Geſchichte der evangeliſchen Kirchenverfaſſung in Deutſchland. Leipzig 1851; und Brandes: Die Verfaſſung der Kirche nach evangeliſchen Grundſätzen. Elberfeld 1867. Bd. 1. S. 332 ff.

ſtanden. Aber an Stelle deſſelben trat factiſch der ſogenannte Summepiscopat des Landesherrn. Es iſt hier nicht der Ort zu erzählen, wie aus dieſem die Herrſchaft des Fürſten und, in der Veränderung ſeines Verhältniſſes zum Staate, die Herrſchaft des Staates über die Kirche wurde. Dieſe Staatsherrſchaft ging ſo weit, daß in kleinen proteſtantiſchen Republiken der oberſte Verwalter der Polizei zugleich Oberhaupt der Kirchenleitung war, und daß an dieſer die Theologen faſt gar keinen Antheil mehr hatten*) Auch in Preußen war es nicht weſentlich anders, wenn neben den Angelegenheiten der inneren Verwaltung des Staats die Sachen der Kirche, der Juden und des Theaters zuſammen in die Hand eines Miniſters gelegt wurden. Die Kirchenbehörden (Conſiſtorien) waren nur noch Staatsbehörden, und die Regierungen verwalteten die Kirche. Daß dieſe ungeachtet ſolcher Knechtung doch eine innere Erneuerung erlebte, iſt der ſchlagende Beweis dafür, daß die Reformatoren richtig dachten, wenn ſie die Verfaſſung als das relativ Gleichgültige für die Kirche anſahen. Ein König wie Friedrich Wilhelm III. konnte aber dieſe Erniedrigung der Kirche nicht ertragen, ſobald die Beendigung der Noth und des Krieges ihm Raum zum Schaffen ließ. Das Erſte war, daß er die Leitung der Kirche einem beſonderen Miniſter, der nur die Unterrichts- und Medicinalſachen damit verband, übertrug und die Conſiſtorien wieder herſtellte. Zugleich mit der Union, der Agende, der Herſtellung der Kirche faßte er die Verfaſſung derſelben ins Auge und dachte an ſynodale Einrichtungen. Er ſuchte Etwas von biſchöflicher Ordnung zu geben, indem er (1829) die General-Superintendenten einſetzte und dieſelben mit dem Titel Biſchof, ja einen ſogar als Erzbiſchof ſchmückte. Eine biſchöfliche Verfaſſung war dies freilich nicht, ſondern eine conſiſtoriale, und immer blieb der Staat die herrſchende Macht. Wie konnte auch nach dem langen Niederliegen der inneren Kräfte des Kirchenlebens eine Synodal-Verfaſſung oder auch eine biſchöfliche errichtet werden? Die Zeit war dazu noch nicht reif. Synoden ſetzen Presbyterien und dieſe eigentlich lebendige Gemeinden voraus. Daran fehlte es und fehlt es freilich noch immer. Die biſchöfliche Einrichtung war auch ſchon früher unter Friedrich I.

*) Richter, a. a. O. S. 230 f.

ins Auge gefaßt*), aber ihre Einführung unmöglich gefunden worden, weil ſie nach dem engliſchen Maßſtabe gedacht war. An dieſe Form des biſchöflichen Weſens wurde daher nicht weiter gedacht, aber in dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. bildete ſich eine andere, mehr der altchriſtlichen ähnliche Form deſſelben als Ideal der Kirchenverfaſſung aus. Seine Regierung trachtete vor Allem nach Wiederherſtellung der geiſtlichen Behörden, nach Wiederkehr der echten reformatoriſchen Geſtalt der Verfaſſung, nämlich der Beſeitigung des Territorialismus, der die Kirche zum Anhängſel des Staates macht, und nach Geltung des landesherrlichen Summepiscopates, der mit dem Rathe der im Conſiſtorium vereinigten Theologen und Juriſten handelt. Die Anordnungen von 1845 waren der Ausdruck davon, aber immer noch blieben die von dem geiſtlichen Leben der Kirche ſchwer zu trennenden äußeren Angelegenheiten, z. B. Aufſicht über Kirchenbücher, über Kirchengebäude, Geräthe, über die Verwalter des Kirchenvermögens u. ſ. w. bei den Regierungen, die deshalb einen geiſtlichen Rath erhielten**).

Allein auch dieſe Verfaſſung erſchien in die Länge nicht als haltbar, weil ſie nur ein halbes Weſen war. Der König ließ 1846 die große Synode in Berlin abhalten, die bereits ein Bild der ſelbſtändigen Kirche, den Landesherrn als Biſchof mit ſeinen Conſiſtorien an der Spitze, in Synoden und Presbyterien entwarf, alſo eine Ergänzung und Verſchmelzung der Conſiſtorial-Verfaſſung durch die ſynodale und mit derſelben, wodurch die Gefahr des Territorialismus für immer entfernt werden ſollte. Allein dieſer Entwurf kam nicht zur Ausführung. Er war noch in Bewegung, als das Jahr 1848 mit ſeinen Folgen Alles veränderte. Der Staat war weſentlich ein anderer geworden. Die Verfaſſung ſtellte die Entſcheidungen des Staates unter die Mitwirkung einer aus Proteſtanten und Katholiken, aus Juden und möglicherweiſe aus Freigemeindlern, Baptiſten u. ſ. w. beſtehenden Kammer, die Miniſter konnten, auch den der geiſtlichen Angelegenheiten nicht ausgenommen, ebenſowohl Katholiken, ja Juden, als Proteſtanten ſein, waren alſo entſchieden nicht mehr befähigt zur Leitung der evan-

*) Ebendaſelbſt, S. 234 ff. (Abdruck der Schrift von Dr. Jablonski.)
**) S. Vogt: Kirchenrecht I, 5 ff.

geliſchen Kirche. Die Verfaſſung erklärte als Grundſatz: „Die Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten ſelbſtändig.“ Damit war der katholiſchen Kirche mit ihren Biſchöfen ſofort das Recht der vollen Selbſtändigkeit zurückgegeben, und ſie konnte ſich frei bewegen. Die evangeliſche Kirche aber konnte es noch nicht, weil ſie die Organe einer ſelbſtändigen Verfaſſung nicht beſaß. In ihr konnte daher der Artikel der Verfaſſung nicht ſofort ausgeführt werden, und es galt erſt, dieſe Organe zu ſchaffen. Allein wer ſollte ſie ſchaffen? nicht der Staat, ſonſt hätte er ſofort wieder die Selbſtändigkeit der Kirche durch die That verneint, während er im Begriffe war, ſie möglich zu machen. Die Kammern des Landtags durften daher nicht eine Kirchenverfaſſung ausarbeiten und einführen. Es war nur Ein Organ in der Kirche vorhanden, welches frei zu handeln vermochte, das oberſte Haupt, der Noth-Biſchof, deſſen hohes Amt aber, ſo ſehr auch aus Noth entſtanden, doch nun ſeit 300 Jahren vererbt und von den deutſchen Mächten (Kaiſer und Reich) im Augsburger Religionsfrieden (1555) und im weſtphäliſchen Frieden (1648) für die Dauer anerkannt, im Wiener Congreſſe (1815) einfach vorausgeſetzt war. Der König handelte in ſeinem vollen Rechte, nicht als Staatsoberhaupt, ſondern als Spitze der Kirche. Er beſchloß ſofort, diejenigen Angelegenheiten der Kirche, welche in ſeiner Anordnung von 1845 die Conſiſtorien zu beſorgen hatten, einem eigenen aus Theologen und Juriſten gebildeten Collegium, dem evangeliſchen Oberkirchenrathe, in höchſter Inſtanz zu übertragen, die äußeren Dinge, welche ſeit 1845 den Regierungen noch geblieben waren, in höchſter Inſtanz auch noch ferner dem Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten zu belaſſen. Dies war allerdings nur eine halbe Selbſtändigkeit der Kirche, und inſofern eine noch nicht befriedigende Einrichtung, als der Staatsminiſter zugleich höchſter Kirchenbeamter ſein ſollte. Wie ſchwierig wurde ſeine Stellung, wenn er in Geldſachen der Kammer mit verantwortlich ſein und doch auch ohne Verantwortlichkeit in der Verwaltung der Einkünfte der Kirche daſtehen ſollte. Denn der Kirche waren durch die Verfaſſung „ihre bisherigen Fonds oder Einkünfte“ für immer überwie-
-en. Aber konnte denn die Kirche, für deren Bedürfniſſe dieſe
-onds längſt viel zu knapp bemeſſen waren, und die nun neue

Organe, den evangeliſchen Ober-Kirchenrath und die zu ſchaffenden Presbyterien, Kreisſynoden, Provinzialſynoden und allgemeine Landes-Synode aus ſich herausgeſtalten ſollte, mit dieſen Mitteln als gerecht und vernünftig abgefunden betrachtet werden? Das Nächſte mußte allerdings ſein, daß die Selbſtändigkeit der Kirche neben dem Staate erſt irgendwo eine Darſtellung fand, und dies war die erſte Aufgabe des evangeliſchen Ober-Kirchenrathes, die ſo lange ihm obliegen mußte, als nicht eine wirkliche, ausgeſtaltete Kirchenverfaſſung beſtand. Letztere in einheitlicher Weiſe ins Leben zu rufen, mußte ſeine zweite Aufgabe ſein, und neben dieſen beiden kam ihm die Stellung der Aufſicht über die innere Kirchenverwaltung durch die Conſiſtorien nnd die Superintendenten, die Behandlung der Lehre, des Cultus, der Disciplin über die Beamten und Geiſtlichen der Kirche und derjenige Einfluß auf den Staat zu, welchen die Kirche in einem chriſtlichen Lande immer üben muß und wird. Es war dieſer evangeliſche Ober-Kirchenrath, im Unterſchiede von den ihm parallel ſtehenden Miniſterien, in welchen die Perſon des Miniſters entſcheidet, während die Räthe jedes Ranges nur ſeine Werkzeuge ſind, ein Collegium, deſſen Präſident keineswegs dieſe Miniſterſtellung, ſondern nur die der Geſchäftsleitung und etwa der Repräſentation hatte. Auch für dieſes wichtige kirchliche Organ wurden nicht einmal die finanziellen Mittel in gehöriger Weiſe bereit geſtellt, ſondern ſeine meiſten Mitglieder waren in anderen Kirchenämtern als Geiſtliche, oder an der Univerſität als Profeſſoren der Theologie und der Rechte beſchäftigt und dienten der oberſten Kirchenleitung ohne eigentliches Gehalt. Nur einige wenige weltliche Mitglieder waren — aber auch dieſe nicht der Stellung der Behörde gemäß — beſoldet. Es waren blos die bisherigen Mittel der centralen Kirchenverwaltung, wie ſie im Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten ſtattgefunden hatte, für die neue Schöpfung des oberſten Landesbiſchofs verwendbar.

Als im Jahre 1850 dieſes Collegium ſeine ſelbſtändige Thätigkeit begann, war die richtige Grenzlinie zwiſchen ihm und dem Miniſter noch nicht gezogen und ſeine Stellung daher eine ſchwierige. Seine repräſentative Stellung war durch die Neuheit einer rein kirchlichen Behörde neben den hohen Staatsbehörden, durch die geringe finanzielle Dotation und durch die vielſeitige Beſchäftigung

ſeiner Mitglieder erſchwert. Derſelbe Umſtand machte es auch ſchwierig, alle die verſchiedenen Seiten der Kirchenleitung mit ſchöpferiſchem Wirken anzufaſſen. Dennoch geſchah es mit großer Energie und ſchönem Erfolg in der Aufnahme der Fürſorge für die zerſtreuten evangeliſchen Kirchenglieder in den Provinzen Preußen, Poſen, Schleſien, Rheinland und Weſtphalen, der ſogenannten evangeliſchen Diaſpora unter den Katholiken. Was für ihre Sammlung und die Gründung von Gemeinden, Kirchen, Pfarrſyſtemen in dieſen Landen und auch in den anderen Provinzen, ja außerhalb Deutſchlands in Holland, Portugal und Italien, in Serbien, der Wallachei, Moldau, der Türkei, und in Kleinaſien, Syrien, Paläſtina, Aegypten, in Braſilien, den La Plata-Ländern und Chile Hand in Hand mit dem Guſtav-Adolphs-Verein geſchehen iſt, das allein ſchon genügt, um die genannte Behörde als eine geſunde Schöpfung erkennen zu laſſen. Es iſt hier nicht der Ort, von Allem zu reden, was von ihr Heilſames für die Hebung des kirchlichen Lebens in Preußen nach allen Seiten ausgegangen iſt. Wie ſchwer war es gerade in der Zeit ihres erſten Auftretens wieder, die Einheit der Landeskirche durch die Union gegenüber der hochgehenden confeſſionellen Strömung zu erhalten. War doch dieſe durch die 1848 laut gewordenen Beſtrebungen für einen Aufbau der Kirche aus Urwahlen und für Beſeitigung des Haltes der Bekenntniſſe berechtigt geworden, indem nur ſie und das feſte Stehen auf den alten Grundlagen eine Sicherheit für die Bewahrung des Glaubens der Väter gewähren zu können ſchienen. Traten doch damals die politiſch Conſervativen im Bunde mit den kirchlich Confeſſionellen den lauteſten Vertretern der Union, welche zugleich im Staate eine unklare Freiheit anſtrebten, im Kampfe gegenüber. Der evangeliſche Ober-Kirchenrath ſelbſt, aus Lutheranern außerhalb (Dr. Stahl) und innerhalb der Union, aus Reformirten in der Union und aus Unirten im ſtrengeren Sinne zuſammengeſetzt, hatte zu wachen und zu wehren, daß das Werk der Geſchichte, die Folge der Reformation, die Stiftung Friedrich Wilhels III. nicht unterging, ſondern von ſeinen Schattenſeiten befreit wurde. Bis zum Throne hinauf ſchien einen Augenblick die confeſſionelle Strömung zu ſteigen, und unverkennbar hatte ſie in den Conſiſtorien, den wichtigſten Organen der Centralbehörde, wenigſtens in den meiſten öſtlichen

Provinzen, die Oberhand. Gegen die Uebertreibung nach rechts und nach links hatte die oberſte Kirchenbehörde Front zu machen und das Schiff der Kirche zwiſchen den Klippen zu ſteuern. Sie hat weder die Confeſſion in ihrer die Union ſprengenden Härte, noch eine falſche Unionstheorie in ihrer verwaſchenden Unbeſtimmtheit zu kirchlicher Feſtſetzung gelangen laſſen, und iſt von beiden Seiten, wie ſich von ſelbſt verſteht, geſchmäht worden. Ihre Hauptaufgabe, die Entwicklung einer ſynodalen Kirchenverfaſſung, begann ſie im Aufbau von unten. Im Jahre 1850 war der Entwurf einer Gemeinde-Kirchenordnung noch aus dem Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten hervorgetreten. Sie ſollte, aber auf dem Wege der Freiwilligkeit, in den öſtlichen Provinzen eingeführt werden. Denn die weſtlichen beſaßen zum Theil von der Reformation her ihre theils reformirten, theils lutheriſchen Presbyterien und Kreisſynoden. Dieſelben wurden für Weſtphalen und Rheinland allgemein eingeführt und 1835 durch die rheiniſch-weſtphäliſche Kirchenordnung in zwei Provinzial-Synoden zuſammengefaßt. Unter dieſer Verfaſſung blühten die Provinzen in kirchlichem Leben friſch und fröhlich auf.

Aber welch ein Werk war das in den Landen, die ſeit der Reformation nichts Anderes gewußt, als daß alle Anregungen und Anordnungen in der Kirche als Befehle der Obrigkeit ergingen. Trägheit der Maſſe, Unglauben an die Fähigkeit der Gemeinden, recht zu wählen und an die Brauchbarkeit der zu Wählenden, Furcht der letzteren vor den Aufgaben des Amtes, Widerwille und Argwohn der Patrone und Pfarrer gegen das Mitreden der Gemeindeglieder und gegen die mögliche Schmälerung ihrer Rechte, Abneigung der Conſiſtorien gegen die Sache, das waren von der kirchlich beſſeren Seite her die Hinderniſſe, welche zu überwinden waren. Von der anderen Seite aber wurde der Ruf laut, daß ſolch ein Aufbau nimmermehr zu einer wahren Vertretung der Gemeinden führen könne, weil den Unkirchlichen (ſie nannten ſich die Freiſinnigen) der Weg in die Leitung der Gemeinden verſchloſſen werde, daß nur eine Urwahl zu einer conſtituirenden Verſammlung, die dann die Verfaſſung entwerfe und beſchließe, der rechte Weg zum Ziele ſei. Dieſe Hinderniſſe fanden auch wieder ihren Weg bis zum Throne und ſchwächten die Freudigkeit des Königs zu dem beabſichtigten Werke. Es blieb zwar nicht liegen, aber es war ge-

lähmt. Nur in Preußen wurden allmählig zwei Drittheile aller Gemeinden mit der neuen Einrichtung verſehen, in Schleſien und Sachſen nicht die Hälfte, in Brandenburg, Pommern und Poſen blieb ſie ganz aus. Die Lähmung war um ſo natürlicher, weil der Miniſter auf der Seite der Gegner ſtand, und von ihm zugleich die lutheriſchen Gegner der Union ſich geſtützt glaubten. Erſt gegen Ende des Jahres 1856 gelang es durch die Berufung einer kirchlichen Conferenz von geiſtlichen und weltlichen Notabilitäten aus allen Provinzen, die im Schloſſe Monbijou tagte, zu dem Beſchluſſe der obligatoriſchen Einführung der Gemeindekirchenordnung in erneuter Geſtalt in allen Provinzen zu gelangen. Aber auch jetzt noch wurde die Arbeit zur Ausführung mannigfach, beſonders auch durch die Krankheit des Königs, erſchwert. Das Jahr 1860 erſt begann mit den Erlaſſen, welche nunmehr die Frucht zehnjähriger Anſtrengung waren. Welche Mühe die Ausführung ſelbſt koſtete, davon zeugen die Erlaſſe des evangeliſchen Oberkirchenraths aus dieſem Jahre*). Die zwei folgenden Jahre brachten ſchon die weitere Entwicklung in Anordnung der Kreis-Synoden in den Provinzen Preußen, Poſen und Pommern, denen 1864 Brandenburg, Schleſien und Sachſen folgten. Seitdem haben dieſe Synoden ſich ſegensreich entwickelt, und im Jahre 1867 iſt ihnen der Entwurf einer Provinzial-Synodal-Ordnung für die öſtlichen Provinzen zur Berathung vorgelegt worden. Mit der Erſteigung dieſer Stufe wird in der Verfaſſung der Kirche, in der Verbindung der Conſiſtorialverfaſſung mit der Synodalverfaſſung ein wichtiger Ruhepunkt erreicht ſein. Daß aber auch bei dieſem die Entwicklung nicht ſtille ſtehen darf, ſondern zu einer allgemeinen Landesſynode fortſchreiten muß, hat ſich eben auf den bisherigen Stufen aufs Klarſte gezeigt.

Die finanziellen Mittel, deren die Kreisſynoden bedürfen, ſind, obwohl dieſe durch eine einmalige Hülfe des Königs, durch die Opferwilligkeit der Geiſtlichen und der weltlichen Abgeordneten aus

---

*) S. Actenſtücke aus der Verwaltung des evangeliſchen Ober-Kirchenrathes. Bd. 5. Berlin 1860. S. 1 ff. 77 ff. 117 ff. Die Gutachten für die kirchliche Conferenz und die Verhandlungen derſelben finden ſich in Bd. 3 und 4 abgedruckt.

den Gemeinden dennoch gehalten werden konnten, noch nicht vorhanden; auch für die Kosten der Provinzial-Synoden ist noch kein Rath geschafft. Die herrschende Ansicht in der Kirche geht dahin, daß der Staat hiefür durch Recht und Billigkeit verpflichtet sei. In seinen Händen befinden sich die ehemaligen Kirchengüter, darum hat er auch für die Kirche die finanziellen Mittel zu schaffen; er hat in der Verfassung die Kirche für selbständig erklärt und kann sie nicht mehr regieren, weil er allen Glaubensparteien angehört; sein Bestes wird aber von der Kirche gepflegt. Der katholischen Kirche gegenüber hat er seine Verpflichtung anerkannt und gelöst. Der evangelischen Kirche hat er eine Auseinandersetzung auf dem pecuniären Gebiete noch zu gewähren. Aber wer soll mit dem Staate verhandeln? Wer ist legitimirt, als Stimme der Kirche zu sprechen? Offenbar keine blos provinziale Vertretung, sondern nur die des Ganzen. Und die Auseinandersetzung wird nicht blos die dauernden Kosten der Organisation betreffen. Der evangelische Ober-Kirchenrath hat längst die dringend erforderte materielle Basis für die weitere selbstständige Entwicklung der Kirche klar gelegt*). Und wer soll in kirchlicher Gesetzgebung, sei es, daß die Beistimmung der Gemeinden für allgemein kirchliche Zwecke erfordert wird, sei es, daß über wichtige Fragen eine Ausgleichung zwischen der bisherigen staatlichen Gesetzgebung für die Kirche und der neuen Verfassung derselben stattfinden soll, die bisherige des Staates ersetzen? Es kann immer nur die allgemeine Landessynode sein. Und wer soll von dem Staate, dessen Minister und Verwaltungsorgane noch immer die äußeren Angelegenheiten der Kirche verwalten, auch diese Verwaltung für die Kirche zurückverlangen, um den Artikel der Staatsverfassung zu verwirklichen, der sie auf Selbständigkeit weist? Man sage nicht, dieser Artikel sei ein todtes Princip, das erst durch Gesetze zum Leben erweckt werden könne, wie deren die Verfassung noch andere enthalte. Denn der Artikel lebt in dem Dasein des evangelischen Ober-Kirchenrathes, er lebt in der Gemeinde- und Kreis-Verfassung und wird in der Provinzial-Verfassung noch weiter sein

*) Actenstücke. Bd. 1. Heft 4. Denkschrift des evangelischen Ober-Kirchenraths, betreffend die Vermehrung der Dotation der evangelischen Kirche in Preußen 1852.

Leben entfalten. Niemand iſt berechtigt, einem lebendigen Principe zuzurufen: Bis hierher und nicht weiter! Die Vergewaltigung, die in ſolchem Hemmen liegt, rächt ſich unausbleiblich, indem ſich in weniger erwünſchter Weiſe ſelbſt macht, was man in beſonnener Art aus irgend welchem, außer dem Weſen und Bedürfniſſe der Kirche liegenden Grunde nicht hat werden laſſen. Entweder man durfte an die Verbindung der Conſiſtorial- mit der Synodal-Verfaſſung überhaupt nicht die Hand anlegen, oder man muß ſie bis zu ihrer Ausgeſtaltung in der letzten Spitze gewähren laſſen. Möge ſich kein Kirchen- oder Staatsmann von dem Wahne bethören laſſen, daß er mächtig genug ſei, einem Principe, das im Weſen der Kirche ſelbſt liegt, in die Länge ſein Auswachſen zu hindern. Aber dafür iſt Sorge zu tragen, daß in richtiger und geſunder Weiſe dieſes Wachſen geſchehe, und nicht mit Ueberſpringung geſchichtlich gegründeter Ordnungen. Vor Allem gilt es hier das Recht des Landesherrn in der Kirche. So ſehr dieſes auf einer Noth in der Reformationszeit beruhen mag, es hat jetzt die Bewährung von Jahrhunderten erlangt, und die preußiſche Landeskirche, die erſte größere, hat den Beruf zu zeigen, daß dieſes alte feſt begründete Recht und ſeine Ausübung keineswegs die Freiheit der Kirche hindert. Aber wenn es ſie nicht hindern und dadurch der Gegenſtand der Angriffe werden ſoll, ſo muß es nimmer geübt werden, um den geſunden Wachstrieb der Kirche zu hemmen. In dem Landesherrn muß die Verbindung der Kirche mit dem Staate vollzogen bleiben, aber die Lebensſphäre beider muß eine freie und ſelbſtändige ſein. Wie der preußiſche Staat berufen iſt, die deutſche Einheit zu ſchaffen und die rechte deutſche Verfaſſung auch für den eigenen Staat zu geſtalten, ſo hat Preußen nicht minder die freie, ſelbſtändige und doch dem verwandten Staate nicht fremde und feindliche Kirche in ihrer eigenen Verfaſſung zur Wirklichkeit werden zu laſſen. Die Arbeit dafür hat der evangeliſche Ober-Kirchenrath ſeit achtzehn Jahren gethan, und dies iſt ſeine bleibende Leiſtung.

Daß dieſe kirchliche Central-Behörde nicht mit Sturmeseile zu ihrem Ziele gelangt iſt, ſondern beſonnen, feſten Schrittes, aber ſicher demſelben zugeht, kann ihr kein Beſonnener vorwerfen. Daß ſie von verſchiedenen Seiten Gegenſtand der Miskennung geweſen, bald von Solchen, denen ſie zu langſam zu wirken ſchien, die aber

keine Ahnung von den Hinderniſſen haben, durch welche hindurch ſie ihren Weg unverrückt hat verfolgen müſſen, bald von denen, welche den Ober-Kirchenrath nur als Beförderer der Union anſahen, bald auch von einer Anſicht aus, die ihn des Einlenkens in die Bahn des Confeſſionalismus beſchuldigte, läßt ſich unter den Zeitumſtänden begreifen. So lange Dr. Stahl (der nachher wegen der vom Könige beſchloſſenen Berufung der evangeliſchen Allianz nach Berlin um ſeine Entlaſſung bat, ſie aber erſt mehrere Jahre ſpäter auf wiederholtes Bitten erhielt) zu den Beſchlüſſen mitwirkte, lag darin ein gewiſſer Schutz der Behörden gegen den Argwohn der Confeſſionaliſten. Nach ſeinem Ausſcheiden, nachdem noch andere Mitglieder wegen Krankheit oder durch höhere Berufung ihre Stelle im Collegium verlaſſen hatten, ſchien es allerdings, als ob die ſtrengere Confeſſions-Richtung nicht mehr darin vertreten ſei. Es wäre vielleicht klüger geweſen, das Entſtehen ſolchen Scheins (denn mehr war es nicht) nicht zu gering anzuſchlagen, aber das Collegium achtete nicht darauf in ſeinem guten Bewußtſein, mit voller Unparteilichkeit das Recht der Confeſſion, ſo weit es überhaupt reichte, eben ſo feſt und rein zu bewahren, wie das der Union. Allein die Welt lebt vom Schein, von Schlagwörtern, von vorgefaßten Meinungen, und leider auch die kirchliche Welt. Der evangeliſche Ober-Kirchenrath galt und gilt noch immer Vielen als eine Körperſchaft, die nur den Unionsgedanken verfolge und alles Andere dem unterordne, während in der That die Union und ihre Förderung nur eine ſehr untergeordnete Abtheilung ſeiner Thätigkeit bildet*). Bei der Juriſten- und Richterwelt hat er ſich

*) Es bedarf nur des Durchblätterns der „Actenſtücke", um ſich davon zu überzeugen. Die Leichtfertigkeit im Urtheilen über eine ernſte und gewiſſenhafte Kirchenbehörde geht aber ſo weit, daß man ſie ſogar für die einzelnen Artikel der Neuen evangeliſchen Kirchenzeitung verantwortlich macht, die man als ihr Organ betrachtet. Ein publiciſtiſches Organ hat aber dieſe Behörde gar nicht, die Actenſtücke ſind keine Zeitung. Die Neue evangeliſche Kirchenzeitung iſt unter Mitwirkung des Verfaſſers gegründet worden, weil zwiſchen der Evangeliſchen, ſeit ſie ein confeſſionaliſtiſches Parteiblatt geworden, und der Proteſtantiſchen Kirchenzeitung ein die geſunden Grundſätze der preußiſch-evangeliſchen Kirche vertretendes Blatt, das zugleich wirklich eine Kirchenzeitung wäre, als Bedürfniß erſchien. Der Berliner Zweig der evan-

durch die Behandlung der Wiedertrauung Geſchiedener mißliebig gemacht. Er nimmt ſich nach ihrer Anſicht ein Reviſionsrecht über Richterſprüche heraus. So urtheilt die Unwiſſenheit über die Sachlage. Dieſe aber iſt vielmehr folgende. In Folge früherer Vorgänge und eines Vortrages von Dr. Julius Müller auf dem Kirchentage kam eine Bewegung gegen Wiedertrauung Geſchiedener in die Geiſtlichkeit. Der eine wollte trauen, der andere nicht, die Scheidungsgründe, welche der eine als chriſtlich berechtigt erkannte, waren dem andern ungültig. Eine wilde, verworrene Anarchie drohte, und doch lag Allem ein Grad von berechtigter Reaction des chriſtlichen Gewiſſens gegen die laxe Geſetzgebung des Landrechts zu Grunde. Auch die Conſiſtorien ſtanden zu der Trauungsfrage gar verſchieden. Es blieb daher nur Ein Weg, der der Centraliſirung. Alle von den Conſiſtorien abgelehnten Fälle wurden vor den evangeliſchen Ober-Kirchenrath gezogen, und dieſer erwog nach ſorgfältig geforderten Berichten der Seelſorger, des Superintendenten, des Conſiſtoriums jeden einzelnen Fall in ſeiner ſittlichen Totalität, nicht um über die Gültigkeit der Scheidung (ſie ſtand nach dem Richterſpruche feſt), ſondern um über die Zuläſſigkeit der Segnung einer neuen Ehe durch die Kirche zu entſcheiden. Hätte Regierung und Landtag die Civil-Ehe, die allerdings zunächſt nicht nöthig war, oder die Noth-Civil-Ehe, wie ſie für die aus der Kirche Ausgetretenen beſteht, zum Geſetze erhoben, ſo war der Conflict zwiſchen Kirche und Staat weſentlich vermindert. Da aber keines von beiden durchging, ſo beſteht er heute noch. Dem Nupturienten bleibt, wenn er auf einer Ehe beharrt, welcher der Segen der Kirche verſagt

---

geliſchen Allianz bot die pecuniären Mittel dazu dar. Der evangeliſche Ober-Kirchenrath hatte damit nichts zu ſchaffen und hat es bis heute noch nicht gehabt. Der Verfaſſer, ſelbſt Mitglied dieſer Behörde, hat in den erſten Jahren lebhaft an dem Blatte ſich betheiligt, und allerdings darin ſeine Grundſätze, welche die des evangeliſchen Ober-Kirchenrathes im Ganzen ſind, ausgeſprochen. Auch andere Mitglieder, wie von Mühler, Richter, haben dies gelegentlich gethan. In neuerer Zeit iſt es nur ſelten geſchehen. Für den Inhalt des Blattes aber iſt die Behörde in keiner Weiſe verantwortlich, und es iſt dies den Redactionen anderer Blätter wohl bekannt, die gleichwohl Artikel in ihre Spalten aufnehmen, worin die Kirchenzeitung mit der Behörde fälſchlich identificirt wird. Die Unwahrhaftigkeit in der Publiciſtik iſt ein ſchweres Uebel der Zeit, bei der kirchlichen Preſſe aber unerträglich.

werden muß, nur der Austritt aus der Kirche, wie er denn auch häufig deshalb ſtattfindet. Welche Arbeitslaſt und Sorge die Kirchenbehörde ſich dadurch auflud, iſt leicht einzuſehen, wenn man an die 3000 jährlichen Eheſcheidungen im alten preußiſchen Staate denkt.

Es iſt ein trauriger Beweis von mangelnder Einſicht in der Kirche, wenn nicht Wenige in ihr die ſeltſame Anſicht äußern, daß die evangeliſche Kirche in den neu erworbenen Landen ein gewiſſes Recht dazu gehabt habe, nicht dem evangeliſchen Ober-Kirchenrathe untergeordnet ſein zu wollen. Der evangeliſche Ober-Kirchenrath hätte ſelbſtverſtändlich die Leitung dieſer bisherigen Landeskirche als integrirender Theile der preußiſchen Landeskirche in ſeiner gegenwärtigen Zuſammenſetzung nicht übernehmen können. Daran dachte auch Niemand, ſondern daran, daß er aus den neuen Landen mit nicht unirten Mitgliedern verſtärkt würde, die allein die Bearbeitung der Angelegenheiten derſelben übernommen haben würden. Es wären dadurch mindeſtens vier der Union nicht angehörige Lutheraner, etwa ein reformirtes und ein unirtes Glied aus den neuen Landen in denſelben getreten, und das Collegium würde dann allerdings nicht mehr blos aus der Union angehörigen Männern beſtanden haben. Die ſogenannte itio in partes, auf welche der Antrag in den bald 16 Jahren, ſeit ſie angeordnet worden, in ſeinem Schooße zweimal geſtellt, aber in Folge der Beſprechung darüber jedesmal zurückgezogen worden iſt, hätte dann freilich ihre Stelle finden müſſen, und es wäre ſogar möglich geweſen, in Zweifelsfällen den Confeſſionellen einen Separat-Vortrag an Allerhöchſter Stelle zu gewähren. Ohne Gutachten des betreffenden Conſiſtoriums — und ein ſolches hätte ja auch in Hannover, Kiel, Caſſel beſtanden — und bei manchen Dingen ohne Antrag oder Gutachten der Provinzialſynode faßt der Ober-Kirchenrath, deſſen treue Mitarbeiter in dieſen 18 Jahren die acht Conſiſtorien und die zwei Provinzial-Synoden geweſen ſind, keinen wichtigen Beſchluß. Ja über viele Fragen werden erſt ſämmtliche Conſiſtorien gehört, oder es findet ein Zuſammentritt aller Vorſitzenden derſelben und ſämmtlicher General-Superintendenten mit dem Ober-Kirchenrath zur Vorberathung ſtatt. Die Vereinigung der naſſauiſchen Landeskirche mit der rheiniſchen, der oſtfrieſiſchen mit der weſtphäliſchen hätte die Verhältniſſe weſentlich vereinfacht, und ſelbſt für eine Zwiſchen-

zeit der Abkühlung der Gemüther, beſonders in Hannover, wo die Gemeinden nur durch den politiſchen Particularismus zu der confeſſionellen Abneigung fortgeriſſen wurden, hätte ſich die Verwaltung der inneren Kirchenangelegenheiten in höchſter Inſtanz durch das Provinzial-Conſiſtorium denken laſſen, während der Miniſter der Geiſtlichen Angelegenheiten, wie in der alten Landeskirche, die äußeren beſorgte. So wäre es möglich geweſen, den neuen Landen den Fortſchritt der preußiſchen Landeskirche zur Selbſtändigkeit (Artikel 15 der Verfaſſung) zuzubringen, während ſie jetzt in dieſem Punkte noch eben ſo ſtehen, wie ſie früher geſtanden haben, unter der Herrſchaft des Staates, und daher als Kirchen wenigſtens gegen das alte Preußen zurückſtehen. Die jetzigen, „bis auf Weiteres“ angeordneten Zuſtände tragen den Stempel des Proviſoriſchen, und es mag politiſch vortheilhaft erſcheinen, ſie noch eine Weile ſo zu belaſſen. Die Frage der Zugehörigkeit zu der preußiſchen Landeskirche wird aber ſicher doch einmal zur Entſcheidung, und zwar durch Einverleibung, kommen müſſen. Der äußerſte Termin dafür wird unausbleiblich die Vollendung der ſynodalen Verfaſſung in Preußen ſein. Dieſe Vollendung läßt ſich aber, wie oben gezeigt, nicht anders, als durch eine allgemeine Landesſynode denken. Dahin wird die innere Bewegung der Kirche von ſelbſt treiben. Iſt ſie erſt gewonnen, dann hat die preußiſche Landeskirche neben der badenſchen, in welcher, da ſie nicht einmal einer der preußiſchen Provinzen verglichen werden kann, dieſes Ziel raſcher zu erreichen war, ihren erſten Schritt in Geſtaltung der deutſchen Kirche gethan.

Iſt einmal dieſe Entwicklung zum Ziele gebracht, ſo wird ſich die Frage erheben, wie nunmehr die Verfaſſung der Kirche bleibend zu geſtalten ſei? Der evangeliſche Ober-Kirchenrath hat alsdann ſeinen Auftrag vollzogen, aber eine dauernde Behörde der oberſten Kirchenleitung wird auch dann noch eben ſo unentbehrlich ſein, wie ſie es bisher war. Es werden elf Provinzial-Conſiſtorien unter ihr beſtehen, ſie wird mit elf Provinzial-Synoden durch die Landesſynode oder deren bleibenden Ausſchuß (Moderamen) zu handeln haben. Damit ergibt ſich ſchon ein periodiſches Zuſammentreten dieſes Ausſchuſſes mit der oberſten Kirchenbehörde, und der Gedanke liegt nahe, die Ernennung der Mitglieder des evangeliſchen Oberkirchen-

rathes theilweiſe in die Hände der Landesſynode zu legen. Soll es aber ganz und ausſchließlich geſchehen? oder mit anderen Worten: Soll die Conſiſtorialregierung der Kirche von der ſynodalen verdrängt werden? Soll man das Experiment wagen, eine Kirche von 15 Millionen mit ihren hiſtoriſchen, landſchaftlichen, confeſſionellen Verſchiedenheiten unter die Verwaltung eines Wahlkörpers zu ſtellen? Nicht allein die 300jährige Geſchichte des Proteſtantismus in Deutſchland, ſondern alle kirchengeſchichtliche Erfahrung würde laut dagegen ſprechen. Und wer hat das Recht, der Krone Preußen ihr oberſtes Leitungsrecht in der Kirche trotz Friedensſchlüſſen und Verjährung zu entreißen? Wer hat dazu die Macht? Nimmermehr darf ſich der König ſeine Stellung in der Kirche einfach abvotiren laſſen. Er wird ſie behalten, aber er wird der Landesſynode in der Wahl eines Theils der oberſten Verwaltungsbehörde, die auch ſein Rathscollegium und Organ iſt, einen bedeutenden Einfluß geſtatten.

Aber iſt damit den Anforderungen an eine evangeliſchr Kirchenverfaſſung genügt? Iſt das Ideal der Heroen der Reformation erreicht? Iſt eine evangeliſche National-Kirche ermöglicht? Iſt eine Annäherung an die katholiſche Kirche, auch wenn ſie aufgehört hat, romaniſch zu ſein, geſchaffen?

Wir ſagen auf alle dieſe Fragen ein entſchiedenes: Nein! Es iſt die Verſchmelzung der conſiſtorialen und ſynodalen Verfaſſung*) erzielt, und ſie wird in der weiteren Entwicklung eine innige werden. Aber es fehlt der Verfaſſung noch immer, was ihr der landesherrliche Summepiscopat nicht erſetzen konnte, nämlich die biſchöfliche Regierung. Hier bleibt ein Gegenſtand der Sehnſucht aller derer, die auf die Kirche der erſten Jahrhunderte zurückblicken, das Verlangen Aller, die in geiſtlichen Dingen den Einfluß geheiligter Perſönlichkeiten als den geſegnetſten preiſen, hier die Ueberzeugung Luthers und Melanchthons**) vom wahren Regiment der Kirche, hier bleiben die Beſtrebungen der Reformation in Bran-

*) S. Hermann: Welches ſind die nothwendigen Grundlagen einer die conſiſtoriale und ſynodale Ordnung vereinigenden Kirchenverfaſſung? in: Verhandlungen des 12. deutſchen evangeliſchen Kirchentages. Berlin 1862 S., 5 ff.

**) S. Haupt: Der Episcopat u. ſ. w. Heft 1, S. 32 ff.

denburg, Pommern, Preußen, die nachherigen Gedanken Friedrich I.*) und vor Allem das Vermächtniß Friedrich Wilhems IV.**) zu verwirklichen. Er verwarf vor Allem die Fortdauer des Provisoriums der Episcopalgewalt, deren letzte Ausübung sein müsse, die „Ausgestaltung der Kirche“ dahin zu veranlassen, daß die „rechten Hände“ da seien, in welche diese Gewalt für immer niedergelegt werden könne. Er ging dabei von der unmittelbar nach-apostolischen Kirche aus und betrachtete deren Verfassung als die allein gültige, die nicht nachzuahmen, sondern als ein bisher nicht gebrauchtes Erbgut nur wieder aufzunehmen sei. Die Bischöfe oder Aufseher der Gemeinden oder Kirchen (von dem Umfang einer Stadtgemeinde nebst etwa 20—30 sie begleitenden Landgemeinden) sind ihm die Vorsteher der Presbyter, deren einer dieses Amt von der Gesammtkirche durch deren Vertreter übertragen erhält. Auf diese Ordnung der Bischöfe und Presbyter, der Diakone und der Gemeinde (Familien-Väter) wollte er die Kirche gebaut wissen, die in ihrer Organisation das Presbyterium (Versammlung der Aeltesten unter dem Bischof) und die Synode (Versammlung der Aeltesten, Diakone und Familienväter unter dem Bischof) darstellen sollte. — Zur Verbindung der einzelnen Kirchen sollte eine Provinzial-Synode und ein Provinzial-Consistorium (Behörde des Landesherrn in seinem rein persönlichen Verhältniß als Haupt der Kirche) dienen, das Consistorium sollte in die Synode mit aufgenommen und diese von einem Bischof (dem der ältesten Kirche der Provinz) geleitet sein. Endlich sollte alle 7 Jahre die General-Synode aus den Provinzen sich versammeln und das Ober-Consistorium mit umfassen.

In diesen Grundzügen sehen wir die drei Verfassungen, die

---

*) Nicolovius: Die bischöfliche Würde in Preußens evangelischer Kirche, Königsberg 1834 und dazu Richter a. a. O.

**) Richter: König Friedrich Wilhelm IV. und die Verfassung der evangelischen Kirche, Berlin 1860. Es liegt hier hauptsächlich ein Aufsatz des verewigten Königs zu Grunde, welchen Höchstderselbe dem Grafen Schwerin als Minister in Antwort auf dessen Verfassungsentwurf von 1848 mitgetheilt hat. Der Verfasser hat über diesen Gegenstand viele Unterredungen mit dem entschlafenen Könige gehabt und auch ihm liegt eine Abschrift jenes Aufsatzes vor, welche er der Gnade des Königs verdankt. Auch: Schultze: König Friedrich Wilhelms IV. Gedanken über die Zukunft der preußischen Landeskirche. Berlin 1866.

conſiſtoriale, ſynodale, episcopale wirklich vereinigt und ſie haben den Vorzug, daß in den Superintendenturkreiſen die Bisthümer ſchon vorgezeichnet und im Weſentlichen umſchrieben wären, daß alle vorhandenen Behörden mit Ausnahme der General-Superintendenturen, die ja auch erſt ſeit 1829 wieder beſtehen, in ihrem allgemeinen Beſtande bleiben würden. Dagegen hat ſie freilich den Nachtheil, eine ſo große Anzahl von Biſchöfen (wenigſtens 300 für die bisherige preußiſche Landeskirche) zu erfordern, daß ein Concilium der deutſchen Biſchöfe kaum denkbar wäre. — Doch, wir wollen nicht bei dem ſpeciellen Plane uns aufhalten, ſondern nur das Verlangen ausſprechen, daß dieſe wichtige Seite der Kirchenverfaſſung nicht ferner vernachläſſigt bleibe, daß wenigſtens die Inſtitution der General-Superintendenten (Prälaten in Würtemberg, Baden, Heſſen, Landesbiſchöfe in Naſſau und Holſtein, früher Titular-Biſchöfe in Preußen) in engſter Verbindung mit den Conſiſtorien und Synoden, ſo modificirt werde, daß alle drei Formen der in der Kirche beſtehenden Kirchenverfaſſung in einander greifen. Wir denken uns die Zahl der evangeliſchen Biſchöfe Deutſchlands als etwa zweihundert und in jedem einzelnen Lande das Landes-Conſiſtorium mit den etwaigen Provinzial-Conſiſtorien, die Landes-Synode mit den etwaigen Provinzial-Synoden als die kirchlichen Organe, deren Zuſammenwirken mit den Biſchöfen die Verſchmelzung des Beſonderen mit dem Allgemeinen zu beſchaffen hätte. Möchten immerhin von den Rechten, welche der Landesherr bisher durch ſeine Conſiſtorien geübt hat, manche an die Biſchöfe übergehen, den Conſiſtorien würde in der Verwaltung der Vermögens-Angelegenheiten der Kirche, die allerdings vom Staate ganz abgelöſt werden und dem Cultusminiſter blos die Verwaltung der landesherrlichen jura circa sacra übrig laſſen müßte, in der Stellung als Gerichtshof, weil dem Biſchof nicht allein die Entſcheidung über Amtsentſetzungen u. dergl. zufallen könnte, in den Prüfungsſachen, die nur kollegialiſch durchgeführt werden können, in Anträgen der mannigfachſten Art an den Biſchof oder die Biſchöfe der Provinz, die übrigens Sitz und Stimme im Conſiſtorium zu nehmen hätten, ein großes Feld der Thätigkeit offen bleiben, auch wenn das Volksſchulweſen und das Ehegericht in ihren Händen nicht liegen ſollte. Die oberſte Conſiſtorialbehörde wäre zugleich der Rath des Landesfürſten in den Kirchen-Angelegenheiten. Denn

unſere Meinung iſt keineswegs, die Landesherren zu bitten, daß ſie ihr ſeit 300 Jahren geübtes Biſchofsrecht, das auf den Grundverträgen Deutſchlands ruht und Attribut ihrer Kronen geworden iſt, wegwerfen, ſondern daß ſie es auf die Haupteinwirkung bei Ernennung der conſiſtorialen Kirchenbehörden und auf weſentliche Mitwirkung bei der Wahl und der etwaigen Amtsentlaſſung der Biſchöfe, ſowie auf die oberſte Leitung der äußeren Angelegenheiten ihrer Landeskirche beſchränken. Dadurch würden ſie die Stellung einnehmen, die ſich Conſtantin der Große als „Biſchof für das Aeußere“ gab. Ueber der Landesſynode ſtände dann als Vertretung der deutſchen National-Kirche das Concilium der Biſchöfe oder General-Concil an der Stelle der jetzigen Eiſenacher Conferenz der Kirchenregimente.

Wir wiederholen es, die Vorausſetzung für eine ſolche National-Kirche wäre die Union, und zwar auf Grund der 21 Artikel der augsburgiſchen Confeſſion (variata und invariata); woneben die beſonderen bisherigen Bekenntniſſe wo ſie noch gelten, auch ferner in Geltung blieben, und bei welcher Union, weil das Bekenntniß ihr Zuſammenhalt wäre, die Verſchiedenheit der Culturformen in Freiheit innerhalb eines gemeinſamen Rahmens, der für das nördliche und ſüdliche Deutſchland, für Lutheraner und Reformirte nicht einmal derſelbe zu ſein brauchte, ohne irgend ein Bedenken beſtehen dürfte. Erſt wenn eine ſolche National-Kirche in ihrer Entwicklung neben der katholiſchen Kirche bedeutende Fortſchritte gemeinſamer Entwicklung gethan hätte, erſt wenn in der katholiſchen Kirche als einer rein episcopalen die Reformation aus ihrer eigenen Innerlichkeit in der früher bezeichneten Weiſe geſchehen wäre, ließe ſich eine Annäherung zwiſchen beiden Kirchengebieten unter Gottes Segen erwarten, deren äußerſte gehoffte Frucht eine Conföderation der deutſchen Chriſtenheit werden und in einem deutſchen National-Concilium aller Biſchöfe beider Kirchen, das vielleicht nur in 25 Jahren einmal ſtattfände, ſeine Gipfelung finden möchte.

Wenn der evangeliſche Ober-Kirchenrath zu Berlin, ohne ſolche weitausſehende Plane zu hegen, in ſeiner ruhigen Fortarbeit zur Erhaltung und inneren Erweiterung der Union, in ſeiner ſtetigen Anregung der Kirche, auch in ſeinen Warnungen vor Gefahren und

Abwegen derſelben, in ſeinem Fortbau ſynodaler Ordnungen, in ſeinem Streben nach Vereinigung der neuen Lande mit der Landeskirche ohne Verletzung ihrer confeſſionellen Freiheit dieſem Ziele vorarbeitete, wird man nicht die Anfeindungen ſeines Wirkens, wie ſie jüngſt vorgekommen ſind, recht ſehr kleinlich und armſelig finden und ihm vielmehr Dank wiſſen müſſen, daß er durch Wahrung der Union gegen den Confeſſionalismus und durch den Schutz der Confeſſion innerhalb der Union ſo wie durch Aufrechterhaltung der Selbſtändigkeit der Kirche, der einzigen großen proteſtantiſchen Kirche Deutſchlands, die ſie errungen hat, von der Herrſchaft des Staates für weitere Entwicklungen den Weg offen gehalten hat?*)

---

*) Die Leſer werden nicht erwarten, daß wir uns mit der ganzen Litteratur für und gegen den Evangeliſchen Ober-Kirchenrath und die von ihm vertretene Einheit, Selbſtändigkeit, Union der preußiſchen Landeskirche, ſowie den Beitritt der neuen Lande zu derſelben auseinanderſetzen. Wir nennen ſie aber, ſo weit der Verfaſſer ſie durchgehen konnte, in Folgendem:

E. Hermann: Confeſſion und Landeskirche in: Zwei Kirchentags-Vorträge Hamburg 1867, S. 35 ff. und in: Verhandlungen des vierzehnten deutſchen evangeliſchen Kirchentags zu Kiel, Berlin 1867 S. 4 ff. Die ſchon oben genannten Schriften von Grote, Lührs und Lohmann, die früher angeführten: ſechs Briefe des Freiherrn von Hodenberg Heft 4. Erlangen 1867. von Scheuerl: Die Gewiſſensfreiheit und das Recht der lutheriſchen Kirche, Erlangen 1867. Derſelbe: Die lutheriſche Kirche in dem neupreußiſchen Staatsgebiete, Leipzig 1867. Anonym: Die lutheriſche Kirche in den neupreußiſchen Ländern, ihre Gefahr und ihre Pflicht, Erlangen 1867. Mejer: Der Rechtsſchutz für die lutheriſche Kirche in den neupreußiſchen Provinzen, Roſtock 1867. Anonym: Die evangeliſch-lutheriſche Kirche Hannovers in ihrer Berührung mit der evangeliſch-unirten Kirche Preußens, Hannover 1867. Anonym: Die Denkſchrift des evangeliſchen Ober-Kirchenraths betreffend die gegenwärtige Lage der evangeliſchen Landeskirche Preußens, Erlangen 1867. Dazu noch: Zahn: Die freie Einzelgemeinde innerhalb des weiten aber feſten Rahmens einer vereinigten Kirche Preußens reſp. Deutſchlands, Berlin 1868. — Von entgegengeſetzter Seite aber Schenkel: Die gegenwärtige Lage der proteſtantiſchen Kirche in Preußen und Deutſchland, Mannheim 1867. Bluntſchli: Geſchichte des Rechts der religiöſen Bekenntnißfreiheit, Elberfeld 1867. Zieſe: Nicht Union oder Confeſſion, ſondern Union in einer Confeſſion, Flensburg 1867. Sodann vermittelnde Schriften: Fabri: Kirchenpolitiſche Fragen der Gegenwart, Gotha 1867, (zuvor anonym): Die politiſche Lage und die Zukunft der evangeliſchen Kirche in Deutſchland, Gotha

Wer aber ſoll jene Grundlage der Union ſchaffen? das Kirchenregiment in Preußen iſt dazu nicht berechtigt, denn es iſt auf den Schutz und die Pflege der Union, wie ſie bisher in ihren verſchiedenen Stufen beſtand, und der Confeſſion innerhalb derſelben durch ſeinen Beruf angewieſen. Eine ſolche Erhöhung der Union müßte von der Stimme der Kirche ſelbſt ausgehen. Die Provinzial-Synoden, wie ſie in den öſtlichen Provinzen Preußens erſt noch zuſammentreten ſollen, ſind die Organe dafür. In ihnen muß im Intereſſe ihrer eignen inneren Gemeinſchaft und in dem der Landeskirche, ſo wie in dem der Annäherung an die nicht unirten bisherigen Landeskirchen der neuen Provinzen das Bedürfniß hervortreten, die Union als eine klarere, minder ſchwankende Vereinigung

---

1867 in zwei Auflagen und Fabri: Die Unions- und Verfaſſungsfrage, Gotha 1867), daran anknüpfend: Die Neugeſtaltung der evangeliſchen Landeskirche Preußens von einem deutſchen Juriſten in: Theologiſche Studien und Kritiken Jahrg. 1867 Heft 3 S. 591 ff. Evangeliſches Gemeindeblatt aus und für Rheinland und Weſtphalen, Elberfeld 1867 No. 5. Ferner Friedberg: Die evangeliſche und katholiſche Kirche der neueinverleibten Länder in ihren Beziehungen zu der preußiſchen Landeskirche und zum Staate, Halle 1867. Hinſchius: Die evangeliſche Landeskirche in Preußen und die Einverleibung der neuen Provinzen, Berlin 1867. Grundzüge conſervativer Politik, S. 101 ff. Brachmann: Die Stellung der evangeliſchen Landeskirche in Preußen zu den Provinzialkirchen der neuerworbenen Landestheile, Gütersloh 1867. Dabei iſt auch zu beachten die als Manuſcript gedruckte Mittheilung: Die bisherigen Conflicte, Unionsideen und Unionsverſuche zwiſchen Lutheranern und Reformirten in Oſtfriesland, Aurich 1867 und die Aufſätze in der Evangeliſchen, Neuen Evangeliſchen, Proteſtantiſchen Kirchenzeitung, in der Zeitſchrift für Proteſtantismus und Kirche, der pommeriſchen lutheriſchen Monatsſchrift u. a. Hinſichtlich der Kirchenverfaſſung nennen wir nur das angeführte Werk von Brandes und neben ihm Amen: Grundbeſtimmungen der evangeliſchen Kirchenverfaſſung, Gotha 1864. Die deutſche Nationalbewegung und die Kirche, Berlin 1862. Rothe: Rede über die Kirchenverfaſſung, Hannover 1863. Kritzler: Die Kirchenverfaſſungs-Frage, Frankfurt a. M. 1863. Schenkel: Die Erneuerung der deutſchen evangeliſchen Kirche nach den Grundſätzen der Reformation, Gotha 1860. von Scheuerl: Zu den Streitfragen über Kirchenverfaſſung in Dove: Zeitſchrift für Kirchenrecht, 7. Jahrgang, Heft 1, 2, Tübingen 1867. Anonym: Die zukünftige Geſammtverfaſſung der evangeliſchen Kirche Preußens, Göttingen 1867. Heppe: Geſchichte der evangeliſchen Kirche von Cleve-Mark und der Provinz Weſtphalen, Iſerlohn 1867, und: Die presbyteriale Synodalverfaſſung der evangeliſchen Kirche in Norddeutſchland, Iſerlohn 1860.

erſcheinen zu laſſen und feſter an die Reformation anzuknüpfen. Der Verſuch von 1846, die Grundlehren der evangeliſchen Kirche in ihrer einheitlichen Geſtalt aufzuſtellen, iſt geſcheitert, weil er nicht die allgemeine Anerkennung fand. Wer aber darf der augsburgiſchen Confeſſion, wenn die variata den Reformirten frei bleibt*), dem Grundſymbol der deutſchen Reformation ſich entziehen wollen? zu ihr bekennt ſich die Confeſſion des Kurfürſten Sigismund, ſie gilt in der rheiniſch-weſtphäliſchen Kirchenabtheilung, auf Grund ihres Verhältniſſes zu dieſer Confeſſion ſind die Reformirten Deutſchlands im weſtphäliſchen Frieden anerkannt, ſie wird bei den Ordinationen in Preußen neben den ökumeniſchen Symbolen genannt. Sie enthält in ihren 21 bekennenden Artikeln die chriſtliche Wahrheit vom dreieinigen Gott, von der Menſchwerdung Gottes in Chriſto und ſeiner Urhebung des Heils, von der Erbſünde, der Rechtfertigung durch den Glauben allein, von dem geiſtlichen Amte, vom neuen Gehorſam, von der Kirche, von Taufe, Abendmahl, Beichte, Buße, vom Gebrauch der Sacramente, Kirchenregiment und Kirchenordnung, von der Obrigkeit, von der Wiederkunft Chriſti zum Gericht, vom freien Willen, Urſache der Sünde, von Glauben und Werken und vom Dienſte der Heiligen. — Die übrigen Artikel enthalten den Widerſpruch gegen die römiſche Kirche und ergeben ſich als Folgerungen der vorigen. Zu ihrer Ausſchließung iſt daher kein Grund, denn die Stellung zur romaniſchen Kirche bleibt die der Reformation. Nur bedarf es nicht der ausdrücklichen Aufnahme derſelben, weil ſie nicht erſt die rechte Lehre bekennen. Die heilige Pflicht der Provinzial-Synoden wird es ſein, dieſes Urbekenntniß der deutſchen Kirche an ſeine rechte Stelle, in die Mitte derſelben zu ſtellen, an die dann von beiden Seiten die auf noch weiteren Bekenntniſſen ruhenden Confeſſionen

*) Es iſt ſogar die invariata, zu der ſich Johann Sigismund bekennt, die er nennt: die Confeſſion ſo dem Kaiſer Carl V. anno 1530 übergeben und nachmals in etlichen Punkten verbeſſert worden iſt. Damit meint er ohne Zweifel die deutſche (allein amtliche) Confeſſion, da ja auch die ſeinige deutſch iſt. Er hat daher die Augsburgiſche Confeſſion (1636 zuerſt) in ihren 3 Ausgaben neben einander drucken laſſen, die von 1531, die von 1533 (welche auch die deutſche von 1540 iſt) und von 1580. Hier iſt überall im Artikel vom Abendmahl kein Wort, überhaupt nirgends in der Sache, nur im Ausdruck geändert.

ſich ſchließen. Dies ſollte ihr erſtes und edelſtes Werk ſein! —

XV.

Das Reich Gottes.

Wir kehren zum Anfange zurück, indem wir die Stellung Deutſchlands, des alten und des neuen, zum Reiche Gottes ins Auge faſſen. An verſchiedenen Stellen unſeres Weges ſahen wir uns gedrungen einen Blick auf daſſelbe zu werfen, weil in dem Gang der Geſchichte eine univerſale Ordnung uns wie ein Silberblick entgegenblitzte. Manche Leſer werden mir antworten, ſie haben an dieſen Stellen wohl wahrgenommen, daß es ein Univerſales, ein menſchlich Allgemeines gebe, welches im Gange und der Entwicklung ganzer Völker wie einzelner Menſchen ſich offenbare, das Menſchheitliche und rein Menſchliche, aber von einem Gottesreich ſei ihnen eine Spur nicht begegnet. Es wäre dies dieſelbe Rede, wie man ſie einem großen Aſtronomen in den Mund legt, der die Himmelsräume Jahrzehnte lang mit ſeinen Fernröhren durchforſcht und das Geſehene mit Zahlenketten der Berechnung unter ſich und zu einem Ganzen verbunden, für Gott aber keine Stelle gefunden hatte. Der Mann hätte dadurch ohne Refractoren und Repetitionskreiſe uns einen Blick in die einſame Oede einer Menſchenſeele eröffnet, die eine ſonnenloſe Nacht entgegenbeut. Wir können es dem Leſer nicht verbieten und nicht unmöglich machen, auch in der deutſchen Geſchichte Gott nicht zu finden, weil er ihn nicht ſucht, weil er die Frage nach Gott in ſeiner eigenen Seele nicht mitbringt. Uns aber iſt die Menſchenſeele ohne Gott ein Ueberreſt des glänzenden Meteors, das Stück poröſen Meteoreiſens, das an den Strand eines Planeten ausgeworfen worden, räthſelhaft nach Urſprung und Zweck, die Menſchenſeele aber, von Gott in die Welt geſendet und zu Gott berufen, einer der zahlloſen Arbeiter am Baue des göttlichen Reiches, in welchem das Kleinſte mit dem unendlich Großen gliedlich zuſammenhängt. Die Seele mit ihrer Sehnſucht nach Gott iſt der lebendige Beweis, daß die Welt des Lebens einen ewigen Mittel- und Zielpunkt hat. Das Ringen der Menſchenwelt aufwärts zu einem höheren Bewußtſein der Beſonder-

heit, der Individualität, der Persönlichkeit und doch zugleich zu immer vollerem Hingeben des Besonderen an das Allgemeine, des Einzelnen an das Ganze, die Wechselwirkung zwischen der Freiheit der Person und der Organisation des Volksganzen im Staate, und des Menschheitsganzen in der Kirche und schließlich in der vielgegliederten Einheit der geistigen Welt, der Menschheit, nicht minder das erste Ausweiten der Persönlichkeit in der Familie, das zweite im Staate, das letzte in der Völkerfamilie und das Streben auch über diese hinaus zum Universalreich der geistigen Weltumfassung, dies sind die unwiderleglichen Thatsachen, welche das Reich Gottes in der Geschichte erscheinen lassen. Mag immerhin eine „mongolisch-finnische Race" in den Höhlen und Klüften der mitteleuropäischen Bergländer im Zeitalter des Mammuth, des Riesenhirsches und Höhlenbärs (als die Zwerge der celtischen und germanischen Sage) gehaust und das „Steinalter" der Cultur dargestellt haben, die Beweise dafür werden nie hinreichen, um diese erste Menschenspur als ein Product blos thierischen Lebens, als eine bloße Fortentwicklung der Bestie zum Barbaren festzustellen. Vielmehr wird auch durch die uralten Hottentottenschädel der Gedanke des selbstbewußten Menschen geblitzt haben und der Untergang dieser Race nur den Beweis liefern, daß lange Zeitalter der Barbarei die Folgen des ersten Herabsinkens der ursprünglichen Menschheit gewesen, daß aber der heilige Funke des Geistes, den Gott der Menschenseele eingeschaffen, nicht mit der Race in den Schutt des Diluviums sank. Denn eine steigende Cultur (der Pfahlbauten, des Bronzealters) folgte jener so nahe ans Thierische hinabgesunkenen Epoche, und aufwärts, immer weiter aufwärts ging der Weg der Menschen bis zu der jetzigen Höhe.

Daß aber über die Bevölkerungen Europas in Süden und Mitte zu verschiedener Zeit die arischen Urstämme aus dem fernen Ostasien sich ergossen haben, dies wenigstens ist jetzt eine sicher erhobene Thatsache der Geschichte.*) Daß ferner die hellenischen

*) H. Leo: Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches, Bd. 1. (Halle 1854) S. 38 ff. M. Duncker: Geschichte der Arier in der alten Zeit, Leipzig 1867. Fick: Wörterbuch der indo-germanischen Grundsprache in ihrem Bestande vor der Völkertrennung, Göttingen 1868. Lassen: indische Alterthumskunde Bd. 1. (2. Aufl. Leipzig 1866) S. 634 ff.

und lateiniſchen, die celtiſchen und germaniſchen Stämme die hauptſächlichſten Träger der europäiſchen Cultur geworden ſind, iſt wiederum zweifellos. Das Einwandern dieſer Stämme in die europäiſchen Länder und ſomit die Entſtehung der helleniſch-römiſchen Civiliſation ums Mittelmeer und ihre Beerbung durch die germaniſch-mittelalterliche iſt ein uns Allen geläufiger geſchichtlicher Hergang. Daneben bewegte ſich in engerem Kreiſe die ſemitiſche Völkermaſſe im vorderen Aſien und öſtlichen Afrika, bis aus ihr das hebräiſche Volk in ſeiner Eigenart ausgeſondert war, eine Art, die ſich allen Nationen der Erde gegenüber nicht nur erhalten, ſondern dieſelben in ihrem tiefſten Leben beſtimmen ſollte. Das Chriſtenthum hatte ſeine geſchichtlichen Wurzeln in dieſem Boden, während ſeine welthiſtoriſche Zukunft in den japhetiſchen Völkermaſſen lag. Daß es geſchichtlich vorbereitet war, daß die ägyptiſche und aſſyriſche, die perſiſche und die durch Alexander den Großen geſchaffene helleniſtiſche, daß aber auch die rein helleniſche und die römiſche Cultur zu ſeinen Vorausſetzungen gehörten, ohne welche es weder innerlich in ſeinen Anſchauungen und Lehren, noch äußerlich in ſeiner Macht über die Nationen und in ſeiner Geſtaltung zum Staat und zur Kirche das hätte werden können, was es geworden iſt, darüber waltet unter denen, welche freien Geiſtes die Denkmäler der Geſchichte entziffern, kein Zweifel mehr ob. Aber ebenſowenig hat es denen, welche eine wunderbare Erſcheinung in der Natur und in der Geſchichte zu ertragen und aufzunehmen nicht vermochten, bisher gelingen wollen, das Chriſtenthum wirklich aus einer dieſer Culturen oder auch aus ihrem Zuſammenwirken mit dem hebräiſchen Geiſte zu erklären. Es iſt allen Verſuchen dieſer Art gegenüber als eine unerklärte Thatſache ſtehen geblieben, und noch jetzt gilt es nicht etwa nur den dem ſcharfen und combinirenden Denken fremden Maſſen, ſondern bis in die heutige Zeit auch den tiefſten und umfaſſendſten Geiſtern als die Offenbarung einer höheren Welt in der Menſchheit und an die Menſchheit. Chriſtus iſt ihnen der Schlüſſel der Weltgeſchichte und die Weltzeit vor ihm ihre Ilias, die Weltzeit nach ihm ihre Odyſſee (Schelling), jene die kühne Heldenfahrt zum Erringen, dieſe die kämpfende Heimkehr zum ſeligen Genuſſe des Errungenen. Daß aber hier die ſemitiſchen und japhetiſchen Stämme, die Hebräer dort, die Arier hier, die Beſtimmung in ſich trugen und ausbildeten,

dieſe große, neue und wiedergebärende Erſcheinung zur Herrſchaft in der Menſchenwelt und zur äußeren Geſtaltung zu bringen, iſt ebenfalls unleugbar. Folglich ein Reich Gottes, ein Wirken des Ewigen im Zeitlichen, ſowohl in der Natur, wie in der Geſchichte, eine göttliche Erwählung und Beſtimmung der Nationen ſteht leuchtend vor Aller Augen, die ſich den Blick ins Große und Ganze nicht durch die Gewöhnung an das Kleine und Nächſte verſchließen laſſen. Damit iſt aber auch die Beſtimmung, die gottgewollte, weltgeſchichtliche Beſtimmung der germaniſchen Nationalfamilie und neben ihr der romaniſchen und der ſlawiſchen zur Anerkennung gebracht.

Wenn wir vom deutſchen Chriſtenthum ſprachen, ſo wollten wir ja natürlich nicht in Abrede ſtellen, daß das Chriſtenthum die Univerſal-Religion, die Religion der Menſchheit ſei und bleibe, über welche hinaus eine neue Religion nicht denkbar ſei. Es iſt die abſolute Religion (Hegel), weil es die Gemeinſchaft zwiſchen Gott und Menſch fordert und gibt, über welche hinaus eine innigere nicht möglich iſt. Es bringt und verkündet die Menſchwerdung Gottes ſelbſt, und die Einwohnung Gottes durch den heiligen Geiſt in jedem Gläubigen, in jeder Gemeinde, und der gehofften Vollendung nach in der Menſchheit. Jenſeits dieſer Höhe könnte nur die Gottwerdung des Menſchen, alſo das Aufhören aller Religion, liegen, die aber auch das Verſchwinden aller Sittlichkeit und eben damit die permanente Barbarei wäre. Dieſe höchſte oder abſolute Religion aber kann ihrem Weſen nach nicht mehr dem Prieſterthum einer Kaſte, einem Siegergeſchlecht, auch nicht mehr nur beſtimmten Tagen, Zeiten, Handlungen angehören, ſondern ſie durchherrſcht das ganze Leben Aller. Dies iſt es, was in der Reformation zum Bewußtſein der Chriſtenheit, am hellſten und durchgreifendſten in der deutſchen Nation, kam. Somit hat die deutſche Nation nicht blos eine zufällige Stellung in der Geſchichte Europas, ſondern eine durch göttliche Wahl beſtimmte, nothwendige im Reiche Gottes*).

Dies iſt jedoch nicht ſo zu verſtehen, daß die Zeit der ger-

*) Vergl. Grau: Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zu Religion und Wiſſenſchaft. Stuttgart 1864. und Plath: Die Erwählung der Völker im Lichte der Miſſionsgeſchichte. Berlin 1867.

manischen Völker im Reiche Gottes sofort mit ihrem Auftreten in Europa gekommen gewesen sei, vielmehr ist dieses ihr Erscheinen eher mit dem Einrücken der Israeliten aus Aegypten in das Land Kanaan zu vergleichen. Auch der Zeit nach möchte es damit ziemlich nahe zusammen fallen, wenn wir das erste Einziehen in das durch Abdünstung des kaspischen Meeres geöffnete Völkerthor im Süden des Ural als das Betreten Europas durch die germanischen Arier betrachten. Wie aber die Israeliten vor ihrem Durchzug durch das rothe Meer noch anderthalb Jahrtausende vor sich hatten, ehe sie welthistorisch in die Völker eingriffen, so auch hatten die Germanen ihre erste Berührung mit den Culturvölkern des Westens um die Zeit Christi. Sie aber sollten nunmehr erst empfangen, während jene die Organe des göttlichen Gebens geworden waren. Es war nochmals die gleiche Zeitdauer erforderlich, ehe Deutschland den mächtigen Impuls in die europäische Völkerwelt sandte, von welchem die neuere Geschichte ausgeht. Diese Zeitdauer ist die Zeit der romanischen Nationen. Ihre Aufgabe, wie sie die Geschichte uns zeigt, war die der Uebertragung der Ueberreste der alten römischen Cultur, welche wiederum die griechische aufgesogen hatte, auf die celtischen und germanischen Stämme, welche sie als neue Völker (Portugiesen, Spanier, Italiäner, Franzosen) verarbeiteten, und die Ausgestaltung der einheitlichen mächtigen Kirche, nach deren Vorbild auch der Staat zu absoluter Monarchie sich durchbildete. Ueberdies fiel ihnen, da sie an den Meeren lagen, der Verkehr mit dem fernen Auslande, dem Morgenlande und Afrika, und die Abwehrung der moslemischen Erobererschwärme von dem mittleren Europa zu. Die Höhe dieser Aufgabe erklommen sie in der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und dem übrigen südlichen Asien und der neuen Welt jenseits des Oceans. In all diesen Leistungen und Entwicklungen lebte sich das Mittelalter aus, und wurde zugleich die neue germanische Weltzeit der Culturvölker vorbereitet. In allem diesem ist die führende Hand des ewigen Willens und der schöpferischen Weisheit so unverkennbar, daß wiederum nur der verengte, auf das Nächste bornirte Geistesblick die Spuren des göttlichen Reiches darin zu verkennen vermag.

Freilich ist es wahr, was neuerdings in trefflicher Weise die Forschung klar gelegt hat, daß sowohl die Erkenntniß der Menschen,

als das Streben für ihre Gemeinſchaft Stufe auf Stufe höher ging, und Vieles, was zuvor als weſentliches Merkmal des Reiches Gottes, weil dieſes viel zu ſehr mit der Kirche zuſammenfiel, betrachtet wurde, dieſe Stelle verlor. Man hat uns ſogar zu zeigen verſucht, daß eine Geſetzmäßigkeit in der Entwicklung des Geiſtes aus der Gebundenheit zur Freiheit ſich kundgebe, die in Verſuchung führe, dieſelbe als einen bloßen Naturproceß zu betrachten*). Allein dieſe Geſetzmäßigkeit der Entwicklung wird eben ſo wenig im Stande ſein, das Daſein und Wirken des unendlichen Willens, alſo des göttlichen Reiches in den Wegen der menſchlichen Geſchichte zu beſeitigen, als die Geſetzmäßigkeit der Natur in ihren Proceſſen uns den Gedanken der göttlichen Schöpfung vernichten kann. Wenn es auch wahr iſt, daß der Sinn für das Wunderbare im Laufe der Geſchichte bei den Culturvölkern abgenommen hat, ſo iſt deſto mehr das Verſtändniß einer ſinnvollen, allſeitig ineinandergreifenden Ordnung der Dinge entwickelt worden, und man hat ſich den Geiſtern nur entwunden, um dem unendlichen Geiſte die anbetende Huldigung in freier, geiſtiger Hingebung zu bringen, die allein Gottes und des Menſchen würdig iſt. Wenn mit dem Aberglauben früherer Jahrhunderte, wie ihn die katholiſche Kirche aus dem Heidenthum der Völker aufgenommen, wie ſie ihn ſelbſt durch ihre Bekämpfung (Hexenproceſſe) nur befeſtigt hat, auch der Glaube ſelbſt in Vielen geſchwunden iſt, ſo fällt dies nicht dem Chriſtenthum, ſondern einer entſtellenden Auffaſſung deſſelben zur Laſt. Die evangeliſche Anſchauung der göttlichen und menſchlichen Dinge aber iſt ſelbſt eine Befreierin von dieſen Feſſeln geweſen und iſt es noch. Das evangeliſche Chriſtenthum, wie wir es als das deutſche kennen gelernt haben, entzieht ſich keinem wahren Fortſchritte der intellectuellen und der ſittlichen Cultur, und es iſt nicht nöthig, erſt in ſeiner Lehre weſentliche Aenderungen zu ſchaffen, damit das gebildete Bewußtſein der Zeit mit ihr nicht im Widerſpruche ſtehe.

---

*) Buckle: History of Civilization in England. Leipzig 1865. vol. 1. p. 8—32. Hartpole Lecky: Geſchichte des Urſprungs und Einfluſſes der Aufklärung in Europa, überſetzt von Jolowicz. Leipzig und Heidelberg 1868. Bd. 1.

Allerdings wird die Reformation nicht als eine vollendete betrachtet und angenommen werden dürfen, es ſei nun jeder Reſt dem Chriſtenthum, wie es in den Schriften des Neuen Teſtamentes ſich darſtellt, fremder Beſtandtheile auch aus der Lehre ſchon ausgeſchieden. Dieſe wird vielmehr ſtets von Neuem in ihre eigenen innerſten Tiefen und Grundanſchauungen zurückgehen und von da aus ſich erneuern und erhöhen müſſen, und wird ſicher dadurch mit allem wirklichen Wiſſen und Erkennen der Zeit in den Gebieten der Natur, der Geſchichte und der Innenwelt des Menſchengeiſtes, je mehr dieſes Wiſſen von fremdartigen Zuthaten aus falſcher Philoſophie ſich ablöſt, in Harmonie kommen.

Hier aber befinden wir uns auf dem Gebiete des germaniſchen Geiſtes. Er gerade iſt durch das Chriſtenthum zu ſich ſelbſt gekommen und ſtrebt aus der Fülle der tiefſten Innerlichkeit heraus zur Darſtellung der ganzen in dieſer Vereinigung des Indogermaniſchen, ja des Ariſchen überhaupt (auch des Griechiſchen und Römiſchen) mit dem Semitiſchen möglichen Geiſtesbildung und des dadurch getragenen und organiſirten Menſchenlebens. Nicht die höchſte Bildung in auserwählten Claſſen, ſondern die Volksbildung, nicht die Republik, die ohne Sklaverei unmöglich iſt, nicht das abſolute Königthum, das die Romaniſchen ausgebildet haben, nicht der Conſtitutionalismus, der ein bloßer Compromiß iſt, ſondern die wirkliche freie Volksverfaſſung mit dem freien Königthum iſt ihre Aufgabe. Auch die Kirche darf in ihr nicht die theokratiſche Vorgeſtalt des Alten Teſtamentes in hierarchiſcher Herrſchaft eines Klerus über das Volk nachahmen, noch weniger das Evangelium zum Geſetz, die Erfüllung zur Vorbereitung herabdrücken, wie es die mittelalterliche Kirche gethan hat, ſondern ſie iſt die Volkskirche des Evangeliums, das jeden Einzelnen mit Chriſto in lebendige Gemeinſchaft ſetzt, und weder eine proteſtantiſche Fürſtenherrſchaft (Territorialismus) und Geiſtlichkeitskirche (Paſtorismus), noch die bisherige römiſch-katholiſche Form iſt in dieſem Entwicklungs-Proceſſe des Reiches Gottes haltbar. Die Kirche, biſchöflich und ſynodal-presbyterialiſch geſtaltet, durch den Landesherrn als ihr vornehmſtes Glied mit dem Staate verbunden, aber in ihrer freien Bewegung durch ihn nicht gehemmt, kann weder ihre Unterjochung unter den Staat dulden, noch dieſen ſich unterwerfen wollen. In

freier Gemeinſchaft ſchreiten die beiden Sphären des ſittlichen Rechts- und Geſetzeslebens und des Glaubens und ſeiner Erweiſung in der Liebe mit einander und durch einander fort. Dies iſt der Gang des Reiches Gottes in beiden Gebieten, welche durch den Bund der deutſchen Staaten unter ſich (Einheit Deutſchlands) und durch das Bündniß der germaniſchen Völker Europas (Scandinavien, Englang, Holland, Schweiz, Oeſterreich) mit dem deutſchen Bunde zum Frieden der Welt, und durch die deutſche evangeliſche Nationalkirche und — was freilich noch lange ein frommer Wunſch bleiben möchte — durch Conföderation der evangeliſchen und katholiſchen Kirche die Einheit des deutſchen Chriſtenthums zu einer noch nicht erlebten Blüthe des Lebens in Europa führen muß.

Doch nicht auf die Zukunft des Reiches Gottes nur, ſondern auf ſeine Gegenwart haben wir den Blick zu richten. Die Familie iſt ſeine erſte Heimath, ſeine lebendige Wurzel. Sie vor Allem betrachten wir als eine urſprüngliche ſchöpferiſche Stiftung, die nimmermehr erſt aus dem thierähnlichen Verhältniß der Geſchlechter, der Eltern und Kinder, zu dem jetzigen, zu dem freieſten ſittlichen Beſtande kann emporgeklommen ſein. Denn ſchon die älteſten Denkmäler der Weltgeſchichte zeigen ſie unter die beſondere Weihe der Religion geſtellt, und alle Cultur der Nationen hat ſich an ihr emporgearbeitet. Sie iſt in der ſündigen Menſchheit die verwahrende Schranke von Anfang geweſen und geblieben, daß das Böſe nicht ſeine ganze Möglichkeit bis zum äußerſten Verderben verwirklichen durfte, weil ſie durch ihren ſänftigenden und ſittigenden Einfluß dem Argen entgegenwirkte. Aus der Familie, welche zugleich Hüterin der Religion war, blühte alles Edelſte im Leben der Völker hervor, und wie im Alten Teſtamente, ſo noch viel höher und voller im Chriſtenthum war ſie der ſtillverborgene Herd der Frömmigkeit. Sie iſt es durch die germaniſche Familienhaftigkeit noch mehr geworden, denn auch hier kam germaniſche Sinnesart dem Evangelium vorbereitet entgegen. Dieſe Stätte und Heimath religiöſen und ſittlichen Lebens hat daher die Reformation vor Allem ins Auge gefaßt, und wie ſie dem Einzelnen, der Perſon, ihr Recht und ihre demüthig große Stellung zu Gott, ihre Unabhängigkeit von Menſchenmacht, ihre freie Gewiſſensſtellung, aber auch ihren heiligen Gehorſam gegen Gottes Wort und Willen zurückgab, ſo

hat ſie der Erweiterung der Perſon in der Familie ihre Ehre wiedergegeben, indem das Familienhaupt in der Kirche ſeine geordnete Stelle erhielt. Der Staat iſt dieſelben Wege gegangen, indem er die ſelbſtändigen Hausväter als die Wähler, als Theilnehmer an ſeiner Verwaltung im Beſonderen (Gemeinde, Kreis) und Allgemeinen (Provinz, Staat) zur Geltung brachte. Noch iſt dieſe Heranziehung der Familie zu ihrer Mitarbeit in Kirche und Staat erſt im Werden, und hier liegt die tiefſte Wurzel des Reiches Gottes. Aber entbunden iſt ſie, ſeit die abſolute Kirche durch das deutſche Chriſtenthum, der abſolute Staat durch die germaniſche (wenn auch jetzt noch romaniſch entſtellte) Verfaſſung ihre Alleinherrſchaft verloren haben. An der Familie arbeiten heißt daher das Reich Gottes bauen. Alles was die Kirche leiſtet, kann nur in ſoweit Beſtand und bleibenden Werth haben, als es in der Familie ſeine Heimath gewinnt. Es iſt daher der wahrſte und tiefſte Gedanke der inneren Miſſion, daß ſie auf dieſes Wurzelleben ihre Arbeit richtet. Es iſt wälſche Verderbniß genug in dieſes geweihte und weihebedürftige Gebiet eingedrungen und hat das Familienband zerfreſſen. Wir dürfen uns hier nicht darüber auslaſſen, welche Mächte der Zerſtörung an dieſem heiligen Herde ſeit Jahrhunderten gearbeitet haben, aber daß die Verwüſtung erſchreckend groß iſt, das bezeugen die mehr als 3000 jährlichen Eheſcheidungen im preußiſchen Staate. Keineswegs die römiſch-katholiſche Verwerfung aller Eheſcheidung möchten wir als das Mittel empfehlen, um den feſten Grund der Familie neu aufzubauen, denn der Zuſtand der Ehen in den katholiſchen Ländern, in Frankreich und Italien, iſt ein noch viel üblerer. Aber das wollen wir zur Anerkenntniß gebracht ſehen, daß das übrige Deutſchland, Mecklenburg ausgenommen, wo die agrariſchen Verhältniſſe das ſchlimmſte Hinderniß der Familie ſind, in der Heilighaltung des Ehebandes für Preußen noch ein nachahmenswerthes Beiſpiel darbeut. Das Eintreten der Kirche in Preußen in die Lücke der ſtaatlichen Geſetzgebung, welche die Scheidung faſt zu einer Sache der Willkür verdorbener Eheleute macht, kann nimmermehr auf die Dauer das Richtige ſein. Der Staat darf auf dem ſittlichen Gebiete hinter der Kirche nicht zurückbleiben. Schon einmal war es auf dem Punkte, daß das ſittliche Gefühl in Preußen die leichtfertigen Scheidungsgründe des

Allgemeinen Landrechts beſeitigte, als — die katholiſche Partei in dem Landtage dies vereitelte. Es war eine Schmach dieſer Partei, daß ſie, ſtatt des Mitredens in einer rein evangeliſchen Sache ſich zu enthalten, auf die Seite derer trat, welchen die Heiligkeit der Ehe nicht ein hohes Gut des Volkslebens war. — Hier iſt alſo zuerſt Hand anzulegen, wenn nicht alle Arbeit Preußens und des deutſchen Geiſtes eine verlorene ſein ſoll, wenn nicht die Wurzel faulen ſoll, die das Gewächs tragen und ernähren muß. — Die Erziehung und der Unterricht iſt das Nächſte, was an die Familie ſich ſchließt und das Reich Gottes, nicht in der religiöſen Bildung allein, aber in dieſer vornehmlich, aufbaut. Daß der Unterricht in Haus und Schule vor Allem ein chriſtlicher, ein religiöſer ſein muß, wenn er überhaupt dauernden Werth haben ſoll, wird nicht mehr allgemein anerkannt. Es gibt ihrer Viele, welche eine zerfahrene Humanität, von der äußerlichſten Peripherie des geiſtigen Lebens ausgehend, begünſtigen und meinen, es könnten Menſchen erzogen werden, ohne daß man Chriſten erziehen wolle. Das Chriſtenthum ſelbſt iſt ihnen, weil ſie ſelbſt ſeinen innerſten Kräften fremd geblieben, weil ſie nur ſeine Abfälle, ſeine Haut gleichſam, ohne das Herz und Gehirn, kennen gelernt haben, nur eine der vielen gleichwerthigen Formen der letzten und höchſten Beziehung des Menſchenlebens auf ſeine beherrſchende Idee. Sie halten es gar für veraltet, während ſie ſelbſt die (oft jugend-alterlichen) Greiſe ſind, denen die jugendfriſche Wahrheit des Evangeliums zu ſtarke Luft iſt, um ſie in ihre matten Organe aufnehmen zu können. Darum empört ſich ihr humanitariſches Gefühl gegen eine Volksſchule, die vor Allem zu Chriſto zu leiten ſucht. Sie rühmen ſich mit uns der preußiſchen Schulordnung, welche in aller Culturwelt als muſtergültig geprieſen wird und welcher die Engländer ſelbſt, mit all ihrer evangeliſchen Frömmigkeit und all ihrer volksmäßigen Staatsordnung, noch mehr aber die Franzoſen mit Neid das Zeugniß geben, daß der „preußiſche Schulmeiſter“ auf Böhmens Feldern Sieger geblieben ſei. Von den Italiänern, Spaniern, Ruſſen, ja ſelbſt den Oeſterreichern kann nicht einmal geſagt werden, daß ſie auf der Höhe dieſes Neides ſtehen. Aber man meint, die preußiſchen „Schulregulative“ wären der Tod einer geſunden und freien Volksbildung, weil ſie Bibel, Katechismus, Kirchenlied

in den Vordergrund der Schule ſtellen, und nicht Erdkunde, Geſchichte, Naturwiſſenſchaft, Privat- und National-Oekonomie als die geiſtigen Heilande verehren. Wie jämmerlich bornirt dieſe Helden des Humanitarismus mit ihrer Klage über den chriſtlich-evangeliſchen Charakter unſerer Volksſchule ſind, das ahnen ſie nicht, denn ſie halten ſich für die Edelſten unter den Freiſinnigen. Wir aber ſagen ihnen, nicht aus vorgefaßten Anſichten, ſondern aus der Erfahrung heraus, die gemacht worden iſt, daß die Schule, welche an die Stelle der bibliſchen Geſchichte die weltliche Hiſtorie, an die der Bibelſprüche die Maximen der Weiſen dieſer Welt, an die Stelle des Katechismus die Pſychologie oder Phyſiologie in populärer Form und gar die gewinnſüchtigen Regeln der Oekonomie ſetzen wollte, geradezu in die blaue Luft arbeiten würde. Fraget einmal die Schüler der Dorfſchule, welche nach dieſen bornirten Recepten unterrichtet worden ſind, nach ihren Kenntniſſen! Sie ſind zerſtoben und zerronnen, ehe das zwanzigſte Jahr erreicht iſt, weil dieſe Dinge dem Gemüthe nichts ſind, weil ſie ohne Antwort im Herzen des Schülers geblieben. Es ſind die Vorſchläge der Lehrer, welche lieber ſich im Lichte ihres Weltwiſſens ſonnen, als Solches lehren wollen, das zugleich von ihnen ſelbſt fordert, demüthige Schüler zu bleiben, für den Unterricht der Volksſchule nichts anderes als Rathſchläge zum Zeitverderb. Fraget dagegen nach den bibliſchen, den Katechismus-Wahrheiten auch noch bei den Alten, wie feſt ſie ſitzen, wie unzerſtörbar und lebendig ſie ſind. Man rede und prahle, ſo viel man will, von der Emancipation der Schule aus der Herrſchaft der Kirche, von ihrer Entchriſtlichung und Verweltlichung, man wird immer dadurch nur den Mangel an Kenntniß der Menſchenſeele und an wahrer Pädagogik offenbaren, der dieſe Redner befähigt, ſo breit von dem zu reden „wie wirs doch zuletzt ſo herrlich weit gebracht“. In Preußen aber gehört fürs Erſte noch — und Gott wolle es ſo bleiben laſſen — der Privatdocent der Philoſophie, der als Unteroffizier Ochſen treibt, und der Soldat, der ſein Militär-Geſangbuch im Torniſter hat, ganz nahe zuſammen.

Ja wir gehen friſch noch weiter; die höhere Bürgerſchule, die Realſchule, das Gymnaſium, die Anſtalten, in welchen Diejenigen gebildet werden, die dereinſt unſer Volksleben im Einzelnen und

auch im Allgemeinen und Großen leiten ſollen, ſie müſſen auf der Volksſchule ruhen und des Stoffes ſich geiſtig bemächtigen, welchen dieſe zum Hauptinhalt ihres Unterrichts macht. Wir können keineswegs behaupten, daß auf dieſem Gebiete Deutſchland und auch das leitende Preußen dem ſchon entſpricht, was das Reich Gottes fordert. Vielmehr iſt viel zu klagen, daß nicht allein der hiſtoriſchen Bildung, welche die Kräfte der Culturnationen des Alterthums und die eigene deutſche Kraft des Mittelalters in ſich trägt, alſo der Bildung durch die helleniſche und römiſche und altdeutſche Litteratur, mannigfacher Abbruch durch die an ſich richtige Einfügung der Mathematik, die nur allzu ungenügende der Erdkunde, die noch weniger beſagende der Naturwiſſenſchaften geſchehen iſt, ſondern daß vor Allem ein Ganzes chriſtlicher Ausbildung ihnen fehlt, weil ſie theils über die Sphäre der Voranſtalt hinausgreifen, theils aber denen, welche nicht den ganzen Lauf ihrer Klaſſen durchſchreiten, nur ein Fragment auf den Lebensweg mitgeben. Hier iſt in dem neuen Deutſchland noch Vieles und Großes zu ſchaffen und der Wahn fern zu halten, als wäre das Preußiſche als muſtergültig nur nachzuahmen.

Die Univerſität endlich mit den polytechniſchen hohen Schulen, wie betrachtet ſie bei den Nichttheologen das Verſtändniß des Chriſtenthums, dieſer höchſten Bildungsmacht, als ſelbſtverſtändlich und fordert von denen, welche ſie betreten und verlaſſen, geradezu nichts in dieſem ſo unermeßlich wichtigen Gebiete. Wir ſprechen nicht für die engliſche Weiſe, die Univerſität als eine Anſtalt der Kirche zu behandeln und jedem Studirenden die Theologie der Kirche als bindende Norm aufzubürden. Aber wir können auch in den Lobgeſang der deutſchen Univerſitäten auf ſich ſelbſt nicht einſtimmen, wenn er es als einen Vorzug preiſt, daß den Schülern derſelben jede Gelegenheit fehlt und jeder Anſtoß mangelt, ſich mit Ernſt auf ihre Kirche, ihre religiöſe Stellung zu beſinnen. Die Univerſitäten ſind mit ihrer Freiheit und Allſeitigkeit der Wiſſenſchaft, der Lehre, des Studiums ein Kleinod des deutſchen Volkslebens und ein wichtiger Factor des Reiches Gottes, welches ja eben die geiſtige Emporhebung des ganzen Daſeins, die Herrſchaft des Geiſtes über den Stoff oder, wie unſer vollendeter großer Meiſter der Erdkunde Carl Ritter, es ausſprach, die Herrſchaft über den Planeten zum Ziele hat, aber ohne Stillſtehen bei der geiſtig herrſchenden Menſch-

heit, geſchweige denn bei einem einzelnen ihrer Völker, welches vielmehr eine geiſtige Gottesfamilie ſchaffen will, wie ſie durch das Chriſtenthum und ſeine innerſten Kräfte und ſeine geiſtig und ſittlich erneuernde Macht in das Bewußtſein der Menſchen gerufen werden ſoll. Die Religion, die wahre und abſolute Religion ſoll alle andern geiſtigen Beſtrebungen weihen und erhöhen und Erkenntniß, Geſtaltung der Dinge durch die Thatkraft und durch die poetiſche und künſtleriſche Geiſtesmacht ſollen im Einklang mit ihr den lebendigen Gott preiſen, der von Allem der Ausgangspunkt und das Ziel iſt. Darum ſoll und muß auch die Wiſſenſchaft in den großen Chor des Lobgeſanges einſtimmen, welchen alles Geſchaffene dem Ewigen darbringt, und alle Verwendung der Wiſſenſchaft zu Bändigung und Verwerthung der rohen Naturkraft ſoll nicht aus dem Auge verlieren, daß über dem ökonomiſchen Nutzen ihrer Arbeit noch der geiſtige Gewinn ſteht, welchen ſie dem Bewußtſein der Macht und Kraft der menſchlichen Perſönlichkeit bringt, welches ſich mit der wahren Demuth zu ſo ſchöner Harmonie des ächt Menſchlichen einigt. Da alſo, wo die Wiſſenſchaft in allen ihren Zweigen ſich berührt, ſich durchdringt, darf dieſer höchſte Zielpunkt nicht unter der Vielheit des Mannigfaltigen verloren gehen. Wie die Philoſophie hinſichtlich der Prinzipien und Methoden dieſe Einheit anſtrebt, ſo ſoll eine dem Chriſtenthum entſtrömende Betrachtung ſie in dem letzten Ziele alles Menſchenlebens ſuchen. Eine wahre einheitliche Univerſität wird ohne dieſe Betrachtung nicht erzielt. Die Meiſter und die Jünger der Wiſſenſchaft bedürfen dieſer beiden Einheitsbande in der Philoſophie und in der chriſtlichen Betrachtung. Letztere darf aber nicht etwa blos die Erklärung des beſonderen kirchlichen Dogma's, nicht die Erläuterung der Confeſſion der einzelnen Kirche ſein, ſie muß, ſich ſpiegelnd im Stoffe und in den Errungenſchaften der beſonderen Wiſſenſchaften, ruhend auf der Geſchichte der Offenbarung und der chriſtlichen Menſchheit, eine beſtändig erneuerte Herzurufung der Forſcher und Schüler in den einzelnen Wiſſensgebieten zu der lebendigen Quelle der Gottesgemeinſchaft ſein, die erſt die letzten Werthe der Wiſſenſchaft und Erkenntniß und ihrer Anwendung zum Bewußtſein bringt. Eine Inſtitution fehlt unſern Univerſitäten, in welcher das, was die engliſche Kirche zu einſeitig und eng, zu inſulariſch, als gäbe es jenſeits der Meere keine Welt, in Ausführung

gebracht hat, in viel höherer Weiſe durch Männer von umfaſſendem wiſſenſchaftlichem und chriſtlichem Geiſte zur Vollziehung käme. Durch ſie erſt wären unſere Univerſitäten, ohne die Wiſſenſchaft zur Magd der Kirche herabzuwürdigen, was ſie ſein ſollen, chriſtliche Feuerherde des Geiſtes und der Wahrheit.

Und nun blicken wir auf die Geſchichte des deutſchen Geiſtes zurück, um geſtehen zu müſſen, daß er ſein Werk zu thun nur erſt angefangen hat. Hier liegt ſeine größte Aufgabe. Wir ſind, wir wiederholen es, nicht ein bloßes „Volk von Denkern“ aber wir wollen auch nicht eine Menge von bloßen gedankenloſen „Thuern“ werden, ſondern Denken und Thun und beides auf der heiligen Wurzel der Gottesgemeinſchaft ſoll unſer harmoniſches großes Erbtheil werden.

Es fällt uns nicht ein, im Großen den Particularismus zu predigen, während er im verhältnißmäßig Kleinen ſchwinden ſoll, alſo etwa Deutſchland als den Particular-Staat des Reiches Gottes zu betrachten. Vielmehr iſt es uns in dieſem weiten Reiche nur der Theil, die Provinz, und unſer Blick iſt weiter gerichtet. Aber wir haben es zunächſt mit Deutſchland zu thun, ſeinem Einſt und Jetzt, und werfen einen Blick auf das zukünftige Einſt hinaus. In Gottes großen Reiche iſt aber die Mannigfaltigkeit der Nationen berechtigt, erſt der verwandten germaniſchen, dann aber auch der romaniſchen und ſlawiſchen. Ueber ihre Beſtimmung und Beziehung zu Deutſchland zu reden, behalten wir uns noch vor. Ja über ſie hinaus, in der Civiliſation und Chriſtianiſirung der Welt muß unſer Blick gehen, auf die gewaltige Miſſion der Chriſtenheit an die Völker der Erde.

Wie in der Wiſſenſchaft, der Schule, der Welt des Gedankens, ſo nicht minder in der *Kunſt* hat das Reich Gottes auf Erden, die Emporhebung des menſchlichen Lebens zur Gemeinſchaft mit dem göttlichen Leben, die Einigung des Dieſſeits und Jenſeits, ſeine Vollziehung. Sie iſt ja die Verkörperung des Idealen und kann dieſes Ideale nicht anſchauen, ohne in das Gebiet des Ewigen ſich empor zu ſchwingen. Die Kunſt berührt ſich überall mit der Religion, und nie wird ſie zu einem wahrhaftigen Leiſten und Darſtellen gelangen, wenn ſie dieſem höchſten Gebiete des Geiſtes ſich entzieht. Aber ſie iſt zugleich national in ihrer beſonderen Erſcheinung,

und ſie ebenſo, wie die Religion und die Wiſſenſchaft, hebt das blos Nationale zum Univerſalen empor und läßt die edelſten Güter jedes einzelnen Kunſtvolkes in alle andern hineinleuchten. Es iſt dem Germanen die Kunſt ein weſentliches Gebiet ſeines Lebens. Die Weltverklärung iſt eine chriſtliche, wie eine germaniſche Idee, die Gottverwandtſchaft des Menſchen nicht weniger. Ob der Künſtler das bewegte Meer und die ſtille Luft, ob er die ewig ragenden Hörner der Alpenwelt oder das traulich verſteckte Thälchen mit ſeiner Hütte, ob er das einſame Thierleben des Waldes oder das Getümmel der Schlacht, ob er den Frieden und die Pracht der Pflanzenwelt oder die menſchliche Geſtalt in ihrem Handeln darſtellt, ob er Denkmäler und ſymboliſche Geſtalten bildet oder Paläſte und Dome aufthürmt, überall ſchwebt der Hauch des Idealen verklärend über der Wirklichkeit, ja er durchweht ſie, und dieſe lebendige Beziehung der körperlichen Natur und der Innenwelt des Geiſtes, dieſes Ahnen und Suchen im Beſtehenden nach einer dasſelbe tragenden und vollendenden unſichtbaren Welt, es iſt ja gerade die beſondere Eigenheit des germaniſchen Geiſtes. Nicht das pantheiſtiſch verſchwimmende Naturgefühl iſt, wie man behauptet hat*), im Unterſchiede von der monotheiſtiſchen Weltanſchauung, welche dem ſemitiſchen Geiſte eigne, das Weſen des ariſchen, des indogermaniſchen Geiſtes, ſondern die Anſchauung der über die allgemeinen Naturmächte ſiegenden Perſönlichkeit, der auch im Tode noch triumphirenden Willenskraft des Helden, alſo das Emporringen aus der dunklen Region, in welche die pantheiſtiſche Anſchauung den Menſchen verſinken läßt. Darum iſt ihm auch in der Kunſt nur als Hintergrund, nicht als beherrſchende Macht dieſes Naturgefühl eingeboren, während er die That, den Willen, den mit Gott geeinigten Menſchen, den im Unterliegen ſiegenden Gottmenſchen verherrlicht. Kunſt und Chriſtenthum einigen ſich und ſtreben himmelan in den majeſtätiſchen Domhallen und Rieſenpfeilern und in die blaue Himmelsluft immer freier emporſteigenden Thürmen der deutſchen Baukunſt. Die Verklärung des Irdiſchen ins Himmliſche, wie das Chriſtenthum ſie verkündet und verheißt, antwortet dem Ringen des germaniſchen Gemüths, und wenn auch dieſe Verklärung

*) Burnouf: Sur les Védas. Paris 1865.

in deutſcher Kunſt noch nicht erreicht iſt, ſondern ſie hinter der vollendetſten Stufe der romaniſchen mit ihrer Verherrlichung der ſinnlichen Perſönlichkeit zurückſteht, ſo iſt ihr doch das Ziel ihres Ringens über dieſe hinaus gegeben. Die Wiedererſtehung der deutſchen Nation allein kann die großen Ziele des künſtleriſchen Schaffens wieder vor Augen treten laſſen, wie ſie auch der Wiſſenſchaft neuen Schwung zu univerſalen Schöpfungen verleihen wird. Die Kunſt hat die Seite des Reiches Gottes auf Erden zu verwirklichen, welche die Schönheit der göttlichen Schöpfung und Idealwelt zur Anſchauung bringt.*) Die deutſche Nation aber hat ihre Kunſt ins Leben zu übertragen, wie ſie auch ſchon in vielfacher Weiſe thut**), und den Zauber des Schönen als einen geheiligten dem ganzen Volke zugänglich zu machen, damit aber das ganze geſellige Leben von der Familie aus zu veredeln und zu verſchönern. Sie hat in ihren großen Dichtern und deren edelſten Werken die dem claſſiſchen Alterthum der verwandten Nationen entſtrömende Quelle der Schönheit in ihre Gefilde zu leiten und nicht in grämlicher Verachtung dieſes hohe Nationalgut gering zu achten, aber auch nicht im „Cultus des Genius“ menſchenvergötternd die ewige Quelle zu verlaſſen. Sie wird ihrer großen ſchöpferiſchen Geiſter ſich erſt recht erfreuen, wenn ſie durch ihre Harmonien in Wort und Ton ſich höher tragen läßt zu der Weihe der Begeiſterung, die Großes vollbringen und edle Früchte aus dem Vollbrachten gewinnen läßt. Dem Reiche Gottes gehört daher auch die nationale Poeſie an, aber ſie wird nicht uns im Kreiſe des Irdiſchen feſthalten dürfen, welches erſt in ſeiner Verklärung zum Himmliſchen die volle Wirklichkeit dieſes Reiches iſt.

Denn dies iſt das Weſen deſſelben, daß es in der gottgeſchaffenen ſinnlichen Wirklichkeit wurzelnd dieſe geiſtig durchhaucht und emporhebt und verklärt in das Himmliſche und Ewige. Der Staat, ſeine Ordnung in den Ständen, die Arbeit an der Natur, die Veredlung des Planeten durch den Menſchen, das Gewerbe und der Handel, die Familie vom Staate geſchirmt und wieder ſeine lebendige Wurzel, die Kirche, die zeitlich werdende Erſcheinung der

*) Vergl. Grau: Semiten und Indogermanen. S. 220 ff.

**) Man denke an die Bilder, welche jetzt unſerer Jugend gewidmet werden, an die Vereine für chriſtliche Kunſt, katholiſche und evangeliſche.

Religion, die das feuerflüssige Gestirn, den von der heiligen Flamme der Gottesliebe und Gottesoffenbarung geschmolzenen Fels der menschlichen Naturart in feste Gebilde gestaltet, die Wissenschaft, welche beiden entstammend auch beide zur wachsenden Erkenntniß bringt, die der Natur, der Geschichte, dem Geiste ihre Gesetze abgewinnt und sie als Gesetze des ewigen Gotteswillens, als Gesetze der Gnade erforscht, die in den festen Zügen des Erdangesichts den Schlüssel zu der Geschichte der Völker und in diesen wieder das bewegliche Mienenspiel des uralten Antlitzes erkennt, die zugleich dem Culturmenschen den Herrscherstab über die Natur in die Hand legt, die Kunst, die über die schroffe Wirklichkeit ihren versöhnenden Farbenbogen spannt und Herz und Blick und Willen emporführt zu der ewigen Lichtwelt, sie alle münden in den bewegten Strom des Gotteslebens auf Erden, sie schaffen aus der Nation ein Gottesvolk und aus den Nationen die Familie von Völkern, welche das Erdreich im Frieden besitzen. Dafür soll das deutsche Volk seine Arbeit thun, ernste, strenge aber geweihte Arbeit und so fest es weiß, daß „Christi Reich nicht von dieser Welt ist“, so soll es auch die Gewißheit nie verlieren, daß jenes Reich in dieser Welt lebt und „Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste“ ist (Römer 14, 17) und bleiben wird.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

7312 040

3 2044 037 990 884

DATE DUE

DEMCO, INC. 38-2931